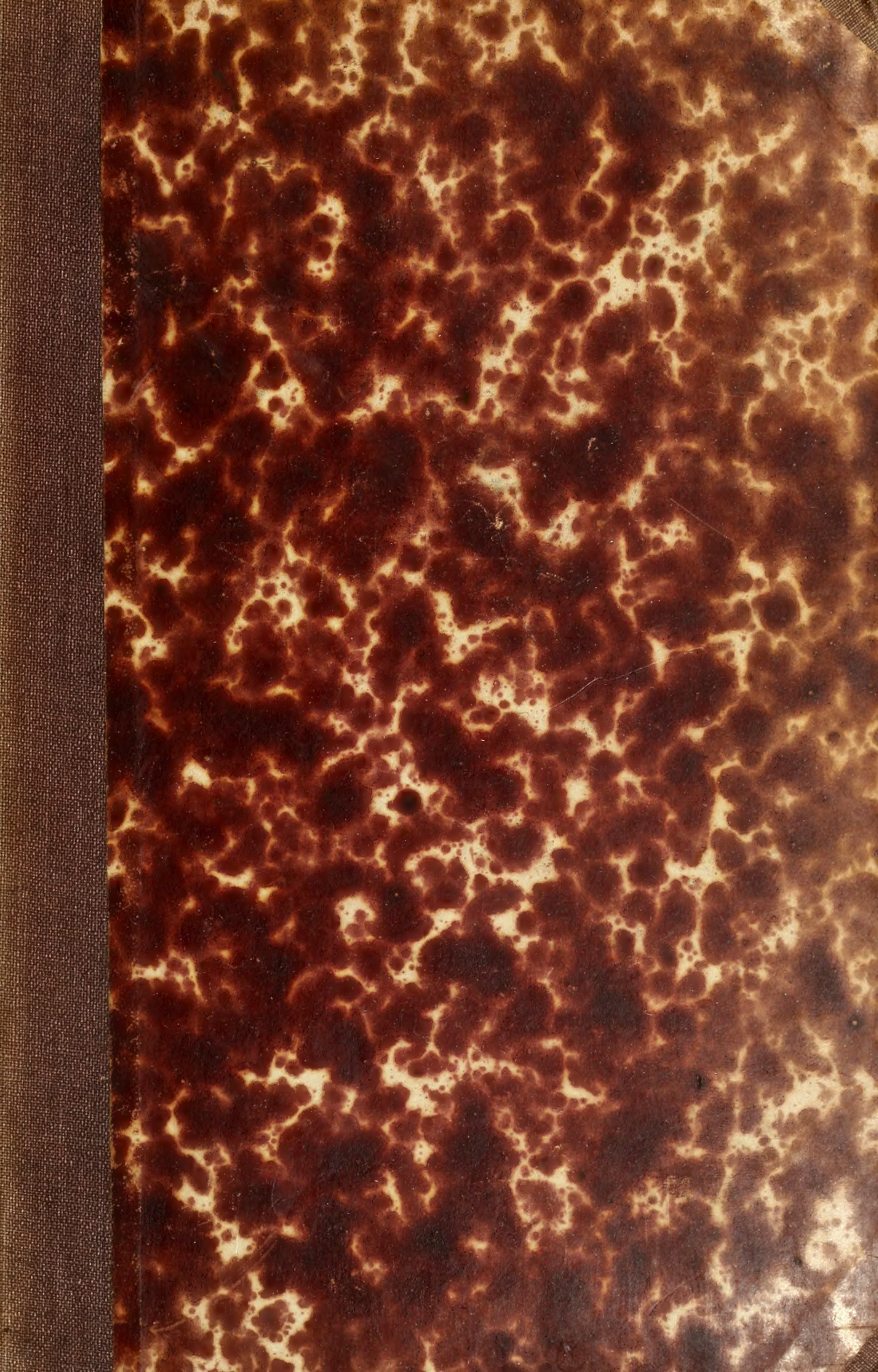
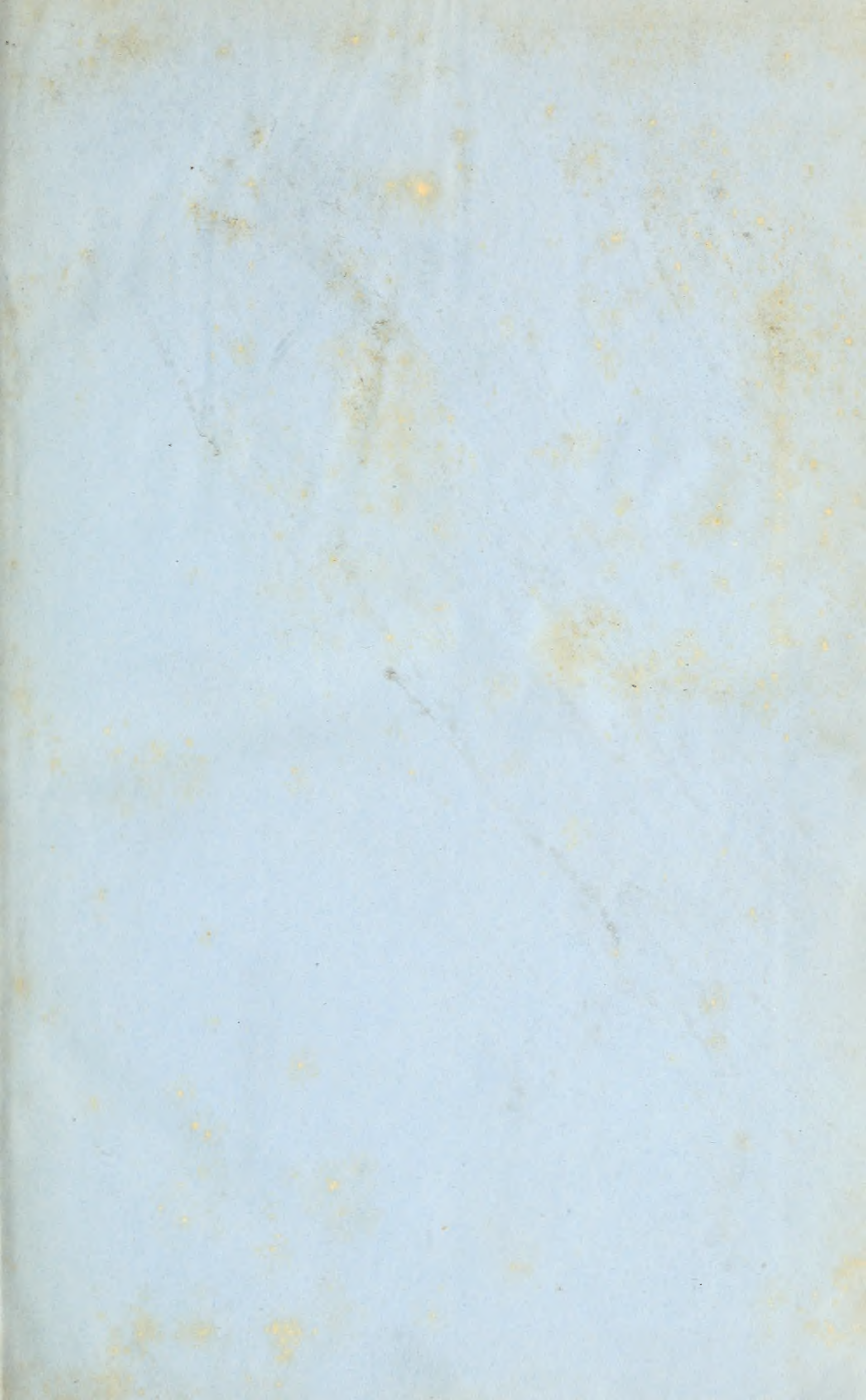






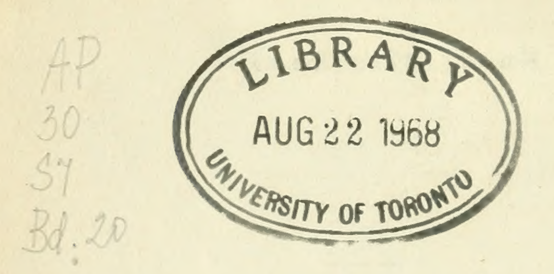


Stimmen aus Maria-Laach.

Katholische Blätter.

Zwanzigster Band.

Freiburg im Breisgau.
Herder'sche Verlagshandlung.
1881.
Zweigniederlassungen in Strassburg, München und St. Louis, Mo.



Buchdruckerei der Herder'schen Verlagshandlung in Freiburg.

Inhalt des zwanzigsten Bandes.

Recensionen.

Miscellen.

Zur Orientirung im Culturkampf.

Nunmehr sind es acht lange Jahre, daß der sogenannte Culturkampf durch die deutschen Gaue zieht, nicht orkanartig, wie ein rasch niederschmetternder Sturmwind, sondern wie ein Strom alle äußeren Institutionen der Kirche Christi nach und nach unterwühlend, langsam und gründlich mit allem aufräumend, was von der äußern Welt her dem religiösen Leben eine Stütze bieten könnte. Und noch immer kein Aufhören. Im Gegentheil scheinen die einmal entfesselten Elemente von Jahr zu Jahr mächtiger anzuschwellen und die verschiedenen Länder der Erde immer tiefer in den Alles verheerenden Wogendrang hineinzuziehen. Jene geistige Macht, der wir unser Heil anvertraut haben, erscheint in der Gegenwart wie ein gebrechliches Fahrzeug, welches unter dem Rollen des Donners und Heulen des Sturmwindes, durch hochaufschäumende Wogen hin- und hergeschleudert, kaum noch seinen Weg findet. Wohin wir unsern Blick auch werfen: unser schwaches Schiff scheint unter den übermächtigen Culturfluthen begraben, dem Untergang entgegenzugehen.

Wie oft ist auch nicht dieser Untergang von den Stimmführern der „öffentlichen Meinung" als nächst bevorstehend verkündet worden! Anders urtheilen aber die, welche die Sachlage mit größerem Bedacht in's Auge fassen. Bis jetzt ist das Fahrzeug trotz seiner scheinbaren Ohnmacht wahrlich noch nicht aus den Fugen gegangen. Unbeirrt durch das Siegesbrüllen der ringsum tosenden Elemente verharrt Klerus und Volk, verharren alle Angehörigen der hartbedrängten Kirche ungebeugten Muthes; und nicht das geringste Anzeichen deutet darauf, daß die feste Beharrlichkeit irgendwie in's Schwanken gerathen werde.

Allerdings haben unsere Gegner dem äußern Scheine nach großartigen Erfolg errungen. Sollten sie den Muth finden, auf solchen Erfolg mit Befriedigung hinzublicken, wir Christen wollen ihnen darob nicht zürnen. Uns aber fällt es nicht schwer, jene glänzenden Schein-

erfolge im rechten Lichte zu beurtheilen. Hierzu bedarf es nur eines flüchtigen Blickes auf die bei allen Christenverfolgungen in Betracht kommenden Factoren. Solche Factoren erblicken wir zunächst in den kämpfenden Feinden und den leidenden Christen, und schauen wir etwas tiefer, so gewahren wir noch zwei andere: es ist Gottes leitende Vorsehung und der Charakter des Christenthums. Indem wir diese vier Factoren im Auge behalten, wissen wir, was wir von dem Fortgange des Kampfes zu erwarten haben.

Reden wir von dem ersten Factor, von den Feinden, so bleiben die politischen Machthaber gänzlich außer Acht. „Die politischen Momente," so erklärte der selige Mallinckrodt in seiner letzten großen Rede, „die äußern Machtverhältnisse, die dem leitenden Staatsmanne zur Seite stehen, sind weit vorübergehenderer Art, als wie der treibende Geist und das geistige Moment, was in diesem Kampfe das Treibende ist.... Die Zwischenerscheinung, so mächtig auch die Erscheinung eines Fürsten Bismarck ist, ist eine vorübergehende Erscheinung; das ist zwar eine mächtige Person, aber schwach wie ein Rohr gegenüber dem weltbewegenden Kampfe solcher Gegensätze." Wo haben wir also dieses geistige Moment, diesen treibenden Geist zu suchen? Von mancher Seite wird man uns auf eine gewisse protestantische Tradition hinweisen, welcher es von jeher darum zu thun gewesen wäre, die Katholiken Preußens auch in allen ihren kirchlich-religiösen Anliegen immer mehr von Berlin, anstatt von Rom, abhängig zu machen, und so dieselben, wenn auch nicht dem Namen, so doch der Sache nach zu Protestanten umzuformen. Doch mag auch gedachte protestantische Tradition zur Anfachung des Culturkampfes innerhalb der preußischen Landesgrenzen mitgewirkt haben, mögen auch jetzt noch ihre Träger der Meinung sein, sie trieben und schöben: den eigentlichen Factor, der in dem gegenwärtigen Kampfe das Treibende ist, haben wir aber anderswo zu suchen. Unmöglich können die so weit und so tief gehenden Wogen des großartigen Culturkampfes auf ein Moment zurückgeführt werden, welches aus preußischen cäsaro-papistischen Gelüsten und aus mißverstandenen Bibelsprüchen seine wesentliche Bedeutung hernimmt. Alle Thatsachen deuten vielmehr darauf hin, daß wir in dem großen einheitlichen Kampfe gegen die Kirche die wilden Ausbrüche jenes gegen Gott und Christus feindseligen Revolutionsgeistes zu erblicken haben, welcher vom Anbeginne der Zeiten her den Kampf zwischen Glauben und Unglauben zum tiefsten Thema der Weltgeschichte gemacht und seit drei Jahr-

hunderten wieder einen mächtigen Aufschwung genommen hat. Heute erscheint dieser Geist in der Form des modern-philosophischen Staatsgedankens auf der Bühne des öffentlichen Lebens, d. h. er proclamirt, daß das Gutbefinden einiger Sterblichen hier auf Erden als das absolut unanfechtbare Gesetz angesehen werden müsse, dem sich Gott und Gottesordnung unbedingt zu fügen hätte. Und man bemüht sich um so mehr, diesen Gedanken mit dem Nimbus der „Wissenschaft" zu umgeben, als man denselben wissenschaftlich nicht anzufassen, geschweige denn zu analysiren vermag, ohne daß er sich sogleich in eiteln Dunst verflüchtigt.

Soll nun vielleicht mit Obigem gesagt sein, daß Alles, was heute culturkämpft, den Haß gegen Religion, gegen Gott, gegen Christus offen auf seine Fahne schreibt? Nichts weniger als das. Bei den Meisten, welche in dem gegenwärtigen Culturkampfe gegen die christliche Kirche Partei nehmen, steht „Religion", „Gott", wohl gar „Christus" hoch angeschrieben. Aber was verstehen diese Leute unter „Religion"? Nichts als eine süße Schwärmerei, ein schmachtendes Gefühlswesen, welches dem sentimental angelegten Menschen nun einmal Bedürfniß wäre. Und zwar besitzt dieser moderne Pharisäismus seine Adepten bis in die höchsten wissenschaftlichen Kreise hinein. Denn „religiös" zu sein, gehört nun einmal zum guten Ton. Darum legt man sich eine Auffassung von Religion zurecht, welche mit ausgesprochener Gottesläugnung und vollendetem Thierheitscultus sich verträgt. Jene, welche mit Häckel sich zum brutalsten Materialismus bekennen, sind ebenso „echt religiös", wie die, welche mit den Berliner Gelehrten (Virchow, Dubois-Reymond u. s. w.) auf jede übersinnliche Erkenntniß Verzicht leisten, um ihr ganzes Interesse der sinnlichen Erscheinungswelt zu widmen. — Und weil nun einmal Religion ohne „Gott" im öffentlichen Leben unpraktisch ist, so hat man ohne Beschwerniß auch Gott als „Gemüthspostulat" hinzugeträumt und dem Staate zur gefälligen Beachtung empfohlen. Von dieser „Idee" soll der Staat gute Dienste erwarten und ihr dafür Schutz und Stütze gewähren. Hatte man früher nach christlicher Anschauung im Staat einen Fürsten von Gottes Gnaden, so besitzt man jetzt einen Gott von Staats-Gnaden und zu Staatszwecken, welcher die Behörden in der Regierung der Volksmassen je nach Befinden des Cultusministeriums zu unterstützen hat. Aber das ist nicht der lebendige Gott, welcher aller Dinge Urgrund und Endziel ist, nicht der unendliche Gott, der zukünftige Richter der Lebendigen und

der Todten, welcher Herrscher und Unterthanen, Groß und Klein dereinst zur Rechenschaft zieht. Es ist eine wesenlose Vorstellung, eine Art von Poesie, eine Maske, unter welcher sich der durchgreifende Abfall vom wahren Gott zu verbergen vermag. — Doch, es gibt auch Culturkämpfer, welche nicht nur „Religion" und „Gott" besitzen, sondern sogar „Christen" heißen wollen. Was hat sich im Verlauf der Zeiten nicht Alles schon „Christ" genannt! Es braucht wahrlich nicht vieler Weltkenntniß, um zu gewahren, daß unsere culturkämpfenden „Christen" nicht zu jenem Christus stehen, der da gesagt hat: „Suchet zuerst das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit"; — „wer mir nachfolgen will, der verläugne sich selbst"; — „das Himmelreich leidet Gewalt" — daß ihnen vielmehr Christus nichts als eine schöne Phrase ist, welche sie in ihrem Leben wenig genirt. Als der ehrwürdige Holzhauser unsere jetzige Zeit im Seherblick erschaute, gewahrte er auch diese „Christen" und charakterisirte sie mit den drastischen Worten: „Qui habent nomen Jesu in ore, et mundum in manibus, et diabolum in corde."

Wir wollen übrigens nicht in Abrede stellen, daß unter der großen Masse derer, welche im Culturkampfe mitmachen, auch solche seien, denen der Christusglaube noch nicht ganz abhanden gekommen ist; wir wissen diese nicht besser zu bezeichnen, als indem wir sie der kopflos mitlaufenden, zujauchzenden Straßenjugend beizählen, wie sie bei jedem Straßenlärm bei der Hand zu sein pflegt; ihnen möge Gott der Herr verzeihen, denn sie wissen nicht, was sie thun.

Suchen wir also den Geist, der in diesem Kampfe das Treibende ist, so erblicken wir ihn in dem Abfall von dem wahren, lebendigen Gott, in offenem oder auch mehr oder minder verkapptem Unglauben. Es sind das fast alle namhaften Vertreter der „modernen Wissenschaft", jene zahlreichen Hochschul-Professoren und Schriftsteller, welche den Atheismus zur Voraussetzung und zum Ausgangspunkt ihres Forschens gemacht haben. Es sind das die auf „Bildung" Anspruch machenden Volksmassen bis hinab zu den Socialdemokraten, welche von der vorgeblichen Wissenschaft wenigstens soviel verstehen, daß mit dem Tode Alles fertig sein, daß es keinen Gott geben soll, den man in der Wirklichkeit zu beachten hätte. Im öffentlichen Leben ist es der Staatsgötzendienst, der Macchiavellismus, ist es die ausschließliche Rücksichtsnahme auf zeitliche, irdische Interessen, das aller Idealität bare Rechnen mit den materiellen Machtmitteln, die Emancipation von den Grundsätzen des Rechtes und der Moral, Gründerthum und Gründerwirthschaft, Schwindel und

Corruption in allen erdenklichen Formen. Im Leben der Einzelnen ist es der zügelloseste Egoismus, die Emancipation der niedrigen Elemente im Menschen von den höhern, die schmutzigste Gemeinheit unter dem Firniß von „Bildung".

Bereits seit längerer Zeit hatte sich der fürchterliche Krankheitsstoff der Gottentfremdung in außergewöhnlichem Maße angesammelt, hatte er sich insbesondere die höhere Wissenschaft, welche die Führerin der Zeitentwicklung zu sein pflegt, dienstbar gemacht, so daß an fast allen Stätten dieser Wissenschaft die raffinirteste Gottlosigkeit ihr Banner frei entfalten durfte. Diese finstere Macht betrachtete mit steigendem Ingrimm die Entfaltung des christlichen Lebens im deutschen Volke, wartete mit Ungeduld auf den Augenblick, in dem es ihr gestattet werde, mit barbarischer Rücksichtslosigkeit alle Gebilde der christlichen Cultur zu vernichten. Darum hatten denn auch christliche Männer, welche vermöge ihres Berufes auf einen höhern Standpunkt gestellt und mit weitersehendem Blicke ausgerüstet waren, bereits seit längerer Zeit die kommende Krisis vorausgesehen. Jetzt erinnert man sich an so Manches, was damals, als es gesprochen, nicht verstanden wurde. Bereits dreißig Jahre sind es, da sagte der hochselige Cardinal Geissel zu einem Priester, der sich dem Ordensleben widmen wollte, tiefbewegt die Worte: „O, wie glücklich sind Sie! Nicht lange mehr wird es dauern, und schwere Tage werden hereinbrechen; und dann wehe vor Allem uns Bischöfen!" Und als vor etwa zehn Jahren die Hirten der Kirche zum Concil nach Rom zogen, da bemächtigte sich Aller ein Gefühl, wie wenn man auf hoher See gewahrt, daß im Hinblick auf schwarz heraufziehende Gewitterstürme von der Schiffsmannschaft die umfassendsten Vorkehrungen getroffen werden. Die Katastrophe ist da, die Wogen sind losgebrochen, in allen Formen und Tonarten umgibt uns das Tosen der wildaufgeregten Fluthen.

Aber wahrhaftig, wir müßten verzweifeln an der menschlichen Natur; oder besser: wir müßten verzweifeln an dem göttlichen Schutz, welchem die edle menschliche Natur in der christlichen Kirche unterstellt ist, wenn wir nicht überzeugt wären, daß die Menschheit der Barbarei der modernen Cultur nicht verfallen wird, und daß sich diese Wogen gerade so verlaufen werden, wie es bei den frühern Culturverheerungen der Fall war. Wohl ist der gegenwärtige Culturkampf in mancher Hinsicht radikaler, als in frühern Jahrhunderten; und wer weiß, was uns derselbe in seiner weitern Entwicklung noch

bringen wird? Der protestantische Historiker J. F. Böhmer schrieb einst die ernsten Worte: „Umwälzungen dürften bevorstehen, wie zur Zeit der Völkerwanderung; nur daß die Barbaren nicht mehr von Ost und West kommen, sondern daß sie aufwachsen aus dem Boden, zwischen unsern Füßen.... Wenn's losbricht, werden die Regierungen meist elend zusammensinken; und nach Verdienst; denn sie haben mit den revolutionären Bestrebungen fast überall coquettirt, und nichts mit Plan gefördert, was bessere Gesinnungen hätte erzeugen können." Ob und inwiefern solche Vorhersagungen sich buchstäblich erfüllen werden, entzieht sich unserer Kenntniß. Sicher drohen uns noch schlimmere Zeiten, aber auch das wissen wir, daß solchen Gegnern, wie sie gegenwärtig im Culturkampf der christlichen Kirche gegenüberstehen, schließlich der Sieg nicht verbleiben kann. Die menschliche Natur mit ihren geistigen Gütern, für welche die Kirche kämpft, wird die Oberhand behalten.

Sollte dieses Vertrauen einer Stärkung bedürfen, so finden wir solche im Hinblick auf den zweiten Factor, auf die, welche in dem großen Kampfe der Gegenwart den leidenden Theil bilden. Was für ein weites Bild entrollt sich da unsern Blicken! Der gegenwärtige Kampf ist nicht von localer Natur; wir sehen nicht die Katholiken eines einzelnen Landes den Angriffen des Gotteshasses ausgesetzt. Nein, der Kampf ist ein wahrhaft internationaler, ein weltumspannender, ein Kampf auf Leben und Tod, ein Kampf um die Existenz der von Christus gestifteten Kirche. Sollen wir etwa bei dem Anblick eines so imponirenden Schauspieles verzagen? Im Gegentheil: bei solcher Sachlage müssen wir unwillkürlich denken an die portae inferi, dürfen wir uns unmittelbar stützen auf die von Christus gegebene Verheißung, daß der Sieg uns verbleiben muß und verbleiben wird.

Unsere Zuversicht wird noch bedeutend gestärkt, wenn wir den Blick auf unserem Deutschland verweilen lassen. Da gewahren wir Christen, welche Gott der Herr durch seine gütigen Fügungen seit mehreren Decennien auf die Zeit des Kampfes vorbereitet hatte, Christen, welche bis jetzt Dank der göttlichen Gnade mit der Gesinnung der Martyrer in den Culturkampf eingetreten sind.

Es würde uns zu weit führen, wollten wir Alles das anführen, was seit den dreißiger Jahren geschehen ist, um uns deutschen Katholiken immer helleres Licht und größere Willensstärke zu bereiten. Bezeichnend ist das Wort, welches ein deutscher Kirchenfürst zu Anfang

der sechziger Jahre äußerte. „Er zittere," so sagte er, „so oft er daran denke, wie viel in Deutschland zur Stärkung des Glaubenslebens geschehe: durch das aufopfernde Wirken eines in jeder Hinsicht ausgezeichneten Weltklerus, durch Exercitien und Volksmissionen und die gesegnete Wirksamkeit so vieler Klöster; denn solche Vorbereitungen deuteten hin auf Zeiten schwerer Heimsuchung." Nun wohl, Gott der Herr hat das, was er so lange Zeit hindurch in besonderer Huld zur Erneuerung des christlichen Lebens unter uns gethan hat, nicht gethan, damit wir in den Fluthen der Bedrängniß begraben werden, sondern damit bei unserer persönlichen Bedrängniß die heilige Kirche von der Macht der Wogen hoch emporgehoben werde zum Schauspiel für die ganze Welt!

Und wie haben die Katholiken Deutschlands den Erwartungen entsprochen? Dank der Gnade haben sie sich bewährt als solche, welche Kampf und Leiden nicht entmuthigt, sondern aufrichtet, nicht verwirrt, sondern aufklärt. Mag auch der mächtige Strom an mancher Stelle Loses und Faules weggespült haben: felsenfest hat sich die Brust der deutschen Katholiken den brausenden Wogen entgegengestellt. In diesen katholischen Herzen finden wir dieselbe Gesinnung, mit der das Christenthum seinen Siegeslauf auf dieser Erde begann: „Wir leiden, aber man schüchtert uns nicht ein; wir gerathen in Noth, aber wir kommen nicht um; wir leiden Verfolgung, fühlen uns aber nicht verlassen; man wirft uns zu Boden, aber wir unterliegen nicht." [1] Tritt uns in dieser Wirkung der göttlichen Gnade nicht ein Schauspiel entgegen, welches unser Herz mit freudiger, lichter Hoffnung erfüllen muß? Wenn Gott zuweilen zuließ, so sagen wir mit dem ehrwürdigen Paderborner Bischof, daß von einem Lande oder Volke der Leuchter hinweggerückt wurde, so geschah dieß jedesmal zur Strafe dafür, daß dieses Volk sich der Gnade des Glaubens und der kirchlichen Einheit unwerth gemacht, daß an die Stelle eines frischen gesunden Lebens Fäulniß oder Versumpfung getreten. Nie aber hat man in der Geschichte ein Beispiel gesehen, daß ein Volk, welches Gott und der heiligen Kirche im Ganzen und Großen die Treue bewahrt, in der Häresie oder im Unglauben untergegangen, oder durch Schisma vom Felsen und Mittelpunkte der Einheit losgerissen sei. Sind nun auch die Drangsale gegenwärtig einschneidender als jemals, verfügen die Feinde der Kirche über mehr Machtmittel als jemals: so haben die christusfeindlichen Mächte noch niemals die Glieder

---

[1] 2 Kor. 4, 8.

der Kirche so fest geeint, so voll starken Muthes und unentwegten Vertrauens gefunden, als dießmal. Somit dürfen wir vertrauen, daß die Vorsehung den deutschen Katholiken den Culturkampf nicht als Strafe, sondern als Ehrenaufgabe zugedacht hat.

Dieser Gedanke führt uns auf einen tiefer liegenden, den dritten Factor, der sich unserer Betrachtung darbietet: es ist das Gottes leitende Vorsehung.

Wer das Übel überdenkt, welches während der letzten drei Jahrhunderte im Schooße der europäischen Gesellschaft reif geworden, der wird gestehen, daß der grandiose Kampf, wie er von der modernen Juden- und Heidenwelt inscenirt wurde, und mit so vielem Bedacht und so vielen Machtmitteln ausgeführt wird, gerade das richtige Mittel ist, um die entsprechende Heilung einzuleiten. Das Übel läßt sich in dem Einen Worte zusammenfassen: Naturalismus! Ausschließliche Werthschätzung dieser Welt und der Genüsse, die sie bietet, Sich-geltend-machen im Sichtbaren, Hochhaltung des menschlichen Könnens und Wissens, Cult der Humanität als des absolut Höchsten, worin die ganze Natur culminirt: Das ist die Signatur unseres Jahrhunderts. Hier ist nun auch das Christenthum in Mitleidenschaft gezogen, indem man dasselbe gar zu sehr nach irdischem Maßstabe zu beurtheilen pflegt. Man glaubt, das Christenthum besitze seine eigentliche Kraft in den irdischen Stützen, die ihm bei der Erstrebung seines Zieles zur Seite stehen, etwa in dem blendenden Machtglanze seiner Priesterschaft — in den „blanken Thalern", wie zur Zeit der Bonner Professor Schulte sich ausdrückte — namentlich auch darin, daß die Staatsgewalt ihr eigenes Interesse dabei gefunden habe, der Kirche hold zu sein. Das Christenthum fühlt sich nun freilich sympathisch verbunden mit allen geordneten Verhältnissen dieser Zeitlichkeit, mögen sie Staat oder Familie oder sonstwie heißen; es ist naturgemäß angewiesen auf den Schutz und Beistand der irdischen Gewalten; es will sich aller natürlich-guten Mittel zu seinen übernatürlichen Zwecken bedienen. Aber seiner wesentlichen Kraft nach stammt es aus dem Übernatürlichen, und seinem wesentlichen Ziele nach ragt es hinein in das Übernatürliche. Es benutzt die natürlichen Mittel, ohne aus ihnen seine Stärke herzunehmen; es heiligt und ordnet die Bestrebungen dieser Erde, ohne in denselben seine letzte Aufgabe zu erblicken. Indem uns die Kirche auch für diese Erde die Fülle alles Guten und Edlen darbietet, ruft und betet sie: Sic transeamus per bona terrestria, ut non amittamus aeterna.

Heute nun gilt es, den übernatürlichen Charakter des Christenthums wieder in seiner vollen Klarheit hervortreten zu lassen. Es muß sich zeigen, daß das Christenthum auch dann fest steht und die Bürgschaft seiner Weiterexistenz in sich trägt, wenn ihm alle natürlichen Stützen, welche es unter normalen Verhältnissen benützen darf und benützen soll, genommen sind; daß es dann erst recht als die einzige menschenerlösende und menschenbeglückende Macht sich erweist, wenn man es in den Ruf der Humanitäts- und Culturfeindlichkeit gebracht hat. Dieß ist der Sinn der Worte des hl. Hilarius: „Ecclesiae proprium est, ut tunc vincat, quum laeditur, tunc intelligatur, quum arguitur.“ [1] So läßt es denn die Vorsehung zu, daß der Kirche Christi in der Gegenwart jene natürlichen Mittel entzogen werden, welche dem menschlichen Auge als für den Fortbestand der Kirche durchaus nothwendig erscheinen. Stütze nach Stütze ist weggenommen, so daß der Bau, wenn er nicht auf übernatürlichem Grunde ruhete, nothwendig zusammenstürzen müßte.

Dieß führt uns zum vierten und letzten Momente, dem wir unsere Aufmerksamkeit schenken wollen. Eine tiefe Aufregung und Unruhe zuckt durch alle Länder. Wie der Fieberkranke sich hin- und herwälzt, ohne Ruhe zu finden, so tobt auch ein Revolutionsfieber durch die Adern der Völker. Wir stehen mitten in einer Krisis, in einer gewaltigen Zeitwende, wo die Entwickelung der ganzen Civilisation der Menschheit in andere Bahnen geworfen werden soll, ähnlich wie vor 1800 Jahren. An einem solchen entscheidenden Punkte läßt die göttliche Vorsehung alle rein menschlichen und natürlichen Mittel zurücktreten, um das Kreuz, diesen allmächtigen Hebebalken, einzusetzen, welcher seinen Stützpunkt außerhalb dieser Erde besitzt. Das Christenthum ist sich gleich geblieben. Die Verhältnisse der Gegenwart sind im Wesentlichen die des Calvarienberges. Wenn heute die Sache der Kirche eine verlorene zu sein scheint, so war das ja auch damals der Fall. Die Dornen der Drangsale, die man heute der Kirche um das Haupt windet; der Spottmantel des Hohnes, den man ihr als einer Herrschsüchtigen um die Schultern wirft; der Auswurf der Verleumdung, womit täglich aus zahllosen Juden- und Heidenblättern heraus das Antlitz der Kirche besudelt wird; das Vorgehen im Namen des Gesetzes, die Anklage auf Volksaufwiegelung, das einmüthige Zusammengehen aller Parteien, sobald es gilt, die katho-

[1] De Trinit. l. 7. n. 4.

lische Kirche herunterzureißen: das Alles und vieles Andere, was wir heute erleben, hat sich bereits damals ereignet am Gottessohne. Auch damals hegten diejenigen, welche der Kirche auf dem Calvarienberge in so schmerzlicher Weise die „Lebensadern unterbanden“, das triumphirende Siegesbewußtsein, die Kirche müßte, wofern sie von Gott wäre, sofort ihren Bedrängnissen ein Ende machen können.

Nichts wirkt nun so kräftigend, so tröstend auf die Gemüther der durch den internationalen Culturkampf bedrängten Christen, als das Bewußtsein, daß unsere Sache die des Kreuzes ist. Wahrlich, das mysterium crucis ist das Einzige, was unsere gegenwärtige Lage uns nach allen Seiten hin verständlich macht. Nur vom Calvarienberge aus vermögen wir die Gegenwart zu überschauen. Dieser Gedanke, den wir aussprechen, ist nicht neu. Per crucem ad lucem! rief ja der unvergeßliche Mallinckrodt in die kirchenpolitische Arena hinaus, als der jetzige Culturkampf zuerst seine verheerenden Wirkungen ausbreitete. Wir dürfen nicht aufhören, von diesem uns damals bezeichneten Standpunkte aus unsere Lage zu beurtheilen. Wie nimmt sich doch von dieser Höhe das gewaltige Hin- und Herwogen in der aufgeregten Gegenwart so ganz anders aus, als wenn man in der Tiefe irdischer Bestrebungen sich über den Staub dieser Erde kaum zu erheben vermag! Wie winzig erscheint da jener neue Thurm Babels, welchen die geschäftigen Bauleute, die Männer der modernen „Wissenschaft“, als Hort ihrer Cultur gegen Gott und seinen Christus in unbändigstem Stolze und thierischem Gelüste aufgebaut haben! Was denen da drunten Alles zu sein scheint, ist Nichts; und was ihnen als Niederlage vorkommt, bedeutet den herrlichsten Sieg. Von dem Standpunkte des Kreuzes aus gewahren wir, wie die eigentlichen Erfolge des Culturkampfes in die Ewigkeit hineinwachsen, wissen wir auch jenen Erfolgen eine richtigere Werthschätzung angedeihen zu lassen, welche den Keim einer besseren Zukunft für unsere irdischen Verhältnisse in sich bergen.

So beginnen wir denn das neue Jahr mit ungeschwächtem Muthe. „Culturkampf“ ist ein neuer Name für eine alte, uns längst bekannte Sache. Die vorgeblichen Erfolge unserer Bedränger erschrecken uns nicht. Unter solchen „Erfolgen“ ist die Kirche Christi groß geworden. Dieselbe Macht der Revolution, die uns heute bekämpft, vermaß sich bereits im 16. Jahrhundert, der katholischen Kirche nur noch ein Leben von höchstens hundert Jahren in Aussicht zu stellen. Und heute zeigt diese nämliche Kirche eine größere Lebensfülle, denn jemals. Im vorigen,

dem „philosophischen“ Jahrhundert hatte sich jene revolutionäre Macht zu einem so festen Siegesbewußtsein erschwungen, daß sie das Christenthum als eine abgethane Sache, als einen überlebten Standpunkt ignorirte. Und heute bewährt sich das Christenthum als die einzige civilisatorische Macht, während ringsum Alles in Auflösung begriffen ist. Wenn heute jene nämliche Revolutionsmacht das in der Kirche verkörperte Christenthum mit eisernem Fuße zerstampfen zu können glaubt, so hat sie wieder einen Höhepunkt ihres Wahnsinnes erreicht und den Sieg des Kreuzes in wirksamster Weise eingeleitet. Scheint Alles verloren, dann ist Alles gewonnen; ist die Noth am größten, dann ist Gott am nächsten. „Wenn ich schwach bin, dann bin ich stark.“ [1] — „Vertrauet, ich habe die Welt überwunden.“ [2]

Wie aber überall im christlichen Leben, so ist auch im großen Kampfe der Gegenwart göttliche Gnade und menschliche Mitwirkung auf das Innigste unter einander verschlungen: der Sieg ist nicht nur Gottes Sache, derselbe ist auch unsere Sache. Möge darum das feste Siegesbewußtsein, welches die Betrachtung der genannten beim Culturkampf thätigen Factoren einflößt, uns kräftigen, daß wir die heiligen Pflichten erfüllen, welche die außergewöhnlichen Zeitverhältnisse uns auferlegen. Das aber ist sowohl Geduld und Gebet, als auch thatkräftigste, allseitige Mitwirkung, und ganz vorzüglich Sorge für die heranwachsende Jugend.

T. Pesch S. J.

Ein Wort über die Vivisection.

Im August 1879 wurde zu Dresden ein „internationaler Verein zur Bekämpfung der wissenschaftlichen Thierfolter“ gegründet; die Fluth der Antivivisections-Bewegung steigt, bereits dringen ihre Wellenschläge bis in die Kammern der Legislative. Es scheint darum an der Zeit, unsere Leser über die vorliegende Frage etwas zu orientiren.

Bekanntlich ist die Vivisection ein Experiment, häufig eine blutige

---

[1] 2 Kor. 19, 10.
[2] Joh. 16, 33.

Operation, an lebenden Thieren, vorgenommen hauptsächlich zum Zwecke der physiologischen Wissenschaft und der Heilkunde. Im Interesse der letzteren ist dieselbe schon seit Galenus in Übung; sie hat aber in der neuern Zeit, durch den großen Aufschwung der Physiologie und anderer medicinischen Disciplinen, eine immense Ausdehnung gewonnen und unter dem Einflusse des modernen Materialismus leider mannigfach einen ausgesprochenen Charakter von Rohheit und Verwilderung erlangt.

Hiergegen erhob sich die öffentliche Meinung zuerst in England. Im Jahr 1874 wurde zu London ein großer internationaler Congreß der bekannten Thierschutzvereine abgehalten, auf welchem — man sagt, auf Veranlassung der Königin Victoria selbst — die Resolution gefaßt wurde: die Vivisectionen seien unter keinem Vorwande mehr zu gestatten und gesetzlich zu verhindern. Alle Kreise des englischen Volkes geriethen über die Vivisectionsfrage in Aufregung. Nur wer damals unter diesen braven Kindern Albions lebte, kann sich einen Begriff machen, mit welchem Eifer Ladies wie Gentlemen Partei ergriffen dafür und dawider, und in welch komischer Ideenverwirrung oft gute und schlechte Argumente durcheinander wirbelten.

Natürlich mußte das Parlament sich mit der Frage beschäftigen. Eine Commission aus sachkundigen Männern der Wissenschaft wurde ernannt und von Staatswegen beauftragt, die englischen und continentalen physiologischen Institute persönlich einer sorgfältigen Kenntnißnahme zu unterziehen, und diese legte ihre Erhebungen der englischen Regierung in einem 388 Folioseiten mit 6551 Paragraphen umfassenden Berichte vor. Das Resultat der parlamentarischen Verhandlung auf Grund des genannten Commissionsberichtes und der zahlreich eingelaufenen Petitionen war ein Gesetz, welches die Anwendung der Vivisection nicht absolut verbietet, aber für einzelne Fälle von der ausdrücklichen Erlaubniß des Home-Secretary abhängig macht. Dasselbe beruhigte die Gemüther nur zum Theil; die Agitation für völlige Beseitigung der Vivisection dauert fort, im vorigen Jahre noch hat diese Frage das Parlament auf's Neue beschäftigt.

In Deutschland wurde die öffentliche Meinung auf die Vivisectionsfrage hingelenkt durch Ernst von Weber in Dresden, welcher in seiner Schrift „Die Folterkammern der Wissenschaft“ aus dem englischen Commissionsbericht einen Auszug brachte und die sittliche Entrüstung über die Excesse der Vivisectoren in weiten Kreisen erweckte. Auch hier betrachteten die verschiedenen Thierschutzvereine die Sache als die ihrige,

und es ist bekannt, daß bereits die Regierungen die Vivisectionsfrage zu prüfen genöthigt wurden.

Voriges Jahr, in einer Sitzung des Finanzausschusses der bayerischen Abgeordnetenkammer, und zwar bei Berathung des Münchener Universitäts-Etats, antwortete Minister v. Lutz, über die Vivisectionen interpellirt: diese Angelegenheit sei im Ministerium eingehend berathen worden; die Vivisectionen seien ein unentbehrliches Mittel der Wissenschaft; daß Mißbräuche ferngehalten würden, dafür sei vom Cultusministerium hinreichend gesorgt. — Die österreichische Regierung gab im Wiener Reichsrath auf Interpellationen, die in Bezug auf die staatlichen Vivisections-Institute eingebracht worden, eine ähnliche Antwort. Seither ist von dem Centralcomité des Eingangs erwähnten „internationalen Vereins" bereits wieder dem deutschen Reichstag eine Petition eingereicht behufs „völliger Beseitigung" der Vivisection, und „eventuell zur Einschränkung" derselben[1]. „Wir sind der Ansicht," schrieb das Leipziger Tageblatt, Nr. 69, im März 1879, „daß der Streit nicht ruhen darf, daß er aber dahin geführt werde, wo er allein praktischen Erfolg haben kann: vor die Regierungen, vor die Ständeversammlungen!"

Die Literatur ist auf Seite der Offensive fortwährend im Wachsen[2]. Wir müssen aber gestehen, in dem Meisten, das wir über den sittlichen Charakter der Vivisection zu lesen Gelegenheit hatten, fand sich, verbunden mit den lobenswerthesten Bestrebungen, eine bedeutende Unklarheit der Ideen und unendlich viel Schiefes, Halbwahres und Halbfalsches, — gleich einem ausgedehnten Buschwerk, in welchem die angetretenen Pfade mehr dazu dienen, den Wanderer in ein rechtes Wirrsal als an das sichere Ziel zu geleiten.

Vor Allem ist in dieser Frage eine Unterscheidung ganz unerläßlich. Etwas Anderes ist die Vivisection, betrachtet nach ihren Excessen, Mißbräuchen und Frivolitäten; etwas Anderes, wenn man diese zufällige Umhüllung von ihr abstreift und nur das Wesen der Vivisection betrachtet, als Experiment an lebenden Thieren, insofern dasselbe zur Förderung der Wissenschaft nothwendig ist und die Mittel aufdeckt, um sonst unheilbaren Übeln der Menschheit zu begegnen. Wenn wir z. B.

[1] Mitgetheilt von Friedr. Zöllner, Über den wissenschaftlichen Mißbrauch der Vivisection mit historischen Documenten über die Vivisection von Menschen. Leipzig 1880. S. 385 ff.

[2] Ein Verzeichniß davon bei Zöllner a. a. O. S. 383.

lesen [1], wie Magendie ein feines, nervöses Wachtelhündchen, das er in der Auction erstanden hatte, mit seinen vier Pfoten und seinen langen, seidenweichen Ohren auf den Tisch nagelte und nun dem armen, angstzitternden Geschöpf langsam den Kopf aufsägte, die Augennerven zerriß und das Rückenmark zerschnitt, und das nach allen diesen Martern immer noch lebende Thierchen außerdem für die Versuche des nächsten Tages aufhob, — oder aber, wenn ein Physiologe und Vivisector in seinem Laboratorium einem Hunde mit gewandter Hand den Rückgrat bloßlegt und Nerv um Nerv, nur so weit nöthig, zwickt, um wissenschaftlich festzustellen, welche Nerven der Bewegung und welche der Empfindung zu dienen haben, und dann, nach erreichtem physiologischen Resultat, das verletzte Thier einem längern, unnöthigen Schmerze durch Tödtung entzieht: so fällt Jedermann der Unterschied auf; dort sieht er die Vivisection nach ihrem das sittliche Gefühl verletzenden Mißbrauch, hier aber die Vivisection an und für sich, in ihrem die Wissenschaft fördernden, der Mißbräuche entkleideten Wesen.

Nun kann die ganze Controverse sich nur um diese doppelte Streitfrage bewegen: Erstens, ist die Vivisection ihrem Wesen nach sittlich zu rechtfertigen oder nicht? — Zweitens, erscheint die Vivisection thatsächlich von Mißbräuchen begleitet, die offenbar der Sittlichkeit widerstreiten und gesetzliche Einschränkungen erfordern, oder soll die Vivisections-Freiheit unangetastet fortdauern?

Es lohnt sich in der That der Mühe, diesen zwei Fragen ein wenig auf den Grund zu schauen.

I.

Die Vivisection solle „gänzlich", also auch ihrem Wesen nach, beseitigt werden: das war die Forderung des großen „internationalen Congresses" der Thierschutzvereine zu London; das ist die Forderung einer der gründlichsten Schriften gegen die Vivisection von Dr. med. Grysanowsky [2]; das die Petition des „internationalen Vereins zur Bekämpfung der wissenschaftlichen Thierfolter" an den deutschen Reichstag. Und die Gründe? — Nun, wir wollen sie in ihrem logischen Zusammenhange aufstellen und auf ihre Beweiskraft prüfen.

---

[1] Zöllner a. a. O. S. 328.

[2] Die Vivisection, ihr wissenschaftlicher Werth und ihre ethische Berechtigung, von Jatros (Dr. med. Grysanowski). Leipzig 1877.

Ganz auf der Oberfläche schwimmt der Vorwurf der „Grausamkeit“, den man gegen die Vivisection geltend macht. Ihre Experimente seien ein roher Mißbrauch des thierischen Lebens, kurz, eine Thierquälerei, für welche man einen Schuljungen ordentlich züchtigen würde.

Hier aber vermeiden wir den Mißbrauch der Worte. „Grausamkeit“ ist etwas sittlich Verwerfliches, Unberechtigtes; Grausamkeit ist es, wenn man Thiere ohne Noth, ohne vernünftigen Grund, eben nur aus Muthwillen, Rohheit oder Frivolität schmerzlich behandelt: das ist grausame Thierquälerei. Ist aber ein vernünftiger Grund vorhanden, geschieht die Benützung des Thieres mit Maß und Ziel, hat man dabei einen höhern sittlichen Zweck im Auge, so kann ein solches Experiment mit nichten Grausamkeit oder Thierquälerei genannt werden.

Bei der Vivisection wird überdieß oft die Narkotisirung angewendet aus Rücksichten der Menschlichkeit, ja selbst schon im Interesse der Operation, welche dann um so ruhiger und sicherer geschehen kann.

Freilich geben wir zu, daß selbst neben der Narkotisirung die größte Grausamkeit einherlaufen kann. Von Dr. Gustav Wertheim in Wien wird berichtet[1], daß er im Jahre 1867 30 narkotisirte Hunde übergoß, fünf von ihnen neunmal mit siedendem Wasser, die übrigen 25 mit Terpentinöl, das er neunmal hintereinander anbrannte. Es wurden dadurch Brust und Bauch bei den fünf ersten Thieren gesotten, bei den 25 anderen gebraten. Nicht genug, ein Theil der Hunde blieb noch bis fünf Tage nach der Verbrennung am Leben. Das war entschiedene Grausamkeit, daß Dr. Wertheim nicht daran dachte, den aus der Narkose wieder erwachten und über und über mit den schmerzvollsten Brandwunden bedeckten Thieren die Wohlthat eines raschen Todes zuzuwenden. — Doch, wir reden jetzt von der Vivisection ohne solche wohl zu vermeidenden Excesse.

Selbst hierbei ist eine Anästhesirung des Thieres oft durch den intendirten Zweck ausgeschlossen, und irgend ein Schmerz ist dem armen Geschöpfe nicht zu ersparen. Aber auch hier ist festzuhalten, daß der Schmerz der Thiere gemeiniglich viel unbedeutender ist, als wir uns denselben vorstellen, und daß er mit dem Schmerze des Menschen jedenfalls in keinen Vergleich kommt. Das Thier hat kein eigentliches Bewußtsein, sondern nur ein Gefühl des Schmerzes, das auf den gegenwärtigen Augenblick beschränkt ist, während der Mensch mit seinem

[1] Zöllner a. a. O. S. 10.

wahrhaften, geistigen Bewußtsein viel lebhafter und deutlicher empfindet und überdieß nicht bloß auf den Schmerz der Gegenwart, sondern auch auf dessen Folgen in der Zukunft reflectirt. In dieser Reflexion liegt oft der Hauptgrund der großen Qual, welche dem Menschen durch körperlichen Schmerz verursacht wird.

„Ohne Schmerz des Thieres geht die Vivisection nun einmal nicht ab, und darum, sagt man, involvirt dieselbe stets die Verletzung einer sittlichen Pflicht, wonach wir auch die Rechte der Thiere auf ihr körperliches Wohlsein respectiren müssen."

Pflicht? Recht? — Wieder sind die Begriffe zu bestimmen. Eine sittliche Pflicht kann nur von Gott herkommen, der uns durch die Vernunft an die sittliche Ordnung, oder durch die Offenbarung an seinen positiven Willen bindet. Alles hängt hier von der richtigen Weltanschauung ab. Welche Bestimmung haben denn die Thiere im Universum? und welches ist die Stellung, die der Mensch zu denselben einnimmt?

Nach solider Philosophie[1] wie nach den Lehren des Christenthums ist das Thier dem Menschen untergeordnet. Wie die gesammte sichtbare Schöpfung, so soll die Thierwelt dem Menschen ein Mittel sein zu all' den wohlgeordneten sittlichen Zwecken seiner Natur, also zu seiner Erhaltung und Erholung, zu seiner Vervollkommnung an Körper und Geist; und so ihm behilflich sein zu seiner höchsten Bestimmung, in welcher allein das sichtbare Universum seinen letzten und höchsten Zweck, die Verherrlichung Gottes, erreicht. In Folge dieser seiner Absicht hat Gott dem Menschen einen Antheil an seinem Herrschaftsrecht über die Thiere eingeräumt, ein „Gebrauchsrecht", das im genauen Verhältniß steht zu den Zwecken seiner menschlichen Bestimmung.

Hieraus sehen wir, was Gott durch die sittliche Ordnung vom Menschen fordert. Insofern die Vivisection an und für sich betrachtet

---

[1] Vgl. S. Thom. II. 2. q. 64. a. 1. — Friedr. Zöllner bemerkt S. 39 in seinem von uns wiederholt benutzten und angeführten Buche, daß er „ebenso wenig wie die Gelehrten des Kladderadatsch der scholastischen Philosophie des Thomas von Aquino huldige". Wir sind indeß überzeugt, er hätte in der Philosophie des hl. Thomas eine bessere Waffenrüstung zu dem Kampf gegen den Materialismus wie gegen den „foetor judaicus" gefunden, als bei Arthur Schopenhauer mit dem an die Spitze seines Buches gestellten Satze, „daß das Thier im Wesentlichen und in der Hauptsache durchaus dasselbe ist, was wir sind". Wir bedauern, in dem muthigen und für ideale Zwecke sonst so begeisterten Verfasser diesen — Strich gefunden zu haben.

wird und, innerhalb der gehörigen Schranken, den von Gott gewollten Zwecken des Menschen dient, involvirt sie, auch nicht dem Scheine nach, die Verletzung einer sittlichen Pflicht. Wer aber eine solche aus der positiven Offenbarung ableiten wollte, den führen wir zurück auf Genesis 1, 29; 9, 3 und das erklärende Wort des hl. Augustin: „Durch eine höchst gerechte Anordnung des Schöpfers sind Leben und Tod der Thiere dem Gebrauche des Menschen dienstbar gemacht“ (De civit. Dei, I. 20). Nichts Anderes geschieht bei dem Wesen der Vivisection.

Von einem Rechte der Thiere reden, geht schon gar nicht; ein vernunftloses, unfreies, keiner Verantwortlichkeit unterworfenes Wesen ist zu einem Rechtssubject nicht qualificirt. „Das Recht im subjectiven Sinne,“ sagt Stahl[1], „kann nur einer Persönlichkeit zukommen und nur kraft einer höhern Ordnung.“

Wenn das Thier aber kein eigentliches Recht hat, so hat der Mensch diesem Thiere gegenüber auch keine eigentliche Pflicht. Wohl aber hat der Mensch in Bezug auf die Thiere eine wahre sittliche Pflicht Gott gegenüber, nämlich die, das ihm eingeräumte Gebrauchsrecht auf die Thiere in der von Gott beabsichtigten, der natürlichen Ordnung entsprechenden Weise zu benutzen.

Wo diese Pflicht beobachtet wird, wie sie bei der Vivisection nach ihrem Wesen auch in der That zur Geltung kommt, darf man sich nicht vom Gefühl, nicht von Sentimentalität zu einem verwerfenden Urtheile verleiten lassen. Es ist nicht zu läugnen, daß einzelne Bekämpfer der Vivisection von einem überschwänglichen Gefühlsdusel Zeugniß ablegen. Wer so von Überzartheit der Empfindung statt vom Verstande regiert wird, stellt dann natürlich die sittliche Ordnung leicht auf den Kopf. Die heiligsten Interessen des Volkes, die empfindlichsten Seiten der menschlichen Seele und die höchsten, vom Himmel stammenden und zum Himmel führenden Rechte seiner Mitbürger läßt man unter rauschendem Beifall mit Füßen treten, malträtiren, verspotten, ja, durch die Legislative wegdecretiren, wenn nur ja die Schäferhunde, Bulldoggen und Kaninchen in ihrem thierischen Wohlbehagen ungestört bleiben!

„Immerhin, so urgirt man weiter, ist die Vivisection nur zulässig, wo dadurch ein vernünftiger, sittlicher Zweck erreicht wird. Aber nein! durch dieselbe wird keine Wissenschaft gefördert, wird kein menschliches Leiden gemildert, kein Menschenleben gerettet. Denn, wie Dr. Gry-

[1] Philosophie des Rechts. II. Bd., 2. Buch, Kap. 6, § 32.

sanowski in seiner oben angeführten Schrift nachweisen will, ist die Vivisection ohne Nutzen für die Physiologie, und die Physiologie selbst ist für die Diagnose, Therapie und Chirurgie bedeutungslos und also für die leidende Menschheit ohne Werth."

Hiermit kommen wir auf die Kernfrage, die nur von Fachmännern zu entscheiden ist, und da finden wir, daß der Nutzen und die Nothwendigkeit der Vivisection von maßgebenden Autoritäten betont werden. Das englische Parlament wäre im Jahre 1877 widerstandslos zur völligen Abschaffung der Vivisection gedrängt worden, wenn nicht ausgezeichnete Physiologen in überwiegender Zahl das Gewicht ihres Namens und ihres Charakters für die Nothwendigkeit der vivisectorischen Studien dagegen in die Wagschale gelegt hätten. Und als voriges Jahr wieder Lord Truro im englischen Oberhause eine Bill zur völligen Abschaffung der Vivisection befürwortete, konnte der Bischof von Peterborough dieselbe bekämpfen mit dem neuen Hinweis auf einen der berühmtesten Chirurgen, welcher durch die Experimente an zwölf Kaninchen eine wundervolle Geschicklichkeit zu einer Operation erlangt habe, die bisher als unmöglich betrachtet worden und durch welche Tausende von Menschenleben zu retten seien[1].

Eine Conferenz der Abgeordneten der schweizerischen Thierschutzvereine, welche am 28. März 1876 zu Aarau stattfand, erbat sich von der medicinischen Facultät in Zürich ein Gutachten über die Berechtigung und die Nothwendigkeit der Vivisection; das Gutachten erfolgte unterm 10. November 1876[2] und erklärt: „Die Unentbehrlichkeit von Beobachtungen und Versuchen an lebenden Thieren für diejenige Wissenschaft, welche die Erforschung des Lebens zur Aufgabe hat, die Physiologie, kann nicht ernstlich in Zweifel gezogen werden. Außer der Physiologie selbst aber gibt es noch eine Reihe anderer medicinischer Disciplinen, die, zum Theil in erster Linie, auf Versuche an lebenden Thieren als Forschungsmittel angewiesen sind: so die Lehre von den Wirkungen der Arzneien und Gifte (Pharmakologie und Toxikologie), von den Wirkungen gewisser mechanischer Eingriffe (Chirurgie), von den Folgen krankhafter Veränderungen einzelner Organe und Functionen (experimentale Pathologie)." „Ein einziger Versuch an einem Thier kann Folgen haben, welche vielen Tausenden von Menschen zu gute kommen."

[1] Daily Telegraph, July 16, 1879.

[2] Dasselbe findet sich mitgetheilt in der Beilage zur „Augsb. Postzeitung" vom 6. Mai 1879, S. 2.

Und wie? thäten wir Minister von Lutz nicht Unrecht, wenn wir annähmen, er habe das Urtheil der Sachverständigen nicht eingeholt, bevor er bei Berathung des Münchener Universitäts-Etats die Unentbehrlichkeit der Vivisection so stark betonte und mit Nachdruck hervorhob, daß Tausende von Menschen ihr Leben chirurgischen Operationen verdankten, die ohne Vivisectionen unmöglich gewesen sein würden? — Und als in Wien die Thierschutzvereine, wie in München und London, sich um die Abschaffung der Vivisection an die Reichsvertretung wandten, da konnte die Regierung zum Schutz ihrer staatlichen Vivisections-Institute auch dieselbe Antwort geben, wie von Lutz, und zwar gestützt auf das Gutachten der medicinischen Facultäten von 18 Universitäten: Basel, Bern, Bonn, Dorpat, Erlangen, Freiburg, Graz, Greifswalde, Halle, Heidelberg, Kiel, Königsberg, Leipzig, Marburg, München, Prag, Wien, Zürich.

Auch an den deutschen Reichstag gelangten bis zum Mai 1880 vier Petitionen, welche sich gegen die Vivisectionen aussprachen, nämlich: 1) vom neuen Leipziger Thierschutzverein, 2) vom internationalen Verein zur Bekämpfung der wissenschaftlichen Thierfolter zu Dresden, 3) vom Provinzialverein zur Bekämpfung der wissenschaftlichen Thierfolter zu Hannover, und 4) vom Vorsitzenden der Vereinbarungs-Commission beim ersten deutschen (Gothaer) Thierschutz-Congreß, Wilibald Wulff. Dr. Böttcher war Referent hierüber in der Petitions-Commission. Ihrer Einladung zufolge legte Professor Virchow die Bedeutung der Vivisection für den gegenwärtigen Stand der medicinischen Wissenschaft dar und wies nach, wie der Fortschritt derselben seit dem 16. Jahrhundert und ihre gegenwärtige Höhe wesentlich auf experimenteller Beobachtung lebender Organismen ruhe. Die Petitions-Commission faßte demnach den Beschluß, dem Reichstag folgenden Antrag vorzuschlagen: Der Reichstag wolle beschließen: 1) In Erwägung, daß die Vivisection auf den Lehranstalten im Interesse der wissenschaftlichen Forschung nicht entbehrlich erscheint; 2) in fernerer Erwägung, daß Änderungen des Reichsstrafgesetzbuches in der von den Petenten gewünschten Richtung nicht als nothwendig nachgewiesen sind; 3) in fernerer Erwägung, daß die Petenten ihre Beschwerden über etwaige Mißstände in Bezug auf Vivisectionen bei den den Lehranstalten vorgesetzten Landesbehörden vorzubringen haben — über die genannten Petitionen zur Tagesordnung überzugehen (30. April 1880). Die Petitionen gelangten wegen Schlusses der Session nicht im Plenum zur Berathung. Doch ist nicht zu zweifeln, daß auch der Reichs-

tag den von Fachmännern in der Petitions-Commission vorgeschlagenen Übergang zur Tagesordnung angenommen haben würde.

In England aber können die Antivivisectionisten sich der Unterstützung einer großen Celebrität rühmen, des Dubliner Chirurgen Richard Geo. Butcher, der in einem Briefe an Henry Fowler erklärt, „gar kein Gewinn könne aus der Vivisection erfolgen"[1]. Ziehen wir aus dem Gesagten den Schluß. Die große Mehrzahl der Sachverständigen hat sich für den unentbehrlichen Werth der Experimente an Thieren ausgesprochen, wenn auch eine völlige Einhelligkeit nicht stattfindet.

„Aber auch zugegeben, daß die Vivisection der leidenden Menschheit nütze, so dürfe sie doch aus ethischen Rücksichten nicht gestattet werden", meint Dr. Grysanowski.

Es ist klar, daß diese Lanze nur jener Vivisection etwas anhaben kann, welche durch Mißbräuche und wahrhafte Grausamkeit gegen die Moral verstößt. Darüber werden wir uns bei der zweiten Frage zu äußern haben.

„Aber die Mißbräuche sind nicht fern zu halten, selbst nicht unter staatlicher Controle der Vivisection; und immer bewirkt dieselbe, obgleich in beschränktem Maße geübt, eine Abstumpfung des menschlichen Gefühls und exponirt die Menschen selbst dem Gelüste vivisectorischer Versuche. Diesen Greueln gänzlich zu steuern, vermag nur die völlige Beseitigung der Vivisection."[2]

Wie aber? Hat die Besorgniß weniger Grund, welche der schon einmal angeführte Bischof von Peterborough im englischen Oberhaus geltend machte, daß gerade das völlige Verbot der Vivisection zu Experimenten an lebendem Menschenmaterial führen würde? Die Passion für solche Operationen ist einmal da, ja sie hat, worauf wir bei Besprechung der Mißbräuche kommen werden, die Grenzen der Thierwelt bereits schon zu sehr überschritten. „Thut die Regierung ihre Pflicht," sagt der Earl of Carnarvon, „dann ist die staatliche Controle immer

---

[1] Der Londoner Zeitschrift „The Tablet" wurde von H. Fowler folgender Brief zur Veröffentlichung übersendet: Dublin, Feb. 18, 1880. Sir, — In answer to your letter, I beg to state that I firmly believe that no advantages to science can follow the cruel and demoralising practice of Vivisection. . . . I hope you may bring opinion to bear so powerfully as to blot out this stain upon human nature. Richard Geo. Butcher, M. R. J. A.

[2] Vgl. die Petition des internationalen Vereins an den deutschen Reichstag bei Zöllner, S. 386.

ein Damm, der vortreffliche Dienste leistet. Das Unmögliche kann man von keiner Gesetzgebung fordern. Aber das völlige Verbot der Vivisection würde zu allen möglichen Umgehungen des Gesetzes Thür und Thor öffnen." [1]

Also Greuel rechts und Greuel links, wohin sollen wir uns wenden? Da ist kein Ausgang durch die Nacht zum Licht — außer die innere Rückkehr zu Sittlichkeit, zu Glauben und Religion! Der Feind ist nicht die Vivisection; das ist der innere Abfall von den geistigen Gütern und Zielen der Menschheit, das ist der Materialismus der Gesinnung! Dieser wird nicht bewirkt durch die Vivisection, dabei kommt er nur zum Vorschein. Der Materialismus rinnt mehr und mehr, wie schlechtes Blut, durch die Arterien der heutigen gebildeten Welt und wird erzeugt von der Corruption der geistigen Nahrung, womit dieselbe gespeist wird, vom Unglauben an eine höhere Welt, an eine Unsterblichkeit, an die göttliche Mission des Christenthums. Diese idealen Güter werden dem Menschen durch die Schule, durch die Literatur, durch die moderne sogen. Wissenschaft, — von der wir die wahre Wissenschaft gar wohl unterscheiden, — durch die Säcularisirung der Ehe und Familie, sowie des gesammten öffentlichen Lebens aus dem Herzen gerissen und als ein Spottlappen denjenigen um die Schulter geworfen, welche man lächerlich machen und discreditiren will! Auf diese Greuel möchten wir die Thierschutzvereine, die internationalen Comités und die edlen Kämpfer gegen die Vivisection von Leipzig bis Glasgow aufmerksam machen. Wenn die Mauern eines Hauses bis in die Fundamente hinab verfault sind, wer geht denn noch und flickt am Ziegeldach herum?!

In Bezug auf die Vivisection selbst aber möchten wir nur rufen: Achtung! schüttet das Kind nicht mit dem Bade aus!

(Schluß folgt.)

R. Marty S. J.

---

[1] Vgl. Daily Telegraph, July 16, 1879.

Zur Entwicklungsgeschichte der Apologetik.

V. Das Zeitalter der Reformation.

Bekanntlich trat der Mönch von Wittenberg nicht mit einem fertigen Lehrsystem vor das deutsche Volk; vielmehr schritt er von der Bekämpfung wirklicher oder vermeintlicher Mißbräuche der katholischen Praxis zur Anfeindung katholischer Lehren und zu stets maßloseren Angriffen auf die kirchliche Lehrgewalt vor, bis er endlich bei der vollständigen Läugnung einer von Gott gewollten Kirchenordnung und Kirchenauctorität angelangt war. Schrittweise folgten ihm die Vertheidiger der katholischen Lehre, um das Irrthümliche seiner Behauptungen aufzudecken und die ungerechten Angriffe zurückzuschlagen. Ähnlich geschah es gegenüber den anderen Glaubensneuerern des sechzehnten Jahrhunderts, sei es, daß dieselben der Führerschaft Luthers sich anschlossen oder eigene Bahnen einschlugen. Die irrigen Aufstellungen wurden im Einzelnen widerlegt, und auf die neuen Antworten folgten neue Widerlegungen, so daß die Streitschriften jener Zeit zu einer unabsehbaren Menge anwuchsen. Und als später ein Überblick über das ganze Gebiet der weit ausgesponnenen Controversen ermöglicht wurde, traten zusammenfassende Arbeiten hinzu, welche den Charakter von Gelegenheitsschriften abgestreift hatten, und durch ihre planmäßige Ordnung und Abrundung zugleich der Wissenschaft dienen wollten. Es liegt unserem Zwecke fern, auch nur die Haupterscheinungen dieser ausgedehnten Literatur hier namhaft zu machen. Wir haben vielmehr ausschließlich jenen Schriften unsere Aufmerksamkeit zuzuwenden, in welchen die Lehre von der Kirche weiter entwickelt und tiefer begründet wird. Die Frage, mit deren Beantwortung wir uns zu beschäftigen haben, lautet: In welcher Weise vollzog sich der Ausbau desjenigen Theiles der Apologetik, welcher den göttlichen Ursprung und die göttliche Einrichtung der katholischen Kirche wissenschaftlich darthut?

Schon in einigen der 95 Ablaß-Thesen setzte sich Luther mit der kirchlichen Lehre einigermaßen in Widerspruch. Um diesen aufzudecken, sowie den Einrichtungen und Lehren der Kirche das Wort zu reden, traten zwei Dominicaner als die ersten literarischen Gegner Luthers auf. Die Ablaßprediger Tetzel und noch mehr der Magister des apostolischen

Palastes Silvester Prierias betonten die Unantastbarkeit der kirchlichen Lehre und die Nothwendigkeit der Unterwürfigkeit gegen den apostolischen Stuhl. Zugleich bot ihnen die genauere Erklärung der Ablaßtheorie, welche sie gaben, den Anlaß, für die Machtfülle des Papstes in die Schranken zu treten. Das Hauptwerk Silvesters gegen Luther ist diesem Zwecke gewidmet und führt deßhalb den Titel: De juridica et irrefragabili veritate Romanae Ecclesiae Romanique Pontificis. Nach der Ansicht des Erasmus (Ep. 349) hätte diese Schrift der Kirche weniger genützt als geschadet, da die Vertheidigung der päpstlichen Oberhoheit und Machtfülle in extrem absolutistischem Sinne geschehe. Dieser Vorwurf ist aber ungerecht und übertrieben, da alle kirchlich gesinnten Theologen jener Zeit dieselben Lehren vertraten, die der gelehrte Magister des apostolischen Palastes vortrug. Zudem wußte Silvester in diesen Anschauungen sich eins mit dem großen Cardinal Turrecremata, einem seiner Vorgänger in der von ihm bekleideten kirchlichen Würde.

Ein anderer der frühesten Gegner Luthers, den dieser selbst „einen hochgebildeten und geistreichen Mann" zu nennen sich gezwungen sieht, ist Dr. Johann Eck. Derselbe erhebt schon in seinen „Obelisken" zu Luthers Thesen Protest gegen jene Insinuationen, welche der Macht des Papstes Eintrag thun; ebenso tadelt er die Verdunklung des wahren Kirchenbegriffes in Luthers Thesen. Das erste größere Werk, welches er gegen Luther abfaßte, war eine Schrift „über den Primat Petri"; der größte Theil derselben entwickelt die Schrift- und Väterbeweise für die Primatialrechte der römischen Kirche, während im letzten Theile die Gründe besprochen werden, aus denen Luther vor seinem definitiven Bruche mit Rom den Primat des römischen Bischofes wenigstens noch als eine Einrichtung menschlichen Rechtes anerkannte.

Auch England schickte schon frühzeitig einen tüchtigen Kämpen gegen Luther in's Feld, den schlagfertigen Bischof von Rochester, John Fisher. In seiner „Widerlegung" der lutherischen Irrlehren unternimmt er ebenfalls die Vertheidigung des Primates, für dessen göttliche Einsetzung er mit ebenso viel Geschick als Entschiedenheit eintritt. Nachdem er aus den Evangelien und der Apostelgeschichte die wichtigsten Thatsachen angeführt, welche die hohe Bevorzugung des hl. Petrus bekunden, läßt er eine große Anzahl von Väterstellen folgen, welche dem Apostelfürsten den Primat ausdrücklich zuschreiben. Indem er die Einwürfe Luthers gegen die üblichen Argumentationen im Einzelnen widerlegt, läßt er sich die Vertheidigung der Beweiskraft von Matth. 16, 16 und Joh. 21 in vor-

züglichem Grade angelegen sein. Schon früher hatte der englische Bischof gegen einen pseudonymen Velenus, der mit achtzehn Argumenten zu beweisen gesucht hatte, daß Petrus niemals in Rom gewesen, eine Widerlegungsschrift herausgegeben; seinem Beispiele folgte später der italienische Benedictiner Gregor Cortese.

Von den belgischen Controversisten der beginnenden Reformationszeit heben wir, wiederum mit Rücksicht auf die Lehre von der Kirche und insbesondere vom Primate, Jacob Latomus, Johannes Driedo und Albert Pighius hervor. Während Latomus und Pighius vorzugsweise die Einrichtung der Kirche, sowie deren Gewalt und Vollmachten zum Gegenstande ihrer Darlegungen machten, handelte Driedo ausführlich über die Quellen der kirchlichen Lehre: die heilige Schrift und die Tradition. Sowohl Latomus [1] als Pighius [2] dringen vor Allem auf die nothwendige Einheit der Kirche und zeigen, wie dieselbe mit dem Primate steht und fällt. Zu demselben Zwecke widerlegt Pighius auch im Einzelnen die falschen, von den Glaubensneuerern ersonnenen Begriffe der Kirche, indem er nachweist, daß dieselben mit der von Christus gewollten Einheit und Organisation der Kirche unvereinbar seien. Naturgemäß handelt Pighius dann auch von der göttlichen Einsetzung und den verschiedenen Rechten des Primates. Dabei bleibt die Frage von dem Verhältnisse der allgemeinen Concilien zum Papste nicht unbeantwortet; Pighius erklärt sich in demselben Sinne und mit derselben Entschiedenheit, wie Silvester Prierias, für die höchste Auctorität des Kirchenoberhauptes. — Driedo verfaßte ein eigenes Werk über Schrift und Tradition [3], dem auch in der Geschichte der Exegese ein ehrenvoller Platz eingeräumt wird. Die drei ersten Bücher handeln über die Auctorität, über die Erklärung und über die Versionen und Ausgaben der heiligen Schrift, das vierte aber untersucht die Auctorität der heiligen Väter und die Lehrgewalt der Kirche.

In Frankreich schaute man ebenfalls nicht unthätig dem Treiben Luthers und der anderen deutschen Religionsneuerer zu. Das beweisen außer den Controversschriften die Censuren der Sorbonne gegen Luther, Melanchthon, Erasmus, sowie die Beschlüsse der Provinzialconcilien. Aber die Widerlegung befaßte sich hier zum weitaus größten Theile mit den

---

[1] Tr. de ecclesia. Lov. 1550.

[2] Hierarchiae ecclesiasticae assertio. Col. 1544. 1572.

[3] De scripturis et dogmatibus ecclesiasticis libri IV. Lov. 1543. 1550.

einzelnen Abweichungen vom christlichen Lehrbegriffe, deren Festhalten für Luther der Anlaß zur völligen Auflehnung gegen die Kirche wurde. Wir nennen darum an dieser Stelle nur den einen Pariser Doctor Jodocus Clichtoveus (Josse Clichtoue); obgleich derselbe als der erste der Theologen Frankreichs gegen Luther schrieb, ist es doch wahr, daß er mehr als die übrigen die kirchliche Lehrauctorität zur Sprache brachte und vertheidigte. Das bedeutendste seiner Werke ist der Anti-Lutherus [1].

Die gegen Luther und seine Lehre gerichteten Streitschriften, welche während der ersten Jahrzehnte der Reformationszeit in anderen Ländern erschienen, können wir füglich ganz übergehen, da sie nur in sehr geringem Maße als Beiträge zur Ausbildung der Lehre von der Kirche gelten können. Nur die Arbeiten des Cardinal Hosius, der sich der Einführung des Protestantismus in Polen mit aller Kraft entgegenstemmte, seien im Vorübergehen erwähnt. Das berühmteste Werk dieses „Augustinus seiner Zeit", dieser „Säule der Kirche", wie seine Zeitgenossen ihn nannten, ist „das katholische Bekenntniß des christlichen Glaubens" [2]. Den Nachweis, daß es ein Christenthum außerhalb der katholischen Kirchengemeinschaft nicht gebe, liefert die Confessio so gründlich und überzeugend, daß sie in fast alle europäischen Sprachen übersetzt wurde.

Wenn wir auch von der gegen Calvin geführten Polemik vollständig absehen, so geschieht es deßhalb, weil dieselbe sich zumeist und fast ausschließlich seiner Prädestinations- und Gnadenlehre zuwandte. Aus ähnlichen Gründen dürfen wir die übrigen Irrlehrer dieser Zeit außer Acht lassen.

Hingegen mußte das Schisma, in welches Heinrich VIII. das Inselreich gestürzt hat, die Apologetik der Kirche zu den Waffen rufen. Und in der That erhob die niedergetretene Wahrheit laut ihre Stimme. Je tyrannischer man gegen die Bekenner der Wahrheit vorging, um so entschiedener wurde diese selbst verkündet und vertheidigt — angesichts des Kerkers und des Schafottes. Freilich verfolgten die zum großen Theile als Flugschriften verbreiteten Vertheidigungen des katholischen Kirchenthums einen mehr momentan praktischen, als wissenschaftlichen Zweck. Daher mag es hier genügen, an zwei Schriften zu erinnern, die in letzterer

[1] Anti-Lutherus. Par. 1524. Col. 1525.

[2] Confessio catholica fidei christianae. 1557.

Beziehung über das Niveau der übrigen hinausragen. Sie gehören dem später zum Cardinal ernannten Reginald Polus (Poole) an. Verwandt mit dem Könige Heinrich VIII. und in früherer Zeit von ihm geliebt und geschätzt, mußte derselbe hernach um seines Glaubens willen die Verbannung wählen. In ihr schrieb er seine Werke „über die Einheit der Kirche“ [1] und „über die Amtsgewalt des Papstes“ [2]. Diese Schriften legen nicht nur ein kräftiges Zeugniß von der hohen Begabung und dem gründlichen Wissen ihres Verfassers ab, sondern spiegeln auch die herrlichen Vorzüge seiner edlen Seele wieder: einen brennenden Eifer, die Irrenden zurückzuführen, aber auch die höchste Milde, Mäßigung und Klugheit.

Die meisten der bisher erwähnten Schriften waren vor der Abhaltung oder wenigstens vor der Beendigung des Trienter Concils verfaßt worden; ihr gemeinsamer Charakter ist der von Gelegenheitsschriften, denen fast stets ein fester Plan für die einheitliche Behandlung systematisch gruppirter Controverspunkte nicht zu Grunde liegt. Erst nach dem Concil von Trient trat ein solches Streben mehr hervor. Die hohe Kirchenversammlung selbst hatte den verschiedenen Gruppen der Glaubensneuerungen die eingehendste Aufmerksamkeit zugewandt und denselben die betreffenden Lehrpunkte des katholischen Bekenntnisses in klarer und präciser Formulirung entgegengesetzt. Dadurch war den katholischen Theologen ihre Aufgabe um ein Bedeutendes erleichtert und zugleich ein kräftiger Anstoß zu ihren systematischen Arbeiten gegeben. Freilich kam dieser Gewinn zumeist den Lehren von der Gnade und von den Sacramenten zu gute, der Lehre von der Kirche nur mittelbar und in untergeordnetem Maße. Denn die Decrete des Trienter Kirchenrathes nehmen die für die Doctrin von der Kirche wichtigen Lehrpunkte nicht in genauere Behandlung, indem sie nur über die Quellen des Kirchenglaubens, über die heilige Schrift und die Tradition einige Erklärungen geben. Nichtsdestoweniger ergab sich für die Apologetik der doppelte Vortheil, daß wenigstens die Glaubensquellen gewissermaßen als eigener Zweig der theologischen Wissenschaft nunmehr eine specielle Pflege erfuhren, sodann daß andere Lehrpunkte aus dem Gebiete der Ecclesiologie nicht mehr so häufig wie früher mit den übrigen controversen Gegenständen vermischt, sondern getrennt, vielfach in eigenen Monographien

---

[1] De unione ecclesiastica. Romae 1535. Argentorati 1555.

[2] De officio et potestate summi Pontificis. Lov. 1569.

oder doch zum mindesten im Gesammtcursus der Theologie an bestimmten Stellen [1] behandelt wurden [2].

In ersterer Beziehung haben wir hier das vielgerühmte Werk De locis theologicis des Dominicaners Melchior Canus zu nennen, welches noch vor Beendigung des Tridentinums verfaßt wurde. Das Werk wirkte geradezu epochemachend, indem man nach des Canus Vorgange unter jenem Titel eine Reihe von apologetischen Fragen zu subsumiren noch bis in die jüngste Vergangenheit beliebte.

Es ist nicht leicht, die Richtung zu bezeichnen, welche die Behandlung der übrigen, unserem Gebiete angehörenden Controversgegenstände einschlug. Besondere Beachtung verdient jedenfalls die Erscheinung, daß ein Punkt noch mehr wie bisher in den Vordergrund der Discussion gedrängt wurde: das kirchliche Autoritätsprincip und insbesondere der Primat des Papstes. Am eifrigsten wohl hatten die Controversisten der neu entstandenen Gesellschaft Jesu sich auf die Vertheidigung dieser Position geworfen. Daß sie dabei so großen Erfolg hatten, erklärt sich schon aus der Stellung, welche sie in diesem Kampfe einnahmen. Hören wir darüber Dr. Karl Werner; er sagt [3]: „Die Hauptträger des nachtridentinischen Kampfes wider den Protestantismus waren und blieben während dieser ganzen Zeit die Jesuiten, welche nebstdem auch das Meiste für die Pflege der gelehrten und erbaulichen Theologie leisteten und somit die eigentlichen Schildhalter des katholischen Glaubens und Bewußtseins waren.“ Nachdem er dann bemerkt, daß es vor und neben den Jesuiten nicht an anderen tüchtigen Polemikern fehlte und eine Reihe derselben namhaft gemacht, fährt er fort: „So anerkennenswerth auch immerhin dasjenige war, was insbesondere einzelne der genannten Männer leisteten, so waren es doch erst die Jesuiten, welche Schule und Methode in den Kampf gegen die protestantischen Theologen brachten, und lieferten auch das weitaus größte Contingent von Streitkräften wider den Gegner, dessen Bekriegung eine der Hauptaufgaben ihres Ordens war.“ Wenn hier von „Schule und Methode“ die Rede ist, welche in den Kampf gebracht wurde, so haben wir dabei vorerst

---

[1] Viele dieser Fragen wurden im Tractatus de fide behandelt. Man sehe z. B. Suarez, De fide theologica.

[2] Vgl. H. Hurter S. J., Nomenclator literarius recentioris theologiae catholicae. Oeniponti, Wagner. Tom. I. 1871—1873. Tom. II. 1874—1879.

[3] Dr. Karl Werner, Geschichte der katholischen Theologie. Seit dem Trienter Concil bis zur Gegenwart. München, Cotta, 1866. S. 3 ff.

weit mehr an ein rühriges, mit immer größerem Erfolge gekröntes Streben, denn an ein vollkommen erreichtes Ziel zu denken. Bis auf Bellarmin wurde eine fest gegliederte Gestaltung nicht gewonnen, was übrigens auch Werner an einer anderen Stelle[1] zugibt, wenn er schreibt: „In Bellarmins großen und umfassenden Arbeiten wurden die verschiedenen einzelnen Controverspunkte zum ersten Male unter bestimmten allgemeinen Hauptgesichtspunkten zusammengefaßt und damit den vielen nachfolgenden controversistischen Handbüchern Plan und Methode vorgezeichnet."

Was bietet nun aber die Zwischenzeit bis auf Bellarmin? Es sei uns gestattet, nur an einige der berühmtesten Namen ein paar Bemerkungen zu knüpfen, aus denen in etwa ersichtlich werde, welche Wege die Vertheidigung des katholischen Kirchenthums einschlug[2].

Edmund Campian aus der Gesellschaft Jesu, der als der erste von so manchen seiner Ordensgenossen unter der Königin Elisabeth für die Vertheidigung des Glaubens Alles, auch das Leben opferte, hinterließ ein kleines, aber kostbares Büchlein, welches die Gründe auseinandersetzt, die ihn bewogen hatten, den Kampf mit den Gegnern des katholischen Glaubens aufzunehmen[3]. Die vornehmlichsten Gründe findet er in dem Mißbrauche, den die Gegner mit der heiligen Schrift treiben, die sie verstümmeln und verdrehen, in der Natur der Kirche, in der Lehre der Concilien und der heiligen Väter, in den paradoxen Behauptungen und Sophismen der Gegner. Über die Form des Büchleins äußert sich treffend Bischof Räß[4]: „Die zehn Beweisgründe sind in einem überaus reinen Latein geschrieben, mit Ciceronischer Eleganz, mit der Gedrängtheit des Tacitus, und in der abrupten Weise einiger altrömischer Satiriker." — Dem Stoffe nach mehr beschränkt, aber viel gedehnter in der Ausführung ist das acht Bücher umfassende Werk des Engländers Nikolaus Sanderus (Saunders), worin über die sichtbare Monarchie der Kirche gehandelt wird. Saunders holt weit aus,

[1] Dr. Karl Werner, Geschichte der apologetischen und polemischen Literatur der christlichen Theologie. Schaffhausen, Hurter, 1865. Bd. IV. S. 57.

[2] Über die Ausgaben der von Jesuiten verfaßten Werke vgl. Augustin de Backer, Bibliothèque des écrivains de la Compagnie de Jésus. Tom. 3. Liége et Paris 1869.

[3] Edm. Camp. Oblati certaminis in causa fidei rationes decem redditae Academicis Angliae. Romae 1582.

[4] Die Convertiten seit der Reformation. Freiburg, Herder, 1866. Bd. II. S. 91.

indem er bis auf den Anfang der Welt zurückgeht, um von da an durch alle Jahrhunderte hindurch die ununterbrochene Fortdauer und die stets monarchische Regierung der Kirche nachzuweisen. Daß er den Ursprung der Kirche in das Paradies verlegt, darf uns nicht so sehr überraschen, da viele Scholastiker sowohl vor wie nach Saunders dasselbe thun, indem sie den Begriff der Kirche in einem minder beschränkten Sinne fassen, als wir jetzt gewohnt sind. Die Kirche ist ihnen das Reich Gottes auf Erden. Im directen Gegensatze zur Kirche steht dann das Reich des Erbfeindes der Menschheit. Auch die Geschicke dieser Pseudo-Kirche legt unsere Schrift in geschichtlicher Abfolge dar, indem sie die Ketzereien aller Zeiten der Reihe nach vorführt, um sie einzeln zu widerlegen. — Die Polemik der englischen Controversisten erreichte ihre Höhe in Thomas Stapleton. Um des Glaubens willen hatte er schon frühzeitig England verlassen müssen, folgte aber auf dem Continente, während er an verschiedenen Orten seine Studien fortsetzte und in Douay, dann in Löwen die heilige Schrift erklärte, den Glaubensstreitigkeiten in seinem Vaterlande mit dem größten Interesse. Als reifste Frucht seiner dießbezüglichen Studien dürfen wir wohl seine ausführliche „Beweisführung für die Lehrgrundsätze des Glaubens“ [1] bezeichnen. Hatte Stapleton in anderen Schriften, deren einige zunächst in englischer Sprache abgefaßt waren, die besonderen Bedürfnisse seines dem Glauben entfremdeten Vaterlandes berücksichtigt, so wollte er in diesem Werke, wie schon aus dem Titel ersichtlich, der Irrlehre und der Kirchenspaltung überhaupt ihre Stützen entziehen. Er läßt sich darum nicht in alle einzelnen Controversen über bestimmte Glaubenslehren ein, sondern beschäftigt sich fast ausschließlich mit den Grundprincipien, auf denen das Gebäude des wahren Glaubens ruht. Die Kirche ist ihm die einzige autorisirte Lehrerin der Völker; das Lehramt der Kirche ist göttlichen Ursprunges und erstreckt sich über den ganzen Bereich der Offenbarungslehren. Durch diese Grundanschauungen, deren Vertheidigung sich das Stapleton'sche Werk zur Aufgabe macht, charakterisirt es sich als einen werthvollen Beitrag zur Apologetik der Kirche. Es hat darum mit Recht zu allen Zeiten die höchste Anerkennung gefunden.

Zu den Controversisten ersten Ranges gehört unzweifelhaft der Belgier Wilhelm Damasus Lindanus. Trotz seines sehr bewegten

---

[1] Principiorum fidei doctrinalium demonstratio methodica per controversias septem libris XII tradita. Par. 1579.

Lebens, das er im Kampfe gegen die Kirchenfeinde führte, fand er dennoch die Zeit, höchst werthvolle Schriften zu verfassen, die fast sämmtlich der Vertheidigung des wahren Glaubens gewidmet sind. Wir erwähnen hier seine sehr geschätzte Panoplia [1], eine Monographie über Schrift und Tradition. Lindanus macht in derselben gegen die Ketzer seiner Tage von seinen linguistischen, patristischen und geschichtlichen Kenntnissen den ausgiebigsten Gebrauch, und seinen außerordentlichen Scharfsinn läßt er oft in bewunderungswürdiger Weise aufblitzen; auf Systematik in der Durchführung erhebt das Buch indessen nach des Verfassers Absicht keine Ansprüche.

Dem Niederländer Lindanus reihen wir am füglichsten den seligen Petrus Canisius an, der, in Nymwegen geboren, der neu erstandenen Gesellschaft Jesu sich anschloß und als erster Provinzial an die Spitze der deutschen Ordensprovinz gestellt wurde. Die Schriften, durch welche er auch für die Apologetik eine Beisteuer lieferte, weisen einen eigenartigen Plan auf, bei welchem in erster Linie die Zeitumstände entscheidend waren, unter denen er vom Papste Pius V. zur Abfassung derselben aufgefordert wurde. Es handelte sich nämlich zunächst um die Widerlegung der Magdeburger Centuriatoren. Canisius wählte die erste Centurie, um für dieselbe die unehrliche Kampfesweise seiner Gegner und die daraus sich ergebenden Fälschungen nachzuweisen. Auch hier noch beschränkte er den Stoff, indem seine Erörterungen nur drei Personen der heiligen Geschichte auswählten. Es waren der Vorläufer Christi, die gebenedeite Gottesmutter und der Apostelfürst Petrus. Nach einem späteren Plane wollte er auch die hochheilige Person des göttlichen Erlösers in einem eigenen Buche behandeln. Es sind jedoch nur die zwei Theile über Johannes und die allerseligste Jungfrau im Druck erschienen [2]. Die weiteren Arbeiten liegen nur im Entwurfe vor. Indem Canisius in seinem Werke die Geschichte jener heiligen Personen nach dem Berichte der heiligen Schrift verfolgt, hat er beinahe bei jedem Schritte Gelegenheit, die Entstellungen des göttlichen Wortes zurückzuweisen, die dasselbe von den Centuriatoren erfahren. Während der Abfassung des Werkes erweiterte der Selige seinen Plan dahin, daß er neben den Centuriatoren auch die übrigen hervorragenden Wortführer

[1] Panoplia evangelica sive de verbo Dei evangelico libri V. Col. 1559.

[2] Commentariorum de verbi Dei corruptelis t. 1. Dilingae 1574; t. 2. Ingolstadii 1577.

der Glaubensneuerer berücksichtigte und bekämpfte. Das Hauptverdienst des Werkes und speciell seine Bedeutung für die Apologetik besteht freilich nicht so sehr in dieser Widerlegung der einzelnen Irrthümer der Sectirer, als in dem detaillirten Nachweise, daß alle Ketzer, welche unter dem Vorwande, das Wort Gottes von Menschenlehre und Menschensatzungen zu reinigen, die Tradition und die kirchliche Lehrauctorität hintansetzen, schließlich selbst das Wort Gottes verkümmern und entstellen, ja den Offenbarungsglauben untergraben. Wer die Offenbarung, den sichern und einzigen Weg zum Heile, nicht preisgeben will, muß dieselbe in der von Gott gewollten Weise, d. h. durch die Hand der mit göttlicher Vollmacht ausgerüsteten kirchlichen Lehrauctorität, entgegennehmen: das ist der Satz, der uns an tausend Stellen der gelehrten Ausführungen mit siegreicher Evidenz entgegenleuchtet. Aber auch die positiven Darlegungen der zwei Bände sind von nicht zu unterschätzendem Werthe [1]. Besonders bezüglich des zweiten Bandes gestatte man uns die Bemerkung, daß derselbe leider viel zu wenig gekannt ist. Derselbe bildet eine vollständige Mariologie, und sein Inhalt gehört zum Schönsten und Besten, was über die hohen Gnadenvorzüge der Gottesmutter jemals geschrieben wurde.

Ein Ordensgenosse des seligen Petrus Canisius, der sein reiches Wissen und seine staunenswerthe Arbeitskraft ebenfalls in erfolgreichster Weise den Protestanten gegenüber einsetzte, war der durch seine hervorragende Theilnahme an den religiösen Kämpfen in Frankreich und noch mehr durch seine Gesandtschaften an die nordischen Höfe allgemein bekannte Anton Possevin aus Padua. Ein Werk von seltener Gelehrsamkeit ist seine „Ausgewählte Bibliothek" [2], in welcher er das ganze Gebiet aller Disciplinen der profanen und der Heilswissenschaft umspannt. Einzelne Theile wurden in verschiedenen Ausgaben wiederholt abgedruckt, so u. a. der für die Apologetik der Kirche wichtigste Theil: De Sectariorum nostri temporis Atheismis liber. Auch andere Bücher, in denen er genaue Anweisungen für die Disputationen mit den Irr- und Ungläubigen gibt, beanspruchen noch heute das Interesse des Apologeten.

---

[1] Eine Skizzirung des Inhaltes beider Bände s. bei P. Florian Rieß S. J., Der selige Petrus Canisius aus der Gesellschaft Jesu. Freiburg, Herder, 1865.

[2] Antonii Possevini Societatis Jesu Bibliotheca selecta qua agitur de ratione studiorum in Historia, in Disciplinis, in salute omnium procuranda. Cum Diplomate Clementis VIII. Pont. Max. Romae 1593.

Nicht geringen Dank schuldet die Apologetik auch dem Spanier Gregor von Valentia. Nach seinem Eintritt in die Gesellschaft Jesu wurde er von seinem Ordensobern zuerst nach Rom berufen und dann nach Deutschland geschickt, wo er den besten Theil seiner Jahre der Förderung der kirchlichen Wissenschaften widmete. Außer seinem vierbändigen Commentar zur Summa theologica des hl. Thomas schrieb er achtundzwanzig kleinere Streitschriften; unter diesen ist seine Analysis fidei catholicae [1] die bedeutendste, und sie gehört insofern dem Gebiete der eigentlichen Apologetik an, als sie auf die allgemeineren Glaubensprincipien zurückgreift, um das katholische Bekenntniß den vielgestaltigen Irrthümern der Sectirer gegenüber zu rechtfertigen. Von diesem Standpunkte aus werden die wichtigsten der die Kirche und den Kirchenglauben betreffenden Lehrgegenstände behandelt, so der Primat und die Concilien, die heilige Schrift und die Tradition. Übrigens hat Gregor auch in seinem Commentare zum hl. Thomas fast keine der zwischen Katholiken und Protestanten controvertirten Lehren übergangen, und mit Vorliebe verweilt er bei denjenigen Fragen, welche heutzutage in der apologetischen Lehrdisciplin behandelt werden.

Eine andere Art von Beiträgen zur Apologetik der Kirche lieferten zwei große Theologen, von denen der eine ein Spanier, der andere ein Franzose war. Der Jesuit Franz Suarez und der berühmte Cardinal Jacob Davy du Perron machten sich in eigenen Schriften die Widerlegung Jacob' I., Königs von England, zur Aufgabe. Ersterer schrieb die bekannte Defensio fidei catholicae adversus Anglicanae sectae errores [2]. Von den sechs Büchern, in die das Werk zerfällt, behandeln hauptsächlich das erste und ein Theil des dritten die apologetischen Fragen von der Kirche. Im ersten Buche wird ausgeführt, wie weit die Secte der Anglicaner sich vom unwandelbaren Bekenntnisse des wahrhaft katholischen Glaubens entfernt habe, und indem das Auctoritätsprincip als Lebensbedingung des wahren Glaubens dem Parteigeist der Sectirer gegenüber in das rechte Licht gesetzt wird, erscheint die römische Kirche als die einzige, unanfechtbare Inhaberin des wahren Bekenntnisses. Besonders ausführlich wird über die Katholicität der wahren Kirche gehandelt. Im dritten Buche findet die Lehre vom Primate des römischen Papstes eine ebenso lichtvolle Erklärung als ge-

---

[1] Ingolstadii 1585.

[2] In den gesammelten Werken Tom. XXIV.

wandte Vertheidigung. — Cardinal du Perron hatte durch Casaubon mit dem König Jacob über den von diesem beanspruchten Titel eines „katholischen" Königs einen schriftlichen Gedankenaustausch gepflogen. Seine Réplique à la réponse du séréniss. Roi de la Grande-Bretagne bringt nun eine ausführliche, für die Öffentlichkeit bestimmte Widerlegung der von Jakob geltend gemachten Gründe, die sich jedoch zu einer glänzenden Rechtfertigung des katholischen Glaubens gegen alle bedeutenderen Einwürfe der Anglicaner erweitert hat. Freilich hat dieses Werk keine so greifbaren Erfolge aufzuweisen, wie die vor dem Könige Heinrich IV. zu Fontainebleau abgehaltene Conferenz, wo der gelehrte Cardinal über du Plessis-Mornay — den „hugenottischen Papst", wie er von Zeitgenossen genannt wurde, oder den „mahnenden, schützenden und warnenden Genius der französisch-reformirten Kirche", wie eine Stimme aus der Jetztzeit[1] ihn bezeichnet — einen ruhmreichen Sieg davontrug, der zahlreiche Conversionen zur Folge hatte. Der Scharfsinn, die Erudition und die dialectische Gewandtheit des gefeierten Cardinals verläugnen sich indessen auch in der Réplique an den englischen König nicht.

Mit Übergehung vieler anderer Namen, die zum Theil noch an recht verdienstvolle Leistungen auf dem in Rede stehenden Gebiete der Apologetik erinnern, kommen wir endlich zum Cardinal Robert Bellarmin, nach dem Urtheile des Bischofs Hefele der „mächtigste Vertheidiger der katholischen Kirche gegen den protestantischen Irrthum"[2]. Sein classisches Werk führt den Titel: Disputationes de controversiis fidei adversus hujus temporis haereticos[3]. Über die Vortrefflichkeit der „Controversen" herrscht bei Freund und Feind nur Eine Stimme. Wir beschränken uns darauf, bloß den Protestanten H. W. J. Thiersch reden zu lassen. Er sagt[4]: „In vier Theilen umfaßt dieß Werk alle Punkte des streitigen Gebietes mit gleicher Ausführlichkeit und mit dem Aufwand aller wissenschaftlichen Hilfsmittel des Zeitalters. Es war eine Frucht des großen religiösen und wissenschaftlichen Aufschwungs, den die römische Kirche besonders seit 1540 genommen hatte . . . Ohne Bellarmins riesige Vorarbeit würden die großen Polemiker der neueren Zeiten sich nimmer haben erheben können. Die Ordnung der Gegenstände, die

[1] Herzog, Realencyklopädie, Bd. III, Art. Duplessis-Mornay.

[2] Tübinger „Theologische Quartalschrift", 1846, S. 5.

[3] Die erste der zahlreichen Editionen erschien in Ingolstadt 1581—1592.

[4] Herzog, Realencyklopädie, Bd. II, Art. Bellarmin.

Klarheit der Dialectik läßt fast nichts zu wünschen übrig. Die Berichte über Ansichten und Beweisgründe der Protestanten sind auffallend vollständig und treu." In der That erkannten die Sectirer aller Denominationen in Bellarmin ihren bedeutendsten Gegner, weßhalb die Anti-Bellarmin-Literatur fast in's Unabsehbare anwuchs. Auch ist es nicht zu verwundern, daß Bellarmins Controversen Jahrhunderte lang Vorbild und Fundgrube für die polemischen Handbücher blieben, die von katholischer Seite geschrieben wurden. Darum müssen wir die Anlage des Werkes, mit besonderer Rücksicht auf die streng apologetischen Stoffe, wenigstens in einigen Strichen skizziren. Wie der ganze Stoff nach Controversen geordnet ist, so wird er in diesen hinwiederum in Bücher gegliedert. Die Controversen der zwei ersten Bände lassen sich inhaltlich unter den Begriff „Kirche" zusammenfassen, während die Controversen der zwei anderen Bände die strittigen Lehren von der Gnade, den Gnadenmitteln und den Früchten der Gnade behandeln. Diese zweite Hälfte des Werkes kommt deßhalb für uns nicht weiter in Betracht. Die Controversen über die Kirche Christi erörtern außer einer großen Anzahl streng apologetischer Fragen auch andere, welche jenseits der Grenzen liegen, die man heutzutage der Apologetik zu ziehen pflegt. Bellarmin wählt als Ausgangs- und Stützpunkt seines systematischen Aufbaues die Lehre vom Worte Gottes. Dieser Theil der Controversen bildet eine in jeder Beziehung vollgiltige Begründung und Vertheidigung der tridentinischen Beschlüsse der vierten Sitzung. Den deuterocanonischen Büchern wird mit Grund die eingehendste Aufmerksamkeit zugewandt. Nach dem geschriebenen Worte Gottes kommt das nicht geschriebene, die Tradition, zur Behandlung. Die folgenden Controversen, welche sich in gesonderten Darlegungen mit der streitenden, der leidenden und der triumphirenden Kirche beschäftigen, werden durch die Lehre von Christus, dem Stifter und Haupte der ganzen Kirche, eingeleitet. Indem die Gottheit Christi gleich an dieser Stelle bewiesen wird, gewinnt die Argumentation für manche der in den folgenden Controversen zu behandelnden Lehrstücke an Kraft und Consistenz. Die streitende Kirche wird nun in ihren leitenden Spitzen, dem Papste und den Concilien, in ihrer Natur, in ihren Eigenschaften und Kennzeichen und endlich in ihren Gliedern gezeichnet und jeder Zug durch eine reiche Fülle von Beweismaterial gerechtfertigt. Die Controverse über den Papst umfaßt zwei Theile, deren erster die göttliche Einsetzung des Primates nachweist, während der zweite über die Natur und die Vollmachten desselben handelt. Im ersten Theile

kommen hauptsächlich folgende Fragen zur Sprache: Ist die Monarchie die beste Regierungsform? Muß die Regierungsform der Kirche eine monarchische sein? War der hl. Petrus der erste geistliche Monarch der Kirche? Ist der hl. Petrus nach Rom gekommen, und hat er daselbst für immer den apostolischen Stuhl errichtet? Folgt der römische Bischof dem hl. Petrus nicht nur im bischöflichen Amte für Rom, sondern auch im päpstlichen für die gesammte Kirche nach? Ist der römische Bischof jemals aus dem Stellvertreter Christi zum Antichristen geworden? Der zweite Theil bespricht ausführlich die Lehr- und Jurisdictionsgewalt des Papstes. Im Anschlusse an die Vollgewalt des Papstes wird über den Begriff und die Auctorität der Concilien gehandelt. Unter den Eigenschaften der Kirche finden die Sichtbarkeit, die Untrüglichkeit und die Indefectibilität eine besondere Berücksichtigung. Kennzeichen der Kirche zählt Bellarmin fünfzehn auf, die jedoch, wie er selbst bemerkt, auf die bekannten vier sich zurückführen lassen. Die Controverse über die Glieder der Kirche, welche in drei Büchern auf alle damals ventilirten Streitfragen über die Kleriker, über die Mönche und über die Laien eingeht, ebenso die dann folgenden Erörterungen über die leidende und die triumphirende Kirche (Fegfeuer und Heiligencult), sind für die Apologetik nicht von wesentlicher Bedeutung. Mit den gegebenen Andeutungen möge es deßhalb für unseren Zweck sein Bewenden haben, wenn sie auch selbstverständlich nicht im Stande sind, den hohen Werth der großartigen Controversschrift und insbesondere ihren Einfluß auf die Förderung der apologetischen Studien genügend erkennen zu lassen. Thatsache ist, daß die Theologia polemica, in deren Rahmen die Apologetik der Kirche behandelt wurde, seit Bellarmin sich mehr und mehr als eine besondere Disciplin auf den höheren Schulen einbürgerte. Ebenso verblieb dieselbe stets im größten Abhängigkeitsverhältnisse zu den Arbeiten des „größten der Controversisten".

Wenngleich wir somit nach Bellarmin auf dem von ihm bebauten Gebiete keinen wesentlichen Fortschritt mehr aufzuweisen im Stande sind, dürfen wir doch ein paar Namen der Folgezeit nicht ganz mit Stillschweigen übergehen. Ein Jahr nach dem großen Cardinal starb der heilige Bischof von Genf, Franz von Sales, den Pius IX. unter die Zahl der Kirchenlehrer aufgenommen hat. Daß bei letzterer Maßnahme auch die Rücksicht auf die apologetischen Verdienste des Heiligen mitgewirkt hat, geht aus folgenden Worten des betreffenden päpstlichen Breves hervor: „Er brach die Hartnäckigkeit der Ketzer und kräftigte die

Katholiken. Nicht minder glücklich, als auf dem Gebiete der Ascese, war er bei Abfassung der zu jenem Zwecke unternommenen Schriften. Hierhin gehört das Buch der ‚Controversen‘, in welchem eine vollständige Begründung des katholischen Glaubens enthalten ist, sowie andere Abhandlungen und Predigten über Glaubenswahrheiten, ebenfalls das ‚Kreuzesbanner‘; in ihnen kämpfte er mit einer solchen Entschiedenheit für die Sache der Kirche, daß er eine zahllose Menge unglücklicher Menschen in ihren Schooß zurückführte und den Glauben in der ganzen Provinz Chablais allüberall wieder in seine Rechte einsetzte. Vor Allem vertheidigte er die Auctorität dieses Apostolischen Stuhles sowie des Papstes, des Nachfolgers des hl. Petrus, und erläuterte die Natur und Bedeutung des Primates mit einer solchen Klarheit, daß er den Definitionen des Vaticanischen Concils mit Glück vorgearbeitet hat.“ [1] — In Deutschland, wo zwischen den Katholiken und Protestanten noch immer manche Schrift und Gegenschrift gewechselt wurde, zählten ihrer Zeit zu den eifrigsten Apologeten die Jesuiten Jakob Gretser und der Belgier Martin Becanus. Während Ersterer den Kampf auf der ganzen Linie weiterführte und insbesondere für Bellarmins Controversen erfolgreich in die Schranken trat, wandte sich Becanus, dessen Werke namentlich wegen ihrer durchsichtigen Klarheit mustergiltige Leistungen sind, vorzugsweise gegen die Calviner. Sie bekämpfte er in einer großen Anzahl kleinerer Schriften, schrieb aber außerdem einige apologetische Abhandlungen über die Kirche und den Papst. Von seinen polemischen ist eine der geschätztesten sein „Handbuch der Controversen dieser Zeit“ [2], welches in verschiedenen Ausgaben sehr viele Auflagen erlebt hat. — Mehr noch als Deutschland diesen beiden Männern ist Ungarn ihrem Ordensgenossen, dem großen Peter Pazmann, zum Danke verpflichtet. Derselbe wurde nachmals seiner außerordentlichen Verdienste wegen auf den erzbischöflichen Stuhl von Gran erhoben und mit dem Purpur geschmückt. „Als Pazmann auftrat,“ heißt es in der Geschichte der

[1] In dem voraufgehenden Decrete der S. Congr. Rituum vom 7. Juli 1877 wird dem Heiligen ein ähnliches Lob gespendet, wenn es heißt: „Profecto in selectis Conclusionibus seu Controversiarum libris, quos Sanctus Episcopus conscripsit, manifeste elucet mira rei theologicae scientia, concinna methodus, ineluctabilis argumentorum vis tum in refutandis haeresibus, tum in demonstratione Catholicae veritatis et praesertim in asserenda Romani Pontificis auctoritate, jurisdictionis Primatu, ejusque infallibilitate.“

[2] R. P. Martini Becani Societatis Jesu Theologi Manuale Controversiarum hujus temporis in quinque libros distributum. Herbipoli 1623.

Magyaren von Mailath [1], „fand er Ungarn protestantisch; als er starb, war es katholisch.“ Am segensreichsten wirkte er wohl durch den in ungarischer Sprache abgefaßten „Wegweiser zum Himmel“, eine Schrift, der man nachrühmt, daß sie durch die Tiefe der Gelehrsamkeit und die Kraft der Dialectik, sowie durch die geistreiche Behandlung des Stoffes und die meisterhafte Handhabung der ungarischen Sprache die allgemeine Bewunderung erregte; sie soll aber auch großartige Bekehrungen zur Folge gehabt haben. Da der providentielle Mann zunächst für sein engeres Vaterland schrieb, bediente er sich in den meisten Schriften der Muttersprache. Von seinen in lateinischer Sprache abgefaßten Werken nennen wir seine „Theologische Untersuchung über die sichtbare Kirche Christi auf Erden“ [2]. — Als apologetisches Werk, welches in erster Linie der Wissenschaft dienen sollte, sind die „Präscriptionen“ [3] des italienischen Dominicaners Dominicus Gravina zu verzeichnen. Das Werk imponirt durch die grandiose Anlage; es sollte zwölf Folianten umfassen, von denen jedoch nur vier erschienen sind. Schon in ihnen werden manche der für die Apologetik wichtigsten Fragen in schulgerechter Form behandelt. — Die übrigen noch zu erwähnenden Schriften hingegen erinnern wiederum mehr an den lebendigen Kampf; haben ihre Verfasser sie auch nachträglich in neuer, geordneterer Gewandung der Gelehrtenwelt übergeben, so können dieselben doch ihren Ursprung nicht ganz verläugnen. Wir beschränken uns auf vier Namen. Die streitbaren Brüder Hadrian und Peter van Walenburgh, von denen der erstere Weihbischof von Köln, der zweite Weihbischof von Mainz war, gaben ihre gesammelten Schriften in zwei Foliobänden heraus. Der eine enthält die allgemeinen [4], der andere die speciellen Controversen [5]. Unter den allgemeinen Tractaten, welche zumeist die Lehre von den Glaubensprincipien und der Kirche beleuchten, ist der geschätzteste „Die Prüfung der Glaubensprincipien“. Der Hauptsatz dieser Abhandlung, der aber variirt auch in den übrigen Controversen häufig wiederkehrt, ist dieser: Ohne die Lehrauctorität der

[1] Bd. IV. S. 259.

[2] Diatriba theologica de visibili Christi in terris Ecclesia, adversus posthumum Guilelmi Witakeri contra Cardinalis Bellarmini librum. Graecii 1615.

[3] Catholicae praescriptiones adversus omnes veteres et nostri temporis haereticos. Neapoli 1619—1639.

[4] Tractatus generales de controversiis fidei. Col. 1670.

[5] Tractatus speciales de controversiis fidei. Col. 1671.

Kirche muß nothwendig ein jeder Bekenntnißglaube in sich selbst zerfallen. Johannes Scheffler endlich, bekannter unter dem Namen „Angelus Silesius", bekämpfte in seinen polemischen Schriften, die er nachmals gesammelt unter dem Namen Ecclesiologia [1] herausgab, hauptsächlich die Lutheraner, wohingegen der Abt von Einsiedeln, Augustin Reding, in seinen Dissertationes controversisticae [2] sich gegen das reformirte Bekenntniß wandte. In jedem dieser zwei Werke werden fast alle damals der „allgemeinen" Polemik angehörigen, oder, was dasselbe besagt, die kirchen-apologetischen Fragen mit besonderer Gründlichkeit erörtert.

Wollen wir das Ergebniß unserer Darlegungen in aller Kürze zusammenfassen, so haben wir für die Entwicklungsgeschichte der Apologetik in dieser Periode folgende Thatsachen zu verzeichnen. Derjenige Theil der Apologetik, welcher die Lehre von der Kirche behandelt, erhält gleich vom Beginne der Reformationszeit an zahlreiche Beiträge in den Streitschriften jener Tage. Eine Scheidung des dogmatischen und des apologetischen Gebietes ist freilich in ihnen noch nicht anzutreffen. Auf dem Kampfplatze emporgewachsen und zu allermeist für den lebendigen, momentanen Kampf bestimmt, lassen sie auch eine schulgerechte Anordnung vielfach vermissen. Erst nach dem Tridentinum tritt das Streben nach systematischer Bearbeitung wie in der dogmatischen Polemik, so in der apologetischen mehr und mehr hervor; die Grundfragen über den Glauben und die Kirche werden in gesonderte Abhandlungen zusammengefaßt, der Stoff aber nicht mehr bloß nach praktischen, sondern auch nach wissenschaftlichen Gesichtspunkten geordnet. Mit dem Beginne des neuen Jahrhunderts ist die erstrebte Höhe erreicht. Die dann mehr und mehr durchgeführte Theilung der Polemik in eine allgemeine und eine specielle dürfen wir bereits als den ersten Schritt für die vollständige Scheidung der rein apologetischen Fragen von den der Dogmatik angehörenden betrachten.

Diese gänzliche Lostrennung der Lehre über die Kirche vom dogmatischen Gebiete und ihre Vereinigung mit der Lehre von der wahren Religion zu einer einzigen Schuldisciplin, der Apologetik oder Fundamentaltheologie, sollte indessen erst in einer späteren Periode verwirklicht werden.

(Fortsetzung folgt.)

Aug. Langhorst S. J.

---

[1] Vratisl. 1677. [2] Einsidl. 1670.

Opfer einer Priesterhetze in Süd-Wales im Jahre 1679.

Gerade vor 200 Jahren, von 1678—1681, beschäftigte die „greuliche Verschwörung", welche Titus Oates „entdeckt" haben wollte, vollauf die Gerichte Englands. Nicht weniger als achtzehn Personen, darunter der greise Oliver Plunket, Erzbischof von Armagh und Primas von Irland, der edle Lord Stafford, der Provincial der englischen Jesuiten mit fünf seiner Mitbrüder, ein Weltgeistlicher und ein Benedictiner-Laienbruder starben zu Tyburn bei London unschuldig durch Henkershand, als des abscheulichen Complottes „überwiesen". Wir gedenken demnächst aus dem reichen Quellenmaterial, welches der vor Kurzem erschienene fünfte Band der Records of the English Province of the Society of Jesus [1] enthält, unsern Lesern einige Episoden dieses blutigen Monstre-Processes mitzutheilen.

Doch verfielen nicht nur die von Titus Oates und seinen meineidigen Helfershelfern direct Angeklagten den Gerichten; die haarsträubenden Beschuldigungen entfachten naturgemäß einen allgemeinen Sturm der Verfolgung gegen die katholische Kirche und eine erbitterte Priester- und Jesuitenhetze in ganz England. So wurden in den letzten Monaten von 1678 und im Jahre 1679 in den verschiedensten Grafschaften 38 Priester, nicht als Mitschuldige an dem vorgeblichen Complotte, sondern einfach ihres priesterlichen Charakters wegen, zum Tode verurtheilt. Unter dieser Zahl befinden sich 14 Weltpriester, 13 Jesuiten, 5 Benedictiner, 3 Dominicaner und 3 Franciscaner; doch wurde das Todesurtheil nur an 5 Weltpriestern, 2 Jesuiten und einem Franciscaner wirklich vollstreckt. 10 Jesuiten, 3 Weltpriester und 2 Benedictiner, nicht so glücklich wie ihre Brüder, starben nach unsäglichem Elende im Kerker; der Rest wurde nach der Thronbesteigung Jakob' II. freigelassen.

[1] Records of the English Province of the Society of Jesus by Henry Foley S. J. — sechs Bände, welche im Anschlusse an die Werke von P. J. Morris S. J. die Geschichte der englischen Ordensprovinz bis zur Zeit der Aufhebung der Gesellschaft Jesu fortführen. Bd. I. (1877.) 8⁰. p. 719. Preis: *M.* 26. — Bd. II. (1875.) 8⁰. p. 666. Preis: *M.* 26. — Bd. III. (1878.) 8⁰. p. 845. Preis: *M.* 30. – Bd. IV. (1878.) 8⁰. p. 743. Preis: *M.* 26. — Bd. V. (1879.) 8⁰. p. 1069. Preis: *M.* 30. — Bd. VI. (1880.) 8⁰. p. 832. Preis: *M.* 26 (Supplementband) enthält die Tagebücher des englischen Collegs von Rom, das Pilgrimbook u. s. w. — Das Ganze ist ein wirklich monumentales Quellenwerk.

Die Zeit des Martertodes der acht Blutzeugen — wir dürfen uns dieser Worte wohl bedienen — fällt in die Monate Juli und August (a. St.) 1679. Leider sind die Nachrichten über die meisten derselben recht dürftig; von Einem — einem irländischen Priester, der in Nord-Wales für seinen Glauben starb — ist nicht einmal der Name auf uns gekommen; im Buche des Lebens freilich ist Alles mit unvergänglichen Lettern eingetragen!

Schon die angeführten Zahlen ermöglichen uns einen Begriff von der Wuth, welche damals die No-Popery-Schreier Englands beseelte, und doch geben selbst die Leiden, geschweige die bloße Zahl der wirklich eingekerkerten und zum Tode verurtheilten Priester keineswegs ein vollständiges Bild der Trübsal, die der katholische Klerus von England und mit ihm seine Heerde in jenen Tagen zu erdulden hatte. Gestützt auf die Mittheilungen des oben angeführten Quellenwerkes wollen wir versuchen, die Opfer dieser grausamen Priesterhetze wenigstens einer Grafschaft ausführlicher zu schildern. Wir wählen Monmouthshire.

Die Grafschaft von Monmouth in Süd-Wales umfaßt einen District von kaum 27 Quadratmeilen und hatte im 17. Jahrhundert eine fast ausschließlich ländliche Bevölkerung. Größere Städte gibt es daselbst keine; der Hauptort Monmouth selbst zählt sogar heutzutage kaum 6000 Einwohner. Dafür sind die kleineren Ortschaften um so zahlreicher und liegen vielfach zerstreut auf der Ebene am Kanal von Bristol und in den Ausläufern des gälischen Gebirges. Namentlich unter der ärmeren Klasse der Landbevölkerung und unter dem Landadel hatte die katholische Kirche hier noch manche treue Kinder bewahrt. Die Missionsarbeit wurde von eifrigen Weltpriestern Hand in Hand mit Mitgliedern der Gesellschaft Jesu allen Gefahren zum Trotze und mit gesegnetem Erfolge besorgt. Man wußte das bei Hofe wohl und schärfte von Zeit zu Zeit den Friedensrichtern dieser Gegend ein, doch ein etwas wachsameres Auge auf die „papistischen Pfaffen und Jesuiten" zu haben. Ein solcher Mahnbrief, der noch vor der Zeit der Oates-Verschwörung unter dem 13. September 1667 erlassen wurde, ist uns erhalten, und wir wollen einige Zeilen daraus anführen.

„Unsere herzlichsten Empfehlungen zuvor! Sr. Majestät und dessen Räthen sind zahlreiche Mittheilungen zugegangen, daß, troß der Proclamation Sr. Majestät und der Sorge und Mühewaltung seiner Minister und Richter, den dießfälligen Wünschen der beiden Häuser des Parlaments nachzukommen und das Wachsthum des papistischen Greuels zu

unterdrücken, dennoch viele papistische Priester vor wie nach thätig sind, um Sr. Majestät getreue Unterthanen zur römischen Religion zu verführen, und daß sie hierin in letzter Zeit von vielen Anhängern jenes Glaubens, den Strafgesetzen zum Trotze, frech und ungescheut Hilfe und Ermunterung finden. Um sothanem wachsenden Greuel zu begegnen und die wahre protestantische Religion aufrecht zu halten, hat uns Se. Majestät den Auftrag gegeben, Euch seinen ausdrücklichen Willen und Befehl zu verkünden, daß Ihr in Eurer Gegend Alles aufbieten sollet, die papistischen Pfaffen und Jesuiten, die an der Verführung Sr. Majestät Unterthanen arbeiten, sammt und sonders zu ergreifen u. s. w. und mit ihnen nach der Strenge der Gesetze zu verfahren." [1]

So wurde von Zeit zu Zeit der Eifer der dazumal ohnehin regen No-Popery-Partei geschürt, und zwar um so mehr, als die Conversion des Herzogs von York, des rechtmäßigen Thronfolgers, die anglikanische Geistlichkeit für ihre reichen Pfründen fürchten ließ. Da legte am 27. September 1678 Titus Oates vor dem Friedensrichter Sir Edmundbury Godfrey seine haarsträubenden Bekenntnisse ab von einer Verschwörung gegen das Leben des Königs und gegen den Bestand der protestantischen Religion in England, zu welcher sich die Mitglieder aller katholischen Orden, vorab die Jesuiten, mit dem katholischen Adel und der Weltgeistlichkeit verbunden hätten. Der Bericht lautete so abenteuerlich, daß der König laut darüber lachte; gleichviel: er wurde geglaubt und durch das ganze Reich verbreitet. Rasch drang seine Kunde auch nach Süd-Wales; zwischen Michaeli und Allerheiligen war die Erzählung von dem greulichen Complotte in Aller Munde, und die Hetze der Priester und Jesuiten nahm ihren Anfang. Gleichzeitig kamen Befehle des Privy-Councils und forderten alle Friedensrichter zu einer gemeinsamen Verfolgung nicht nur der muthmaßlichen Mitwisser der Verschwörung, sondern überhaupt der Priester und Papisten auf. Die Weisungen der Regierung fanden in der Person eines gewissen Mr. Arnold, dessen Name uns fast in allen Documenten jener Verfolgung begegnet, einen eifrigen Vollzieher. Zu der gewöhnlichen Belohnung von 50 Pfund Sterl. (1000 Mark), welche die Regierung auf den Kopf eines jeden Jesuiten setzte, fügte der verbissene Calvinist aus seinen Privatmitteln einen weiteren Preis von nicht weniger als 200 Pfund

---

[1] Der Brief findet sich im British Museum, Additional Mss. n. 11055. p. 242. Scudamore Papers und ist abgedruckt in den Records, vol. IV. p. 448.

Sterl. (4000 Mark) bei. Er durfte nun schon auf Erfolg hoffen, und wirklich wurde um die Mitte November P. Henry Lewis von seinen nächsten Nachbarn, denen er viele Jahre lang die größten Wohlthaten erwiesen hatte, um diesen Blutpreis ausgeliefert. Er war, so viel uns bekannt ist, das erste Opfer, das bei dieser Verfolgung den Gerichten überliefert wurde. Dank den reichen Mittheilungen der Records [1] können wir seine Geschichte und namentlich seinen Proceß und seine Hinrichtung ausführlich erzählen.

P. David Henry Lewis, auch unter dem angenommenen Namen Charles Baker bekannt — die blutigen Verfolgungsgesetze nöthigten den Priesterfängern gegenüber zu der Vorsicht eines Pseudonamens —, erblickte das Licht der Welt in Monmouthshire im Jahre 1616. Sein Vater, Morgan Lewis, hielt eine Lateinschule in dem Städtchen Abergavenny, dem alten Gobannium der Römer; er huldigte eine Zeit lang der protestantischen Religion, kehrte jedoch später in den Schooß der Kirche zurück. Auch unser Blutzeuge gehörte, dem Beispiele des Vaters folgend, in der Jugend der anglikanischen Kirche an. Eine um so eifrigere Katholikin war seine Mutter, Margaret Prichard; ihrem Einflusse gelang es, alle übrigen Kinder — sie hatte außer David Henry noch vier Söhne und vier Töchter — im katholischen Glauben aufzuziehen, und wir gehen wohl nicht irre, wenn wir annehmen, daß die Bekehrung auch dieses Sohnes und ihres Gatten mit der Gnade Gottes ein Werk ihres Gebetes und ihres Beispiels war. Ein Bruder dieser ausgezeichneten Frau, John Prichard, war Priester der Gesellschaft Jesu. Im Alter von 16 Jahren verließ Lewis in der Gesellschaft eines jungen Edelmannes, eines Sohnes des Grafen Savage, Heimath und Eltern und reiste nach Paris, um auf der dortigen Hochschule seine Studien fortzusetzen. Kriegsunruhen nöthigten die beiden Jünglinge schon nach drei Monaten zur Rückkehr; gleichwohl war die Reise eine höchst bedeutungsvolle und glückliche: David Henry hatte in Paris die Bekanntschaft des P. Talbot gemacht und war von ihm nach gründlichem Unterrichte in den Schooß der katholischen Kirche aufgenommen worden. Wie wird sich die Mutter gefreut haben! Sie lebte nicht mehr lange und konnte mit dem Troste sterben, ihre neun Kinder alle im wahren Glauben zu wissen. Nach dem Tode beider Eltern faßte der Jüngling

[1] Vol. V. p. 912 sqq.

den Entschluß, sich dem geistlichen Stande zu weihen, obwohl er wußte, daß die Gesetze seiner Heimath mit der gräßlichen Todesstrafe des Hochverräthers alle Diejenigen belegten, welche sich im Auslande zum Priester weihen ließen. Mit der Hilfe des P. Charles Gwynne (Brown) S. J. trat er am 22. August 1638 die Reise nach Rom an, erreichte die ewige Stadt am 2. November und trat wenige Tage später als Alumnus in das englische Colleg ein. Am 20. Juli 1642 empfing er die heilige Priesterweihe und wurde nach Vollendung seiner theologischen Studien auf sein inständiges Bitten den 19. April 1644 in die Gesellschaft Jesu aufgenommen. P. Lewis bestand seine zwei Jahre Prüfung im Noviziatshause zum hl. Andreas in Rom so ausgezeichnet, daß ihn die Obern trotz der Stürme, die damals das Reich Karl' I. erschütterten, sofort nach England schickten, wo der junge Missionär mit großem Eifer am Heile seiner Landsleute arbeitete. Ein noch größerer Beweis der hohen Meinung, welche man von seiner Tugend hatte, liegt darin, daß ihn der General der Gesellschaft Jesu nach Jahresfrist wieder nach Rom berief und daselbst, seiner Jugend ungeachtet, zum geistlichen Führer des englischen Collegs ernannte. Allein es litt den seeleneifrigen Mann nicht lange in dieser ruhigen Stellung; er dürstete nach den Leiden und Mühsalen seiner Brüder in England und wußte seine Obern so dringend zu bitten, daß sie ihn abermals in seine Heimath sandten (1648).

Von nun an wirkte P. Lewis volle 30 Jahre ununterbrochen in Süd-Wales und in den angrenzenden Grafschaften. Es war die stürmische Zeit des „Commonwealth“; Cromwell und seine Sippe verfolgten neben der königlich gesinnten Partei mit gleicher Wuth die katholische Kirche. Gleichwohl finden wir, daß im Jahre 1652 einzig in Süd-Wales von den Jesuiten 155 Convertiten in den Schooß der römischen Kirche aufgenommen wurden. „Eine große Zahl!“ ruft der anglikanische Bischof ärgerlich aus, der bei der Plünderung des „Collegiums“ von Combe in Hereford diese Angabe den vorgefundenen Papieren entnahm [1]. Als dann endlich Karl II. den Thron seines unglücklichen Vaters bestieg, hofften die Katholiken als Lohn ihrer Treue abermals vergebens auf Duldung und Freiheit. Neue Stürme und Verfolgungen brachen los, und das „No-Popery-Geschrei“ wurde um so lauter, je mehr die Anglikaner nach der Conversion des Herzogs von York einen katholischen

[1] A short narrative of the discovery of a College of Jesuits etc. London 1679. Cf. Records, vol. IV. p. 464.

Thronfolger fürchteten. Da brauchte es die ganze Kraft, Klugheit und Hinopferung einer apostolischen Seele, um ununterbrochen neue Gefahren und Mühsale zu erdulden, neuen Schlingen und Fallstricken zu entgehen, jeder Ruhe und Bequemlichkeit zu entsagen. Bei Tage lag P. Lewis gewöhnlich in irgend einem elenden Verstecke, bei dunkler Nacht aber machte er sich auf den Weg und suchte, meilenweit wandernd, die Häuser und Hütten der Katholiken auf, sie im Glauben zu bestärken und ihnen die Sacramente der Kirche zu spenden. Alle Klassen der Gesellschaft liebten den selbstlosen Missionär, zumeist aber die Armen, denen er auch vor allen Anderen seine Sorge so sehr zuwendete, daß er gemeiniglich nur der „Armenvater" genannt wurde. Der Lohn seiner Arbeit sollte ihm nicht ausbleiben, indem er sogar der Marterkrone gewürdigt wurde.

Die Geschichte der Gefangennehmung und des Processes sind wir so glücklich, mit des Blutzeugen eigenen Worten geben zu können. Das Manuscript existirt noch heute [1] und seine Glaubwürdigkeit wird nicht nur durch den Charakter des Erzählers, sondern auch durch den Umstand erhärtet, daß der Bericht fast wörtlich mit dem officiellen Berichte der „State trials" übereinstimmt. Einige Kürzungen freilich werden wir uns erlauben müssen.

„Nachdem ich volle 30 Jahre das armselige Leben und die Mühsale eines Missionärs in Süd-Wales erduldet hatte," erzählt uns P. Lewis, „wurde ich an einem Sonntag Morgen etwas vor Tagesanbruch — es war der 17. November 1678 — von sechs Bewaffneten im Auftrage von John Arnold, Esq., und Charles Price, Esq. — bis dahin meine guten Freunde und Bekannten — gefangen genommen. Ich befand mich in einem kleinen Hause der Pfarrei St. Michael Lanternam in der Grafschaft Monmouth; von da schleppten mich die Soldaten zusammt allem Kirchengeräthe, das sie daselbst fanden, nach Lanfoist in das Haus des Charles Price, wo ich Thomas Lewis von St. Peter und die beiden schon genannten Herren antraf. Nachmittags gegen 2 Uhr brachten sie mich mit ihren Dienern, im Ganzen ein Dutzend berittene und bewaffnete Männer, nach dem „goldenen Löwen" zu Abergavenny. Beim Einzug in das Städtchen kamen uns Leute entgegen und riefen Mr. Arnold zu: ‚Wir haben eine gute Neuigkeit, eine gute Neuigkeit: Coniers, der Erzbischof von Canterbury hätte werden

---

[1] In der Old Clergy Chapter Collection of Mss. London. „A true narrative of the imprisonment and trial of Mr. Lewis."

sollen, wurde in Irland gefangen!' ,Und wir bringen Euch hier,' sagte Mr. Arnold, ,den Mann, der für den Bischofssitz von Llandaff ausersehen war!'"

Diese Gerüchte, welche in Abergavenny so große Freude bereiteten, müssen nicht ganz zuverlässig gewesen sein, denn die Liste, welche gemäß den Angaben des Titus Oates die Wiederherstellung der katholischen Hierarchie in England und die Neubesetzung sämmtlicher Bisthümer enthalten sollte, nennt Cardinal Howard als künftigen Erzbischof von Canterbury und hat weder den Namen Coniers noch Lewis, wohl aber steht ein Benedictiner Conyers und ein Jesuit des gleichen Namens auf der Liste der sogen. „Verschworenen". Man schritt nun zu dem vorläufigen Verhöre und der förmlichen Verhaftung des Missionärs.

„Ich betrat mit ihnen eine Stube, und ein Wachtposten wurde an die Thüre gestellt. Sofort schickten sie an William Jones, Esq., den Friedensrichter und Amtmann (Recorder) der Stadt, damit er meinem Verhöre und meiner Verhaftung beiwohne. Dann führte Mr. Arnold einen gewissen William James vor, der vier Jahre lang in meinem Dienste gestanden hatte; dieser sagte auf seinen Eid, er habe mich wenigstens zwanzigmal Messe lesen sehen, und so wurde mein Verhaftbefehl ausgefertigt, von Thomas Lewis, Charles Price und William Jones unterzeichnet und ich formell festgenommen. Dann frug mich Mr. Lewis auf Ehrenwort, ob ich irgendwie in die schauerliche Verschwörung verwickelt sei, und ich antwortete auf Ehrenwort, und wenn er wolle, auf meinen Eid: ,Nein'.... Nach dem Abendessen frug mich Mr. Lewis, ob ich vorziehe, unter Bewachung im Löwen zu bleiben, oder ob ich lieber im Hause des Mr. Arnold, wo man mich freundlich behandeln würde, die Nacht zubringen wolle. Ich überließ das ihnen, und Mr. Lewis sagte: ,Nun denn, Mr. Arnold, wenn Ihr es zufrieden seid, so sei mein Namensvetter diese Nacht Euer Gast', und Alle sagten: ,Wir sind's zufrieden.' Etwa 10 Uhr Nachts stieg ich auf der Straße vor dem Löwen mit Mr. Arnold und seinen bewaffneten Knechten zu Pferde; eine Menge Volk stand da, begierig, mich zu sehen, denn es war Mondschein. Zwischen 11 Uhr und Mitternacht erreichten wir Mr. Arnolds Wohnung; da führten sie mich bald auf meine Kammer, wo zwei Knechte, handfeste Burschen, auf Strohsäcken sich neben mich legten, damit ich nicht entkomme. Am folgenden Morgen stand ich gegen 7 Uhr auf und erhielt einen Frühtrunk. Gleich darauf kam Mr. Arnold in Person und erkundigte sich freundlich, wie ich die Nacht

geruht. Er ging wohl drei- oder viermal mit mir im Zimmer auf und ab und ich dankte ihm für seine Güte, dann ging er wieder hinunter und schickte etwa eine halbe Stunde später seinen Diener mit der Bitte, auch ich möchte hinabkommen. Ich that es und fand Mr. Arnold in der Halle mit mehreren Soldaten aus Abergavenny, welche beschäftigt waren, ihre Büchsen zu laden, und indem er mit mir auf- und abschritt, hätte er mich gerne in das Nebenzimmer geführt, um mir sein „Kind" zu zeigen, wie er eine Spottpuppe nannte, welche den Papst vorstellte. Ich merkte seine Absicht wohl, änderte das Gespräch und nahm freundlich Abschied. Ich wollte zu Pferd und Mr. Arnold gab mir mit den bewaffneten Constablern das Geleite; als ich aber zu meinem Rosse kam, bemerkte ich, daß einer von den Bewaffneten, Namens Kirby — drei Monate später mordete er seinen eigenen Vater — das Thier an einem langen Lederriemen hielt und mich so den ganzen Weg bis nach Monmouth führen wollte. Ich mochte doch nicht gerne so auf dem Rosse reiten und bat daher Mr. Arnold, er möge den Riemen wegnehmen lassen, das sei zu arg, es genüge ja, daß ein Constabler hinter mir reite und die andern könnten zu Fuß mich umringen. Er gab es zu; aber kaum war ich ihm aus dem Gesichte, so schickte er uns einen Diener mit dem Auftrage an den Befehlshaber der Constabler, den Lederriemen wieder an der Halfter zu befestigen, mich, wie er zuerst befohlen, zu führen und ja umsichtig zu sein, denn ich sei des Hochverrathes angeklagt. Der Constabler war jedoch so freundlich, nicht darauf zu bestehen.

„So bewacht kam ich in das Gefängniß von Monmouth; ein Freund hatte mir daselbst einen Raum im Erdgeschoße für wöchentlich 14 Shilling (Mark) gemiethet, Zimmer, Bett, Linnen, Feuer, Licht und Bedienung — es war theuer genug, aber ich mußte es wohl bezahlen, wenn ich nicht in dem gemeinsamen Gefängnisse unter gemeinen Verbrechern liegen wollte. Bemerkenswerth ist, daß mir der Aufseher schon in den ersten Stunden einen am gleichen Tage geschriebenen Brief von Mr. Arnold zeigte, worin dieser Herr den Wärter beauftragte, ein scharfes Auge auf mich zu haben, das Gefängniß streng zu bewachen und mich wie einen Hochverräther zu behandeln, da doch derselbe Mr. Arnold am gleichen Morgen, als ich sein Haus verließ, zu mir sagte, ich möchte nur zwei Zeilen an ihn schreiben, wenn Mr. Sadler, der Aufseher, etwa nicht höflich gegen mich sei, er wolle ihm dann schon den Kopf zurechtsetzen. Gleichwohl wurde ich die zwei

Monate meiner Gefangenschaft in Monmouth vom 18. November 1678 bis 13. Januar 1679 in meinem Zimmer in engem Gewahrsam gehalten, bei Nacht festgeschlossen und bei Tage eingeriegelt, doch durften mich meine Freunde mit Erlaubniß eines Unteraufsehers besuchen."

P. Lewis schildert uns in seinen schlichten Aufzeichnungen recht artig den Charakter dieses heimtückischen Herrn Arnold. Er hatte sich gegen den Missionär stets so einschmeichelnd benommen, daß dieser ihn zu seinen „guten Freunden und Bekannten" zählte, war aber gleichzeitig eifrig geschäftig, die Beweise zu finden, welche den „guten Freund" an den Galgen bringen sollten. Zum Hohne schleppt er den Jesuiten nach seinem Heimathstädtchen, um den guten Leuten am Sonntag Nachmittag den „Bischof von Llandaff" zu zeigen, und bietet ihm dann für die Nacht seine „Gastfreundschaft" an. Er hat nicht den Muth, dem verrathenen Freunde offen und ehrlich eine kleine Vergünstigung abzuschlagen, widerruft sie aber sofort hinterrücks. Er verbürgt sich endlich unaufgefordert für die gute Behandlung des Gefangenen und hat soeben den Brief geschrieben, welcher dem Gefängnißwärter das gerade Gegentheil anbefiehlt. Ein recht respectabler Mann in der That! Und während nun P. Lewis im Gefängniß die nächsten Assisen erwartet, ist dieser Ehrenmann geschäftig, um den Preis von 200 Pfd. St. auch noch anderen verhaßten papistischen Pfaffen die Krone des Marterthums zu erkaufen.

Wirklich gelingt es ihm, bald neue Opfer in sein Garn zu locken. Fast gleichzeitig mit P. Lewis muß ein Weltpriester, der hochw. Herr John Lloyd, ergriffen worden sein, und kurze Zeit nachher wurde P. Philipp Evans dingfest gemacht.

P. Philipp Evans[1] wurde im Jahre 1645 in Monmouth geboren, von katholischen und wohlhabenden Eltern, wie es scheint, denn er machte seine Gymnasialstudien in dem berühmten englischen Jesuitencolleg zu St. Omer im damaligen Belgien. Zwanzig Jahre alt trat er ebendaselbst zu Watten in das Noviziat der Gesellschaft Jesu ein, machte dann im englischen Colleg zu Lüttich mit Auszeichnung seine theologischen Studien, empfing die heilige Priesterweihe und wurde im Jahre 1675 als Missionär nach seiner Heimath Süd-Wales geschickt. Vier Jahre hatte der junge Priester voll Eifer und Hingabe in diesem dornenvollen

[1] Vgl. Records, l. c. p. 882 sqq.

Weinberge gearbeitet, als ihm in der Blüthe des Lebens der schönste Lohn, der Tod um Christi willen, zu Theil wurde.

Da die grimmige Priesterhetze ausbrach und Mr. Arnold einen so hohen Lohn auf seinen Kopf setzte, drangen die Freunde P. Evans' in denselben, er möge eine Weile außer Landes gehen, bis die Wuth des Sturmes sich etwas legen würde. Der Missionär war sich der Gefahr wohl bewußt und konnte wohl denken, daß der Verrätherlohn irgend eine Seele finden werde, die von Geiz oder Noth getrieben sein Blut dem Feinde ausliefere. Gleichwohl blieb er mit Beistimmung des Herrn Tuberville de Skere, in dessen Hause er als Kaplan lebte, auf dem ihm anvertrauten Posten, bereit, wie der gute Hirt sein Leben für seine Schafe hinzugeben.

Auch hier fand sich bald ein „guter Freund", der an dem Missionär zum Judas wurde, ein gewisser Mr. Logher, der bis dahin sowohl mit P. Evans als mit dessen Hauswirth auf intimem Fuße gestanden hatte. Er war Friedensrichter; in dieser Eigenschaft schickte er William Basset, der die Rolle des Klägers übernehmen mußte, mit einem Constabler und den nöthigen Papieren am 2. December 1678 in die Wohnung Mr. Tuberville's de Skere, um Haussuchung zu halten und nach den angeblich daselbst verborgenen Priestern zu fahnden. Beinahe hätten sie mit leeren Händen abziehen müssen, denn P. Evans war zufällig abwesend; sie standen auch schon im Begriffe, das Haus zu verlassen, als der Missionär zurückkam. Sofort zog Basset den von Mr. Logher auf Philipp Evans lautenden Verhaftbefehl hervor und sagte zu dem Constabler, das sei der Mann, der ihnen außer der Staatsbelohnung noch die 200 Pfd. St. von Mr. Arnold einbringe. Der Priester wurde stehenden Fußes in das Haus einer Magistratsperson geführt, wo Mr. Logher seinen Fang erwartete. Mr. Tuberville, der seinen Gast begleitete, gab sich umsonst Mühe, ihn gegen Bürgschaft frei zu bekommen. Nach einem summarischen Verhör wurde der Verhaftbefehl unterzeichnet und der Gefangene nach dem Gefängnisse von Cardiff abgeführt. Unterwegs bot dem Missionär ein anderer Friedensrichter, Sir Edward Esterling, sofortige Freilassung gegen Bürgschaft unter der Bedingung an, daß er den sogen. Eid der Treue und den Suprematseid (oath of allegiance and supremacy) schwöre. Allein der Missionär dankte freundlich für das wohlgemeinte Anerbieten und antwortete mit freudiger Miene, er gehe viel lieber in's Gefängniß und in den Tod selbst, als daß er sein Gewissen mit einem vom heiligen Stuhle verbotenen Eide beflecke.

Das feste Schloß Cardiff an der Mündung des Taw (Taff) in den Kanal von Bristol soll bereits von einem Verwandten Wilhelm des Eroberers um das Jahr 1110 gebaut worden sein [1]. In einem unterirdischen Gewölbe dieser alten Veste mußte nun P. Evans in strengster Einzelhaft drei Wochen lang schmachten, bis endlich der edle Mr. Tuberville mit vielem Drängen und Bitten den Befehlshaber des Platzes dazu vermochte, daß der Jesuit die Zelle eines andern Priesters, der ebenfalls der Verfolgung zum Opfer gefallen war, theilen durfte. Es war dieses der obenerwähnte hochw. Herr John Lloyd, ein eifriger Weltpriester. Wie werden sich Beide gefreut haben! welcher Trost muß es für diese tapferen Nachahmer Christi gewesen sein, das heilige Christfest, wenn auch nicht durch das Opfer der heiligen Messe, so doch in gemeinschaftlichem Gebete feiern zu können! Sie blieben beisammen und theilten Alles, bis sie endlich auf dem gleichen Schafotte des gleichen Todes sterbend nicht getrennt, sondern ewig vereinigt wurden.

Es ist Zeit, daß wir zu P. Lewis in das Gefängniß von Monmouth zurückkehren. In der Weihnachtswoche hatte er den unerwarteten Besuch zweier hoher Magistratspersonen, welche ihm mittheilten, Bedloe, der berüchtigte Helfershelfer des Titus Oates, habe eidlich ausgesagt, ein gewisser Diener des Lord Marquis von Worcester sei bei der „Verschwörung" eine Hauptperson und das wollte Bedloe aus dem Munde unseres P. Lewis gehört haben. Über diese Aussage vernahmen sie den Gefangenen zu Protocoll. „Unter meinem Eide und mit meiner Handschrift erklärte ich," erzählt uns der Missionär, „daß ich Bedloe meines Wissens nie gesehen, daß ich nie mit ihm gesprochen und nie mit ihm weder direct noch indirect verkehrt habe. Ferner erklärte ich, daß ich von der Verschwörung nie etwas gehört oder erfahren, bevor das allgemeine Gerede Kunde davon brachte. Diese meine Erklärungen wurden nach London geschickt und ich habe seither nichts mehr davon erfahren." Das heißt bis 24. April 1679, da P. Lewis seine Aufzeichnungen abschloß. Wie wir hören werden, führte man ihn später zur Confrontation nach London.

Noch erzählt uns P. Lewis eine Anekdote aus seinem Gefängnißleben von Monmouth, die wir nicht übergehen dürfen; sie zeigt uns, daß er auch nach der Verurtheilung noch, da er seinen Proceß nieder-

[1] Gorton's Topographical Dictionary.

schrieb, den Humor nicht verloren hatte. „Ganz positiv hatte sich das Gerücht verbreitet, ich hätte meinen Gefängnißwärter vergiftet. Das kam so. Spät am Abend trat er einst völlig betrunken in meine Zelle und sagte, er müsse ein Glas Ale mit mir trinken. Ich bemerkte seinen Zustand, und da er mich gleichwohl drängte, so sagte ich: ‚Gut, Ihr müßt aber von meinem eigenen Getränke kosten!‘ und mit diesen Worten füllte ich ein Glas mit einem ausgezeichneten Magenwasser (surfeit-water), das ich bei mir hatte, und setzte ein paar Tropfen Branntwein zu. Ich trank zuerst, er bestand darauf, und reichte ihm das Glas in der wohlmeinenden Absicht, ihm eine Arznei gegen das Übermaß von Ale zu geben. Das Ding schmeckte ihm und er wollte absolut noch mehr haben; ich sagte ihm aber alles Ernstes, er solle sich jetzt zur Ruhe legen und so trollte er seines Weges. Wie er aber zu seiner Frau kam und die Wirkung der kräftigen Arznei verspürte, jammerte er, ich hätte ihm Gift gegeben. Natürlich trug sie das mit lautem Geschrei sofort in der ganzen Nachbarschaft herum. Und so hatte ich meinen Gefängnißwärter vergiftet — eine Geschichte, die wunderbar rasch sich über vier oder fünf Grafschaften verbreitete und selbst bis nach London ihren Weg fand.“

Bei Weitem ernster als diese vorgebliche Giftmischerei war eine andere Verleumdung, die sich um diese Zeit über unsern Gefangenen durch ganz England hin verbreitete. Sie hatte keinen geringern Urheber, als den anglikanischen Bischof von Hereford, Sir Herbert Croft. Dieser unselige Apostat hatte nämlich das Colleg von Combe in dem benachbarten Herefordshire geplündert und, um diese Großthat in gebührender Weise der englischen Nation zur Kenntniß zu bringen, in einer eigenen bereits oben erwähnten Druckschrift, welche Anfangs Januar 1679 zu London erschien, jeden gefundenen Papierschnitzel haarklein beschrieben. Leider war aber auch nicht der geringste Anhaltspunkt für ein Mitwissen der greulichen Verschwörung zu Tage gekommen. Man mußte also, um das Pamphlet etwas pikanter zu machen, schon noch ein Übriges dazuthun, und so hängte denn der „gottselige Bischof“ der Flugschrift „eine wahrhaftige Erzählung von der Büberei (knavery) des P. Lewis, des beabsichtigten Bischofs von Llandaff, jetzt Gefangenen im Gefängnisse zu Monmouth“[1], an. Wir wollen dieselbe unsern Lesern nicht vorent-

[1] London, printed by T. N. for Charles Harper at the Flower-de-luce, against St. Dunstan's Church in Fleet Street 1679. — Sir Herbert Croft ist der

halten; sie bildet einen Beitrag zu der anglikanischen Kampfweise jener Zeit:

„Unter den Füchsen dieses Baues (des „Collegs" von Combe) befindet sich ein gewisser Lewis, der dem Vernehmen nach Titularbischof von Llandaff, gegenwärtig aber Gefangener in Monmouth ist. Es lebte aber ein armes Weib, dessen Beichtvater besagter Lewis war, und deren Vater war ein liederlicher Mensch und starb etwa vor einem halben Jahre. Dieses arme Weib, wohl unterrichtet in der Lehre vom Fegfeuer und von einer weichen Gemüthsart, wie es scheint, dachte über den Zustand ihres Vaters nach und kam ihrer Lehre gemäß zu der Überzeugung, seine Seele müsse im Fegfeuer in großen Qualen sein. Sie fiel deßhalb in große Trauer und Kümmerniß, und mit Thränen in den Augen wandte sie sich an P. Lewis und sagte ihm, man habe ihr versichert, es stehen ihm Mittel zu Gebote, die Seele ihres Vaters augenblicklich dem Fegfeuer zu entreißen und in den Himmel zu senden; gerne wolle sie all' ihr Hab und Gut in dieser Welt geben, wenn er das rasch thue und wenn sie auch den letzten Heller daran setzen müßte, von dem sie lebe.

„Nach einer langen Pause antwortete P. Lewis auf dieses Ansinnen wie folgt: ‚Tochter, mit Freuden gewahre ich, wie mächtig die Gnade in Euch ist, da Ihr so fest an die heilige Lehre vom Fegfeuer glaubet und so herzliches Mitleiden mit der Seele Eures Vaters in demselben habet. Ganz gewiß kann ich (mit dem Beistande unseres heiligsten Vaters, des Papstes) die Seele Eures Vaters aus dem Fegfeuer heraus und in den Himmel hinein bringen, aber es wird ein gutes Stück Geld kosten. Denn ich muß nach Rom schreiben und mir die Vollmacht erwirken, und viele Messen müssen sowohl in Rom als in allen andern Jesuiten-Collegien gelesen werden, und dazu noch manches andere gute Werk, und das kostet viel Geld.' — Die arme Frau sagte, es komme ihr gar nicht darauf an, was es koste; die Seele ihres Vaters sei ihr

---

Sohn des Ritters Herbert Croft, der sich zum katholischen Glauben bekehrte, zu Douai in den Benedictiner-Orden trat und als Laienbruder eines gottseligen Todes starb (10. April 1622). Der junge Sir Herbert trat 4. November 1626, 22 Jahre alt, als Alumnus in das englische Colleg zu Rom, blieb daselbst zwei Jahre, kehrte dann zunächst nach Belgien und von da in Familienangelegenheiten nach England zurück, wo er den katholischen Glauben abschwor und 1660 das anglikanische Bisthum Hereford erhielt. Wir sehen, wie der unselige Mann seinen früheren Wohlthätern — nach einer Nachricht seinen Ordensbrüdern — vergalt! Cf. Records, vol. IV. p. 467.

so lieb und theuer, daß sie ihr ganzes Vermögen dafür geben wolle. Und dann fragte sie ihn, wie hoch die Sache sich denn belaufen werde. Er rechnete an seinen Fingern und sagte nach einer Pause, die Sache werde auf 100 Pfund Sterl. (2000 Mark) kommen. Da weinte das Weib bitterlich und sagte, all' ihr Hab und Gut sei nicht halb so viel werth. Dann erklärte P. Lewis, so wolle er es um 80 Pfund Sterl. thun, und das Weib antwortete, ihr Vermögen betrage nicht die Hälfte von 80 Pfund Sterl. — Da fragte sie P. Lewis, wie hoch sich denn ihr ganzes Eigenthum belaufe, und sie erwiederte offen und ehrlich, Alles in Allem sei ihr Besitz 35 Pfund Sterl., und P. Lewis sagte, da sie so arm sei, wolle er nicht mehr von ihr als 30 Pfund Sterl. (600 Mark), und darauf wurden sie handelseinig.

„Als aber P. Lewis später sah, daß das Weib kein baares Geld hatte, wurde er überaus zornig und begann zu toben; schließlich begnügte er sich aber mit einem Schuldschein auf 30 Pfund Sterl., ließ ihn aber auf den Namen eines Freundes ausstellen und sorgte dafür, daß der Schuldschein durch einen Advokaten rechtskräftig ausgestellt wurde, was denn auch Alles genau geschah. Das Geld sollte binnen sechs Wochen bezahlt werden, und P. Lewis verpflichtete sich, koste es was es wolle, die Seele des Mannes aus dem Fegfeuer heraus und in den Himmel hinein zu schaffen. So gingen sie auseinander und die Frau war sehr getröstet.

„Sobald nun die sechs Wochen um und das Geld fällig war, schickte P. Lewis zu dem armen Weibe, sie möge zu ihm kommen, und als sie kam, zeigte er ihr ein Buch mit goldenen Blättern und rothen Buchstaben, blätterte darin vorwärts und rückwärts, klappte es an seinem Ohre zu, öffnete es wieder, schaute hinein und rief: ‚Da steht's! Jetzt weiß ich gewiß, daß die Sache in Richtigkeit ist, und ich sage Euch zu Eurem Troste, Euer Vater ist so gewiß im Himmel, als ich hier in diesem Lehnstuhle sitze.' Und nach einer kurzen Weile, da das Weib ihre Freude über diese fröhliche Zeitung ausgesprochen hatte, frug sie P. Lewis, ob sie das Geld mitgebracht habe, die 30 Pfund, die sie ihm schulde. — Sie sagte, sie bringe ihm nicht Alles, ihr Geld sei in anderer Leute Hände und sie habe es nicht so rasch los bekommen können; aber sie habe ihm 10 Pfund mitgebracht und bitte inständig, das für heute anzunehmen, den Rest wolle sie ihm bezahlen, sobald es menschenmöglich sei. Das gefiel aber P. Lewis gar nicht, daß sie nicht die ganze Summe gebracht, und er gerieth in einen gewaltigen Zorn gegen die arme Frau

und zankte sie und gab ihr manches barsche und bittere Wort, und drohte dem armen Weibe, er wolle ihr die Gerichtsvollzieher schicken und ihre Habe auf ihren Schein hin pfänden, sie selbst aber in den Schuldthurm werfen lassen. Und damit nicht zufrieden, drohte er ihr gar mit Excommunication, weil sie ihre Verpflichtung gebrochen und die 30 Pfund nicht bezahlt habe. Als P. Lewis jedoch ruhiger über die Sache nachdachte, nahm er die 10 Pfund und machte mit ihr aus, daß sie sofort noch 5 Pfund dazu lege, die übrigen 15 Pfund aber binnen eines Vierteljahres entrichte, und wenn sie das nicht thäte, so müsse sie in den Schuldthurm und verfalle der Excommunication.

„Das arme Weib brachte mit großer Mühe die 5 Pfund auf; bevor sie aber die übrigen 15 Pfund bezahlte, machte ihr ein Protestant einen Heirathsantrag. Das arme Weib bekannte demselben ehrlich und gewissenhaft, daß sie gar kein Vermögen habe und noch obendrein ihrem geistlichen Vater Lewis 15 Pfund schulde, und erzählte ihm, wodurch und auf was für eine Art sie so in Schulden kam. Nichtsdestoweniger heirathete sie der Mann und entfremdete sie nachher Schritt für Schritt der römischen Kirche und bewog sie zum Eintritte in die Kirche von England, dann führte er sie zu einem Friedensrichter, dem sie das Alles auf ihren Eid mittheilte.

„Und da das Weib wußte, wo ihr heiliger Beichtvater Lewis sich in einem künstlich angelegten unterirdischen Loche unter dem Lehmboden einer armen, elenden Hütte zu verbergen pflege, führte sie, erzürnt über den heiligen Betrug und mit Recht begierig, ihn ebenso zu fassen, wo er sie fassen wollte, auch in der Hoffnung, das Geld wieder zu bekommen, um das er sie so lieblos geprellt hatte, einen Friedensrichter zur Stelle, wo sie den Fuchs in seinem Baue fanden und ausgruben, und von da schickte der Friedensrichter P. Lewis in's Gefängniß von Monmouth, wo er zur Stunde noch ist."

So lautet die rührende Geschichte, welche der „hochehrwürdige Vater in Gott, Herbert, Lordbischof von Hereford", wie er sich auf dem Titelblatte nennt, dem englischen Volke erzählte. Dem Leserkreise, für den sie berechnet war, kam sie ganz gewiß nicht so lächerlich und handgreiflich unwahr vor, wie uns. Das „Calumniare audacter, semper aliquid haeret" (Verleumde nur frech, es bleibt immer etwas hängen) bewährte sich auch in diesem Falle. Die Fegfeuergeschichte des P. Lewis machte ihre Runde durch ganz England; Bänkelsänger sangen sie auf Märkten und Straßen zu Nutz und Frommen des guten Volkes, ja sie fand

ihren Weg auf die Schaubühnen und sogar in die Theater der Hauptstadt und wurde von John Bull bei lautem No-Popery-Geschrei eifrig beklatscht. Wir werden sehen, daß P. Lewis bei seiner Verurtheilung und bei seiner Hinrichtung diese elende Verleumdung des Apostaten Lügen straft und in feierlichster Weise gegen sie protestirt.

Mitten im Winter fiel es dem Obersheriff der Grafschaft ein, P. Lewis von Monmouth in das Gefängniß von Usk bringen zu lassen. „So ritt ich denn," erzählt der Missionär, „am 13. Januar in der Begleitung eines Untersheriff und des Gefängnißwärters von Monmouth nach Usk; es schneite stark unterwegs und wir mußten in Raglan einkehren, um uns etwas zu wärmen und zu stärken. Während meines dortigen Aufenthaltes kam ein Bote an die Thüre und wünschte mich zu sprechen. Er meldete, daß einer meiner besten Freunde Namens Ignatius (oder Walter) Price eine halbe Meile vom Wege ab am Sterben liege."

Natürlich durfte der Gefangene seinem Freunde in der letzten Noth nicht beispringen und mußte sich begnügen, den Sterbenden mit seinen Gebeten zu unterstützen und ihm die letzten Grüße melden zu lassen. Wir aber wollen uns einen Augenblick mit der Geschichte dieses in der größten Verlassenheit sterbenden Missionärs, denn ein solcher ist es, beschäftigen; sie wird uns besser noch als das Loos der Blutzeugen einen Begriff von den Mühsalen geben, welche die Priester jener Tage in England zu erdulden hatten.

P. Ignatius (Walter) Price[1] war in Wales im Jahre 1610 geboren, 24 Jahre alt trat er in die Gesellschaft Jesu und wirkte seit 1644 als Missionär in Süd-Wales. Seit dem Ausbruche der Verfolgung wurde der fast siebenzigjährige Greis buchstäblich zu Tode gehetzt, eine Todesart, der während jenes Winters mehr als ein Priester zum Opfer fiel; wir werden ganz Ähnliches noch einmal zu berichten haben. Man drängte den Missionär, seine Heerde wenigstens zeitweilig zu verlassen; aber der Greis wählte lieber den Tod. Nacht für Nacht brachen die Priesterjäger, die ihm auf der Spur waren, in die katholischen Häuser der Gemeinde von Raglan ein, welche er so treu verwaltete, so daß er schließlich keinen ruhigen Flecken und keinen sichern Schlupfwinkel mehr hatte. Oftmals wagten seine Pfarrkinder aus Furcht

[1] Records, vol. V. p. 900 sqq.

vor den grausamen Strafen nicht, den hochbetagten Mann unter ihr Dach aufzunehmen, und noch öfters hatte er selbst aus Liebe zu seiner Heerde und um die Seinigen zu schonen nicht den Muth, die Gastfreundschaft in Anspruch zu nehmen. Am meisten muß ihn geschmerzt haben, daß ein naher Verwandter, den er umsonst zu bekehren versucht hatte, sein wüthendster Verfolger war. Schließlich wagte er sich kaum mehr in ein Haus, sondern floh von Scheune zu Scheune, suchte bald in einem verlassenen Kellergewölbe, bald sogar in einem elenden Schweinestall eine Unterkunft, irrte in den rauhen Stürmen des November und December bei Schnee und Regen durch Berg und Wald, bis endlich Kälte, Hunger und Ermüdung den alten Mann auf das Sterbelager niederwarfen. Wer ihm zuletzt noch eine Unterkunft bot, wird nicht berichtet; es müssen wackere Leute gewesen sein, sonst hätten sie nicht den Muth gehabt, den gefangenen P. Lewis um seinen geistlichen Beistand für den Sterbenden anzusprechen. Er sollte aber des Trostes entrathen, im Todeskampfe durch die Gegenwart eines Priesters gestärkt, durch die heilige Lossprechung getröstet zu werden; es war dieß das letzte und vielleicht das größte Opfer, das er aus Liebe zu seinem Heilande bringen mußte, aber auch der letzte Edelstein in einer reichen Krone. P. Price starb drei Tage später am 16. Januar fromm im Herrn. Der unmenschliche Verwandte ließ den Todten nicht einmal im Grabe ruhen; das Gerücht hatte sich verbreitet, der Leichnam sei mit einem kostbaren Kreuze begraben worden. So scharrte er den Sarg hervor und öffnete ihn, „nicht aus Liebe zum Kreuze, sondern zum Metalle", wie die Jahresbriefe der englischen Ordensprovinz bemerken, aber er empfing keinen Lohn seiner Bosheit.

Drei Tage nach seiner Ankunft im Gefängnisse zu Usk vernahm P. Lewis den Tod seines ehrwürdigen Mitbruders. Er fand daselbst mehrere Katholiken, welche Ketten und Bande trugen, weil sie sich weigerten, den berüchtigten „Eid der Treue" zu schwören. „Nicht daß sie dem Könige ihre unverbrüchliche Treue verweigert hätten," wie der Missionär bemerkt, „sondern weil sie wohl wußten, daß der besagte Eid mehrere Punkte enthielt, welche kein Katholik mit gutem Gewissen zugeben darf."

Wenige Wochen später forderte die Verfolgung einen andern Veteran der Mission von Süd-Wales zum Opfer, den hochw. P. Franz Cotton (Neville). Geboren in Hampshire im Jahre 1595, trat er 1616 in

die Gesellschaft Jesu ein und arbeitete seit 1622, also bereits 57 Jahre, zumeist in Süd-Wales als eifriger Missionär. Die eben angeführten Jahresbriefe der englischen Provinz[1] widmen dem ehrwürdigen Greise folgendes Lob, indem sie seinen gewaltsamen Tod berichten:

„Im letzten Februar starb P. Franz Neville vere Cotton, der viele ehrenvolle Ämter in der Gesellschaft verwaltete, den Tod eines alten und wohl erprobten Soldaten, geschmückt mit der Lorbeerkrone, im Alter von 84 Jahren, von denen er 63 im Orden und 47 als Profeß verlebte. Bei allen Ständen war er seines leutseligen Benehmens und seiner glühenden Frömmigkeit wegen beliebt. Mit ungewöhnlichen Talenten verband er einen großen Fleiß; genau in der Beobachtung auch der unbedeutendsten Regel, befleißigte er sich in tiefer Demuth eines beinahe ununterbrochenen Gebetes und glühte vor Liebe zu Gott, in dessen Gegenwart er beständig wandelte. Im Andenken an die Worte des Herrn: Quia in pauca fuisti fidelis („Da du im Geringen getreu warst"), bemühte er sich, ein guter und getreuer Knecht zu werden, und rief sich unablässig die Worte Gottes an Abraham zu: Ambula coram me et esto fidelis („Wandle vor mir und sei vollkommen"). Dem Nächsten bewies er große Liebe und arbeitete mit rastlosem Eifer an seiner Bekehrung, ohne jedoch bei seiner Arbeit die Vereinigung mit Gott aus dem Auge zu verlieren .... Welche Mühsale und Leiden er in der langen Reihe seiner Missionsjahre zu erdulden hatte, muß jedem klar sein, der die infamen Gesetze kennt, welche während der verschiedenen Verfolgungen gegen die Katholiken im Allgemeinen und gegen die Mitglieder der Gesellschaft Jesu insbesondere erlassen wurden. Er fühlte ihre Strenge, da er gezwungen war, in den Schlupfwinkeln wie in beständiger Haft zu leben, namentlich als Superior, denn den Obern stellten die Häretiker mit besonderer Wuth nach. Gleichwohl entkam er glücklich den Schlingen seiner Feinde, bis er beim Ausbruche der gegenwärtigen Verfolgung (1678—1679), von einem unseligen Apostaten verrathen, in ihre Hand fiel. Der ehrwürdige Vater wurde in dem Hause eines katholischen Edelmannes von einer Bande von Häschern ergriffen; mit Wuth hatten sie sich auf die bezeichnete Wohnung gestürzt, hatten Alles zertrümmert und durchstöbert und fanden ihn endlich auf der Bodenkammer in seinem Verstecke. In ihrem Jubel über den glücklichen Fang oder in ihrem Zorne ob des mühsamen Suchens stießen sie ihn voll Rohheit die

[1] Literae annuae Prov. Angliae ad ann. 1679. Cf. Records, l. c. p. 872.

ganze hohe Treppe hinunter, daß er auf den gepflasterten Boden hinstürzte. Als sie ihn nun aufhoben und gefangen nehmen wollten, fiel er ihnen bewußtlos in die Arme. Die grausamen Verletzungen, welche er empfangen hatte, beschleunigten seinen Tod und er starb wenige Tage später."

Der Bericht der literae annuae wird von mehreren gleichzeitigen Zeugnissen vollkommen bestätigt. Die Häscher konnten den Sterbenden nicht mit sich fortschleppen; sie trugen ihn in ein Zimmer hinauf und nahmen dem Herrn des Hauses das Versprechen ab, daß sich der „Gefangene des Königs" stelle, sobald er vor Gericht gefordert werde. Wirklich kam nach wenigen Tagen die Forderung, aber nicht vor den Stuhl eines irdischen Richters, sondern vor den Thron Jesu Christi, und nicht, um gerichtet, sondern um gekrönt zu werden, wurde der getreue Knecht abberufen.

(Schluß folgt.)

Jos. Spillmann S. J.

Clemens Brentano's „Chronika eines fahrenden Schülers" im ersten Entwurf.

(Mitgetheilt von Wilhelm Kreiten S. J.)

(Fortsetzung.)

Da ich mich so meinen Gedanken überlassen hatte, hörte ich das Glöckchen im Kloster läuten, das Zeichen, daß mein Vater begraben war. Der Gedanke, ihn nicht wiederzusehen, wollte mich wieder schmerzlich fassen, als Kilian, sein Falke, der bei seinem Tode weggeflogen war, plötzlich neben mir niederflog und sich sehr freundlich gegen mich bezeigte. „Guter treuer Kilian, sagte ich, bist Du auch mit zu Grabe gewesen? Du sollst mich nun nicht mehr verlassen, Du sollst immer bei mir bleiben", und daß mich der gute Vogel wiedergefunden hatte, war mir ein gar großer Trost. Ich streichelte ihn und nahm ihn auf die Hand indem ich die Treppe des Thurmes hinabstieg.

Als ich auf den Vorsaal gekommen war, begegnete mir der alte Knappe, den ich im Burghof hatte singen[1] hören; er wollte zu mir heraufkommen.

[1] Wer das Nachfolgende über Kilians Verhältniß zu dem Vater der Els liest, wird es nur auf das Versuchshafte, skizzirend Tastende eines ersten Entwurfes schie-

Da er mich sah sprach er: „Verlangt ihr etwas, Jungfrau? ich glaubte, ihr hättet mich gerufen, wir sind allein auf dem Schlosse." Da er aber den Falken erblickte, sprach er: „o, ihr habt wohl nur mit meinem Pathen gesprochen. Ich heiße auch Kilian und euer seliger Vater hat diesen Falken aus guter Freundschaft nach mir benannt und es ist ihm auch gut angeschlagen, es ist der edelste Falke im Land." Dann nahm er den Falken und liebkoste ihn sehr und hatte sehr viel Freude mit ihm. „Liebe Jungfrau," sprach er weiter, „ich habe euch gar klein gesehen, da ihr noch nicht lange auf der Welt waret, nun hat sich viel geändert; wenn ihr wollt mit mir hinab in meine Kammer kommen, bis Herr Siegmund und die Hausfrau zurückkehren, so thut ihr mir eine Freude, die Zeit wird uns Beiden rascher vergehen und eure Traurigkeit wird nicht so bitter sein in meiner Gesellschaft, denn ich war ein gar guter Freund eures seligen Vaters und es ist tröstlich die Tugenden der Menschen zu betrachten, die nun ihren Lohn schon empfangen."

Ich ging dann mit ihm hinab in sein Stübchen, das dicht neben der Schloßkapelle war, denn er war mir mit seinem ehrlichen Gesicht und seinen weißen Haaren gar ehrwürdig. Wie er so langsam vor mir herging, sprach er immer vertraulich mit dem Falken: „Ja Kilian," sagte er, „ich bin auch Kilian, kann aber nicht fliegen, bei mir geht es gar langsam, es wird auch mit Dir so kommen; darum sei hübsch tugendhaft, daß man Dir eine Stange aufsteckt und die Speisen nahe stellt, wenn es mit den Flügeln nicht mehr recht will." Dabei war er gar lustig und freundlich und ich hörte ihm gerne zu, wie er so kindisch seine Freude hatte. In seiner kleinen Stube war es sehr ordentlich und traulich. „Sehet, Jungfrau," sprach er, „da wohne ich und habe Gott recht zur Hand; da neben ist die Kapelle. Es ist etwas Armseliges um einen alten Mann ohne Frau und Kind; wenn er sich nicht recht zu Gott hält ist er verlassen."

Da setzte ich mich zu ihm und er erzählte mir lang von meinem Vater und seiner Freundschaft mit ihm, und daß er meine Mutter, ehe sie verheirathet gewesen, auch geliebt habe, und mein Vater und er darum lange entzweit gewesen seien. „Es that uns Beiden herzlich leid, aber ich konnte im Anfang ihn doch nicht gut mit eurer Mutter sehen. Es that mir immer sehr weh, daß ich nicht auch ein so frommes Weib finden konnte; ich habe mich immer darnach umgesehen, aber es wollte mir nicht einschlagen, darum habe ich mich dann so in Ehren auch fortgebracht und mich für manchen Herrn derb schlagen lassen, um die verzweifelten Gedanken zu verlieren. Wenn mich der Weg durch Franken brachte, ging ich zu eures Vaters Hütte und grüßte ihn; da war ich auch einmal gekommen und hörte auch[1] schon laut weinen, als ich die Hütte noch nicht sah. Das war wenige Tage nach eurer Geburt. Zwei Jahre darauf kam ich wieder zu eurem Vater, da waret ihr schon ein artiges Kind und konntet das Pater noster sprechen. Ich brachte eurem

---

ben, wenn der Dichter Kilian während der Beisetzung seines besten Freundes „singen", ja sogar „ein lustiges Lied" singen läßt.

[1] Vielleicht ein Schreibfehler für „euch", welches der Sinn zu erfordern scheint.

Vater damals einen Falken mit, von welchem hier der edle Kilian abstammt.

„Euer Vater hatte große Freude über die edle Art des Falken, den hatte ich in Cypern von einem Jäger gekauft und will euch erzählen was das für ein Jäger war und welche wundersame Geschichte er mir von dem Falken sagte, aber zuerst muß ich euch zeigen, was mir euer seliger Vater für den Falken geschenkt hat."

Da holte der alte Kilian einen schönen Vogelbauer von der Wand, der sehr künstlich von Pater-noster-Körnern zusammengesetzt war, in welchem ein ausgestopfter Sittig saß, und da er ihn mit einem lächelnden Gesicht auf den Tisch gesetzt hatte, rückte er das Licht näher zu ihm heran und sagte: „Nun, mein Kind, kennst Du den Sittig noch?" Ich sah den Vogel mit großer Aufmerksamkeit an und es war mir als hätte ich ihn in früher Jugend gesehen; auch erinnerte ich mich wie mir meine Mutter oft einen schönen Vogel zeigte, der sprechen konnte. „Nun seht ihr, Jungfrau," sagte der alte Kilian, „wie ihr vergeßlich seid, ihr erkennet euren eigenen Lehrmeister nicht mehr, und euren treuen Gespielen; von diesem Sittig habt ihr doch das Pater noster gelernt und den englischen Gruß, welchen er euch gar artig vorsprechen konnte, darum hat man ihm auch ein so frommes Haus gebaut. Es hatte ihn der Bruder Eberhard, euer Oheim, ein frommer Mönch, mitsammt dem künstlichen Vogelbauer aus dem heiligen Lande gebracht und eurem Vater geschenkt."

Nun erinnerte ich mich des Vogels und wie ich ihm das Pater noster nachgesprochen und auch der alte Kilian ward mir bekannter. Ich erinnerte mich, wie er den Sittig wegtrug, und ich heftig um ihn weinte. „Ja," sagte der Alte, „sehet, das ist euer Schulmeister gewesen, und als er starb hab ich ihn ausgestopft, und ihn immer noch mit Freuden betrachtet, denn er hatte ordentlich Menschenverstand." Der Vogelbauer aber war besonders sinnreich, und von schönem, wohlriechendem Holze; das Gitter bestand aus eingereihten Rosenkranzkörnern, oben auf dem Dache war die Dreifaltigkeit ausgeschnitzt, und die Worte: „Vater unser, der Du bist im Himmel, geheiligt werde Dein Name!" — Auf dem Ringlein worauf sich der Sittig schaukelte, stand: „Zukomme uns Dein Reich, Dein Wille geschehe, wie im Himmel also auch auf Erden"; auf dem Tröglein stand: „Unser täglich Brod gib uns heute", und so war Alles gar schicklich angebracht; auf dem Thürlein: „Führe uns nicht in Versuchung!" — „Seht," sagte Kilian, „an diesem Vogelbauer kann man lernen, was Jegliches bedeutet, und kann man, wenn man die Gabe hat, das ganze Leben betrachten. Dieses herrliche Kunststück schenkte mir also euer seliger Vater für den Falken und ihr mögt wohl erwägen, was es für ein vortrefflicher Falke war.

„Da ich das nächste Mal wieder zu euch kam, war eure Mutter todt und ich hab mit euerem Vater herzlich um sie getrauert. Ich war auch des Herumstreichens müde, und einige Wunden die ich davon getragen, zwangen mich, mit dem Leben Rath zu halten; so kam ich denn durch Fürsprache eures Vaters hieher auf's Schloß, wo ich der alte Haushüter geworden bin; meine

Wege gehen nicht weit, und wo Keiner zu rathen weiß, fällt mir was ein, denn ich habe mancherlei gesehen und kann's brauchen." So sprach der alte Kilian noch lange mit mir, und ich gewann ihn sehr lieb. Auch setzte ich ein festes Vertrauen auf ihn, und nahm mir vor, ihn in Zukunft immer um Rath zu fragen. Wenn ich gleich Siegmund hatte, so war Siegmund doch nicht so ruhig und erfahren wie er und es war mir gar tröstlich, mit diesem treuen Manne, der meine Mutter so ehrlich geliebt und mich schon so frühe gekannt, in vertraulicher Freundschaft zu leben. Ich vermißte so den Vater weniger, und konnte Vieles von der Welt durch ihn erfahren, denn er war weit herumgekommen, überall geliebt worden, und hatte Alles was er gesehen, mit treuen Augen aufgefaßt und gut behalten. Ich sagte ihm auch das und sprach: „Lieber Kilian, ich will nun euer Töchterlein sein; habt ihr meine Mutter so treulich geliebt, so will ich euch das vergelten, ihr sollt in euren alten Tagen nicht ohne Liebe sein; drum will ich ein gehorsames Kind sein, und euch erfreuen." Das that dem alten Mann gar wohl, und nahm er meine Hand und sagte: „O liebe Jungfrau, thut das nicht, denn ich werde bald sterben, und das thäte uns leid von einander zu scheiden."

Da sprach ich zu ihm: „Das ist schon gethan, ich bin euch schon hold, und halte es euch treulich wie ihr meiner Mutter die Liebe gehalten habt." — „Nun, so will ich es noch einmal im Leben versuchen, — dachte ich doch, mit mir spinne sich Nichts mehr zusammen, und es gehe nun so grade zu in's andere Leben; seid mir denn herzlich willkommen, mein liebes Töchterlein! So bleibt mir denn meine große Treue zu euerer Mutter nicht unbelohnt, und soll ich mich noch am Ende des Lebens so glücklich sehen!" Dabei ward er so froh, daß er Thränen vergoß, und erzählte mir in seiner Fröhlichkeit noch allerlei Geschichten, bis Siegmund und seine Mutter zurückkamen, und mich in vertraulichem Gespräche neben ihm sitzend fanden. Siegmund freute sich über uns, daß wir uns gefunden hatten, und da ich in der letzten Nacht nicht viel Ruhe gehabt, gingen wir Jedes nach seinem Kämmerlein. Meine Stube war über Kilians Wohnung, und ich hörte ihn noch lange mit dem Falken plaudern, und dann sang er ein Schlaflied, worüber ich einschlief." [1]

---

[1] Da mit des Vaters Begräbniß selbst das anscheinend Gemeinsame in den beiden Fassungen der Chronika ein Ende hat und hier eigentlich beginnt, was man eine Fortsetzung nennen möchte, so geben wir an dieser Stelle eine kurze Analyse der beiden Fassungen, welche einen klareren und leichteren Überblick zur Vergleichung derselben gewähren wird.

A. Erster Entwurf (1803).	B. Bearbeitung von 1817.
I. Johannes' Erwachen und Gang in den Garten. Er begegnet dem Ritter und wird von diesem aufgefordert, zu erzählen, was „sich mit ihm begeben bis gestern", dann wolle der Ritter dem fahrenden Schüler auch erzählen, warum er, Veltlin, so be-	I. Im großen Ganzen wie bei A.

Während meine Mutter so erzählte, hatte ich immer die Augen auf sie gerichtet; sie aber blickte nicht nach mir, sondern sah immer hinaus nach den Bergen, oder wendete die Augen auf die kleine Stube. Ich saß an der Erde und hatte die Hände auf ihren Knieen gefalten, sie saß am Fenster auf den einen Arm gelehnt und ihre andere Hand legte sie auf meinen Kopf und spielte mit meinen Haaren. Manchmal war ihr Anblick mir gar rührend, dann sah ich zu Boden und weinte still bis ihre Worte bald freundlicher

---

trübt sei. Johannes nimmt sein Tagebuch und liest:

II. Scene, wie er (Johannes) die Mutter einst spinnen und singen hört. Folgenden Morgens geht's zum Kloster. Die steinernen Bilder in der Kapelle. Der knieende Ritter ist Johannes' Vater. — Heimgang durch den Wald bis zur Falkenhütte, wo die Mutter dem fahrenden Schüler von ihren Eltern erzählt:

III. Die Mutter starb sehr früh, da Else noch ein Mägdlein war.

Nach dem Begräbniß der Mutter kommt Els zur Erziehung auf das Schloß. — Bekanntschaft und wachsende Neigung zum jüngeren Rittersohn. — Mehr erwachsen, muß sie dem Vater das Hauswesen führen, bis dieser auf seinem Todesbett den Bund zwischen ihr und dem Junker segnet. Die junge Gattin kommt auf die Burg, während ihr Vater im Kloster begraben wird. Ein alter Freund des Vaters theilt ihr bei dieser Gelegenheit noch Einiges über ihre Eltern mit.

IV. So weit erzählte damals die Laurenburgerin ihrem Sohn an der Falknershütte, dann kehren sie nach einem kleinen Imbiß in ihre noch zwei Stunden entfernte Wohnung zurück.

II. Wie bei A.

III. Was bei A über den Tod der Mutter in einem Satze gesagt ist, wird hier des Weiteren ausgeführt. Mit dem Begräbniß der Mutter bricht die Erzählung der Laurenburger Els und die Fassung B des Fragmentes plötzlich ab.

Hiermit endigen auch in dieser ersten Fassung die Nachrichten über die Jugend und die Eltern des fahrenden Schülers. Das Fernere hat auf sein neues Verhältniß zu Veltlin Bezug.

wurden; da hatte ich noch oft nasse Augen, wenn sie schon wieder lächelte und ich saß da in einer gar wundersamen Bewegung, die mir unvergeßlich ist. Daher kommt es auch, daß ich alles was sie sprach noch so deutlich erzählen kann und wenn ich es erzähle ist mir immer noch wie damals. Es war auch nicht wie die Erzählung eines anderen Menschen, es war als träumte ich das Alles, und wie ich so immer mit ihr bewegt wurde und sie ruhig fortsprach, und es um uns in der Hütte so still war, der Wald säuselte und wenige Vögel sangen, da hatte ich ganz vergessen, daß ich der kleine Johannes war. Ich habe auch nachmals bedacht wie ich während der Erzählung meiner lieben Mutter ein ganz neues Leben anfing; es gingen mir viele Sinne auf, ich ward mit der ganzen Welt vereiniget und der anderen Menschen Freuden und Leiden wurde nachher das meinige; auch ward mein Gebet in der Folge immer kräftiger und frommer und ich dachte dabei an meinen Großvater, an Siegmund, an den alten Kilian und an den getreuen Falken Kilian. Ja Alles was ich von Anderer Leben gehört hatte war gleichsam das meinige geworden und betete mit mir.

Meine Mutter hatte immer fortgesprochen, da sie aber bemerkte, daß ich ein Stückchen Brod hervorzog und heimlich davon aß um sie nicht zu unterbrechen, so hörte sie auf zu erzählen und sprach zu mir: „Lieber Johannes, ich merke wohl an Dir, daß es Essenszeit ist, laß uns hinaus in's Freie gehen und unser Mittagsbrod essen, damit die Vögelein sich der Brosamen erfreuen können, die wir fallen lassen." Da ging ich mit ihr und wir setzten uns in einen kleinen verwilderten Garten neben einem großen Steine hin. Meine Mutter sah auf die andre Seite des Steins und sprach: „es ist schon elf Uhr vorbei." Ich verwunderte mich darüber, wie sie dies an dem Steine sehen könne und da erklärte sie mir dies also: „sieh da an diesem Steine die zwölf Striche, das bedeutet die zwölf Stunden des Tages, und das Eisen in der Mitte ist der Zeiger. Wenn die Schatten der Bäume lang sind, da ist es bald Abend und wenn sie ganz kurz sind, dann ist es Mittag. So ist es auch hier mit diesem Zeiger, der gleichsam ein kleiner Baum ist und zu welcher Zahl das Ende seines Schattens hinfällt, das ist die Zahl der Stunde." Ich verwunderte mich darüber und fragte was das Kreuzlein bedeute, das an der einen Zahl geschrieben stand, und wer den Stein gemacht habe.

Da sagte meine Mutter: „An diesem Kreuzlein habe ich mich oft erfreut, wenn ich es sonst angesehen und nun macht es mich gar traurig. Den Stein hat der alte Kilian gemacht; wenn er vom Schloß herüberkam zu meinem Vater, hat er sich immer daher an den Stein gesetzt und daran gemeißelt, bis das Werk fertig war. In der letzten Zeit, da er Alters halber nicht mehr gut herüber konnte, hat er hier die zwölfte Stunde gemacht und siehe da stehen noch einige Buchstaben, die heißen: Lebewohl. Da nahm er Abschied und kam hernach nicht mehr herüber. Das Kreuzlein aber hat Siegmund gemacht, es ist bei der Stunde, in der er mich immer besuchte; als ich aber einmal krank war, ist er hier an den Stein gegangen und hat gebetet für mich und hat das Kreuzlein zu einem Gedenken an diese Stunde eingehauen."

„Wo ist denn Siegmund, liebe Mutter?" — „O, der ist vielleicht im

Himmel; Alles was wir lieben ist im Himmel." — „Mutter," sprach ich, „so will ich Dich recht lieben, daß Du in Himmel kommst und ich auch," und da ward es wieder stille bei uns und wir aßen das Brod und die Früchte, welche die Mutter in ihrem Korbe mitgebracht hatte; da sie aber hinging Wasser in einem kleinen Kruge zu holen, der noch in meines Großvaters Hütte stand, da nahm ich ein Messer und grub ein Kreuzlein an die Stundenzahl an welche der Schatten reichte, zu einem Gedenken dieses Tages, der mir der merkwürdigste meines Lebens gewesen. Da das Kreuzlein fertig war, welches ich mit vieler inneren Bewegung gemacht, wunderte ich mich über dasselbe und konnte nicht recht begreifen, wie es nun dastand, wo sonst kein Kreuzlein stand und wenn ich viele Jahre nachher aufschrieb was mir begegnet, so mußte ich manchmal zwischen die Worte ein solches Kreuzlein machen, wenn ich etwas empfand, was ich nicht schreiben konnte.

Als wir unser Mittagsbrod verzehrt hatten, streuten wir die Brosamen umher für die Vögel und rüsteten uns zum Rückwege. Ich bat meine Mutter mir noch mehr von Siegmund und dem alten Kilian zu erzählen, aber sie verschob es auf ein andermal, denn wir hatten noch zwei Stunden nach Haus. Sie verschloß die Thüre der Hütte und wir gingen wieder still durch den Wald. Da ich wieder in unsere Stube trat, sah ich mich um, ob auch noch Alles stehe und liege wie am Morgen; ich glaubte, Alles müsse sich verwandelt haben, so sehr schien ich mir selbst verändert. Aber es war wieder wie vorher und da ich Abends im Bette lag, da spann meine Mutter wieder still vor sich hin und sang wie gestern:

Gott wolle uns vereinen
Hier spinn' ich so alleine
So lang der Mond mag scheinen,
Ich sing und möchte weinen.

Aber ich glaubte nunmehr zu begreifen, was sie so traurig wünschte und betete stillschweigend für sie, bis ich entschlief . . . . .

* *
*

„O lieber Johannes," sprach da mein gnädiger Herr Ritter, der mir aufmerksam zugehört hatte, „ich verstehe recht gut wie Deine Mutter so traurig sang und es kommt mir dabei in's Gedächtniß, daß ich auch wohl oft so hätte singen mögen, doch Du hast mir schon Vieles gelesen und ich bitte Dich nun auszuruhen; Deine Mutter sagte ja auch „bis zu einem anderen Male". Ich habe mich recht an Deinen Worten ergötzt und bin auch lustiger durch sie geworden; auch will ich, daß Du meinen Kindern das noch einmal wiederholest, damit sie in Zukunft mit zuhören können."

„O Herr Ritter" sprach ich da, „wie erfreut es mich, daß mir das schon eure Gunst erwirbt, was ich gethan ehe ich euer Diener war. Gott gebe seinen Segen für meine zukünftigen Werke."

Da ich diese Worte geredet, sah ich vier Jungfrauen, zierlich gekleidet und mit züchtiger Geberde den Baumgang heraufgehen und sagte es dem

Herrn Ritter, wollte mich auch zurückziehen um ihn nicht zu stören. Der Ritter aber sprach: „Bleibe da Johannes, es sind meine lieben Kinder und ich will euch bekannt machen mit einander." Ich aber war in mir besorgt und fühlte eine Scheu vor ihnen, denn ich hatte vorher nie mit solchen zierlichen Jungfrauen geredet, — als wenn ich einen Zehrpfennig begehrte. Auch muß ich wohl bekennen, daß ich sehr bewegt wurde, wie ich die Jungfrauen durch den Lindengang herumwandeln sah. Ich habe auch manchmal meinem Herrn Ritter dies erzählt, da wir schon so bekannt mit einander waren, daß in unseren Gesprächen keine Heimlichkeit mehr bleiben konnte. Ich sagte aber zu ihm, daß nichts ehrwürdiger und heiliger auf Erden erscheinen könne, als eine züchtige, schöne und fromme Jungfrau, ja, daß sie mir ehrwürdiger und rührender erscheine, als das Alter selbst. Das habe ich aber zuerst empfunden, als ich des Ritters Töchter erblickte, die gleich glänzenden Engeln durch die grünen Gebüsche wandelten und war unter den vier Jungfrauen immer eine lieblicher als die andere, ohne daß sie jedoch einander hätten übertreffen können.

Sie neigten sich züchtig und freundlich vor meinem Herrn und grüßten dann auch mich sehr liebreich. Der Ritter aber sprach zu ihnen: „Sehet, das ist Johannes, mein Schreiber, ein frommer Schüler, den ich gestern auf der Straße gefunden und mitgenommen habe, daß er uns aus allerlei Geschichten zur nützlichen Ergötzung vorlese und auch meine lieben Kinder im Lesen, Schreiben und allen Künsten unterrichte, die er besitzt; wollet ihn lieben und ehren wie euren Bruder, ich will ihn lieben und schätzen wie einen Sohn." Da richteten die Jungfrauen ihre hellen Augen freundlich auf mich und ich kniete nieder und sprach recht aus bebendem Herzen: „Fromme Jungfrauen, ich bin ein armer fahrender Schüler, habe auch auf Erden kein Eigenthum, auch ist Vater und Mutter bei Gott, kein Bruder und keine Schwester ist mir geboren, die Welt war mir einsam, und ein Tempel des gütigen Gottes in dem ich betete wie ein fremder, ewig wandelnder Pilger, der seine Heimath auf Erden nicht finden konnte; aber Gott hat mich erhört und wie ich auf meinen Knieen flehte, hat er meinen gnädigen Herrn, euren Vater, zu mir gesendet, der hat mich in die Arme geschlossen als seinen Sohn, und da seid auch ihr freundlich vor mir erschienen und wollt meine lieben Schwestern sein. So seid denn geduldig und mitleidig mit der Armuth, und lasset uns Alle den lieben Gott bitten, daß wir uns lieben wie seine Kinder."

So habe ich da gesprochen und sind mir die Thränen über die Wangen geflossen.

Zuerst aber trat die Größte von den Jungfrauen zu mir und hob mich freundlich auf mit den Worten: „O Johannes, Du gleichst mir wohl, auch ich bin einsam auf Erden und eine Waise und habe an Deinem Herrn einen Vater gefunden, wie Du!" Sie war vor den anderen drei Jungfrauen sehr ausgezeichnet, nicht durch Schönheit, sondern durch ihre schwarzen Augen und Haare und eine angenehme Kühnheit aller Geberden. Die zweite Jungfrau, welche langes, blondes Haar hatte, nahte sich mir dann auch mit züchtigem Schritte, und reichte mir ihren Rosenkranz zum Geschenke dar, indem sie das weiße Schleierlein, das über ihrem Angesichte hing, leise aufhob und mich gar

holdselig anblickte; aber sie hat nicht zu mir gesprochen. Ich hängte ihr Geschenk an meinen Gürtel und dankte ihr höflich.

Da trat die andere Jungfrau zu mir, neigte sich und reichte mir ihre Hand, an der sie ein goldnes Ringlein trug und sprach: „willkommen, lieber Bruder" — und lächelte.

Ich grüßte sie höflich wieder und alle lächelten, die zugegen waren, weil wir uns die Hände so munter schüttelten, als hätten wir schon viel Brod mit einander gegessen. Sie hatte ein hübsches seidenes Gewand an und ihre Haare waren zierlich geflochten und mit farbigen Bändern durchzogen, auch war sie die fröhlichste unter Allen.

Die vierte Jungfrau hatte aber auf das was die anderen gethan, nicht geachtet. Sie stand allein an einem Baume und schien gar traurig zu sein, sie hatte Sternblümlein in der Hand und riß ihnen die Blätter aus mit einer großen Schwermuth des Herzens. Ich ging darum zu ihr hin und wollte mir auch von ihr einen freundlichen Willkomm ausbitten; aber da ich ihr näher kam und sagte: „Liebe Schwester, was betrübet euch?" da hatte sie das letzte Blättlein der Sternblumen ausgerissen und sprach mit wehmüthiger Stimme zu sich selbst: „ach, er kommt wieder und liebt mich nicht." Sie hob die Augen gegen mich auf und da sie mich anblickte und ich sie wieder fragte: „Jungfräulein, was betrübet euch?" da stiegen ihr die Thränen in ihre großen Augen und hielt sie die eine Hand vor das Angesicht und reichte mir mit der anderen die Stengel der Sternblümlein dar, an denen keine Blätter mehr waren. Ich nahm ihr dieselben ab und dankte ihr. Da sprach sie: „Lieber, ich habe sie in Gedanken zerrupft, ich will Dir andere Blumen brechen"; bückte sich zur Erde, aber ihr Ringlein fiel ihr von dem Finger in das Gras. Wir suchten Alle und konnten es nicht finden, worüber sie immer noch betrübter wurde. Endlich fand ich den Ring wieder und gab ihn ihr zurück; da dankte sie mir und sprach zu den anderen Jungfrauen: „Mir steht groß Leid bevor, ich habe einen traurigen Traum gehabt und viel heimlicher Schmerz und Sorgen zehren an mir. Vorigen Mai, nun ist es ein Jahr, da ich dies Ringlein erhielt, da war es mir viel zu enge und schmerzte mich, aber nun fällt es mir von der Hand. Ach, es steht keine Treue auf Erden fest." Dann weinte sie wieder und die anderen Jungfrauen trösteten sie und vor Allen jene, die mich von der Erde aufgehoben hatte. Die sprach zu ihr: „Treue steht wohl fest, das Ringlein ändert sich nicht, aber Deine Hand hat sich verwandelt. Könntest Du das Ringlein in Dein treues Herz verschließen, so wäre es wohlverwahrt. Ich habe mir den Frühling zu meinem Liebsten erwählt, der bleibt ewig treu und kehrt immer liebevoll zur Erde zurück und die Thautröpflein sind die Freudenthränen des Wiedersehens. O weine nicht, bei so fröhlicher Zeit!"

Da sie also gesprochen hatte, läutete man zur Messe in dem Münster und die Jungfrau mit dem Schleierlein sprach zu der Betrübten: „Laß uns zur Kirche gehen und Gott bitten, daß Er Dir Frieden sende." Und gingen also die vier Jungfrauen von uns hinweg zur Kirche.

Der alte Ritter hatte während dessen immer zugesehen und sich an den

Worten seiner Kinder ergötzt und fragte mich nun: „Johannes, wie gefallen Dir meine Kinder?" — „Herr," sagte ich, „ich bin nicht so kühn über die Holdseligkeit dieser Jungfrauen mich auszusprechen; ich kann auch heute nicht wohl sagen, wie mir der Mai gefällt und wie mir mein neues, glückliches Leben gefällt, denn ich bin allzu sehr in Freuden gefangen und die innere Bewegung meiner Seele hat meinen Gedanken und Worten gleichsam Fesseln angelegt." — Da sprach der Herr wieder: „Johannes, ich glaube meine Kinder gefallen Dir recht wohl, weil Du nicht reden willst." — Und ich erwiderte: „„O gnädiger Herr, wie verdiene ich solches Vertrauen, daß Ihr mich zum Urtheil auffordert über so hohe Gegenstände. Es ist wahrlich nicht, als erschienen mir eure Töchter nicht alle lieblich und fromm, aber es ist mir wohl schon oft so auf meinen Wanderungen ergangen, wenn ich durch die Städte und Dörfer hinzog und um das liebe Brod sang und es trat eine schöne Jungfrau an die Thüre und reichte mir eine milde Gabe und bat mich ich sollte ihr noch eins singen, da konnte ich auch keinen Ton mehr hervorbringen und sprach, ich will Euch in mein Gebet einschließen. Wenn ich dann wieder durch die grünen Felder und Wälder hinschritt und der liebe blaue Himmel über mir lag und tausend Vögelein lustig um mich sangen, da setzte ich mich in die Büsche, stimmte auch ein freudiges Lied an und verzehrte mein Mittagsbrod; oder kniete in einer einsamen Waldkapelle nieder und betete für die Mitleidigen die mit mir getheilt hatten. Da habe ich oft über Gebet und Gesang nachgedacht, und habe gefunden, daß sie wohl Schwestern sein mögen, die sich herzlich lieben und die sich nie von einander ganz trennen können; nichts aber ist mir dann herrlicher und entzückender vorgekommen, als wenn sich diese zwei Schwestern liebend umarmten.""

„Johannes," sprach der Ritter scherzhaft, „hast Du wohl die zwei Schwestern gesehen? sie müssen gar schön gestaltet sein und sich wunderbar freundlich und holdselig bezeigen." Darauf antwortete ich ihm: „„Wer diese zwei Töchter des Himmels recht begreifen und anschauen will, der muß sie selbst im Herzen tragen und muß selbst beten und singen können; dann erblickt er sie überall wieder und sieht wie sie im Innersten alles Lebens wohnen und fühlt dann erst recht wie die ganze Erde und alle Geschöpfe Gott loben; wie alles Leben mit seinem Wandel, seinen Freuden und Leiden nur ein heiliges Feuer ist, in dessen tausendfältigen spielenden Flammen sich die Liebe des allmächtigen Gottes selbst entzündet hat. Ach, dann hört alle Einsamkeit auf Erden auf und aller Zweifel, und ist einem frommen Menschen das Leben recht wie der heilige Tempel zu Jerusalem, wenn um das heilige Grab des Herrn Jesus Christus tausend Pilger aus allen Weltgegenden zusammenströmen und nur eine einzige Stimme in vielen verschiedenen Sprachen zu Gottes Lob erheben. Aber nicht in allen Menschen, nicht in allen Geschöpfen ist die Andacht dieselbe, und hat auch jedes Wesen seine eigne Art, welche es immer zu erhöhen und zu verschönern sucht, um dem Tempel Gottes eine Zierde zu werden. Der Mensch aber ist nach Gottes Ebenbild erschaffen und er ist der Spiegel der ganzen Natur; nur wenn der Mensch verdirbt, verdirbt die Erde, und nur wenn der Mensch recht blüht, in Tugend und

Kraft der unsterblichen Seele, wird auch die Erde herrlich zu Gottes Lobe entflammen; denn er ist als Herr und Meister in den Garten gesetzt worden, daß er Rechenschaft davon gebe."" — „Deine Rede gefällt mir gar wohl," sprach da der Ritter, „aber es sind doch nicht alle Menschen gleich stark und mächtig erschaffen, und kann doch nicht ein Jeder dem Andern gleich sein in der Zahl der guten Werke."

„„Herr,"" erwiederte ich ihm, „„die Anzahl thut es nicht, denn der ist wohl frömmer, dessen ganzes Leben ein einziges gutes Werk ist, als der, welcher seine Handlungen zählen kann. Wer vermag unseres Herrn Jesus Tugenden zu zählen? Ist er nicht wunderbar geboren aus unendlicher Liebe, und hat gelebt wie die Ewigkeit der Tugend, und ist gestorben um den Tod der Sünde von uns zu nehmen. Die Ewigkeit ist ohne Zahl und Maaß und sie ist die Krone der Tugend; auch ist die That nicht die Tugend, sondern der ewige Wille, die unendliche Liebe, das lebendige, göttliche Streben ist die Tugend; die That ist nur ein Kind der Tugend, die Tugend soll das ganze Leben sein, auf Erden das streitende und im Himmel das triumphirende Leben. Die Blume, die ihr künstlich im Winter erziehet, sie ist kein Kind des Frühlings und wird früher sterben, so auch die That ohne Leben. Nicht die Blümlein hier im Garten die wohl zu zählen sind, sind der Frühling, nicht der freudige Mai, der nicht lange währet, ist die Herrlichkeit der Natur, nein, er ist gleichsam nur wieder eine Blume im Garten des Jahres. Die Ewigkeit der Natur, die unendliche, lebendige Liebe und Allmacht Gottes, die nicht zu zählen und zu ermessen ist, sind das Wesen der Tugend, denn Gott hat gesagt daß wir tugendhaft sind, wenn wir ihm ähnlich werden [1].

---

[1] Zur Vermeidung von Mißverständnissen bedarf dieser Abschnitt durchaus einer näheren Erklärung. Was dem Dichter vorgeschwebt hat, dürfte, klarer und prosaischer gesprochen, wohl Folgendes sein. Das Wort „Tugend" ist nicht im gewöhnlichen, eng begrenzten Sinne, sondern als gleichwerthig mit „Heiligkeit", „Vollkommenheit" zu fassen, wie es denn auch an der angeführten Stelle im Evangelium heißt: „Seid vollkommen, wie euer Vater im Himmel vollkommen ist." Der Anfang des letzten Satzes darf daher auch nicht so verstanden werden, als ob „die Ewigkeit der Natur", d. h. der Schöpfung, das Wesen der Heiligkeit sei, wie es andererseits die Liebe und Allmacht Gottes sind, sondern zu dem Worte „Natur" ist nothwendig, wie zu den anderen, diese Natur weiter erklärenden Worten „Liebe und Allmacht", der Genitiv „Gottes" zu ergänzen, so daß es heißt: „Die Ewigkeit der göttlichen Natur mit ihrer unendlichen, lebendigen Liebe und Allmacht ist das Wesen der Tugend." Ohne „Zahl und Maß" — was der Dichter mit Recht von der „Ewigkeit" aussagt — ist ja nicht die geschöpfliche Natur, sondern die göttliche Natur, ihre Liebe, ihr absolut einfaches, unveränderliches, unermeßliches Wollen. Die ewige Liebe Gottes aber ist das Wesen der Tugend, d. i. das wesenhafte Urbild der Vollkommenheit, und wir, die „nach Gottes Ebenbild geschaffen" worden, „sind nur tugendhaft, wenn wir" jener wesenhaften Vollkommenheit „ähnlich werden". Dieser Sinn erhellt auch aus dem ganzen Zusammenhang der Stelle. Der Dichter will beweisen, daß derjenige „frömmer, dessen ganzes Leben ein einziges gutes Werk ist, als der, welcher seine Handlungen zählen kann". Er zeigt das 1) aus dem Leben Jesu, 2) aus dem Grundsatze, daß

Ich habe einen Gärtner in Franken gekannt, der wohnte nur wenige Stunden von unserem Dorfe, und war ein gar frommer und liebreicher Mann, der seine zahlreiche Familie und seinen alten Vater mit seinem Garten ernährte, und wer schöne Blumen und Früchte verlangte, der kaufte sie bei ihm. Ich habe mich oft bei diesem frommen Manne aufgehalten und wohl bewundert, wie er seine Arbeit eingetheilt hatte. Er grub die Erde um mit seinen größeren Söhnen und setzte die jungen Bäume und Gewächse, seine gute Frau band die Stämme an Pfähle, um sie schlank und grad zu ziehen und zog die Zweige zu Lauben und Hütten zusammen; seine frommen Töchter, die noch gar klein waren, pflegten die Blumen und begossen sie aus kleinen Gefäßen und unter einem hohen, starken Baume, den er einst selbst gepflanzt hatte, saß sein alter Vater inmitten der kleineren Kinder und band die Blumen zu Sträußen, welche die erwachsene liebe Tochter zierlich geordnet hatte und dann an Festtagen nach der Stadt zum Verkaufe trug. So war eines Jeden Werk ein anderes, Alle thaten doch das Ihrige und waren fromm und von Gott gesegnet.

Eine rechte Freude, ja auferbaulich war es anzusehen, wenn diese lieben, frommen Gärtner in die Kirche gingen, sie machten ordentlich eine kleine Prozession; sie waren alle mit Blumen geschmückt und an Festtagen schmückte jedes Kind das Bild seines Patrons mit schönen Kränzen und Sträußen. In der Kirche erhob sich ihr Gesang, klingend und lieblich über alle andern

---

wir um so tugendhafter sind, je mehr wir der ewigen göttlichen Vollkommenheit, dem wesenhaften Urbilde der menschlichen Tugend, ähnlich werden; der ewigen Vollkommenheit ist natürlich ein das ganze Leben dauerndes Tugendwerk ähnlicher, als einzelne abgerissene Handlungen. Eben daraus erklärt sich auch, was der Dichter von dem einzelnen Tugendact oder, wie er es nennt, der „That" sagt. Keineswegs will er die guten Werke verwerfen; er behauptet nur, daß die Tugend ihrem Wesen nach nicht in einer einzelnen Handlung, sondern in einem dauernden, „lebendigen, göttlichen Streben" besteht, sowie das wesenhafte Urbild der Tugend, „der ewige Wille und die unendliche Liebe", etwas Immerwährendes ist. Er durfte unser Tugendstreben ein „göttliches" nennen, weil es von Gott herrührt, auf Gott zielt und uns Gott verähnlicht. Dasselbe ist das höhere Leben, unversieglich auf Erden durch Kampf (ein „streitendes"), im Himmel kraft der göttlichen Belohnung (ein „triumphirendes"). Mit den begleitenden inneren Acten wird es von Gott belohnt, auch wenn wir durch die Umstände an äußeren Acten gehindert werden. Ohne dasselbe mag man äußere Tugendwerke verrichten; aber eine solche Handlungsweise hat keinen Bestand, sie wird „früher sterben", wie die künstlich im Winter gezogene Blume. Wundersam tiefsinnig schließt sich an diese Theorie das erläuternde Beispiel von der Gärtnerfamilie an. „Nur Eines ist nothwendig" — die Liebe; auf die äußere Lebensstellung — insofern sie sonst von Gott gewollt ist — kommt es nicht an. Das blumenwindende Kind ist dem Vater ebenso lieb, als der im Schweiße des Angesichtes grabende Sohn. So lange nur Jeder in seinem Stande mit den ihm gewordenen Talenten wuchert, wird er als treuer Knecht belobt und belohnt. Keiner darf auf seine Stellung die Schuld seiner Tugendlosigkeit schieben, denn in allen Stellungen kann und soll er — lieben aus allen Kräften, aus ganzem Herzen und ganzer Seele. Das aber ist das höchste Gebot und die höchste Tugend.

Stimmen, denn sie waren Alle reinen Herzens und voll innigen christlichen Muthes. Wenn sie zusammen im Garten arbeiteten, so war dieser auch gleichsam ein lebendiges Gotteshaus, denn sie waren da Alle einig und fromm wie Kinder Gottes und sangen oft einstimmig ein fröhliches Loblied des Herrn; die Kleinen aber, die um den alten Großvater herumsaßen, hörten ihm zu, wie er sie im christlichen Glauben unterrichtete, und ihnen heilige Geschichten erzählte. Bei diesen Leuten habe ich am meisten Gutes gelernt und habe ihnen Vieles zu danken, das wie Samenkörnlein in mein Herz gefallen und jetzt erst recht zur Blüthe in mir emporgewachsen ist. Denn lieber gnädiger Herr, man kann wohl sagen, daß die Tugend das ist, was ewig belebet, und Alles zum Unvergänglichen Wachsthum bringt; und daß das Böse den ewigen Tod in sich faßt und unaufhörlich zerstörend wirkt. Ich kann wohl sagen, in ihnen hatte sich Gesang und Gebet recht innig verbunden; denn sie waren jegliches in seinem Herzen still und demüthig in kindlicher Anschauung Gottes und der wunderbaren Allmacht seiner Werke begriffen und gar leicht breitete sich ihr Gemüth freudig und gesund durch ihr Leben aus — sie konnten in Allem was sie sahen, den großen und gütigen Meister der Natur verehren und anbeten, aber sie konnten auch an Allem was sie besaßen mit recht lebendiger Fröhlichkeit sich ergötzen und es genießen. So waren sie glücklich in Gott, lieb in Unschuld und ohne es zu wissen.

Nun aber gibt es fromme Menschen, welche im Leben wie einsame Waldblumen schweigend blühen, die aus innerem Treiben ihr Haupt bescheiden zum Himmel erheben und in sich und um sich Gott in tiefer Einfachheit[1] verehren, sie sind wie Bilder der ewigen Ruhe und des seligen Friedens in das stürmende Leben gestellt, dessen wunderbarer Wechsel sie nicht berührt; sie sind gleichsam betrachtungsvolle Greise mit kindlichen, jugendlichen Locken, und sehen nur Gott in Allem und fürchten sich nicht vor Ihm, er ist ihnen ein gütiger Vater und ihr Gebet ist zu Gott, wie die Rede der kleinen Kinder zu ihren lieben Eltern, stammelnde, unschuldige Freundlichkeit; sie sehen nichts als ihren Gott und wollen nichts als Ihn lieben, wie auch die kleinen Kinder thun und wie diese weinen wenn sie allein sind, so liegen auch jene in tiefer Buße und flehen zu Gott, wenn er sich von ihnen wendet. In ihrem Herzen ist das Gebet, ihr Leben ist ein ewiges, stilles Beten, auf ihrem Angesicht ruht freundliche Begeisterung und wir werden durch ihre Gegenwart erquickt und erfreut.""

Während ich so redete, sah ich meinen Herrn ganz nachdenklich werden und schwieg derohalben still, um ihn in seinen Gedanken nicht zu stören. Bald aber wendete er sich lächelnd wieder zu mir und sprach: „Ich habe über Deine schönen Reden nachgedacht, denn ich kann nicht sogleich Alles recht begreifen und habe dergleichen Worte nicht viele in meinem Leben gehört, aber es ist wahr was Du sprichst und ich sehe dessen ein schönes Beispiel an meinen zwei Töchtern." —

[1] So wohl richtiger als „Einsamkeit", wie man vielleicht bei einer oberflächlichen Lesung erwarten könnte.

„„Herr,““ sprach ich da, „„sind denn nicht alle diese Jungfrauen eure Kinder?““

„Nein, Johannes,“ erwiderte mein Herr, „nur die mit dem Schleier und die mit dem weltlichen Röcklein, welche Dir so munter die Hand schüttelte, sind meine Kinder; die beiden andern sind arme Waisen, von mir und meiner seligen Hausfrau zu Gottes Ehre aufgenommen, doch habe ich sie nicht weniger lieb, als meine eignen Kinder; denn sie sind gut und fromm nach ihrer Art, wie Du selbst gesagt hast, daß ein jegliches Gemüth auch seine eigne Geberde habe. Du hast vorhin Gebet und Gesang mit zwei Schwestern verglichen, und ich fragte Dich scherzhaft, ob Du sie wohl je gesehen, und meinte, sie müßten gar holdselig aussehen. O Johannes, wie Du mir sprachst von jenen gottseligen und freudigen Gärtnern in Deiner Heimath, da mußte ich immer an mein fröhliches und frommes Töchterlein Gundelindis gedenken, welche Dich so herzlich begrüßte, und als Du von Jenen redetest, die da sind wie die stillen Waldblumen, da stand mein Töchterlein Ottilia immer vor meinen Augen.“ Als der alte Herr diese Worte geredet, flossen ihm die Thränen über die Wangen, und reichte er mir die Hand. Ich fragte ihn um seine Betrübniß; aber er war nicht betrübt; seine Trauer war wie die rührende Farbe des Abendlichtes ohne Schmerz. „Johannes,“ sprach er, „ich gedachte an meine selige Hausfrau, wie sie selbst das erfreuen würde zu hören, wie ich die Kinder nur liebe, mich an Deiner schönen Rede ergötze und Alles nur auf die Kinder auslege was Du sprichst; wenn ich nun diesen weiblichen Muth in mir fühle und denke zurück an die gewaltige Bewegung meines Lebens in Kampf und Kriegsfahrten, da ich noch ein rüstiger Mann war, so wird mir's nachdenklich in meiner Seele und ich fühle wie sich Alles hinneigt zum Ziel mit Lächeln und Thränen.“

„„Herr,““ sprach ich, „„der Mensch hat einen Engel, der ist sein Geleitsmann und wenn wir alt sind, so lehrt er uns spielen daß wir uns des Stolzes entwöhnen über weltliches Werk und er uns als Kinder vor Gott führe und Lächeln und Thränen sind der Kinder Weisheit und Schwachheit.““

Nach diesen Worten reichte mir mein Herr die Hand und sprach: „Gesegnet sei die Stunde, da ich Dich gefunden, Deine Reden sind mir wie ein Abendgebet, ich will sie mit Andacht hören und dann schlafen gehen.“

„„Herr,““ sprach ich, „„ich will dann wachen und beten an eurem Lager und harren, bis ich euch wiedersehe am Morgen.““ Da wir so geredet hatten wurden wir still; denn man schweigt gern, wenn man mit frommen Worten den Tod berührt hat. Auch habe ich das oft bemerkt auf meinen Wanderungen bei mancherlei Erzählungen und Unterredungen, wo ich etwa auch selbst nach meinem kindischen Verstande mitgesprochen, daß eine recht lebendige Betrachtung geistlicher oder weltlicher Dinge gewissermaßen dem menschlichen Leben ähnlich ist. Mit kleinen unschuldigen Worten hebt sich die Unterredung an und steigt auf unter Wechseln der Gedanken und hat ihre Unmündigkeit und ihren Jugendmuth in lieblichem Ungestüm und wendet sich zu Gutem oder Bösem, oft auch begegnet ihr ein Gedanke, ernster und würdiger, und führt sie wie einen erfahrnen weisen Meister zu einer reinen Bahn und wenn

sie dann in wirksamer Deutlichkeit alle ihre Kraft verwendet, um in den Gemüthern der Redenden und Zuhörer, in welchen sie lebt wie der Mensch in der Welt, ihr Werk zu vollenden und ihr eignes Wesen durch ein zurückbleibendes Zeichen zu befestigen, dann sinkt sie wieder in kindische Unschuld, und verstummt gern mit einer lächelnden Wehmuth über die Vergänglichkeit des irdischen Lebens, sich hinwendend mit Sehnsucht und Hoffnung zu Gott und dem Göttlichen, und das ist der schöne Tod einer schönen Rede, deren Ewigkeit besteht in der Heiligkeit und Würde ihres Inhalts, die in den lebendigen Boden der zuhörenden Seelen fallen und Gutes entzünden in alle Ewigkeit; ihre Sterblichkeit aber ist der Klang des Wortes, das da schallt und verstummt, damit ein anderes folge und damit der Gedanke ganz hingebaut steht, wie der Bogen einer Brücke, leicht aufwärts steigend und niedersinkend, oben drüber gespannt der ewige Bogen des Himmels und unten hinströmend das treibende, wilde Wasser.

Oft auch habe ich mich getröstet über das Hinfällige des Lebens mit dem Verhallen erhebender Worte, süßen Gesanges und erfreulicher Töne; denn ich habe in meiner Seele empfunden, den Nachklang bei den Tönen; und die Erinnerung und lebendige Wirkung der Rede, erhebend und stärkend zu allem Guten, die lagen in ihm, wie die Wurzel in der Erde, die den Stamm nicht sieht, über welchem blühende Äste, wie eine andere Wurzel, zum Himmel dringen; und über der lebendigen Wurzel da grünt es, wenn es unten gleich dunkel ist. So mag auch der Gedanke der ausgesprochen ist blühen in anderer Welt; so mag der Mensch, der im Leben steht wie die Wurzel in der Erde, blühen im Himmel; denn das Gute ist das Lebendige und das stirbt nicht, nur das Belebte stirbt.

So hatte auch unsere Rede einen schönen Tod gehabt, und ich fühlte, da wir still wurden, daß es süß ist zu sterben nach einem frommen, schönen Leben.

(Fortsetzung folgt.)

Recensionen.

Commentar zum Buche des Propheten Jeremias. Von Dr. **Anton Scholz**, Professor an der kgl. Universität Würzburg. 8°. XXXV u. 609 S. Würzburg, Leo Wörl, 1880. Preis: *M.* 10.

Vorliegender Commentar entspricht in recht erfreulicher Weise den Anforderungen, die an eine „Erklärung" zu stellen sind. Mit großem Fleiße, viel Scharfsinn und Genauigkeit und in reichhaltiger Kürze wird die Grundlage jeder Erklärung, der sprachliche Theil, erörtert und das zum Verständniß nöthige oder nützliche archäologische, historische Beiwerk mitgetheilt. Auf diesem Fundamente baut sich die eigentliche Erläuterung auf, deren Aufgabe es ja ist, uns in die Gedankenwerkstätte des Schriftstellers einzuführen und uns alles das, was er selbst bei Abfassung seines Werkes dachte und fühlte, nachdenken und nachfühlen zu lassen. Der Herr Verfasser wird dieser seiner Aufgabe mit recht viel Geschick gerecht. Die Gedanken des Propheten werden klar und bündig vorgelegt, in ihrem logischen, rhetorischen, psychologischen Zusammenhange dargestellt, in ihrem Fortschritte entwickelt, so daß der Leser sich mit Lust und Liebe in den Inhalt der prophetischen Reden vertieft und mit wahrem Genusse die Kraft, Erhabenheit, Tiefe, Schönheit derselben an sich erfährt.

Der Erklärer des Jeremias muß vor Allem zu einigen viel ventilirten Fragen Stellung nehmen. Zunächst, ob überhaupt Ordnung in der Reihenfolge der Weissagungsreden herrsche, und welche speciell anzuerkennen sei. Der Herr Verfasser kennzeichnet in Betreff des Ersteren seine Überzeugung gleich in den Worten: „Aus der Entstehungsweise des Buches ergibt sich, und die Gelehrsamkeit des Propheten wie sein feiner Sinn für gute Ordnung in jedem seiner Sätze ist dafür weiter Bürgschaft, daß das Buch nach einem wohldurchdachten Plane angelegt sein müsse" (XXIII). Nach einer Kritik der von Keil aufgestellten Ordnung (— anderer, z. B. der von Stähelin, Zeitschrift der deutschen morgenländischen Gesellschaft, III. S. 216 u. f. vorgetragenen, wird keine Erwähnung gethan, die von Meteler gegebene nur kurz als unannehmbar trotz einer Reihe richtiger Einzelheiten bezeichnet —) wird die vom Herrn Verfasser angenommene übersichtlich vorgelegt, wonach das Buch in sechs Abschnitte von je zehn Aussprüchen zerfällt, und Kapitel 45 und 52 als Nachträge bezeichnet werden. Um diese Eintheilung zu gewinnen, wird die in der griechischen Übersetzung befolgte Reihenfolge vorgezogen, nach welcher die Weissagungen gegen die auswärtigen Völker nicht an das Ende des Buches, sondern gleich nach 25, 12 zu stehen kommen.

Referent muß gestehen, daß die im Verlaufe des Commentars gegebene Begründung ihn nicht durchweg befriedigt oder überzeugt hat. Mehr als einmal scheint es ihm, daß durch das Bestreben, in jedem der sechs Abschnitte gerade zehn Reden herauszubekommen, Zusammengehöriges unnöthiger Weise getrennt, oder ein größeres in sich abgerundetes Ganze nicht zum Vortheil der Auffassung zersplittert worden sei. Daß Kapitel 10 ein „Gebet um Erlösung aus dem Exil" sein soll, wird schwerlich Jemand dem Commentator zugestehen, da in der ganzen Haltung und dem ganzen Inhalt des Kapitels dieses auch nicht im geringsten angedeutet ist, ja Alles gegen eine solche Auffassung spricht, so daß der Herr Verfasser selber zugeben muß: „diesen seinen Zweck sagt das Gebet selbst nicht", hierfür reicht auch der Schlußvers 25 nicht aus — und überhaupt, wie soll diese mit „Also sprach der Herr" eingeführte Abmahnung von heidnischem Aberglauben und diese sarkastische Kritik der Götzenanbetung ein Gebet sein?

Ein zweiter Hauptpunkt für den Erklärer des Jeremias ist die Frage, wie er sich zu dem hebräischen Texte und der so mannigfach abweichenden, um Vieles kürzeren griechischen Übersetzung stellt. Eine alte, schon vom hl. Hieronymus vertretene und besonders auch aus naheliegenden Gründen von orthodoxen Protestanten (Hävernick, Keil) verfochtene Ansicht erklärt den hebräischen Text als in durchaus ursprünglicher Gestalt uns überliefert und sieht in den Abweichungen der griechischen Übersetzung nur Nachlässigkeit, Unverstand und Willkür des Übersetzers. Andere nehmen zur Erklärung der Abweichungen eine zweifache hebräische Recension an; wieder Andere treten ein für die Treue und Genauigkeit der griechischen Übersetzung und sehen in den Divergenzen des hebräischen Textes die Spuren späterer Überarbeitungen und Interpolationen (vgl. Einleitung in's alte Testament von Bleek-Kamphausen § 214 und folgende). Dr. Scholz hat seine Ansicht in der bereits 1875 erschienenen Schrift „Der masorethische Text und die LXX-Übersetzung des Buches Jeremias" niedergelegt. Es ist nun mit eine Aufgabe des vorliegenden Commentares, diese zu begründen, zu erläutern und zu erweitern. Im Allgemeinen steht ihm die Treue und Vorzüglichkeit der griechischen Übersetzung fest — die dem Commentar einverleibte Übersetzung ist auch so eingerichtet, daß sie das Verhältniß beider Texte im großen Ganzen aufweist — und speciell ist ihm jedes Mehr des hebräischen Textes eine Interpolation. Solche Interpolationen bietet aber auch der griechische Text selbst. Dr. Scholz geht nun in den kritischen Untersuchungen, die einen ziemlichen Theil des Commentars bilden, von dem Grundsatze aus, „daß jedes Wort und jeder Satz, den ein Text mehr hat, für unecht zu halten ist, bis kritische Gründe ihn rechtfertigen" oder, wie es sonst öfter heißt, bis dessen Nothwendigkeit zwingend bewiesen wird. Hierdurch werden die im griechischen Texte fehlenden Stellen, die sich im hebräischen und im Vulgatatexte finden, 29, 16—20; 33, 14—26, von zahlreichen kleineren abgesehen, als unecht ohne Weiteres ausgeschieden. Hätten sie, urtheilt Dr. Scholz, früher im Texte gestanden, so wäre bei der sonstigen Genauigkeit des Übersetzers, der Wort für Wort seiner Vorlage folgt, kein Grund für deren Auslassung ersichtlich und ebenso wenig, warum

sie später hätten verloren gehen sollen. Es gilt ihm als leitender Grundsatz, daß die Veränderungen, die im Laufe der Zeit die Werke angesehener Schriftsteller erlitten, nicht in Weglassungen, sondern in Zusätzen bestehen. „Niemand getraute sich auch nur das Geringste von dem heiligen Texte wegzulassen" (Die alexandrinische Übersetzung des Buches Isaias, S. 22). Aber daß mitunter auch absichtliche Auslassungen vorkamen, beweisen manche Handschriften des neuen Testamentes, in denen z. B. Marc. 16, 9—20. Joh. 8 u. A. fehlt. Daß zufällige möglich seien und durch gar vielfache Versehen eintreten konnten, ist selbstredend. Daß in der That Auslassungen ebenso gut vorgekommen sind, wie Zusätze anderwärts, galt bisher bei den Kritikern als ausgemacht. Sollte nicht zum Beweise dafür der griechische Text des Buches Job ausreichen? Andere Fälle von Auslassungen, die sich für den hebräischen und griechischen Text kritisch constatiren lassen, gibt z. B. Baur; Reinke, Beiträge, 7. Band (z. B. S. 35, 82, 180).

Freilich muß hervorgehoben werden, daß auch aus inneren Gründen jene Stellen beanstandet werden; sie seien dem Zusammenhang fremd, im Stile nicht jeremianisch u. dgl. Allein diese Gründe sind bei weitem nicht so unzweifelhaft und sicher, als sie wohl hingestellt werden. So soll 29, 16—20 den Zusammenhang unterbrechen. Aber man sieht nicht ein, warum Jeremias das falsche Vertrauen der bereits Exilirten und das Treiben ihrer Pseudopropheten nicht durch den Hinweis auf das bevorstehende Loos des Königs und der Stadt sollte aufgedeckt haben. Oder ist ein solcher Vorhalt nicht sehr geeignet, die Grundlage der falschen Hoffnung und die Stütze der Pseudopropheten gründlich zu zerstören? Was Dr. Scholz dagegen einwirft: „Allein daß sich die Pseudopropheten bei ihren Weissagungen auf den noch thatsächlichen Bestand Jerusalems beriefen, ist mit nichts und nirgends angedeutet", hat kein Gewicht, weil 1) Jeremias in seinem Schreiben an die Exulanten gewiß nicht nothwendig alle Scheingründe der Pseudopropheten direct anzuführen hatte, — er warnt im Allgemeinen, sich nicht bethören zu lassen und nicht auf die Träume der Wahrsager zu hören —; 2) weil denn doch eine solche Berufung so sehr die Voraussetzung für jene Vorspiegelungen bildete, daß man nicht begreift, wie sie nicht hätte gebracht werden sollen. Denn, was angefügt wird: „aus dem Fortbestehen des jüdischen Staates konnte noch keine Hoffnung abgeleitet werden, sondern nur aus dem Zusammenbruche der chaldäischen Macht" (S. 337), ist nicht durchschlagend. Oder war es für die Wahrsager, um nur einen Grund anzudeuten, von gar keiner Bedeutung, darauf hinweisen zu können, daß die Propheten schon seit Langem den Untergang verkündet hätten und trotzdem Königthum, Stadt und Tempel noch beständen, ja den Anprall der Chaldäer, die den Garaus bringen sollten, recht gut überdauert hätten? Mußte nicht durch die in den beanstandeten Versen gegebene Versicherung der Zweck des prophetischen Schreibens an die Exulanten vom rhetorischen und psychologischen Gesichtspunkte aus bedeutend unterstützt werden? Wenn aber so die Kraft der Ermahnung und die Allseitigkeit der Beweisführung gewinnen, so sind das neben dem nun einmal vorhandenen Texte auch kritische Momente, die erwogen sein wollen.

Gegen die herrliche Weissagung über das ewige König- und Priesterthum des Messias (33, 14—26) wird eingewendet: „Ein Grund, weßhalb LXX, die überhaupt kein Wort weggelassen haben, diese Stelle nicht übersetzt haben sollten, ist nicht denkbar. Die Zeit, von der geredet wird, ist die messianische; ein Grund also, einen auf jene Zeit gehenden Ausspruch als nicht erfüllt wegzulassen, war so wenig und noch weniger gegeben, als Ez. z. B. Kap. 40—48 zu streichen" — damit ist nur eine absichtliche Auslassung ausgeschlossen. Aber sind uns alle die tausenderlei Zufälligkeiten und Schicksale der Abschriften so genau bekannt, daß wir behaupten könnten, eine Stelle hätte nie und nimmer ausfallen können? Ferner wird gegen deren Echtheit geltend gemacht: „Dagegen liegt der Gedanke, dem der Zusatz seine Entstehung verdankte, ziemlich nahe: der großen Ankündigung V. 3 schien der folgende Ausspruch nicht recht zu entsprechen. Diese Lücke sollte ausgefüllt werden." Warum nicht eher so: weil der unzweifelhaft echte V. 3 so Großes ankündigt („Ich will dir kund thun Großes und Verschlossenes, das du nicht weißt") und diesem der erste Theil der Weissagung nicht recht zu entsprechen scheint, so ist V. 14—26 unzweifelhaft echt und wir müssen bei LXX eine Lücke anerkennen? Freilich werden alsbald gegen die Echtheit die inneren Gründe angeführt: „Dazu kommt, daß das Ganze in Stil und Ideenkreis nicht jeremianisch ist." In Betreff des Stils möge Ewald, gewiß ein für Stildifferenzen sehr feinfühliger Kritiker, sein Urtheil abgeben. Der aber schreibt: „Nichts ist so verkehrt und grundlos, als in dieser Stelle 33, 19—26 oder überhaupt in Kap. 30—33 Zusätze von einem späteren Propheten zu finden" (Propheten, II. S. 269; vgl. Keil, Jeremias ad h. l.). Also Urtheil gegen Urtheil — der Stil scheint demnach nicht so entscheidend gegen Jeremias zu sein. Aber der jeremianische Gedankenkreis? Dieser Grund ist uns bei Dr. Scholz ganz unbegreiflich. Denn er nennt die Stelle selbst „eine Mosaik aus jeremianischen Stellen", gibt an, daß V. 14—16 commentiren und eine Anwendung machen von 23, 5. 6, daß V. 17 Rücksicht nehme auf 22, 30, daß V. 20 und folgende eine Reproduction sei von 31, 36, daß V. 25, 26 nur ein anderer Ausdruck für das V. 20, 21 Gesagte sei (S. 400). Warum soll dann der Ideenkreis nicht jeremianisch sein?

Ein Hauptvorzug des Commentars ist die kritische Vergleichung zwischen dem hebräischen Text und der griechischen Übersetzung. Sie fällt oft zu Gunsten der Übersetzung aus und liefert damit reichliche Beiträge zu der Wahrheit, der sich freilich orthodoxe Protestanten verschließen, daß der masorethische Text einen Mangel an kritischer Zuverlässigkeit aufweise. Dieses protestantische Dogma von der Unantastbarkeit des masorethischen Textes wird thatsächlich in seiner Unhaltbarkeit oft und einschneidend dargelegt.

Daß der Text des Jeremias nicht von Interpolationen frei sei, kann man leicht zugeben, und manche kritische Ausführung des Herrn Verfassers hat viel Überzeugendes. Solche Fälle von Zusätzen zum heiligen Texte haben wir ja in den neutestamentlichen Handschriften, in denen öfters durch Aufnahme von Randbemerkungen, durch Hinzufügung liturgischer Formeln oder der Verdeutlichung dienender Erklärungen eine Erweiterung (Interpolation)

des überlieferten Textes stattfand. Daß dergleichen auch bei der im kirchlichen Gebrauch befindlichen Vulgata der Fall war, zeigen u. a. die kritischen Arbeiten des römischen Barnabiten Vercellone. Wir führen aus der Vorrede zum II. Bande nur eine Stelle an, die sich auf die ersten zwei Königsbücher bezieht und sich über die in denselben befindlichen nachweisbaren Zusätze (halbe und ganze Sätze) ausspricht: novem supra sexaginta numerantur additamenta in duobus prioribus Regum libris; ex his triginta in hodierna Vulgata editione adhuc servantur; nam alia quindecim, quae sixtinam editionem occupabant a gregorianis et clementinis expulsa fuerunt, Sixtus vero alia novem quae in antiquioribus editionibus occurrebant abiecerat; reliqua quindecim in manuscriptis tantum leguntur (l. c. XII).

So mag denn auch der hebräische Text Einschaltungen erfahren haben, und zudem ist es schon durch den Zustand des samaritanischen Pentateuchs und der griechischen Übersetzung ausgemacht, daß die hebräische Textüberlieferung nicht mit großer kritischer Sorgfalt geschah (vgl. Kaulen, Einleitung S. 63—66). Man kann das alles zugeben, und dennoch die im vorliegenden Commentar geübte Kritik, der ein beträchtlicher Theil des Buches gewidmet ist, in vielen Punkten als eine zu weit gehende bezeichnen. Dr. Scholz erklärt eine große Anzahl Stellen, darunter auch längere, obgleich sie auch von der griechischen Übersetzung geboten werden, für unecht, für Arbeit der Interpolatoren. Nach ihm hat das Geschäft des Interpolirens bald nach Abfassung des Buches mit dessen Gebrauch besonders in religiösen Versammlungen seinen Anfang genommen, wie er denn z. B. S. 554 zahlreiche Interpolationen annimmt, die während des Exils oder gegen das Ende desselben entstanden seien oder von einem Manne herrührten, welcher der Zeit des Propheten nahe gestanden habe. So will er als unecht ausscheiden z. B. 9, 22—25; 11, 13—17; 13, 15—27; 15, 11—14; 18, 13—17; 20, 10—13; 21, 11—14 u. a. Besonders stark wird auch Kap. 50. 51 gelichtet; von 104 Versen seien nur 52 echt (vgl. XXXIII u. 554).

Daß man aber so frei mit dem Texte umgegangen sei, und dergleichen Erweiterungen ohne Weiteres eingefügt habe, scheint schon deßhalb von vorneherein unglaublich, weil denn doch die Juden das prophetische Wort als etwas von Gott Gegebenes betrachteten und daher gewiß auch dessen schriftliche Fixirung in soweit respectirten, daß sie nicht so willkürlich damit schalteten. Die religiöse Ehrfurcht läßt allein jene so zahlreichen Einschiebungen als wenig glaublich erscheinen, die zudem, weil sie auch im griechischen Texte sich finden, sich frühe schon allgemeine Verbreitung müßten errungen haben [1]. Die Aus-

[1] Es verdient hierbei wohl auch in Erwägung gezogen zu werden, daß es nach den von Dr. Bickell und P. Gietmann angestellten Untersuchungen und beigebrachten Proben — (besonders Letzterer hat die Bücher der Psalmen, Job, Sprüchwörter, Hohes Lied ganz und aus den übrigen alttestamentlichen Schriften Vieles nach dem etwas modificirten System Bickells metrisch nach fixen Regeln dargestellt, ohne den überlieferten Text zu ändern) — doch jedenfalls sehr wahrscheinlich ist, die Hebräer

scheidung und Beanstandung dieser Stellen beruht einzig auf inneren Gründen, und da ist eben große Gefahr, daß ein übertriebener Subjectivismus sich geltend mache. Es hat eben mit den inneren Gründen erfahrungsgemäß eine eigene Bewandtniß. Anerkannt tüchtige Kritiker kommen da zu ganz entgegengesetzten Ergebnissen. Warum? weil vorgefaßte Meinungen, gewisse Lieblingsanschauungen und die subjective Geschmacksrichtung das kritische Urtheil beeinflussen. Sollte das in der hier so reichlich geübten Kritik etwa auch der Fall sein? Je öfter ich mir die Gründe und das Verfahren einer solchen aus rein inneren Gründen des Zusammenhanges, des sprachlichen und stilistischen Colorites und des angeblich fest umgrenzten Ideenkreises eines Schriftstellers gezogenen Kritik ansehe, desto mehr will es mir scheinen, daß man mit just denselben Mitteln und Gründen auch unseren classischen und jetzt lebenden Schriftstellern einen guten Theil des Inhaltes ihrer Schriftwerke abkritisiren könnte. Als Kennzeichen der Interpolation gelten: die Störung oder Unterbrechung des Zusammenhanges, störende oder lästige Wiederholungen, falsches Pathos, zu enger Anschluß an andere schon dagewesene Stellen, gelehrte Ausdeutung biblischer Stellen, Erläuterungen eines vorgetragenen Gedankens, räthselhafte, dunkle, zu künstliche Sprache, Phrasen, die angeblich von dem Schriftsteller nicht gebraucht werden, oder „senile Beredsamkeit, zu starke Berücksichtigung bestimmter Zeitverhältnisse, hyperbolische Phrasen" u. dergl. — alle diese Kriterien hören sich recht gut an, und es wird Niemanden einfallen, ihnen alle objective Berechtigung und Beweiskraft abzusprechen. Aber sollte der Kritiker in der Anwendung nicht mit äußerster Zurückhaltung zu Werke gehen? Was dem einen eine Störung des Zusammenhanges ist, findet ein anderer von rhetorischen oder psychologischen Gesichtspunkten aus als einen besonders wirksamen Gedanken; was der eine als räthselhaft, gespreizt, hyperbolisch, manierirt, zu künstlich brandmarkt, bewundert ein anderer als originell, beabsichtigt, besonders kraftvoll. Jeremias hat, wie auch Dr. Scholz oft anerkennt, sachliche und wörtliche Rückbeziehungen auf seine eigenen und fremde Prophezeiungen, er hat Bestätigungen und Wiederholungen; soll es nun hier wirklich gerathen sein, haarscharf eine Grenze zu ziehen und zu bestimmen?

Die Rückbeziehungen, Reproductionen, Ausführungen der früher gegebenen Andeutungen sind zuläßig, sind echt; aber diese anderen sind etwas bald zu wörtlich (— aber der echte Jeremias hat auch ganz wörtliche, vergl. z. B. S. 232 —), bald zu unbestimmt, bald zu gelehrt, bald zu künstlich, bald zu überladen. Jeremias hat Ausdrücke, die sonst nirgends vorkommen; das ist bei der verhältnißmäßig so kleinen uns überlieferten Literatur der

---

hätten bestimmte Metra gehabt und diese könnten aus den masorethischen Texten fast ohne jedwede Änderung derselben nachgewiesen werden. Ist das nicht ein Beweis für eine gewissenhafte Treue der Überlieferung, wenn ganze Bücher in tadelloser metrischer Form fortgepflanzt wurden, obgleich man von der Existenz und Art des Metrums keinen Begriff mehr hatte? Vgl. P. Gietmann, De re metrica Hebr. Freiburg i. Br. 1880.

Hebräer nicht befremdend, aber befremdend ist es, wenn Verse deßhalb als Glossen bezeichnet werden, weil ein ἅπαξ λεγόμενον vorkommt. Wer mag hier die feine Grenze ziehen: dieses darf Jeremias gebrauchen, jenes aber nicht? oder gar bestimmen, daß sonst gebräuchliche Ausdrücke dem Jeremias ungewohnt seien und daher die Glosse aufzeigen? Wir wiederholen: man wende doch das gleiche Verfahren auf einen deutschen Classiker an und man wird getrost eine Anzahl Stellen oder ganze Bücher ihm absprechen können; die Frage ist nur, ob auch mit Recht.

In Kürze einige Beispiele. Die Stelle 9, 22—25 wird dem Interpolator zugetheilt. „Die V. 22—25 stehen außerhalb des Zusammenhanges." Kap. 9 ist ein Klagelied über das durch die Sünden heraufbeschworene Unglück. In großen Zügen schildert Jeremias den Zusammenbruch der bisherigen Verhältnisse. Und was ist das Facit aus dem Hinschwinden aller menschlichen Stützen? welches ist sozusagen die gewaltige Inschrift der Belehrung, die über dem Ruinenhaufen menschlicher Größe und menschlichen Stolzes Gottes Weisheit aufrichtet? Es sind die gerade an dieser Stelle nach dem geschilderten Hinschwinden der menschlichen Bestrebungen doppelt erhabenen Worte: non glorietur sapiens in sapientia sua, non glorietur fortis in fortitudine sua, et non glorietur dives in divitiis suis, sed in hoc glorietur, qui gloriatur scire et nosse me . . ., Worte so reichen und tiefen Inhaltes, die auch Paulus zweimal anführt (1 Kor. 1, 31. 2 Kor. 10, 17) — warum sollen sie hier außerhalb des Zusammenhanges stehen? oder kann etwa das Klagelied mit einem solchen Hinweis nicht abschließen? — „Der messianische Gedanke V. 22. 23 ist verfrüht, denn der Abschnitt hat es, wie Kap. 10 noch weiter beweist, nur mit dem Gerichte zu thun." Aber warum soll am Schlusse der Gerichtsdrohung, die Kap. 9 in mehreren Wendungen bringt, nicht ein Hinweis auf das messianische Heil folgen dürfen, auf das doch alle Heimsuchung des Volkes innerlich hinarbeitet; gerade durch das Gericht soll ja das Volk geläutert, für das messianische Heil vorbereitet, ihm entgegengeführt werden! Der messianische Gedanke liegt wesentlich allen Veranstaltungen des Gerichtes zu Grunde; er kann nicht verfrüht sein; er wäre es selbst nicht, wenn Kap. 10 ein Gebet um Erlösung aus dem Exile wäre; denn worauf gründet schließlich diese Hoffnung auf Erlösung? — Ferner: „sie tragen den Charakter der nicht seltenen Erklärungsversuche, vgl. 46, 26 ff.; 48, 42 ff. u. ö." Hiermit werden wir auf andere Stellen, die gleichfalls interpolirt seien, verwiesen. „Die weitwendige Redeweise trägt den Charakter des Unterrichtes." Aber auch der „echte" Jeremias kann sehr weitwendig werden, wenn er z. B. in siebenfacher Wendung die Völker aufbietet, um Eile auszudrücken (S. 583) — und ob die beanstandete Stelle weitwendiger ist, als manche in Kap. 30—33? als manche Strafreden? —

Warum 16, 14. 15 auszuscheiden seien, ist um so weniger ersichtlich, als V. 19 sie doch vorauszusetzen scheint. Wenn man 30, 23. 24 tilgt, so stört man den gleichen Bau der vier Strophen, die alle mit einem Hinweis auf die Strafleiden des Exils beginnen; so 30, 5. 7. 12—14. 23. 24; 31, 15. 17. Daran schließt sich dann bei allen vier gleichmäßig die Verheißung. Es ist

bei einer solchen Gleichmäßigkeit nicht einzusehen, warum durch den Abstrich einiger Verse die dritte Strophe bloß verheißend gemacht werden soll. — Werden im 51. Kapitel die V. 29—33 entfernt, so ergibt sich das Sonderbare, daß in diesem Theile des Liedes, aller sonstigen Analogie entgegen, auf die oftmalige Aufforderung zum Kriege und Angriff auf Babel: „erhebet Panier, weihet wider sie Völker, bietet Reiche auf, laßt heranziehen Rosse . . .“ u. s. f., nicht die Schilderung der Wirkungen dieses Aufrufes folgen sollte. Dagegen schließen sich die beanstandeten Verse ganz passend an, indem sie die Folgen dieses Aufrufes lebendig und anschaulich darstellen.

Der Herr Verfasser sagt in der Vorrede, daß die Kritik Manchen vielleicht weitgehend vorkommen wird. Referent gesteht, zu diesen Manchen zu gehören, und er glaubt um so mehr auf den schwankenden Untergrund einer solchen Kritik aufmerksam machen zu sollen, als der Commentar selbst Belege liefert, wie rasch manchmal die aus inneren Gründen entnommenen kritischen Urtheile bei demselben Kritiker wechseln. Wir lesen in der Vorrede: „Auf Kürze und Klarheit der Darstellung ist Mühe verwendet, und wurde, besonders um erstere anzustreben, das bereits fertige Manuscript noch einmal ganz umgearbeitet. Hierbei hat die Kritik von Kap. 50—52 im Vergleich mit S. XXXIII einige Änderungen erfahren.“ Während nämlich auf S. XXXIII aus jenen Kapiteln nur folgende Stellen als unecht notirt sind: **51,** 15—19. (21—23?) 30. 40—46. 55—57, bringt der Commentar ein ziemlich geändertes kritisches Resultat; unecht sind jetzt: **50,** 13—15. 22 (schwerlich echt), 24. 35—40 (erregen den Verdacht der Unechtheit), 41—46. — und für Kap. **51,** 15—19. 20—25. 29—33 (schwerlich echt), 44^b—49^a (fehlen auch bei LXX), 54—58. — Ein anderes Beispiel bietet S. XXXII im Urtheile über den Werth der griechischen Übersetzung des Isaias und Jeremias, verglichen mit der Vorrede. Dort lesen wir: „Die Übersetzung des Jeremias ist im Gegensatze z. B. zu der des Buches Jesaias eine sehr gute, für jene Zeit fast wunderbar gute.“ Dagegen in der Vorrede: „Das gelegentliche Urtheil über die LXX-Übersetzung des Buches Jesaias S. XXXII ist dahin zu reformiren, daß dieselbe ungefähr gleichen Werth mit der des Buches Jeremias hat.“ Referent ist weit entfernt, daraus einen Vorwurf formuliren zu wollen; dies diem docet; aber sollten solche Änderungen die kritische Zuversicht nicht bedeutend herabstimmen? Jedenfalls wird es der Verfasser Niemanden verübeln dürfen, wenn er den Satz nicht unterschreibt: „Das (kritische) Resultat im Ganzen und Großen halte ich für unbedingt sicher“ (Vorrede).

Ich schließe diesen Theil mit der Bemerkung, daß mir manche der von Keil in seinem Jeremiascommentar gegen Näg, Hitzig, Graf gebrachten Ausführungen zum Beweise der Echtheit der beanstandeten Stellen auch jetzt noch trotz der Einsprache von Dr. Scholz als gut zu Recht bestehend erscheinen.

Dagegen sind mit Dank jene kritischen Ausführungen des vorliegenden Commentars zu begrüßen, in denen die Extravaganzen der rationalistischen Kritik abgewiesen werden, z. B. die Echtheit von Kap. 10, 50, 51 in Schutz genommen, das Vorhandensein des schriftlichen Gesetzes seit sehr lange be-

gründet (vergl. S. 113. 123), das Verhältniß des Jeremias zu vielen von den Kritikern beanstandeten Stellen des Isaias besprochen wird u. dergl. Schätzenswerth sind auch manche eingestreute Bemerkungen über die Arten des Götzendienstes, der S. 474 gegebene Nachweis (aus einem Bruchstück einer Terracotta-Tafel), daß Nabuchodonosor in seinem 37. Jahre (567) den Zug gegen Ägypten unternahm, viele Worterklärungen, sorgfältig gesammelte geographische Notizen (Kaphtor wird gegen Ebres mit Kreta identificirt S. 504).

Ob der eschatologische Charakter der mit 4, 5 beginnenden Weissagung so urgirt werden kann? Die V. 10. 15. 16, auch 13, sind doch sehr concret und bestimmt; ferner, daß eine Beschreibung in der prophetischen Vision ziemlich von der Wirklichkeit differiren kann, lehrt Is. 10, 28—34, lehren Ezechiels Visionen über Jerusalems Sünde und Untergang (Kap. 8—12) u. a. Die Anrede an die Völker beweist nicht den eschatologischen Charakter; man vergl. z. B. Ez. 16, 37 (zu S. 94). Calmet schreibt zu 2, 2: explicatio quae locum de sincera populi erga Deum benevolentia . . . intelligit . . . nobis probabilior videtur, utpote quae cum textu et reliqua orationis serie magis nectitur; darnach ist also die Bemerkung S. 18 zu verbessern. Mit Unrecht hat Keil zu 3, 14 Theodoret getadelt und auch Dr. Scholz schreibt: „Ganz mißverstanden wird die Stelle von Theodoret u. A., wenn sie die Erfüllung dieser Verheißungen in den Folgen des Edictes von Cyrus sehen"; allein Theodoret schreibt zu der Stelle: „Das geschah vorbildsweise (τυπικῶς) unter Zorobabel . . . aber in Wahrheit erlangte es seine Erfüllung bei der Menschwerdung" u. s. f. Warum soll (S. 119) das 8, 1 Vorhergesagte nicht erfüllt worden sein: eiicient ossa regum? schon Calmet weist mit Recht auf Baruch 2, 24 hin; ebenso Mariana. Trotz dem S. 5 Bemerkten glaube ich, daß die bekannte Stelle 1, 5: antequam exires de vulva, sanctificavi te, von einer Heiligung im sittlichen Sinne exegetisch verstanden werden muß; nicht zwar als ob „heiligen" an und für sich diesen Sinn verlangte, aber warum soll hier eine mehrfache Tautologie angenommen werden? Das erste Glied gibt Gottes Rathschluß, den Jeremias zum Propheten zu berufen: priusquam te formarem in utero, novi te; das zweite besagt, was Gott außerdem in der Zeit gethan: antequam exires de vulva, sanctificavi te; warum soll das nur die äußere Designation sein? Die besteht ja schon von Ewigkeit her (priusquam te formarem . . .); zu ihr tritt etwas in der Zeit hinzu: sanctificavi, was Gott jetzt bei der Berufung dem Propheten eröffnet; was soll das anders sein, als eine der Gabe der Prophetie, dem Charisma, entsprechende Zubereitung des Jeremias, die geschehen konnte antequam exiret de vulva? Eine solche Vorbereitung ist aber die Verleihung der heiligmachenden Gnade. Das dritte Glied: prophetam dedi te, besagt dann, daß jetzt die Zeit da sei, wo Gott ihn (nach dieser Bestimmung von Ewigkeit her, nach der Heiligung in der ersten Lebenszeit) öffentlich vor Allen als seinen Propheten hinstelle. Ist dieser Gedankenfortschritt nicht exegetisch passender und allen Worten entsprechender, als die Annahme, die drei Glieder besagten just das Gleiche?

Die Exegese der messianischen Stellen verdient großes Lob. Besonders hat es mich gefreut, zu sehen, daß der Herr Verfasser mit Hinweis auf Js. 7, 14 (ich möchte hinzufügen Mich. 5, 3) die messianische Deutung von 31, 22 femina circumdabit virum aufrecht erhält, gegen die der sonst so verdienstvolle L. Reinke sich wiederholt aussprach (Tüb. Qu.-Schr. 1851, 509; Beiträge III, S. 359; Messian. Weissag. III. B. S. 525).

J. Knabenbauer S. J.

Die kirchlichen Reunionsbestrebungen während der Regierung Karl' V.

Aus den Quellen dargestellt von Dr. **Ludwig Pastor.** 8°. XVI u. 507 S. Freiburg i. B., Herder, 1879. Preis: *M.* 7.

Das vorliegende Werk hat mit Recht allerseits eine so günstige Besprechung gefunden, daß wir eigentlich nur schon Gesagtes wiederholen müßten. Es wird hier eine Phase der Reformationsgeschichte behandelt, welche in dieser Ausdehnung, mit diesem Zusammenhang und mit dieser Gründlichkeit noch nie zuvor einen Geschichtschreiber gefunden hat. Jede Seite liefert den Beweis, daß der Verfasser mit ebenso viel Fleiß wie großer Belesenheit und mit vielem Verständniß in die gar nicht leichten, oft sehr verwickelten Fragen eingetreten ist; dabei besitzt er die nicht allzu häufige Kunst, seinen Gegenstand klar und faßlich und in schöner Form an den Mann zu bringen. Man braucht nicht weit in dem Buche vorzudringen, um zu fühlen, daß man es mit einem wirklichen historischen Talente zu thun hat. Es würde zu weit führen, wollten wir die einzelnen Partien namhaft machen, die uns besonders gelungen erscheinen; wir machen nur in dem Abschnitt, der von den Exspectanten handelt, auf die meisterhafte Charakteristik des Erasmus und auf die treffliche Schilderung der Mittelpartei aufmerksam.

Das Buch macht uns indessen in seiner ganzen Durchführung den Eindruck, daß es eine Apologie und Rechtfertigung der Handlungsweise und Kirchenpolitik Karl' V. sein soll. Mag dieser Eindruck begründet sein oder nicht, so hat jedenfalls der Herr Verfasser in seiner Neigung nach dieser Richtung hin Ideen aufgestellt, welche wir nicht unbedingt theilen können. Wir glauben, der Herr Verfasser werde es uns nicht verübeln, wenn wir einige dieser Differenzpunkte namhaft machen, wobei wir natürlich in etwas längere Erörterungen eintreten müssen. Sollte dabei die Sprache mitunter ein wenig lebhafter werden, so bitten wir im Voraus, dieses auf Rechnung des Interesses zu setzen, das wir an dem Gegenstand nehmen. Es scheint uns nämlich — und die Lesung der „Reunionsbestrebungen“ hat die Ansicht in uns bestärkt —, die schwache Friedenspolitik des Kaisers (ob freiwillig und schuldbar betreten, oder durch die Lage der Umstände geboten, lassen wir dahingestellt) sei für die Religion und auch für die Ruhe in Deutschland eine vielfach falsche und verderbliche gewesen.

Der Verfasser betont sehr oft und entschieden (S. 7. 28. 114 f.), das Wesen der Reformation habe nicht im Dogma gelegen, sondern in der Übertragung der Jurisdiction auf die weltliche Gewalt. Er beklagt es dann

wiederholt, daß dieser Umstand weder damals, noch auch später genügend berücksichtigt worden sei. Daß diese jurisdictionelle Verschiebung ein sehr wichtiges Element in der Geschichte der Reformation bildet, daß sie namentlich zur Verhärtung und Verknöcherung derselben das Meiste beigetragen hat, wird Niemand läugnen. Trotzdem scheint es uns, diese Seite werde etwas zu ausschließlich hervorgehoben. Die Reformation bestand ja schon früher und zwar in großer Ausdehnung, bevor das eigentliche Territorial-Kirchenthum 1526 in Sachsen entstand und seine langen Finger über Verfassung, Lehre und Cult (S. 7) ausstreckte. Dann wurde ja weder von den Fürsten noch von den eigentlichen Reformatoren die Lehre als eine Kleinigkeit behandelt, die sie leicht preisgaben, wenn ihnen nur die äußere Ordnung und die Verwaltung in den Händen blieb. Das beweisen die Schwierigkeiten in der Durchführung der Interims, welche ja das Territorial-Kirchenthum gar nicht antasteten. Melanchthon wollte sogar (S. 34) das Ansehen der Bischöfe, nämlich in der Verwaltung, gelten lassen, wenn sie nur die „Lehre unseres Evangeliums" duldeten. Das Gleiche beschloß ja auch (S. 180) die Theologen-Versammlung von 1540 zu Schmalkalden. Das Verhältniß ist eher ein umgekehrtes: das Hauptübel lag in der Häresie, das war die Wurzel; aus dieser Wurzel aber keimte wie immer und überall (in Rußland, England, Schweden, Dänemark nicht weniger als in Deutschland; s. Döllinger, Kirche und Kirchen) die staatliche Obergewalt über das Kirchliche.

Es ist ferner nicht richtig, daß man damals katholischerseits die usurpirte Jurisdiction aus dem Auge gelassen und nur auf dogmatische Streitigkeiten sich beschränkt habe. Merkwürdiger Weise sind es gerade jene Fürsten, welche der Herr Verfasser darum hart anläßt, die auf die Jurisdictionsfrage (ohne gerade das Wort zu gebrauchen) sehr ernstlich hinwiesen und in den Kaiser drangen, den Territorial-Unfug zu beseitigen. Der Verfasser bringt ja selbst zwei von ihm sehr mißbilligte (S. 353 u. 381) Actenstücke der katholischen, namentlich der bayerischen Fürsten vom 11. Februar und Juni 1548; dieselben enthalten eine Aufforderung an den Kaiser, die von den protestantischen Fürsten usurpirte Jurisdiction, den Grundsatz: cujus regio ejus religio, wovon S. 15 die Rede ist, zu beseitigen. Wer aber das Auge geflissentlich von dieser Jurisdictionsfrage abwandte, das war Karl V., weil er unmittelbar, als oberster Schirmer des Rechtes im Reiche, eine kräftigere, ihm aber unbequeme und unliebsame Politik hätte einschlagen müssen. Deßwegen suchte er diese Frage zu vertuschen, zu verdecken und abzuschieben. Daraus erklärt sich seine Abneigung gegen die bayerischen Herzoge, die klarer sahen, als er, und die Frage hervorschoben; daraus die leidenschaftliche Expectoration gegen ihren Kanzler Leonhard Eck (S. 387). Das Dogma ging zunächst die Kirche an, die Unterdrückung der usurpirten Jurisdiction die Polizei. Karl V. hatte aber etwas von Justinian an sich: er bewegte sich lieber in theologicis (Religionsgesprächen und Interims), als auf seinem eigenen Felde, dem des Rechtsschutzes.

Weiterhin scheint es uns, der Verfasser habe die Absichten der ersten Reformatoren in zu günstigem Lichte dargestellt. Wiederholt liest man

(S. 13. 15. 28 ff.), dieselben hätten keine Trennung von der katholischen Kirche gewünscht. In der That lautet ihre Sprache manchmal sehr katholisirend (S. 30. 33. 102. 162 ff.), und man begegnet wohl auch Protesten gegen eine beabsichtigte Trennung. Auch Joachim II. von Brandenburg hat (S. 163) solche verba et voces, während er tapfer darauf los reformirt und nur etwas Katholisches in der Schale bestehen läßt. Wo aber in aller Welt hat denn je ein Häresiarch, zumal in früheren Jahrhunderten, frei und frank herausgesagt: Ich will mich von der Kirche trennen? Alle haben immer behauptet, bei ihnen sei die wahre Kirche; nicht sie, bei Leibe nicht, sondern die Katholiken trennen sich; wir sehen ja, wie die Komödie gespielt wird, an unseren „Altkatholiken", die auch keine Trennung wollen. Man kann also immer fragen: Sind jene Proteste Illusionen verblendeter Leute, oder enthalten sie eine wissentliche Selbsttäuschung, eine Sünde gegen den heiligen Geist? Es handelt sich nämlich hier nicht um die Masse des Volkes, um ungebildete Weber, oder um die Armen von Lyon, sondern um die Häupter und Leiter der Bewegung, um katholisch geschulte Theologen; da wäre es doch ein psychologisches Räthsel, wenn diese nicht einsahen, ihr Gebahren sei die Trennung oder führe dahin. Rede und Handlungsweise dieser Reformatoren decken sich aber vollständig, wenn man annimmt, daß sie sich als die Männer des echten Christenthums betrachteten, die Gesammtkirche dagegen als verdorben, abgefallen, welche mit der Zeit nach ihren Köpfen sich richten werde und müsse; dann freilich wäre wieder eine Einheit da. Das gerade ist aber nach katholischer Lehre Spaltung und Häresie, und das konnte jenen Theologen nicht unbekannt sein.

Wir gelangen nun zur Hauptsache, nämlich zur Religionspolitik Kaiser Karl' V. und zu den Ansichten über den Krieg. Der Verfasser beweist sehr gut, daß Karl V. 1530 keinen Krieg geplant habe. Wenn aber dann die Milde und der friedliche Sinn des Kaisers, der alle Fragen bis auf das Concil, welches noch in ferner Aussicht stand, aufschob, in sehr lobender Weise erwähnt wird, so ist doch die Frage am Platze, ob Karl V. hierin so außerordentlich correct, so lobenswürdig gehandelt habe? In Deutschland erhebt sich eine revolutionäre Partei, die, fußend auf häretischen Doctrinen, Gewaltacte und Rechtsverletzungen ohne Maß und Zahl täglich vollbringt und, wo sie auftritt, die Kirchengüter ausraubt. Die Doctrin war verdammt von Leo X. (Roma locuta est, causa finita est); was brauchte man da noch auf ein Concil zu warten, um zu wissen, was man vom Lutherthum halten sollte? Der Reichstag von Worms hatte ein Reichsgesetz gegen die Ausbreitung der Häresie erlassen. Dieselbe breitet sich dennoch aus und übt fort und fort das schreiendste Unrecht gegen friedliche Bürger und katholische Institutionen. Die Verfolgten und Beschädigten rufen das Wormser Edict an und wenden sich an den Kaiser, den obersten Schirmherrn des Rechtes, bei dem jeder Reichsbürger Schutz finden soll. Der Kaiser hat für sie nur Vertröstungen auf das Concil in blauer Zukunft, für die Thäter des Unrechtes aber lauter Liebe, Milde und friedvollen Sinn. Hat da das Lob seiner Milde nicht einen Beigeschmack von Ironie? — Karl V. schreibt im Herbste

1530 (S. 63) nach Rom, es habe nicht den Anschein, daß Gewalt nöthig sei; er hofft (S. 67) mit friedlichen Mitteln den Streit beizulegen. Wo ist da eine Spur seines politischen Scharfblickes? Konnte oder wollte er die Tiefe des Streites nicht begreifen? Wir wenigstens können nicht eintreten in die Reihe der Bewunderer (S. 67) der „seltenen Langmuth" des Kaisers.

Entschuldigung jedoch verdient der Kaiser sehr viel, und noch mehr Mitleid. Zwischen zwei feindliche Mächte, die Franzosen und die Türken, gestellt, befand er sich in einer sehr schwierigen Lage, und es war in der That gewagt, mit den beträchtlichen Revolutionskräften des eigenen Landes anzubinden. Kein jetzt lebender Mensch kann darüber urtheilen, ob das Wagniß gelungen wäre. Den Grund der Unmöglichkeit lassen wir gelten; aber wir möchten nicht die unkräftige Milde an sich, losgelöst von den Zeitumständen, gepriesen sehen. Auch der Bischof Morone mißbilligt 1540 in dem (S. 175) angeführten Briefe den Krieg nicht an sich, sondern eben nur aus Opportunitätsgründen, wegen der Aussichtslosigkeit auf Erfolg.

Nicht so wie Morone urtheilten indessen die bayerischen Herzoge Wilhelm und Ludwig, denn sie drängten auf energische Maßregeln. Jedenfalls hatten diese das Recht für sich: ob auch die Klugheit, ist eine andere Frage; gewiß ist nur, daß die Ereignisse des Jahres 1547 auch in dieser Frage ihnen, nicht dem Morone Recht gaben. Herr Pastor ist jedoch sehr übel auf diese Herzoge zu sprechen, er heißt ihre Richtung eine extreme, er beschuldigt sie sogar (S. 220. 222), gestützt auf einen Verdacht des Venetianers Giustiniano, daß sie nur in selbstsüchtigem, dynastischem Interesse den Kaiser zu einem Kriege drängten, um in dem Wirrwar die Städte Regensburg und Augsburg zu erbeuten. Wahr ist, daß diese Herzoge 1532 aus Eifersucht gegen Österreich ein trauriges Bündniß mit Frankreich und den Schmalkaldern schlossen; der Friede von Cadan 1534 brach aber dieses Verhältniß, und Bayern blieb fortan dem 1535 in Ingolstadt eingegangenen Bunde mit Österreich treu. Da nun die Herzoge, zumal Wilhelm, anderswoher als biedere Ehrenmänner bekannt sind, so darf man, um eine solche Perfidie (den Kaiser bloß aus eigenem Interesse in einen Krieg zu stürzen) für möglich zu halten, etwas bessere Beweise fordern, als die argwöhnische Verdächtigung eines am Wiener Hofe accreditirten venetianischen Diplomaten. Sollten indessen in Folge des Krieges Regensburg und Augsburg, zwei für Bayern gefährliche Herde des Lutheranismus, wirklich bayerisch geworden sein, so scheint uns dieses Unglück doch etwas geringer, als daß ohne Krieg halb Deutschland zu Grunde ging durch den Verlust der katholischen Religion.

Die extreme Richtung dieser Herzoge wird (S. 267) dadurch bewiesen, daß sie 1541 dem Regensburger Interim nicht zustimmten, und mit dem Fürstenrath zusammen eine durch Thatsachen wohl genährte und begründete Beschwerdeschrift einreichten. Dieses Interim enthielt aber sehr verdächtige Punkte, unter andern die von Gropper und Pflug vorgeschlagene doppelte Rechtfertigungslehre. Dieselbe war freilich damals noch nicht verurtheilt, aber man konnte schon mit großer theologischer Sicherheit sagen, daß sie luthera-

nisire, so zwar, daß Bellarmin (de justif. l. II. c. 1) die Urheber bloß wegen Ignoranz entschuldigt. Was konnten ferner die Herzoge dafür, daß die Zustände in Deutschland, nicht ohne Schuld der schwachen und allzu nachgiebigen Klugheitspolitik des Kaisers, so zerfahren waren, daß die bloße Aufzählung der Thatsachen der Beschwerdeschrift den Charakter der Heftigkeit verlieh? Zum Überfluß hat ja auch Paul III. am 15. Juni 1541 (S. 264) seinem Legaten Contarini Weisung geschickt, sich nicht in die Toleranzprojecte (des Interims) hineinziehen zu lassen, d. h. mit andern Worten, der Papst theilt den Standpunkt der „extremen" Bayern. Wir verstehen daher nicht, weßhalb der Papst (S. 264) gelobt, dieselbe Tendenz aber als „extreme Richtung" (S. 267) an den Herzogen getadelt wird.

Alle Versuche, den Frieden herzustellen, hatten nichts geholfen, das Übel und das Unrecht schritt voran; durch Güte und Herablassung war nichts gewonnen; Colloquien und Interims mißlangen und verschlimmerten die Lage, und zudem genehmigte der Papst die darauf basirten Abmachungen nicht. Niemand wußte Rath; wir finden auch von Dr. Pastor die Frage, was denn eigentlich hätte geschehen sollen, nicht berührt. Ist es also zu verwundern, daß endlich manchen Fürsten Kriegsgedanken in den Kopf stiegen, nicht um durch Waffengewalt die Abgefallenen in den Schooß der Kirche zurückzutreiben, sondern um den Katholiken in ihren Ländern Licht und Luft zum Leben zu erstreiten und den Gewaltacten der Kirchenplünderung ein Ziel zu setzen? Verdienen nun diejenigen, die solche Gedanken hegten, das Wort der „Extremen" mit seinem bittern Beigeschmack? Der Erfolg hat ja bewiesen, daß sie allein Recht hatten. Wohl mag man den erwähnten Brief vom 15. Juni 1541 an Contarini anführen, daß auch der Papst vom Krieg abgerathen. Der Papst hoffte Alles vom Concil. Wie viel das Concil zur innern Stärkung der Katholiken, wie wenig zur Zurückführung der Getrennten, wie wenig namentlich zur Einschränkung ihrer bisherigen Gewaltthaten genützt hat, ist indessen weltbekannt.

Es mußte endlich doch der Beweis geliefert werden, daß die bayerischen Herzoge klar gesehen hatten; man mußte doch 1547 zum Kriege kommen. Es war das erste Mal, daß eine energische und kräftige That geschah, und sieh da, Gott billigt die Entschiedenheit, sein Segen ist wunderbar dabei und krönt das Vertrauen in ihn mit einem herrlichen Sieg. Aber Hannibal wußte zu siegen, den Sieg zu benützen verstand er nicht. Was hier Gottes Gnade gewährt, das verscherzt wieder menschlicher Kleinmuth, staatspolitische Zickzackwege und vertrauenslose Klügelei. Der Herr Verfasser schildert sehr gut (S. 345) das Ansehen und die große Macht des Kaisers nach der Schlacht von Mühlberg. Was war nun natürlicher, was nothwendiger, als die kirchenpolitische Macht der rebellischen Fürsten so zu brechen, daß ihnen die Lust zu neuen Gewaltacten nicht sobald wieder kommen konnte! Das mußte um so leichter und ungefährlicher sein, als nach des Verfassers Geständniß die Bevölkerung in den protestantischen Gegenden nur ungern das von den Fürsten ihnen aufgejochte Evangelium über sich duldete. Der Kaiser hätte also das usurpirte, von Unrecht triefende Landeskirchenthum, welches ja nach dem Verfasser den

eigentlichen Nerv (S. 114. 350) der Trennung bildete, mit Gewalt niederwerfen sollen. Was thut nun Karl V.? Er sucht wieder Heil und Segen hinter einem flauen, anrüchigen Interim, mit Gestattung der Communion sub utraque und der Priesterehe, alles ohne kirchliche Vollmacht.

Da waren es wieder die Fürsten, namentlich Wilhelm von Bayern mit seinem Kanzler Leonhard Eck, welche sich ziemlich scharf gegen dieses Interim äußerten. Herr Pastor wirft auf Beide bitteren Tadel, wir glauben sehr mit Unrecht; ja er schärft selbst noch den Text. „Das Fürstengutachten," sagt er (S. 383), „spricht sogar dem Papste die Befugniß, wegen der Priesterehe zu dispensiren, rundweg ab!" Nun aber sagen sie: Dubium (also nicht rundweg) praeterea est . . . an summus Pontifex causam (d. h. doch Veranlassung, genügenden Grund, nicht Befugniß) in eis (in althergebrachten Gewohnheiten) aliquid immutandi habere queat (Martène, Ampl. coll. VIII. 1186). Der Verfasser findet es ferner höchst bemerkenswerth, daß dem Kaiser in dem Gutachten der Rath ertheilt werde, die protestantischen Reichsstände zum Verzicht auf die Augsburger Confession zu vermögen. Es heißt aber: si separatis statibus persuadere p o t e r i t; das ist etwas Anderes und wird hoffentlich nichts Schlimmes sein. Wir finden darum die Frage vollständig unberechtigt: „War es den Fürsten, welche diesen Rath gaben, um den Frieden zu thun, um die Herstellung der kirchlichen Einheit?" Weßhalb denn nicht? Sollte vielleicht die kirchliche Einheit und die Augsburger Confession zusammen bestehen können? Wir hätten ferner einige Beweise, nicht bloß Berufung auf einen ungenannten neueren Historiker, für die Anklage (S. 356) gewünscht, das Streben der bayerischen Politik habe die Religion nur als Deckmantel gebraucht, einzig und allein, um die Pläne des Kaisers zu vereiteln und ihn in allerlei Schwierigkeiten zu verwickeln. Diese Beweise wären um so nothwendiger, als sich die Verdächtigung auf ein vom Kanzler Eck verfaßtes Gutachten bezieht, welches gewiß jeder Unbefangene so vernünftig, gerecht und natürlich als irgend etwas findet. Es ist eine gefährliche und gar oft verfehlte Tendenz der neueren Historiker, jedes Wispern und Räuspern eines Fürsten immer nach hochpolitischen Combinationen und tief verborgenen Plänen erklären zu wollen; die Interessepolitik ist ein großes, aber gottlob nicht das einzige agens in der Welt.

Wenn irgend ein Urtheil von Zeitgenossen über das, was in Deutschland heilsam war oder nicht, Aussicht hatte auf Erfolg oder nicht, endlich über die Person des Herzogs Wilhelm und seines Kanzlers, gehört zu werden verdient, so ist es das jener Männer, durch deren Thätigkeit hauptsächlich das weitere Vordringen des Lutherthums gestaut wurde; das sind die damaligen Jesuiten. Diese Männer (Le Jay, der sel. Canisius u. A.) sind aber voll Hochachtung und Lob für Wilhelm und den Kanzler. Der selige Canisius pflegte Leonhard Eck (anspielend auf 4 Könige 2, 12) einen Fuhrmann des göttlichen viel mehr, als desbayerischen Triumphwagens zu nennen; Canisius hielt ihn also nicht für ganz begraben in weltlichem Vortheil, und Canisius, glauben wir, verstand sich auf das Ding: das ist derselbe Eck, den Karl V. (S. 387) in aufgeregter Stunde einen „Judas" schalt. Es ist kein

Zweifel darüber, daß diese Jesuiten mit der vom Verfasser als extrem bezeichneten Richtung sympathisirten. Trotz solcher „extremen Richtung" können sie aber von Erfolgen erzählen, während die überklugen Politiker selten etwas Anderes als Rückwärts-Concentrirungen zu verzeichnen hatten. Von der Zeit des Interims folgt dem Kaiser Unglück über Unglück auf dem Fuß, seine Pläne und seine Handlungen finden nicht mehr den früheren auffallenden Segen Gottes; er hatte viel zu viel mit seiner eigenen weltlichen Klugheit gerechnet, und diese zwingt ihn, todesmatt, die Krone niederzulegen. Uns däucht, die Herzoge von Bayern und ihr hart angegriffener Kanzler haben (in freilich unvergleichlich leichterer Stellung) einen tieferen Scharfblick hinsichtlich der Religionsspaltung bekundet, als der Kaiser. Wäre Karl ihrem Rathe gefolgt, so hätte er wahrscheinlich das spätere Unglück eines 30jährigen Krieges in der Wurzel zerstört; daß er andere Wege einschlug, hat ihm selbst einen bitteren Lebensabend, Deutschland aber namenloses Elend bereitet.

Diese Erörterungen sind lang geworden, es konnte aber nicht anders sein. Wir möchten nur den Leser warnen, zu vermeinen, daß sich Licht und Schatten in dem Werke nach dem Verhältniß der Ausdehnung und Länge vertheilten, die wir beiden gegeben. Die Aussetzungen beziehen sich nur auf einzelne Punkte, welche aber zu beweisen waren; das Lob dagegen erstreckt sich auf das ganze Werk und wir können daher unser Eingangs über dasselbe gefälltes günstiges Urtheil nur wiederholen. Jeder, der die Reformationsgeschichte studiren will, wird viel Licht und Aufklärung in dieser fleißigen, gelungenen und angenehm geschriebenen Arbeit erhalten. Zugleich ist dieselbe thatsächlich eine beredte Apologie der Katholiken gegen den Vorwurf der Gewaltthätigkeit geworden; sonnenklar und unzweifelhaft beweist sie, daß den Gewaltacten der Reformirenden gegenüber katholischerseits alle Mittel der Liebe b i s z u m E x c e ß angewandt wurden.

R. Bauer S. J.

Socialer Handweiser. Zur Orientirung für Laien auf dem Gebiete der socialen Frage. Von **Wilhelm Kraneburg,** Religionslehrer an der Realschule zu Ruhrort. 12°. 174 S. Duisburg, J. Hoffmann, 1880. Preis: 75 *Pf.*

Die sociale Frage hat längst aufgehört, die ausschließliche Domäne der Gelehrten und Fachmänner zu sein. Deßhalb ist es wichtig, daß man katholischerseits durch gute, populäre Schriften in den weitesten Kreisen für die Verbreitung richtiger Ansichten sorge und so der liberalen Presse auch auf dem socialen Gebiete entgegenarbeite. Es ist dieß um so wichtiger, je mehr seit Einführung des allgemeinen Wahlrechts und der damit zusammenhängenden Agitationen und Versammlungen oft die widersprechendsten Ideen an das Volk herantreten und jede Partei für sich Anhänger zu werben sucht. Dem hier angedeuteten Zweck entspricht in hohem Grade der vorliegende „Sociale Handweiser". Wer zu keinen ausführlicheren Studien Zeit und Gelegenheit hat, findet in ihm alles zur Orientirung in der socialen Frage Nöthige vom katholischen Standpunkt zusammengestellt. Die einfache, klare und populäre

Darstellung lassen denselben als zur weiten Verbreitung besonders geeignet erscheinen, und wir können ihn deßhalb allen unsern Lesern zu dem genannten Zweck unbedingt empfehlen.

Im Interesse des Büchleins gestatte man uns aber einige kleine Ausstellungen für eine zu hoffende zweite Auflage.

Der Verfasser legt seinen Erörterungen an verschiedenen Stellen das Lassalle'sche „eherne Lohngesetz" zu Grunde. „Der durchschnittliche Arbeitslohn bleibt immer reducirt auf den nothwendigen Lebensunterhalt, der in einem Volke gewohnheitsmäßig zur Fristung der Existenz und zur Fortpflanzung erforderlich ist. Dieß ist der Punkt, um welchen der wirkliche Tagelohn in Pendelschwingungen jederzeit herumgravitirt, ohne sich jemals lange weder über denselben erheben, noch unter denselben hinunterfallen zu können." Wir wissen nun wohl, daß auch hochstehende katholische Socialschriftsteller dieses vermeintliche Gesetz anerkannt haben. Trotzdem können wir uns mit demselben nicht befreunden, nicht nur, weil sich keine genügenden Beweise dafür erbringen lassen, sondern auch, weil ihm in manchen Fällen die Erfahrung widerspricht. Unbewußt gibt dieß auch der Verfasser selbst zu. Denn er empfiehlt — und mit Recht — die Arbeiter-Sparkassen, weil sie manchen Groschen anlocken, der sonst verschwendet wird (S. 164). Es gibt also trotz des „ehernen Lohngesetzes" noch manchen Groschen zu sparen, und zwar häufig. Denn nur unter dieser Voraussetzung kann von irgend welcher Bedeutung der Sparkassen die Rede sein.

Ob man unbedenklich die staatliche Unterstützung von Productiv-Associationen empfehlen kann, ist nicht so leicht zu entscheiden. Denn gäbe der Staat die Mittel zur Bildung solcher Associationen her, so würde er auch leicht die wirthschaftliche Controle über dieselben beanspruchen, und damit wäre man auf einer gefährlichen Bahn angekommen. Wenn aber außerdem noch gesagt wird (S. 123), „bei weitem die meisten katholischen Socialisten (ein mißverständlicher Ausdruck, den wir in einer populären Schrift lieber vermieden sähen) seien aus guten Gründen der Meinung, der Staat habe nicht nur das Recht, sondern auch die Pflicht, durch Hergebung von Kapitalien die Productiv-Genossenschaften der Arbeiter zu ermöglichen", so möchte der Beweis für diese Behauptung sehr schwer fallen. Zur Beurtheilung der angegebenen Meinung aber diene Folgendes. Selbst zugegeben, der Staat habe das Recht, den Steuern die hier vorgeschlagene Verwendung zu geben, so ließe sich doch die Pflicht, dieses zu thun, nur dann behaupten, wenn es feststünde: 1) daß die mit staatlichen Mitteln gegründeten Productiv-Associationen nicht nur gefahrlos für die berechtigte wirthschaftliche Freiheit dem Beamtenthum gegenüber sind, sondern auch mit moralischer Sicherheit eine bedeutende Hebung des Arbeiterstandes zu bewerkstelligen vermögen; 2) daß ohne Anwendung dieses Mittels dem Arbeiterstand nicht genügend aufgeholfen werden kann. In Bezug auf den ersten Punkt hegt der Verfasser selbst berechtigte Zweifel (S. 163). Die von ihm verlangten Bedingungen zur gedeihlichen Entwicklung der Productiv-Genossenschaften — und es ließen sich deren noch andere namhaft machen — sind derart, daß man mit Recht

zweifelt, ob sich jemals mit ihrer Hilfe bedeutende Erfolge erzielen lassen. Auch der zweite oben angegebene Punkt läßt sich nicht beweisen. Von einer Pflicht des Staates, Kapitalien zur Bildung solcher Genossenschaften herzugeben, kann man somit nicht reden. — Auf S. 120 nennt der Verfasser ohne alle Einschränkung die Bestimmung des Lohnes nach der Concurrenz (Angebot und Nachfrage) ungerecht. In ihrer Allgemeinheit geht diese Behauptung zu weit. Wohl läßt sich behaupten, der Staat solle die allgemeine Concurrenz einschränken, um die Schwächeren zu schützen; ebenso kann man sagen, daß die absolut freie Concurrenz häufig zu Verletzungen der Liebe und zuweilen auch der Gerechtigkeit Anlaß gebe oder Gelegenheit biete. Aber principiell läßt sich die Bestimmung des Lohnes nach Angebot und Nachfrage nicht als ungerecht verurtheilen. — An mehreren Stellen hätten wir lieber die dubitative Form des Ausdrucks anstatt der apodiktischen Behauptung gesehen. Ist es z. B. nicht etwas zu kühn, wenn auf S. 148 behauptet wird, der Staat würde wohlthun, den verheiratheten Frauen die Fabrikarbeit unbedingt zu verbieten? wenn auf S. 150 der Wunsch geäußert wird, der Staat solle die Arbeit der Kinder unter 14 Jahren streng verbieten und auch für die nächstfolgenden Jahrgänge nur eine kurze Arbeitszeit gestatten? Solche Bestimmungen würden den ärmsten Familien oft eine unerträgliche Last aufbürden, ja sie dem größten Elend überantworten. — Von kleineren Versehen heben wir nur noch hervor, daß Marx nicht am Genfer Congreß von 1873 theilgenommen, wie man nach dem auf S. 62 Gesagten annehmen sollte. Zu der auf S. 64 geschilderten Organisation der Internationale sollte hinzugefügt werden, daß dieselbe längst nicht mehr besteht.

Doch genug. Wir hätten diese Ausstellungen vermieden, wenn wir dem trefflichen Büchlein nicht den besten Erfolg wünschten. Je mehr wir aber von dem Wunsche beseelt sind, dasselbe in recht weiten Kreisen verbreitet zu sehen, um so mehr mußte uns auch daran gelegen sein, daß dasselbe seinem Zweck bestmöglich entspreche. Wenn irgendwo, so ist es in populären, zu weiter Verbreitung bestimmten Schriften nothwendig, daß nur Zuverlässiges und Gediegenes geboten werde.

Victor Cathrein S. J.

Waldblumen. Dichtungen von **Franz Alfred Muth.** Zweite, reich vermehrte Auflage. 16°. XII u. 404 S. Frankfurt a. M., A. Fösser, 1880. Preis: *M.* 3.

Wir müssen diese Besprechung leider mit einem Protest eröffnen. Schreiber dieser Zeilen ist bereits mehrmals interpellirt worden, ob wohl er jener Alfred Muth, oder jener Frater Hilarius oder gar jener Franz vom Rheine sei, dessen Dichtungen unter so verschiedenen Flaggen die Gewässer der alten und neuen Welt durchsegelten oder als Edelsteine im deutschen Hausschatzkästlein schimmerten. Zu unserem Bedauern haben wir die Ehre solcher Identität ablehnen müssen und der Wahrheit gemäß bekennen und sagen: „Ich bin weder Muth noch Hilarius noch vom Rheine, wenn diese alle auch

nur eine Person und ihre Dichtungen im Ganzen auch recht liebe Freunde und sicherlich viel schöner sind, als ich je sie machen könnte."

Nachdem durch diesen Protest die Objectivität unserer Besprechung hoffentlich hinreichend in's Licht gestellt ist — denn auch das, so versichern „die Wissenden", soll heute nicht mehr unerhört sein, daß Dichter u. dgl. ihre eigene Arbeit selbst zur öffentlichen Besprechung bringen —, kommen wir zu den „Waldblumen".

„Überall sind Märchenwunder — doch das Kind versteht sie nur," sagt der Dichter, und wenn man sein überreich sprudelndes Buch gelesen, änderte man gerne diesen Satz und sagte: „Überall sind Liederquellen, doch der Dichter sieht sie nur." Da blüht keine Blume, da winkt kein Stern, da weht kein Frühlingshauch oder braust kein Herbststurm, da schlägt kein Herz höher in Andacht und Begeisterung, glühender in Liebe oder Entrüstung, stiller in Trauer und Ergebenheit, da grünt kein Wald, da falbt kein Blatt — in Allem ruht ein Gedanke, schlummert ein Gefühl, das der Dichter in Reime zu fassen sich gezwungen fühlt. Dem Schifflein, das den Rhein hinunterfährt, schickt er seinen Gruß mit; dem Sterbenden ruft er ein Ade auf Ewigwiedersehen! lobpreisend den Schöpfer, zieht er durch das „grüne, grüne Thal", über „sonnig goldne Berge"; flehend kniet er am lauschigen Waldkapellchen oder einsamen Feldkreuz. Der Martyrer der Arena ist ihm ebenso bekannt wie der abenteuernde Ritter, der römische Scipio wie der deutsche Tilly — keine Geschichte ist zu alt oder zu neu, kein Land zu weit oder zu wild — alle sind dem Dichter tributpflichtig und bringen ihm, dieß eine Legende oder eine Sage, das eine Romanze oder auch einen lustigen Schwank. Der Dichter schweift freilich nicht so gar hinaus in die buntgestaltete Welt, er zieht sie vielmehr hinein in die Stille seines Gemüthes; ein gemildertes Licht sinniger Innigkeit und freundlicher Ruhe umfließt alles Grelle, Harte, Derbe, was vielleicht im Stoffe liegen könnte. Nicht als ob Muths Harfe nur eine Saite habe — ebenso wenig wie Ingre's Palette nur das berühmte Grau aufwies —, aber die Vorliebe für die eine Saite des Zarten, Stillen, Sinnigen, Kleinen ist doch vorhanden und in den Werken hervortretend, wie die kalte Farbe im Colorit des großen Franzosen. Und die Töne, welche er dieser Saite zu entlocken versteht, sind ebenso zart und rein, als frisch und wohlthuend: eine wirkliche Meisterschaft ist ihm durchaus nicht abzusprechen. Dabei aber dürfen wir uns Eines hinwiederum nicht verhehlen: die Gefahr der Eintönigkeit ist vielleicht so viel vermieden, als es nur bei der Anlage des Dichters menschenmöglich war, aber sie blieb eben in etwa unvermeidlich. Dazu hat freilich nicht bloß der Durchschnittston der Dichtungsart, sondern zum großen Theil auch die Wahl der Stoffe beigetragen, die zwar in ihrer Gesammtheit Anspruch auf Universalität machen, im Einzelnen unter sich verglichen aber häufig in einander überspielen. Legen wir einen Augenblick jene heilige Scheu ab, welche es dem profanen und besonders dem neugierigen Kritikus verbieten sollte, in das Heiligthum der Dichterwerkstatt einzudringen, um das Werden und Wachsen der Kunstwerke auszuspähen: so möchte es uns fast

bedünken, als ob manche gleichartig lautende Dichtungen nicht so sehr dem ursprünglichen Impulse, als vielmehr dem reflexen Gedanken ihr Entstehen verdankten, es könne in der einen Behandlungsweise vielleicht oder wahrscheinlich nicht aller poetische Gehalt des Stoffes verwerthet sein, und es verlohne sich deßhalb der Mühe einer zweiten Fassung. Es könnte jedoch ebenfalls umgekehrt geschehen sein. Das Ideal ist oft nicht mit einem ersten trefflichen Versuche erreicht, man darf bisweilen selbst oft wiederholten Anlaufes nicht überdrüssig werden — und so entstehen denn mehrere Skizzen, die als Studien recht gut in der Mappe figuriren, auch als fliegende Blätter jedes seinen eigenthümlichen, weil durch ein nebenstehendes nicht beeinträchtigten Vollwerth haben, aber in einer Sammlung sich gegenseitig nur schaden können. Frappante Beispiele dieser Art sind z. B. „Märchen" und das folgende „Märchenzauber", dann die vier Lieder über das Muttergottesbild an der Linde: Marienbild, Maria an der Linde, Ein Bild am Pfade, Muttergotteskirchlein; ferner die in einander verschwimmenden: Sonntagsfrühe, Sonntagmorgen I. und II., Sonntagfrieden, Sonntagstille, Sonntag am Rhein; nicht zu reden von den vielen oft sich sehr nahe verwandten Frühlings-, Sommer-, Herbst- und Winterliedern. Es ist wahr, die Natur bringt jedes Jahr dieselben Blumen, dieselbe Sehnsucht, dieselben Früchte und Gefühle, dieselben Schneeflocken und dieselben Herzensanmuthungen. Daraus folgt aber nicht, daß der Dichter auch jedes Jahr dieselben Dinge in ähnliche Reime bringen darf; denn die vorigjährigen Lieder leben ja noch, während Schnee und Rosen mit ihrer Jahreszeit auf ewig dahin sind. Wenigstens soll jedes neue Lied eine neue, hervortretende Idee oder eine besonders glückliche neue Fassung aufweisen, sonst wird ihm der Philosoph die ratio sufficiens seines Daseins absprechen. Da es aber bei A. Muth unter dem vielen Gebotenen wirklich Treffliches gibt, hätten wir lieber gesehen, wenn er dieser zweiten Auflage statt des „reichvermehrt" ein „ausgewählt" vorgesetzt und nach Rückerts, des klugen Brahminen, Beispiel eine stark gesichtete, unter dem vielen Zerstreuten nur das Beste berücksichtigende Wahl getroffen hätte.

Eine fernere Bemerkung von principieller Bedeutung für die Poesie überhaupt drängt sich beim Durchblättern der Waldblumen jedem mehr Belesenen sofort auf, und zwar in Form einer Frage. Und diese Frage, die wir uns sine studio et ira ganz offen stellen wollen, lautet: „Sind die sogenannten Anklänge an bekannte Dichtungen erlaubt oder nicht? Sind sie einfache Plagiate oder lobenswerthe Aneignungen?" Es gibt Leute, welche in diesem Punkte eine unnatürliche Prüderie zur Schau tragen und — vielleicht zum Beweise ihrer Belesenheit — förmlich Jagd machen auf Ausdrücke oder Gedankensplitter, die sich bereits bei einem anderen Auctor finden könnten. Arme Dichter unserer Tage! Sie dürfen „den lieben Herrgott nicht über's Feld gehen", noch „Engel ungesehen knieen und beten", noch „Glockenklänge wie Schwäne schweben", noch ein „daß Gott erbarm'" dem Herzen sich entrinnen lassen 2c. 2c., ohne daß sie gleich eines Straßenraubes an Eichendorff, Uhland, Heine, Brentano u. s. w. geziehen werden. Da hört freilich die Gemüthlichkeit auf, und durch ein solches Vorgehen

könnte man bei einigem Scharfsinn selbst unseren sogen. Classikern recht leuchtende Edelsteine als gestohlenes Gut nachweisen. Schiller hat zwar Recht, wenn er die Spätgeborenen vor ungerechtem Stolz warnt, weil sie schön dichten in einer Sprache, „die für sie dichtet und denkt" — aber soll denn jeder Anfänger sich auf die erste Stufe der Sprachentwicklung stellen und, alle Errungenschaften seiner geistigen Ahnen ignorirend, selbst ein Gewand sich weben wollen, wenn das Tuch dazu schon in Hülle und feinster Auswahl vor ihm liegt? Oder sollen vielleicht in der Literatur alle schönen, glücklichen, aber etwas charakteristischen Ausdrücke auf ewige Zeiten ἅπαξ λεγόμενα bleiben? Soll nur Göthe das Monopol des Wortes „wohlig" und Wackenroder das der „Waldeinsamkeit" haben? Uns möchte ganz unmaßgeblich bedünken, daß eine durchaus allgemeine, nicht auf Ausdrücke eines Lieblingsautors beschränkte Ausschmückung mit solchen „fremden Federn" durchaus nichts Unstatthaftes hat, so lange sie sich wirklich auch nur auf das sprachliche Gebiet beschränkt. Bedenklicher schon ist es, wenn gleich nach Lesung einiger Seiten einer Gedichtsammlung ein ganz persönliches Vorbild, ein Lieblingsautor deutlich hervortritt, und je mehr dieß der Fall ist, wird sich auch der Gedanke bald mehr oder minder als Copie erweisen, was schon die Grenze des Erlaubten streift. Förmlich unzulässig aber scheint es uns, wenn sich eine geschickt gemachte Nachahmung als selbständiges Product vorstellt. Schularbeiten gehören nicht zu den freien Künsten. So verirrten sich denn auch wohl in die vorliegende Sammlung, nebst anderen weniger auffallenden Imitationen, z. B. das dem Geibel'schen „Ave Maria" nachgebildete gleichnamige Lied (193) und das „Maria auf dem Regenbogen", welches kaum etwas anderes ist, als eine sehr leise Umdichtung des „Wenn auf des Meeres Wellen" &c. Diese Versehen aber sind selten; selten auch, daß ganze Gedanken, Pointen, Bilderfolgen &c. aus anderen bewußt oder unbewußt entlehnt sind. Ferner müssen wir auch darin gegen die erste Auflage einen Fortschritt erkennen, daß des Dichters Studium und Vorliebe sich nicht mehr ausschließlich auf Eichendorff beschränkt. Man verzeihe uns diese offenen Ausstellungen und Bemäkelungen; denn wozu nicht aussprechen, was sich ja doch im Herzensgrunde jeder unbefangene Kritiker gestehen muß? Zudem wiegen ja die wirklichen Vorzüge der Muth'schen Muse reichlich diese leichten Fehler auf und bilden in ihrer Gesammtheit für ihren Besitzer einen vollgiltigen Anspruch auf den Ehrentitel eines Poeten.

Voll und gern schließen wir uns hier den zahlreichen lobenden Besprechungen und der allgemeinen Werthschätzung der Muth'schen Muse an. Auch damit sind wir einverstanden, daß der Dichter „jeden Zoll ein Romantiker" ist. Aber es ist nicht mehr die halbverschwommene, katholisirende, gefühlsreligiöse Romantik der ersten Zeit, sondern eine lebensfrisch katholische, überzeugungsfrohe und klare, wie sie Brentano, der Heimgekehrte, und Eichendorff, das Kind des Hauses, schon kannten, nicht der Sehnsuchtssang des suchenden und irrenden Pilgers, wie Tieck und Schlegel, noch auch des am Wege zur Mutter hinsterbenden Novalis. Das positiv katholische Element umgibt und durchdringt, wie eine wohlthuend erfrischende, herzstärkende

Atmosphäre, auch das indifferenteste Liedchen, und wer wohl zu lesen versteht, mag auch auf vielen Seiten die Weihe des Priesters wie einen leisen Balsamduft verspüren. Dieses Element aber wird ganz richtig niemals zur Tendenz, und darin hat der Dichter sehr Recht.

Ein weiterer Charakter der „Waldblumen" ist die lebensfrohe, heiter-gemüthliche, fast kindlich-fromme Weltanschauung. Da ist keine Spur von düsterer Melancholie, von selbstzerstörendem Weltschmerz oder blasirter Zerrissenheit. Die Erde hat ja noch Blumen und Vögel, der Himmel Sonne und Sterne, das Menschenherz ja Liebe und über Alles und über Allem wohnt ein Gott, allmächtig und allbarmherzig! Das Lesen solcher Dichtungen ist besonders heute wirklich zu empfehlen, denn vor lauter gescheidtem Grübeln sind wir oft ganz tief- und trübsinnig geworden, und ein heiterfrommes Liedlein thut uns wohl, wie dem kranken Stadtkind der Geruch eines frischen Waldblumenstraußes.

Bei einer Besprechung der Dichtungen Alf. Muths ist aber ein Moment besonders hervorzuheben. Ist es schon im Allgemeinen nicht genug zu loben, daß der Dichter nicht müde wird, durch fleißiges Studium und ständige Übung seiner Sprache die Gelenkigkeit, Correctheit und Farbenfülle zu geben, welche sonst das ausschließliche Erbe akatholischer Schriftsteller zu sein schien — eben weil die katholischen, gestützt auf die Güte des Inhalts, nicht selten sich eine unverantwortliche Nachlässigkeit, ja geradezu Trägheit zu Schulden kommen ließen —, so müssen wir freudig constatiren, daß Muth es besonders im musikalischen Charakter seines Verses den besten Liederdichtern gleichthut. Damit wollen wir das Singspiel „König Trojan" nicht gerade als Meisterwerk der Dichtung loben, finden es im Gegentheil wie das Gedicht „Melusine" ziemlich schwach und hätten es fortgelassen, sondern wir meinen damit die zahlreichen lyrischen oder balladenartigen Dichtungen. Charakteristisch genug ist auch die Sammlung vier bekannten Musikern und Componisten gewidmet, und wir hätten gewünscht, daß statt des „Vorwortes", welches bei rein poetischen Erzeugnissen durchaus unangebracht ist, lieber in einem Nachwort diejenigen Lieder bezeichnet wären, welche wirklich componirt sind.

Am schwächsten wohl erweist sich Muth in der Spruchdichtung, recht originell im Humoristischen, lebhaft im Erzählenden, am reichsten und tiefsten aber in der Lyrik, deren Born in reichen Strahlen aus der Religion, dem socialen Leben und besonders der ewig sich verjüngenden Natur emporsteigt. Von ihm selbst gilt, was er singt:

„Und wo rein ein Menschenherz,
Spricht ihm selbst die Blume:
Sieh, ich blühe himmelwärts
Zu des Schöpfers Ruhme.

„Nichts so groß und Nichts so klein,
Alles ist ein Wunder;
Schau in Gottes Buch hinein,
Bunter wird's und bunter.

„Schau' hinein, o Seele mein,
Bild nach Gottes Bilde,
Und in's große Loblied ein
Stimmst du fromm und milde!" (S. 4.)

Die Ausstattung und der Druck des Buches sind sehr fein, und wäre darum das Titelbild besser weggeblieben.

W. Kreiten S. J.

Empfehlenswerthe Schriften.

(Kurze Mittheilungen der Redaction.)

Das heilige Meßopfer, dogmatisch, liturgisch und ascetisch erklärt. Von Dr. Nikolaus Gihr, Spiritual am erzbischöflichen Priesterseminar zu St. Peter. Mit Approbation und Empfehlung des hochwürdigsten Herrn Erzbisthumsverwesers von Freiburg. Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage. 8°. XVI u. 732 S. Freiburg, Herder, 1880. Preis: *M.* 8.40.

Es ist höchst erfreulich, daß das gehaltvolle Werk, dessen erste Auflage wir im Jahrg. 1878, Bd. XIV. S. 93 ff. in einer längeren Recension zur Anzeige brachten, schon nach kurzer Frist eine zweite Auflage benöthigte. Das reiche Lob, welches das Buch schon in seiner ersten Gestalt verdiente, findet in noch höherem Grade auf die zweite Auflage seine Anwendung, da die nachbessernde Hand mit größter Sorgfalt ihres Amtes gewaltet hat. Wir wünschen dem hochw. Herrn Verfasser Glück, nicht nur, daß es ihm gelungen ist, den so erhabenen Gegenstand mit der größten Gründlichkeit und Correctheit der Doctrin, sowie in einer klaren und lebendigen, Geist und Herz in gleicher Weise ansprechenden Darstellung zu behandeln, sondern auch, daß die Meßerklärung von allen Seiten eine so ungemein günstige Aufnahme gefunden hat. Auf Einzelheiten können wir hier nicht nochmals eingehen, verweisen vielmehr auf unsere erste Besprechung; mehreren der dort ausgesprochenen Wünsche ist übrigens in der zweiten Auflage bereits Rechnung getragen. — Priestern dürfte man wohl kaum ein besseres und passenderes Festgeschenk machen können, als Gihrs „Meßopfer".

Der katholische Kirchengesang beim heiligen Meßopfer. Populäre Vorträge zum Gebrauche für Geistliche und Laien. Von Franz Joseph Selbst, Priester der Diöcese Mainz. 8°. XII u. 276 S. Regensburg, Fr. Pustet, 1880. Preis: *M.* 1.50.

Zweck vorliegender Schrift ist, „die Ideen des Cäcilien-Vereins zu popularisiren". In 19 Vorträgen werden die wichtigsten Fragen über den katholischen Kirchengesang in eingehender, klarer und gemeinverständlicher Weise erörtert. Wir erhalten da Belehrung über die Würde und Aufgabe des katholischen Kirchengesanges; über die Pflichten der Gläubigen hinsichtlich des Kirchengesanges; über den gregorianischen Choral; über den Gebrauch des deutschen Volksliedes; über das Wesen, den Zweck und die Erfolge des Cäcilien-Vereins; über die Errichtung von Pfarr-Cäcilien-

Vereinen; über die einzelnen Gesänge bei der Feier des Hochamtes u. s. w. Alle diese Vorträge durchwebt ein Geist tief kirchlicher Gesinnung und wohlthuender Ruhe und Wärme. Weil wir überzeugt sind, daß dieses Büchlein in hohem Grade geeignet ist, reichlichen Segen zu stiften, darum wünschen wir ihm die weiteste Verbreitung. In ganz specieller Weise möchten wir es jenen Priestern und Laien empfehlen, welche in dem Mangel eigener fachgemäßer musikalischer Ausbildung ein unüberwindliches Hinderniß zu erblicken geneigt sind, den Reformbestrebungen des Cäcilien-Vereins in wirksamer und lohnverheißender Weise sich anzuschließen.

Philothea vom hl. Franz von Sales. Neu übersetzt von Fr. Permanne, Domcapitular und Dompfarrer. 12⁰. 295 S. Augsburg-München, M. Huttler, 1880. Preis: *M.* 5.

Vor Kurzem konnten wir über eine neue Bearbeitung des Theotimus, der geschätztesten aller Erbauungsschriften des hl. Franz von Sales, berichten. Heute liegt uns eine neue Übersetzung des volksthümlichsten und darum am meisten verbreiteten Schriftchens des heiligen Kirchenlehrers vor. Um die Philothea auch den jugendlicheren Kreisen zugänglich zu machen, wurde bei dieser Übersetzung darauf Bedacht genommen, jeden Ausdruck, jedes Wort zu vermeiden, worin für ein unbefangenes Gemüth auch nur entfernt ein Anstoß liegen könnte. Dieses mußte selbstverständlich zumeist bei denjenigen Abschnitten geschehen, welche nach der Natur ihres Gegenstandes eben nicht für eine minder reife Jugend geschrieben sind. — Die Ausstattung dieser neuesten Gabe des Huttler'schen Instituts ist, wie alle Publicationen der sehr verdienten Officin, eine würdige und geschmackvolle. Die zur Ausschmückung gewählten Kunstformen erinnern in passender Weise an die Entstehungszeit der Philothea. Der Lederband mit Goldverzierung repräsentirt ein altfranzösisches Muster.

Albertus Magnus. Beiträge zu seiner Würdigung. Von Dr. G. Freiherr von Hertling, Professor der Philosophie an der Universität Bonn. **Festschrift.** Gr. 8⁰. 150 S. Köln, J. P. Bachem, 1880. Preis: *M.* 2.

Albertus Magnus in Geschichte und Sage. Festschrift zur sechsten Säcularfeier seines Todestages. 8⁰. 172 S. Köln, J. P. Bachem, 1880. Preis: *M.* 1.50.

Der selige Albertus Magnus und die Geschichte seiner Reliquien. Dem katholischen Volke kurz erzählt von Heinrich Goblet, Kaplan. 12⁰. 108 S. Köln, J. P. Bachem, 1880. Preis: 40 *Pf.*

Die drei vorliegenden Albertus-Schriften, welche kurz vor der Festfeier erschienen, wurden uns erst post festum zugesandt, so daß wir sie leider auch erst post festum unseren Lesern empfehlend zur Anzeige bringen können. Wir wollen uns jedoch nicht allzu sehr darob grämen. Wären die Schriften nur für den Festtag von Bedeutung, dann freilich hieße es: Geschehen ist geschehen, und wir dürften uns nachgerade die Anzeige ersparen. Aber glücklicher Weise ist das Gegentheil der Fall: diese Festschriften sind nicht bloße Festschriften, sie haben einen dauernden Werth. Wer sich über die wissenschaftliche Thätigkeit Alberts des Großen aufklären und ihn speciell bei seinen aristotelischen Studien begleiten will, oder wer in die Naturerklärung und Weltbetrachtung des Albertus und der sich auf ihn stützenden Scholastik tiefer einzudringen verlangt: dem wird das erstgenannte Werk des um die Albertus-

studien hochverdienten Dr. von Hertling die gründlichste Anleitung geben. Die Wünsche anderer Leser werden vor Allem auf ein möglichst vollständiges Lebensbild des Seligen abzielen; ihnen kommt der Anonymus mit seinem „Albertus Magnus in Geschichte und Sage" entgegen, indem er in abgerundetem Bilde alle historisch beglaubigten Facta zusammenstellt, die sich aus den vorhandenen Quellen erheben lassen, dann aber zum Schlusse auch aus dem Albertinischen Sagenkreise eine reiche Ausbeute macht. Herr Kaplan Goblet endlich will in seinem populären Büchlein allen Denen Genüge thun, welchen neben der Kenntniß des Seligen auch dessen Verehrung am Herzen liegt. So ergänzen sich denn die drei Festgaben ganz prächtig. Mögen dieselben nicht nur in denjenigen Städten, welche dankbaren Sinnes den 15. November festlich begingen — der bei dieser Gelegenheit geschriebene herrliche Hirtenbrief des hochwürdigsten Bischofs von Regensburg verdient auch in weiteren Kreisen gelesen zu werden —, sondern in allen Gauen unseres deutschen Vaterlandes dazu beitragen, einen der würdigsten seiner Söhne, wie sich's geziemt, in Ehren zu halten!

Predigten auf die Sonn- und Festtage des katholischen Kirchenjahres von Dr. Wilhelm Molitor, weiland Domcapitular in Speyer. Erster Band. Erste Lieferung. 8°. 96 S. Mainz, Kirchheim, 1880. Preis: *M.* 1.

Unter den zahlreichen Predigtsammlungen, welche in der jüngsten Zeit auf den Büchermarkt gebracht wurden, nehmen die Sonn- und Festtagspredigten des verewigten Domcapitulars Dr. Molitor eine hervorragende Stelle ein. Ein sehr günstiges Präjudiz für diese Predigten wird schon durch die Mittheilung geschaffen, daß der hochw. Herr Verfasser selbst die Drucklegung derselben projectirt und auch testamentarisch verfügt habe. Bis jetzt liegt erst eine einzige Lieferung vor[1], welche die Advent- und Weihnachtspredigten bringt; jeder Sonntag ist mit drei Predigten, das Weihnachtsfest mit zweien bedacht. Alle zeichnen sich durch Schwung des Gedankens, gehaltvolle Kürze und eine edle, leichtverständliche Sprache aus. So geben schon diese Predigten den Ausweis, daß wir Molitor ebenso sehr als Prediger wie als Gelehrten und Dichter zu schätzen haben. — Auf die Sonntags- und Festtagspredigten sollen laut Vorwort später noch Marien-, Fasten- und Gelegenheitspredigten folgen, falls diese erste Predigt-Serie freundliche Aufnahme findet. An der Erfüllung dieser Bedingung dürfte nicht im Mindesten zu zweifeln sein, so daß alle Hoffnung vorhanden ist, unsere Predigt-Literatur werde in Bälde um ein ebenso gediegenes wie schönes Werk bereichert sein.

Die katholische Kirche und die Kaffern. Eine kurze Darlegung des Fortschrittes der Kirche in Südafrika und der an die Gründung ausgedehnter Missionen unter den Eingebornen sich knüpfenden Hoffnungen. Von Dr. Ricards, Bischof von Retimo i. p. i. und apostol. Vikar für die östlichen Districte der Cap-Colonie. 8°. 106 S. München, Huttler, 1879. Preis: *M.* 1.50 (zum Besten des oben bezeichneten Missionswerkes).

Mfgr. Ricards, der unermüdliche apostolische Vikar von Ost-Capland, der durch die Gründung der großen Trappisten-Anstalt am Sundayriver unsere Bewunderung

[1] Soeben gehen uns zwei weitere Lieferungen zu.

und die Dankbarkeit der Colonien von Südafrika in so reichem Maße verdient, veröffentlichte gelegentlich seines Aufenthaltes in London in englischer Sprache eine kurze, aber sehr interessante Schrift über die Wirksamkeit und die Hoffnungen der katholischen Kirche unter den Kaffern. Dieselbe liegt uns hier in mustergiltiger Übersetzung und herrlicher Ausstattung vor und wird gewiß auch in Deutschland einen großen Leserkreis finden. Nicht leicht war Jemand geeigneter, den an sich interessanten Gegenstand zu behandeln, als der hochwürdigste Bischof Ricards, welcher die Verhältnisse aus vieljähriger, eigener Anschauung kennt. Eine sehr lesenswerthe Episode bildet die Beschreibung der Trappisten-Niederlassung von Staouëli in Algerien, welche mit Recht ähnliche Erfolge in der Cap-Colonie hoffen läßt. Das Martyrium des ersten katholischen Apostels unter den Kaffern, des ehrwürdigen P. Gonsalez Silveira S. J., das ausführlich nach den Quellen dargestellt wird, ist ein dankenswerther Beitrag zur älteren Missionsgeschichte des Landes am Sambesiflusse, den gegenwärtig die Mitbrüder Silveira's wieder zum Ziele apostolischer Mühen gemacht haben. Auch wenn der Ertrag der kleinen Schrift nicht für die seeleneifrigen Unternehmungen des hochwürdigsten Bischofs bestimmt wäre, könnten wir dieselbe nur lobend unsern Lesern nennen.

Die christliche Ehe. Von Bischof Felix Dupanloup. Autorisirte Übersetzung. 16°. 180 S. Einsiedeln, Benziger, 1880. Preis geb.: *M.* 1.60.

In diesem Büchlein vereint sich das Talent und die Wissenschaft des Verfassers mit der Sorgfalt des Übersetzers und der Verlagshandlung, um eine willkommene Gabe für Eheleute herzustellen und dieselben über ihren schweren Beruf aufzuklären. Die Herrlichkeit einer christlichen Ehe und Familie, die Rechte und Pflichten der Eltern, die Wichtigkeit, sowie die Art und Weise einer guten Erziehung kommen hier der Reihe nach zur Sprache und werden trefflich abgehandelt. Einiges in dem Büchlein dürfte sich indeß wohl nur für höhere Gesellschaftskreise eignen.

Die Mädchen-Erziehung. Von Felix Dupanloup, Bischof von Orléans. Autorisirte Übersetzung von Cl. Mosthaf. VII u. 460 S. Mainz, Kirchheim, 1880. Preis: *M.* 4.

Dupanloup's Mädchen-Erziehung liegt hier in einer guten und fließenden deutschen Übersetzung vor. Das Werk des hochseligen Bischofs von Orléans besteht aus Briefen, von denen „die meisten von dem Verfasser wirklich geschrieben wurden theils an Familienväter und Mütter, theils an weltliche oder geistliche Erzieherinnen, welche ihn über die Erziehung, und zwar über die richtige Erziehung der jungen Mädchen, um Rath fragten". Die Schrift zerfällt in zwei Theile, von denen der erste „die lächerlichen Vorurtheile und die wahren Grundsätze" in 17 Briefen, der zweite „die Erziehung der Töchter" in 13 Briefen behandelt. Der Inhalt des ersten Theiles findet sich großentheils auch in anderen dießbezüglichen Werken desselben Verfassers, und wir hätten gewünscht, daß derselbe in der deutschen Übersetzung abgekürzt worden wäre, wenn wir auch nicht läugnen wollen, daß manches Neue und vieles Brauchbare in demselben enthalten ist. Ganz praktisch und durchgängig sehr nützlich, auch für Deutschland, ist der zweite Theil, der darum auch mit Recht die größere Hälfte des Werkes ausmacht. Unsere eigenen Erfahrungen haben uns belehrt und die in pädagogischen Zeitschriften niedergelegten Erfahrungen Anderer haben unsere Überzeugung befestigt, daß selbst auch in höchst achtenswerthen Mädcheninstituten noch viele Mängel

und Fehler in der Erziehung zu Tage treten. Wir freuen uns daher, in dem in Rede stehenden Werke alle diese Schäden und Fehler, obwohl mit großer Zartheit und Schonung, so doch auch mit ernster Unnachsichtlichkeit in ihrer ganzen nackten Wirklichkeit und Schädlichkeit aufgedeckt zu finden. Ebenso gründlich und zart werden alle Mittel und Wege angegeben, die man anwenden und betreten muß, um jene Fehler und Schäden zu vermeiden und die Erziehung der Mädchen wahrhaft erfolgreich zu leiten. Mütter und Erzieherinnen werden sicher sehr viel Nutzen für das leibliche und geistige Wohl der Töchter aus der betrachtenden Lesung dieses Werkes schöpfen.

Gedanken und Rathschläge, gebildeten Jünglingen zur Beherzigung. Von P. Adolph von Doß, Priester der Gesellschaft Jesu. Mit Approbation des hochw. Capitels-Vicariats Freiburg. Dritte Auflage. Mit einem Titelbild. 12°. 699 S. Freiburg i. B., Herder, 1880. Preis: *M.* 3.40.

Die „Gedanken und Rathschläge" haben so schnell ihren Weg zum Herzen der Jugend, für die sie der Verfasser bestimmt, gefunden, daß sie unserer Empfehlung nicht mehr bedürfen. Sie bieten des Schönen, Erhebenden und Tiefsinnigen so viel, daß es unmöglich ist, das treffliche Büchlein nicht lieb zu gewinnen. Aber freilich, das darf nicht außer Acht gelassen werden: wir haben hier keine ausführlichen Betrachtungen, die man obenhin liest, sondern kurze, inhaltreiche Gedanken, die beherzigt werden wollen. Wie glänzende Lichtstrahlen ziehen diese an der Seele des Betrachtenden vorüber, erleuchtend und erwärmend zugleich. Andererseits werden uns aber auch nicht bloß losgerissene Ideen ohne logischen Zusammenhang und leitende Gesichtspunkte geboten. Die „Gedanken und Rathschläge" umfassen vielmehr ein ganzes System der christlichen Vollkommenheit in einer der Jugend angepaßten Form. Möchten nur alle Eltern ihren heranwachsenden Söhnen dieses herrliche Büchlein in die Hand geben und sie zum aufmerksamen Lesen desselben anhalten.

Die Nothwendigkeit einer neuen Grundentlastung. Eine Studie von Freiherrn C. von Vogelfang. Separat-Abdruck aus der „Österreichischen Monatsschrift für Gesellschaftswissenschaft und Volkswirthschaft". gr. 8°. 47 S. Wien, Heinrich Kirsch, 1880. Preis: 80 *Pf.*

Wer ziffermäßig erfahren will, wie sehr die moderne liberale Wirthschaft im Bunde mit dem semitischen Wucherthum unseren einst so soliden und behäbigen Bauernstand schon mancherorts in die tiefste Verschuldung gestürzt und dadurch an den Rand des völligen Ruins gebracht hat, dem empfehlen wir die vorliegende treffliche Broschüre. Wenn auch die hier geschilderten haarsträubenden Zustände zunächst nur für Österreich gelten, wo die Söhne Abrahams mehr als anderswo die Wucherfreiheit und die Entfesselung des Grundeigenthums benützen, um die Goim zu plündern, so machen sich doch auch anderswo ganz ähnliche Verhältnisse fühlbar. Man denke nur an England und an unser eigenes Vaterland. Hier gilt es, schleunig einzugreifen, wenn überhaupt noch Rettung möglich sein soll. Ob die von dem verdienstvollen Verfasser vorgeschlagenen Muratorien das richtige und bei den gegebenen Verhältnissen durchführbare Heilmittel sind, wagen wir nicht zu entscheiden. Einige kleine Unrichtigkeiten wird der Leser bei dem vielen Guten, das die Broschüre enthält, leicht nachsehen. So wird z. B. auf S. 9 die von Laveleye in seinem „Ureigenthum" auf-

gestellte unrichtige Behauptung, „der Grund und Boden sei seiner Natur nach zum Collectiveigenthum bestimmt", gebilligt. Wenn es auf S. 13 nach J. Möser heißt: „Dem Mosaischen Grundsatze: ‚die Erde ist des Herrn', entspricht in unseren Verfassungen der Grundsatz: ‚die Erde ist des Staates, der Gesellschaft'", so hätten wir zu diesem höchst mißverständlichen Satze einen näheren Commentar gewünscht.

Spaziergang nach Nordamerika. Reiseerlebnisse zur Belehrung und Unterhaltung, geschildert von Chrysostomus Stangl. 8°. 362 S. Freiburg, Herder, 1880. Preis: *M.* 2.50.

Der „Spaziergang" führt von Paris über Havre mit dem Hamburger Dampfer „Herder" nach New-York, von da nach kurzem Aufenthalt per Eisenbahn über Harrisburg, Pittsburg und Columbus nach dem kleinen Städtchen Crown-Point am Cedar-See, an der Grenze des Staates Indiana, gegen Illinois hin. Von hier aus ein kleiner Ausflug zu den Katholiken von Merrillsville, so heißt die benachbarte Gemeinde im „Urwald", soweit wir aus Sadlier's Catholic Directory vermuthen können. Dann geht's weiter nach Chicago und Milwaukee, wo der Reisende das von Erzbischof Henni und Dr. Salzmann gegründete Salesianeum besucht. Über Chicago, Toledo, Erie und Buffalo gelangen wir an den Niagarafall und dann zurück nach New-York, das jetzt erst beschrieben wird. Ein zweiter Eisenbahnausflug von hier aus zeigt uns die Städte Philadelphia, Washington und Baltimore. Die Rückreise führt von New-York über Queenstown (Irland), Liverpool, London nach Köln, wo der Reisebericht schließt. Die „Erlebnisse" als Erlebnisse gehen nicht viel über das hinaus, was man gemeiniglich auf Eisenbahnen und Dampfschiffen, in Hotels und Restaurationen erlebt. Die Reisebeschreibung enthält manche gute Partien; doch neigt der Verfasser wohl zu sehr dahin, Andere für sich beobachten und beschreiben zu lassen, und allgemeine Betrachtungen und Excurse, wiederum theilweise aus Andern geschöpft, in die Reisebeschreibung einzuflechten. Schon den atlantischen Ocean beschreibt er nach P. Kolberg und Hartwig; über allgemeine amerikanische Verhältnisse gibt er meist Baron Hübner das Wort; über religiöse Zustände P. A. Baumgartner (vgl. diese Zeitschrift, Bd. XI, 18; XIII, 43 ff.; XIV, 59 ff.; XV, 117 ff.). Das Buch kann besonders für Volksbibliotheken empfohlen werden.

Für die gegenwärtige Festzeit versendet die **Herder**'sche **Verlagshandlung** zu Freiburg i. B. einen reichhaltigen **Katalog,** der eine ganze Reihe der schönsten und besten Erzeugnisse bietet, welche das katholische Deutschland an Büchern und Bilderwerken in den letzten Jahren schuf. Schönere und passendere Festgeschenke für den Weihnachtstisch wird man in der That aus dem Gebiete christlicher Kunst und Literatur nicht leicht finden. Indem wir auf das Verzeichniß selbst verweisen, machen wir nur auf die vortrefflichen Werke Janssens, auf Dr. Hettingers „Göttliche Komödie des Dante Alighieri", auf P. Kolbergs „Nach Ecuador", das soeben in neuer Auflage als Prachtwerk erschienen ist, auf Brugier's „Geschichte der deutschen National-Literatur" (6. Auflage in Prachtband), auf die „Sammlung historischer Bildnisse", auf P. Hattlers „Katholischer Kindergarten", auf die „Sammlung reich illustrirter Jugendschriften" und auf die „Gesammelten Werke von Alban Stolz" aufmerksam. Fast alle diese Werke wurden schon früher den Lesern dieser Zeitschrift warm empfohlen. Ganz besonders eignet sich auch zu einem Weihnachtsgeschenk für die Jugend die große Bilder-Bibel. Sie liegt uns in neuer Ausgabe auf größerem und schönerem Papiere vor. Die vierzig großen Blätter umfassen in trefflicher Auswahl die Hauptereignisse des neuen und alten Bundes und bieten auch für

die Schule ein vorzügliches pädagogisches Hilfsmittel. Endlich möchten wir noch die letzte Nummer des Katalogs, „Die katholischen Missionen", besonders empfehlen. In ihren geschmackvollen, mit Goldpressung geschmückten Einbänden dürfen sich die einzelnen, so überaus reich illustrirten Jahrgänge dieses echt katholischen Unternehmens nicht nur auf dem Familientische, sondern auch in den vornehmsten Empfangszimmern sehen lassen.

Miscellen.

Zur Ausführung eines Schulgesetzes. Am 14. Mai 1825 traf eine Cabinetsordre des Königs Friedrich Wilhelm III. folgende Bestimmungen „auch für diejenigen Theile, in welchen das Allgemeine Landrecht bisher nicht eingeführt ist":

„1. Eltern oder deren gesetzliche Vertreter, welche nicht nachweisen können, daß sie für den nöthigen Unterricht der Kinder in ihrem Hause sorgen, sollen erforderlichen Falls durch Zwangsmittel und Strafen angehalten werden, jedes Kind, nach zurückgelegtem fünften Jahre, zur Schule zu schicken;

„2. der regelmäßige Besuch der Lehrstunden in der Schule muß so lange fortgesetzt werden, bis das Kind, nach dem Befunde seines Seelsorgers, die einem jeden vernünftigen Menschen seines Standes nothwendigen Kenntnisse erworben hat;

„3. nur unter Genehmigung der Obrigkeit und des geistlichen Schulvorstehers kann ein Kind länger von der Schule zurückgehalten oder der Schulunterricht desselben wegen vorkommender Hindernisse ausgesetzt werden."

Wir übergehen den Schluß der Cabinetsordre, der über das Strafrecht des Lehrers handelt. Aus diesem Gesetze geht nun klar hervor, daß das im § 2 dem Pfarrer zuerkannte Entlassungsrecht demselben als „Seelsorger", nicht als „geistlichem Schulvorsteher" zukomme; zwischen Beidem wird in der Cabinetsordre deutlich unterschieden: als Seelsorger soll er befinden, ob das Kind die nothwendigen Kenntnisse besitze und demgemäß nicht mehr zum Schulbesuch gezwungen werden könne; dagegen soll der „geistliche Schulvorsteher" das Recht haben, Dispensen zur Zeit der Schulpflicht zu geben. Diese Auffassung vertrat das Ministerium auch noch nach Erlaß der Constitution, indem es im Ministerial-Bescheid vom 5. April 1852 heißt: „Nach abgehaltener Prüfung entläßt demnächst lediglich der Pfarrer die als reif und fähig befundenen Kinder aus der Schulpflicht." Aber bereits das Ministerial-Rescript vom 11. Juli 1855 ging von der entgegengesetzten Anschauung aus und demgemäß verfuhren auch die Regierungen, insbesondere die von Düsseldorf, welche mit gänzlicher Ignorirung des durch die Cabinetsordre anerkannten seelsorgerlichen Rechtes den Schulbesuch bis zur Vollendung des 14. Lebensjahres erheischte. Die Düsseldorfer Regierung befahl,

„die Schulversäumnisse eines vor dem 14. Lebensjahre nach dem Befunde seines Seelsorgers aus der Schule angeblich entlassenen Kindes vorschriftsmäßig zu verfolgen und, wofern gerichtliche Freisprechung erfolge, das zuständige Rechtsmittel einzulegen". Sie erklärte, daß diejenigen Präsides der Schulvorstände gänzlich ihre Pflicht verkännten, die so willfährig in Ertheilung von Dispensen seien, und sie werde, wenn solche Fälle zu ihrer Kenntniß kämen, mit Entschiedenheit dagegen einschreiten. Auch dann noch, als das Obertribunal im entgegengesetzten Sinne entschieden, antwortete sie am 30. Mai 1868 auf eine Anfrage, „daß sie das freisprechende Erkenntniß des Obertribunals als vereinzelt für maßgebend nicht erachten könne, vielmehr ihren Beamten aufgebe, den bisherigen Bestimmungen gemäß in jedem Falle zu verfahren". So wurden die Eltern mit Geldbußen und selbst mit Gefängniß bestraft, wenn sie ihre durch die klarsten Gesetzesworte von der Schulpflicht befreiten Kinder nicht zur Schule schicken wollten. Aber es gab noch Richter in Berlin, welche das Gesetz der Beamtenwillkür nicht preisgeben wollten. Das Obertribunal entschied dreimal (5. December 1867, 13. Februar 1868, 18. Juni 1868) für das Recht des Seelsorgers. Wir lassen hier den Text des am 5. December 1867 gefällten Urtheils folgen:

„In Erwägung, daß die Strafbarkeit der Eltern, welche ihre Kinder nicht in die Schule schicken, in der Rheinprovinz nur in den allerhöchsten Cabinetsordres vom 14. Mai 1825 und 20. Juni 1835 begründet ist, und die Bestimmungen derselben eine gesetzliche Erweiterung oder Abänderung bisher nicht erhalten haben; daß das Strafgebot, die Kinder in die Schule zu schicken, nach Nr. 2 der erstgenannten Cabinetsordre nur so lange besteht, bis das Kind nach dem Befunde seines Seelsorgers die nothwendigen Kenntnisse erworben hat; daß der Polizeirichter in dem angefochtenen Erkenntnisse thatsächlich festgestellt hat, daß der Sohn des Beschuldigten, Matthias, nach gut bestandener Entlassungsprüfung aus der Schule entlassen gewesen sei, als er dieselbe im Monat Mai nicht mehr besuchte, auch aus dem Zusammenhange des Erkenntnisses hervorgeht und in dem Cassationsgesuche selbst als richtig unterstellt ist, daß die Prüfung und Entlassung durch den competenten Seelsorger vorgenommen worden sei — aus diesen Gründen verwirft das königl. Obertribunal, Senat für Strafsachen, zweite Abtheilung, den Cassations-Recurs gegen das Urtheil des königl. Polizeigerichtes zu Neuß vom 25. Juli 1867, als unbegründet. Sitzung vom 5. December 1867. Ref.: H. G. O.-Tr.-R. v. Seckendorf. Concl.: O.-St.-A. Oppenhoff."

Ebenso entschieden spricht sich das dritte Urtheil des Obertribunals aus; und diese Entscheidung ist um so wichtiger, als das Polizeigericht in erster Instanz sich alle Mühe gegeben hatte, zu beweisen, daß die Entlassung aus der Schule „ein wesentlicher Punkt der S c h u l a u f s i c h t" sei und der „P f a r r e r" nach der Cabinetsordre vom 14. Mai 1825 nur „die Befugniß habe, darüber zu befinden, ob die Kinder die zur Entlassung erforderlichen Kenntnisse besitzen, keineswegs aber über die Entlassung selbst zu entscheiden und dieselbe vorzunehmen". Das Obertribunal begründete gegen diese Anschauung das Cassationsurtheil vom 18. Juni 1868 in folgender Weise:

„In Erwägung, daß die Bestrafung des Beschuldigten von dem königl. Polizeigerichte lediglich auf Nummer Eins der Allerhöchsten Cabinetsordre vom 14. Mai

1825 und Nummer Drei der Allerhöchsten Cabinetsordre vom 20. Juni 1835 gestützt worden ist und gestützt werden konnte; daß das Gebot der Nummer Eins des erstgedachten Gesetzes, die Kinder zur Schule zu schicken, in Nummer Zwei daselbst unzweideutig auf die Zeit beschränkt ist, bis das Kind nach dem Befunde seines Seelsorgers die einem jeden vernünftigen Menschen seines Standes nothwendigen Kenntnisse erworben hat; daß dieser Befund des Seelsorgers der Francisca D., Pfarrers K. zu K., nach dem thatsächlichen Inhalte des angegriffenen Urtheils feststeht, gemäß welchem derselbe darüber am 24. September 1867 einen Entlassungsschein aus der Schule für sie ausgestellt hat; daß die Erwägungen des Polizeirichters hinsichtlich des Aufsichtsrechtes des Staates über die Unterrichtsanstalten und der daraus hervorgegangenen Verordnungen und Instructionen der Verwaltungsbehörden, welche dieses Recht unstreitig auszuüben haben, nicht dazu führen können, die Unterlassung des Schulbesuches von dem Zeitpunkte an, nachdem dieselbe in den angeführten gesetzlichen Bestimmungen von 1825 und 1835 straflos ist, strafbar zu machen; daß mithin das angefochtene Urtheil wegen unrichtiger Anwendung und Verletzung der Allerhöchsten Cabinetsordre vom 14. Mai 1825 Nummer Eins und vom 20. Juni 1835 Nummer Drei der Vernichtung unterliegt:

Aus diesen Gründen cassirt das königl. Obertribunal u. s. w."

Nun schien auch das Ministerium, nachdem seine Anschauung dreimal von der höchsten Gerichtsbehörde verworfen worden, sich in das Unvermeidliche schicken zu wollen; der Cultusminister sagt in seinem Rescript vom 2. Januar 1869 Folgendes:

„Nachdem die Bestimmung unter Nummer Zwei der Allerhöchsten Cabinetsordre vom 14. Mai 1825 seitens des königl. Obertribunals jetzt in allen zu dessen Entscheidung gelangten Fällen constant dahin interpretirt worden ist, daß die daselbst begründete gesetzliche Verpflichtung der Eltern, Pfleger u. s. w., die Kinder zur Schule zu schicken, mit dem Zeitpunkt aufhöre, wo der Seelsorger, ob mit Recht oder mit Unrecht, die Kinder mit der Erklärung, daß sie die einem jeden vernünftigen Menschen ihres Standes nothwendigen Kenntnisse erworben haben, aus der Schule entläßt, und daß demgemäß auch über diesen Zeitpunkt hinaus keine Bestrafung der Eltern, Pfleger u. s. w. der solchergestalt aus der Schule entlassenen Kinder wegen Verabsäumung jener gesetzlichen Pflicht eintreten könne: so muß die Schulverwaltung sich diese Rechtsauffassung nunmehr auch ihrerseits zur Richtschnur dienen lassen und davon abstehen, Schulversäumnisse solcher Kinder gegen deren Eltern, Pfleger u. s. w. fernerhin mit Straf-Festsetzungen oder -Anträgen zu verfolgen."

Kurze Zeit darauf kam Falk in's Ministerium, er, der Jurist, welcher immerfort das Wort Gesetz im Munde führte und damit alle Härten seiner Verwaltung deckte. Wer sollte nun nicht denken, daß ein solcher Gesetzesmensch eifrigst die klaren, durch die Judicatur des obersten Gerichtshofes bekräftigten Worte des Gesetzes von 1825 ausführte? Doch nein, gerade Falk hat es fertig gebracht, mit Ignorirung dieses Gesetzes die Schulpflicht bis zur Vollendung des 14. Lebensjahres in der ganzen Rheinprovinz einzuführen. Man wende uns nicht das Schulaufsichtsgesetz ein. Dasselbe tangirte allerdings die Obliegenheiten und Rechte des geistlichen Schulinspectors, nicht aber die des „Seelsorgers". Von der anderen Seite erhellt auch, wie schändlich die Verleumdung sei, daß der Klerus die Hetzereien liebe. Die Geistlichen fühlten

sich dadurch, daß sie der Schulinspection entsetzt, in der Leitung des Religionsunterrichtes in den Schulen behindert, des Gehaltes beraubt, durch zahllose andere Plackereien des Culturkampfes bedrängt worden, auf das Tiefste verletzt. Man hielt ihnen immer das Gesetz vor und stempelte sie wegen ihres Verhaltens gegen die Maigesetze als Staatsfeinde. Nun, in Bezug auf ihr Recht, Kinder aus der Schule zu entlassen, konnten sie ihre Gegner auf die klaren Worte des Gesetzes verweisen, und dennoch übten sie ihre wichtige, durch Gesetz und Gericht ihnen zuerkannte Gewalt nicht aus, weil ihr hauptsächlichster Gegner es anders angeordnet, ja sie beklagten sich hierüber nicht einmal in der ihnen zu Gebote stehenden Presse. Und solche lammfromme Männer nennt man Hetzer!

G. S.

Zum Stand der deutschen Socialdemokratie. Über zwei Jahre sind bereits seit Erlaß des Socialistengesetzes (21. October 1878) verflossen. Die Reichspolizei hat redlich ihre Schuldigkeit gethan, um den Erfolg desselben zu sichern. Schon bis zum 1. Januar 1879, also in einem Zeitraum von ungefähr zwei Monaten, wurden 189 socialistische Vereine, 58 periodische und 200 nichtperiodische Druckschriften verboten und 62 Socialistenführer aus Berlin und Umgegend ausgewiesen. Auch seit dieser Zeit hat die Polizei ihren alten Pflichteifer bewahrt. An Haussuchungen, Processen, Ausweisungen, an Unterdrückungen socialistischer Vereine und Schriften hat es fürwahr nicht gefehlt. Beinahe täglich berichten die Blätter über dergleichen Vorkommnisse.

Fast noch mehr als durch diese polizeiliche Bevormundung wurde die Socialdemokratie, wie ihre Anhänger selbst gestanden, durch den nachhaltigen Sturm bedroht, der sich in Folge der Attentate auf das Leben des Kaisers mancherorts vom Volke aus gegen sie erhob und zahlreiche Dienstentlassungen von Socialisten zur Folge hatte. Hierzu kamen noch kleinliche Befehdungen und Verdächtigungen der Socialistenführer unter einander. Alle diese Ursachen zusammen schienen die socialdemokratische Bewegung für einige Zeit in's Stocken zu bringen. Jede öffentliche Agitation unterblieb, die frühere einheitliche Leitung zeigte sich nicht mehr. An Stelle der eingegangenen Blätter erschienen zwar andere, sogen. „farblose", aber viele derselben gingen bald aus Mangel an Abonnenten und Überfluß an Schulden wieder ein. Schon begannen Hoffnungen auf ein baldiges Ende der deutschen Socialdemokratie laut zu werden. Haben sich diese Hoffnungen bestätigt? Sehen wir einmal zu.

Vor mehreren Monaten brachte die Augsburger „Allgemeine Zeitung" (Nr. 252) einen längeren Artikel über „die socialdemokratische Secession", der als sehr „beachtenswerth" durch die Blätter die Runde machte. Worum handelt es sich in dieser „Secession"? Zwei aus Berlin ausgewiesene Socialdemokraten, Körner und Finn, werden der Verbannung überdrüssig und wenden sich reumüthig an die Polizei um die Erlaubniß zur Rückkehr nach der Hauptstadt. Hier gründen sie mit polizeilicher Genehmigung eine socialistische Zeitung sehr gemäßigter Richtung und veröffentlichen ein Manifest an die Arbeiter Berlins, worin diese aufgefordert werden, der mit dem Man=

chesterthum kokettirenden Socialdemokratie den Rücken zu kehren und den Weg des Staatssocialismus und der Bismarck'schen Wirthschaftspolitik zu betreten. Dieses Ereigniß ist an sich gewiß recht unerheblich und trägt deutlich den Charakter des künstlich Gemachten. Doch der allem Anscheine nach von oben inspirirte Anonymus der Augsburger „Allgem. Zeitung" bemüht sich nach Kräften, diese Secession zu einem tiefgehenden, folgenschweren Riß in der Socialdemokratie aufzubauschen. Nach ihm ruhen die Aussichten dieser neuen „Bewegung" darauf, daß es gelinge, den Alt-Lassalleanismus zu neuem Leben zu erwecken; es sei ganz wohl möglich, aus Lassalle's Schriften einen leidlichen Staatssocialismus zu construiren, sowie sich auf seine Autorität zu stützen, wenn der Staat in seinem Beginnen, eine Reihe von Verhältnissen vom staatssocialistischen Standpunkt aus zu gestalten, unterstützt werden solle. „Wird es nun gelingen, die Erinnerungen an Lassalle unter den Arbeitermassen in derartiger Stärke wachzurufen und sie in solcher Weise zu leiten, daß hieraus das Material für eine staatssocialistische, sowohl die Internationalität als den gewaltsamen Umsturz principiell verläugnende Arbeiterpartei gewonnen werden kann?" Erst die Zukunft, meint der Verfasser, wird entscheiden, ob die Socialdemokratie einen neuen vergeblichen Sprengungsversuch mehr (von Seiten der Regierung?) zu verzeichnen habe. Schließlich wird der Leser noch ermahnt, nicht nach „künstlichen" Erklärungen der Secession zu suchen, und die Regierung dafür gelobt, daß sie das Zustandekommen derselben begünstigt; eine Ausbreitung dieser Bewegung würde die Regierung durchaus berechtigen, „mit Genugthuung auf einen ersten und großartigen Erfolg ihrer neuen Socialpolitik hinzuweisen".

Merkwürdig ist dieser scheinbar officiöse Artikel schon deßhalb, weil er mit dem Körner-Finn'schen Manifest an die Berliner Arbeiter große Ideenverwandtschaft bekundet. In beiden Schriftstücken wird der national-gouvernementale Socialismus der internationalen Umsturzpartei gegenüber empfohlen; in beiden wird den Socialdemokraten das Kokettiren mit dem Manchesterthum zum Vorwurf gemacht; in beiden endlich tritt das Bestreben zu Tage, eine Spaltung zu Gunsten der Alt-Lassalleaner unter den Socialdemokraten hervorzurufen.

Sodann verräth uns der regierungsfreundliche Anonymus zwei wichtige Dinge. Erstens gesteht er, daß die socialdemokratische Partei auch heute noch eine festgeschlossene Phalanx bildet und daß alle Behauptungen von tiefgehenden Spaltungen und Zerwürfnissen zum mindesten übertrieben sind. Würde man, falls man etwas Besseres zu bieten hätte, mit der Komödie der „königlich preußischen Socialisten" als dem „ersten, großartigen Erfolg" vor das Publikum treten? Zweitens erhalten wir einige Andeutungen zum richtigen Verständniß der muthmaßlichen Wirthschaftspolitik der Regierung. Es soll etwas Staats-Socialismus auf nationalem Boden inscenirt werden. Bekanntlich hat sich der Reichskanzler selbst einen Katheder-Socialisten genannt. Auf der letzten Generalversammlung des „Centralvereins für Socialreform" erklärte Pfarrer Todt, der Staats-Socialismus sei wieder rehabilitirt und

hoffähig geworden, und seitdem Fürst Bismarck im Fahrwasser der christlich-socialen Partei steuere, könne diese die Segel streichen. Nicht umsonst erinnerten um die Zeit der Körner-Finn'schen „Bekehrung" verschiedene Blätter an die früheren freundschaftlichen Beziehungen des Reichskanzlers zu Lassalle und seinen Helfershelfern. Seit der Gründer-Ära nach dem deutsch-französischen Krieg hatte sich das Blatt gewendet. Die Lassalleaner wurden verfolgt und dadurch meist den Socialdemokraten in die Arme getrieben. Heute soll nun, scheint es, der Alt-Lassalleanismus neues Leben erhalten und als Waffe zur Sprengung der Socialdemokraten, vielleicht auch zu anderen Zwecken gebraucht werden. Es ist nicht ohne Bedeutung, daß einige Wochen vor dem Erscheinen des oben besprochenen Artikels die Nachricht durch die Blätter ging, Bismarcks Famulus, Geheimrath Lothar Bucher, beabsichtige, Lassalle's „System der erworbenen Rechte" in zweiter Auflage herauszugeben. Zugleich wurde in einem der Regierung nahestehenden Blatt das Lob Lassalle's gesungen und die tiefe Kluft besprochen, die ihn von den Socialdemokraten trenne. Nur die Unzugänglichkeit des genannten Werkes habe Letzteren die Täuschung ermöglicht, sie stünden auf den Schultern Lassalle's. Dieser Täuschung werde nun ein Riegel vorgeschoben, und derjenige, der sich dieses Verdienst erwerbe, sei kein geringerer, als Geheimrath L. Bucher, der ehemalige Freund und Gesinnungsgenosse Lassalle's, der auch in seiner neuen Stellung seine Ansichten nicht geändert habe.

Welche Verhältnisse nun vom staatssocialistischen Standpunkt neugestaltet werden sollen und ob überhaupt das kleine Häuflein der Lassalle'schen Getreuen das rechte Mittel sei, um die Socialdemokratie zu spalten, mag uns hier gleichgiltig sein. Aber so viel steht fest: die Regierung selbst bekennt, daß mit bloßen Polizeimaßregeln der Socialismus nicht für die Dauer niederzuhalten ist und deßhalb in mehr positiver Weise gegen ihn vorgegangen werden muß. Es genügt auch ein Blick auf die nach außen hervorgetretenen Symptome der socialdemokratischen Bewegung, um sich zu überzeugen, daß dieses Geständniß nicht die Wirkung übertriebener Demuth ist. Unstreitig hat im letzten Jahre die Emancipations-Bewegung in Deutschland wieder an Rührigkeit gewonnen. Man schien sich socialistischerseits von dem ersten Schrecken erholt zu haben und die Agitation wieder in erweitertem Umfange betreiben zu wollen. Wo immer sich Gelegenheit bot, entfalteten die Socialisten bei den Wahlen die regste Thätigkeit und erreichten in vielen Orten bedeutende Minoritäten, obwohl sie unter den ungünstigsten Bedingungen kämpften und sämmtlicher Agitationsmittel, die ihren Gegnern zu Gebote standen, beraubt waren. Mit wahrhaft fieberhaftem Eifer wurde auch die Einschmuggelung und Verbreitung socialistischer Schriften betrieben. An mehreren Orten schien die Propaganda namentlich auf die Kasernen abgesehen zu sein.

Wie sehr die Revolutionsbewegung nach Bismarcks eigenem Ausdruck trotz der äußerlichen Ruhe unter der Oberfläche fortdauert, hat aber ganz besonders der Socialdemokraten-Congreß auf Schloß Wyden bei Ossingen im Kanton Zürich bewiesen. Vom 20. bis 23. August tagten da-

selbst etwa 60 meist deutsche Socialdemokraten. Den solidarischen Zusammenhang der deutschen mit den ausländischen Socialisten bekundeten die eingelaufenen Zustimmungsadressen der französischen, niederländischen, belgischen, schweizerischen und russischen Anhänger der großen Zukunftsreform, die der Versammlung ihre Sympathien entboten und unter anderen auch folgende charakteristische Resolution veranlaßten: „Wie die deutsche Socialdemokratie allen Bewegungen, die auf Befreiung der Völker vom socialen und politischen Druck ausgehen, ihre volle Sympathie entgegenträgt, so thut sie dieß selbstverständlich auch den für die Befreiung des russischen Volkes wirkenden sogen. Nihilisten gegenüber, obwohl sie deren durch die besonderen Verhältnisse Rußlands bedingte Taktik für Deutschland nicht geeignet hält." Also principiell stehen Socialdemokraten und Nihilisten auf demselben Boden! Nur opportunistische Rücksichten gebieten ein verschiedenes Vorgehen. Damit ist ja grundsätzlich auch der politische Mord der Nihilisten gebilligt! Bei solcher Gesinnung darf es uns nicht wundern, daß der Congreß aus dem Gothaer Programm, welches aussagt, „die Socialdemokratie erstrebe ihr Ziel auf gesetzlichem Wege", den Zusatz „gesetzlich" strich und dagegen erklärte, „daß ihr jedes Mittel gerecht sei".

Um einen noch engeren Anschluß der Socialisten der verschiedenen Länder unter einander zu ermöglichen, wurde nicht nur die Einberufung eines socialistischen Weltcongresses warm befürwortet, sondern auch die Gründung einer außerhalb Deutschland gelegenen Verkehrsstelle beschlossen, welche den Verkehr zwischen den einzelnen Vereinen zu vermitteln und alle Beschwerden und Anträge entgegenzunehmen und zu erledigen hat. Vielleicht mag dieser Beschluß als ein erster Versuch gelten, den zu Grabe gegangenen Generalrath der Internationale wieder in's Leben zu rufen.

In Bezug auf den inneren geistigen Zusammenhang der deutschen Socialdemokraten bestätigte der Congreß von Neuem, daß tiefgehende Zerwürfnisse nicht bestehen. Durch den Ausschluß der extremen Most und Hasselmann wurde die volle Einheit wieder hergestellt. Über die Körner-Finn'sche Affaire, die der Polizei scheinbar so am Herzen lag, ging die Versammlung mit souveräner Verachtung zur Tagesordnung über. Die Haltung der Abgeordneten im Reichstag wurde gebilligt und der vor einem Jahr in Zürich gegründete „Socialdemokrat" zum officiellen Centralorgan der deutschen Socialdemokratie erhoben. Zur Beförderung des einheitlichen Vorangehens soll in der Regel alle Jahre, spätestens aber alle drei Jahre ein deutscher Parteicongreß stattfinden. Für die nächsten Reichstagswahlen wurde allen Parteigenossen die „allgemeinste und energischste Thätigkeit" empfohlen. Außer den von der Partei schon eroberten Kreisen wurden noch 21 weitere zu officiellen Wahlbezirken erhoben.

Das rothe Gespenst lebt noch, das hat allerdings der Wydener Congreß mit voller Klarheit bewiesen, und ohne Zweifel wird es in der nächsten Zeit eine umfassende Maulwurfsarbeit entfalten. Auf gewisser Seite scheint die Siegeszuversicht auch sehr herabgestimmt. Schon hat man es für nöthig erachtet, den kleinen Belagerungszustand, der bisher das Privilegium der

Hauptstadt war, auf Hamburg und einige umliegende Orte auszudehnen und hier die Polizei ihres Ausweisungsamtes walten zu lassen. Weit über hundert Verdächtigen wurde von dieser in wenigen Wochen der Wanderstab mit Gewalt in die Hand gedrückt. Dieselbe Bescherung wie die erste deutsche Handelsstadt sollen, wie verlautet, auch Dresden und Leipzig erhalten. In der letzteren Stadt wurde schon die Geheimpolizei bedeutend verstärkt. Die Zahl der Haussuchungen, Verhaftungen, der unterdrückten socialistischen Schriften hat sich in der letzten Zeit zusehends gemehrt. Doch verspreche man sich von Polizeimaßregeln nicht allzu viel. Die socialdemokratische Bewegung ist eben nicht bloß das Product künstlicher Agitation. Sie muß vielmehr zum guten Theil als eine auf dem Boden unserer heutigen religiösen und socialen Verhältnisse spontan erwachsende Giftpflanze angesehen werden. Die Socialdemokratie ist nicht sowohl die Ursache, als vielmehr die Wirkung und der bewußte Ausdruck des vorhandenen Klassengegensatzes einer in ihrem christlichen Bewußtsein tief geschädigten Bevölkerung. Sie wird nur dann endgiltig verschwinden, wenn man sich nicht mehr mit dem Abschneiden der Auswüchse begnügt, sondern die Hand an die Wurzel legt, indem man die gesellschaftlichen Schäden, aus denen der Socialismus seine Nahrung zieht, beseitigt und das religiöse Bewußtsein des Volkes nach Kräften zu heben sucht. Glaube man doch nicht, mit Lassalle'schen Experimenten die sociale Frage lösen zu können, wenn man zugleich durch culturkämpferische Maßregeln die Kirche knebelt.

B. C.

„Frömmigkeit" bei Hunden. Der extreme Darwinismus sieht sich, indem er den wesentlichen Unterschied zwischen Thier und Mensch aufhebt, folgerichtig genöthigt, nun auch eine thiermenschliche Psychologie zu construiren, welche, allen Analogien zwischen menschlicher und thierischer Erkenntniß und Begehrung nachspürend, erstere auf letztere zurückführt. Mit derartigen Vergleichungen hat es nun sein leibliches Auskommen, so lange sich dieselben auf solche interne Vorgänge beschränken, welche bei Mensch und Thier wirklich, wenigstens in entfernterer Übereinstimmung auftreten. So mag es z. B. allerdings zarter besaitete Seelen, die von der Logik geschieden leben, in Mitschwingung versetzen, wenn Herr O. Kaspari, Docent an der Universität Heidelberg, in der zweiten Auflage seiner „Urgeschichte der Menschheit" (I. 304 f.), anknüpfend an die „Affenliebe" des Affenweibchens gegen ihre Jungen, sich zu folgendem Passus verirrt: „Die Jungenpflege ist offenbar nebst den ihr unterliegenden Gefühlen ein primitiver Act der Erziehung (!), sie setzt in ihrer Art daher vorzugsweise die mit Recht ewig als sittlich (!) geltenden Gefühle des Wohlwollens, der innigen Verträglichkeit und des tiefsten Mitgefühls für den Nächsten (!) voraus, und es entwickeln sich unter dem Einflusse dieser sittlich bildenden (!) und erziehenden Mächte dem gegenüber in den wohlgepflegten und hingebungsvoll (!) erzogenen Jungen die Gefühle der Anhänglichkeit und der mitfühlenden Dankbarkeit."

Aber wie, wenn es gilt, eine dem menschlichen Seelenleben so eigenthümliche Bethätigung, wie die Religiösität, auch bei den Thieren nachzuweisen?

Man hat darauf hingewiesen, daß die Wurzel der Religiösität, als welche man bald die Furcht, bald das Abhängigkeitsgefühl bezeichnete, sich auch bei den Thieren finde. Man stellte, unter specieller Bezugnahme auf den Hund, den Satz auf, der Mensch sei des Hundes Gott. Den kühnsten Griff in dieser Richtung hat aber jedenfalls neuestens ein schottischer Arzt, W. Lauder Lindsay, in seinem „Seelenleben der niedrigeren Thiere in gesunden und kranken Tagen" (Mind in the lower animals in health and disease. London, C. Kegan Paul and Co., 1879), gethan mit der These: „Nicht nur ist der Mensch Cultobject des Hundes, sondern der Hund betheiligt sich auch an der Gottesverehrung des Menschen." Man höre den Beweis. „Kirchenbesuch von Hunden ist, und zwar nicht erst seit heute, eine in den schottischen Weideland-Districten ganz gewöhnliche Erscheinung. Die schottischen Schäfer, im Hoch- wie im Tiefland, sind ein andächtiger Menschenschlag und fleißige Kirchenbesucher, und andächtig sind gleichfalls, nach der Regelmäßigkeit des vorgeschriebenen Kirchenbesuches wenigstens und dem ernsthaften und würdigen Benehmen bei demselben zu schließen, ihre Hunde, collies genannt. Nicht selten haben diese schottischen collies in der Kirche ihre gesonderten Sitze oder Kirchenstühle — oder, was auf dasselbe hinauskömmt, Ruhe- oder Lagerstätten, wo sie, einige seltene Versuche, sich am Psalmengesange zu betheiligen, abgerechnet, ruhig und gelassen bis zum Ende des Gottesdienstes ausharren. Es mag vorkommen, ja kömmt wahrscheinlich recht häufig vor, daß sie sich behaglich hinstrecken und, sobald der Gottesdienst begonnen, ein Schläfchen halten; aber läßt sich nicht auch der Mensch ebenso häufig und in viel auffälligerer, unverantwortlicherer Weise Ähnliches zu Schulden kommen? Mußte ich doch wieder und wieder in schottischen Kirchen, auf dem Lande — aber leider auch in Städten — Leute, meistens Männer, sehen, die sich, noch ehe der Gottesdienst anging, so recht absichtlich auf ein gutes, festes Schläfchen einrichteten; und dieser ihr Schlaf war ein so gesunder, daß ihn nicht selten Schnarchen begleitete und nur ein kräftiges Schütteln und Rütteln bewältigen konnte."

Aus dem beigebrachten Argumente folgt, genau genommen, bloß, daß die schottischen Diener am Wort, wenigstens in den Weideland-Districten, etwas weniger langweilig predigen sollten.

Fr. v. H.

Socialismus und Liberalismus im Kampf um das Eigenthumsrecht.

Durch die Revolution ist der Liberalismus heute nahezu in allen Ländern Europa's und der neuen Welt zur Herrschaft gelangt. Aber schon entfaltet der Socialismus die rothe Fahne und organisirt seine Arbeiterbataillone, um ihn mit Gewalt vom Throne zu stürzen. Was thut nun der Liberalismus, um sich seines mißrathenen Sprößlings zu erwehren? Er vergißt seinen eigenen Ursprung und klagt entrüstet über „Revolution". „Der Name Revolution," so lautet eine socialistische Stimme aus jüngster Zeit, „dessen die Bourgeoisie sich rühmte, so lange sie selbst von den gesellschaftlichen Zuständen zu leiden hatte, ist jetzt in ihrem Munde ein Schmähwort geworden, das sie denen an den Kopf wirft, die nun auch ihrerseits die vom Bürgerthum proclamirten Principien verwirklichen wollen." [1]

Diese socialistische Klage ist dem Liberalismus gegenüber viel mehr berechtigt, als dieser zu glauben scheint. Es gilt, dieß an dem Eigenthumsrecht, dem eigentlichen Differenzpunkt zwischen Socialismus und Liberalismus, nachzuweisen. Wir gehen um so lieber auf diese Untersuchung ein, als sie einen nicht zu unterschätzenden Beitrag zur richtigen Würdigung der liberalen Principien bietet.

Was will der Socialismus? Er beabsichtigt, das gesammte Privatkapital zu vergesellschaften und an Stelle der privatkapitalistischen Productionsweise die gesellschaftliche Bewirthschaftung aller Arbeitsmittel zu setzen, um so der heutigen freien Concurrenz, dem allgemeinen Kampf um's Dasein, in dem eine immer größere Menge selbständiger wirthschaftlicher Existenzen untergeht, ein gründliches Ende zu bereiten.

Nehmen wir an, es gelinge dem Socialismus, durch Erzielung einer Kammermajorität oder auch auf andere Weise, ganz nach dem Vorbilde

[1] Assoc. Catholique, 1880, Juin, p. 922.

des Liberalismus, die „politische Suprematie“ an sich zu bringen, und fange nun an, durch directe, progressive Vermögenssteuer und andere socialistische Maßregeln dem Privatkapital die Adern zu unterbinden und allmählich eine völlige Expropriation zu bewerkstelligen. Hat nun der Liberalismus ein Recht, diese allmähliche Vergesellschaftung sämmtlicher Productionsmittel durch die Staatsgewalt revolutionär zu nennen? Dieses Recht hätte er nur dann, wenn er beweisen könnte, daß das bestehende Privateigenthum eine rechtliche Institution ist, an der die Staatsgewalt ohne Rechtsverletzung nie und nimmer rütteln darf. Aber ist er im Stande, diesen Beweis zu erbringen? Wir antworten mit einem entschiedenen „Nein“.

Es erhellt dieß schon aus dem einfachen Grunde, daß nach „liberalen“ Anschauungen von einem wahren und eigentlichen Rechte gar keine Rede sein kann. Der Liberalismus wird zwar nicht müde, das Privateigenthum als „unverletzlich“ und „unantastbar“ zu bezeichnen; ja wenn das unheimliche rothe Gespenst sich irgendwo stärker regt, so wird er sogar fromm und spricht von der „Heiligkeit“ des individuellen Eigenthums. Aber hier fehlt die Consequenz. Schon Lassalle hat einst dem liberalen Heerführer v. Treitschke auf den Vorwurf der frechen Religionsspötterei geantwortet, der Socialismus trete in der religiösen Frage nur ganz und voll das Erbe des Liberalismus an. In der That, nach echt liberalen Principien ist die Religion, wofern überhaupt noch von Religion die Rede sein kann, Privatsache, die in der Sphäre des öffentlichen Rechtes gar nicht in Betracht kommt. Der Staat als solcher ist wesentlich religionslos, er ist Atheist. Kant hat den staatlichen Atheismus in der Wissenschaft eingebürgert, indem er Religion, Moral und Recht als vollständig geschiedene, von einander unabhängige Gebiete hinstellte. Daß der Liberalismus sich seit den Tagen Kants nicht gebessert, gesteht einer der jüngsten und bedeutendsten Rechtslehrer der liberalen Schule, Robert v. Mohl, indem er uns belehrt, daß „die göttlichen Gebote keinen Anspruch darauf haben, Rechtsquelle zu sein“ [1]. Noch mehr als durch seine Worte enthüllt der heutige Liberalismus durch seine Thaten seine tiefsten Gedanken. Man denke nur an den Vernichtungskampf, den er allerorts gegen jede Religion in der Schule und im gesammten öffentlichen Leben unternommen, und an die Entrüstung, die er heuchelt, wenn man ihm entgegenhält, man müsse Gott

---

[1] Staatsrecht, Völkerrecht und Politik. Tübingen 1862. Bd. II. S. 385.

mehr gehorchen als den Menschen. Als jüngst das englische Parlament Miene machte, Mr. Bradlaugh, der sich seines Atheismus offen gerühmt, aus seiner Mitte auszuschließen, ging durch die liberale Presse aller Länder ein wüster Lärm über diesen „religiösen Fanatismus“.

Aus dieser Emancipation der öffentlichen Rechtssphäre von Gott und Religion ergibt sich aber für den Liberalismus die unabweisliche Folgerung, daß er von einem eigentlichen Rechte, somit auch von einem wahren Eigenthumsrechte gar nicht mehr reden darf. Das Recht ist ja eine moralische Befugniß, die Jeder dem Rechtssubject gegenüber zu achten im Gewissen verpflichtet ist. Ohne diese entsprechende Gewissenspflicht kann es wohl noch ein rein äußerliches Machtverhältniß, aber keine moralische, unseren Willen bindende Beziehung geben. Dasselbe gilt auch vom Eigenthumsrecht oder vom Rechte, über gewisse äußere Güter frei, mit Ausschluß aller Anderen, zu seinem eigenen Nutzen in jeder erlaubten Weise zu verfügen. Wenn ich das Eigenthumsrecht an einem Hause habe, ist jeder Andere im Gewissen verpflichtet, dieses Recht zu achten, so daß im Übertretungsfalle die Verletzung einer Gewissenspflicht, eine Sünde vorliegt.

Was ist nun aber die Gewissenspflicht? Ein moralisches Band, durch welches Gott unseren Willen wirksam zur Erfüllung seiner Gebote anhält. Durch unsere Vernunft läßt uns Gott erkennen, daß uns die Wahl gestellt ist, entweder seinen Willen hienieden zu erfüllen und dadurch unser ewiges Heil zu wirken, oder aber, wofern wir dieß versäumen, uns in seinen Augen mit Schuld zu beladen und die strafende Hand seiner Gerechtigkeit zu erfahren. Die aus der Erkenntniß dieser uns gestellten Alternative sich ergebende Nothwendigkeit, welche unseren Willen mächtig zur Erfüllung der göttlichen Gebote antreibt, ohne ihm die Freiheit des Zuwiderhandelns zu rauben, ist die Gewissenspflicht. Auch wenn es sich um menschliche Gesetze handelt, muß die Verpflichtung schließlich in Gott ruhen. Wie Gott allein uns unsere Bestimmung gegeben, so kann auch er allein die Bedingungen setzen, an deren Erfüllung die Erreichung derselben geknüpft sein soll.

Aus dem Gesagten folgt mit eiserner Consequenz, daß auf allen Gebieten, wo die göttliche Herrschaft geläugnet wird, von einer Gewissenspflicht nicht mehr die Rede sein kann, und da Recht und Pflicht sich wechselseitig bedingende Begriffe sind, fällt mit der Pflicht auch das Recht. Was sollte auch ein Recht heißen, das Niemand zu achten verpflichtet ist? Es bleibt höchstens noch ein Recht übrig: das des Stär-

keren, und eine Pflicht: die, sich nicht erwischen zu lassen. Da nun aber der Liberalismus das öffentliche Rechtsgebiet seines religiösen Charakters entkleidet hat, so kann es sich zwischen ihm und dem Socialismus beim Eigenthumsstreit um eine eigentliche Rechtsfrage gar nicht handeln. Bringt der Socialismus in irgend einer Weise die Staatsgewalt an sich, so kann der Liberalismus gegen die socialistischen Regierungsmaßregeln von seinem Standpunkt aus nichts Stichhaltiges einwenden. Warum sollte auch der socialistische Staat die Banknoten heiliger halten, als der Liberalismus die Klöster- und Kirchengüter, die er unter dem Vorwande der Vermehrung des Nationalreichthums an sich gerissen oder verschleudert hat?

Wie dornenvoll dem Liberalismus die Rechtsfrage in Bezug auf das Eigenthum ist, ergibt sich noch augenscheinlicher, wenn wir im Einzelnen die Rechtsquellen durchmustern, aus denen er dasselbe herzuleiten sucht. Schon die große Zahl der verschiedenen uns hier begegnenden Ansichten beweist, daß wir uns auf einem ihm ungünstigen Boden bewegen.

Sehr viele liberalen Rechtsphilosophen leiten nach dem Vorgang von Hobbes das Eigenthumsrecht, wie überhaupt jedes eigentliche Recht, vom Staate oder dem positiven Gesetze her. Man gibt wohl zu, daß der Eigenthumsbegriff und gewisse Rechtsnormen dem Ursprung der bürgerlichen Gesellschaft vorhergehen. Aber das Eigenthum als ein nicht bloß thatsächliches, sondern rechtliches Verhältniß zwischen Eigenthümer und Besitz verdanken wir dem Staat. Vom liberalen Standpunkt ist diese Ansicht allein vollständig consequent. Daher finden wir sie auch von Kant vertreten, der in vielen Beziehungen den liberalen Grundprincipien ihren prägnantesten und folgerichtigsten Ausdruck verliehen und mit Recht als der Vater des modernen Rationalismus angesehen wird. Sobald nämlich die Vernunft autonom, d. h. von jeder über ihr stehenden Autorität unabhängig, also echt liberal geworden ist und die harmonische Wahrung der individuellen Freiheit Aller nach einem allgemeinen Gesetz als das oberste Rechtsproblem gilt, kann von einer eigentlichen Gewissenspflicht keine Rede mehr sein. Die ganze Rechtssphäre wird etwas rein Äußerliches, Mechanisches, das nur so lange Bestand hat, als eine Autorität dessen Beobachtung erzwingt. Die äußere Erzwingbarkeit wird ausdrücklich von Kant als das wesentliche Erforderniß jedes wahren Rechtes bezeichnet. Folgerichtig ist ein Recht nur in einem öffentlichen, mit einer Zwangsgewalt versehenen Gemein-

wesen möglich. Das gilt auch vom Eigenthumsrecht. „Ein äußeres und definitives Mein und Dein," sagt Kant, „ist nur unter einer öffentlich gesetzgebenden Gewalt, d. h. im bürgerlichen Zustand möglich."[1] Dem Königsberger Philosophen sind die meisten deutschen Rechtslehrer gefolgt. So sagt J. H. Fichte: „Das Eigenthum ist der durch das Recht anerkannte und damit durch die öffentliche Rechtsmacht geschützte Besitz."[2] Ähnlich Trendelenburg[3], Warnkönig, Ad. Wagner, Samter u. s. w. Daß diese Theorie den Socialisten zur Verwirklichung ihrer Pläne gerade wie gerufen kommt, liegt auf der Hand. Allerdings behaupten mehrere der genannten Autoren nicht, der Staat habe das Eigenthum willkürlich eingesetzt; aber immerhin bleibt wahr, daß ohne die staatliche Einsetzung ein Eigenthumsrecht nicht besteht, daß es somit aufhört, sobald die Staatsgewalt es wieder abschafft. Gelingt es also den Socialisten, an's Ruder zu kommen, so können sie nach liberalen Anschauungen ohne besondere Schwierigkeit das Eigenthum wieder abschaffen. Denn die Pflicht der Staatsgewalt, das von ihr geschaffene Eigenthumsrecht zu wahren, läßt sich vom liberalen Standpunkt nicht urgiren. Warum soll es ihr benommen sein, das wieder zu nehmen, was sie gegeben hat? Was soll übrigens die Freiheit der Staatsgewalt auf dem öffentlichen Rechtsgebiete beschränken können, wenn dieses von der Religion und Moral in seinem Bestande unabhängig ist?

Dieses haben selbst liberale Rechtslehrer wohl gefühlt. Um der Willkür der jeweiligen leitenden Staatsmänner und Kammermajoritäten eine Schranke zu setzen, zogen sie es vor, ihre Zuflucht zur sogen. historischen Schule zu nehmen und das geschichtliche Recht nachdrücklich zu betonen. Auch das Eigenthumsrecht glaubte man auf diese Weise gegen die Willkürherrschaft gesichert. Nach der historischen Schule haben wir neben und unabhängig vom Staat noch die öffentliche Gewohnheit als Rechtsquelle anzuerkennen. Der Staat hat das geschichtlich Gewordene, das auf der jeweiligen Entwicklungsstufe des Volksgeistes im allgemeinen Bewußtsein Befindliche als Recht zu achten.

Da aber die historische Schule kein natürliches Recht anerkennt, sondern höchstens gewisse natürliche Rechtsnormen, so vermag der Liberalismus auch mit ihrer Beihilfe das Eigenthum nicht gegen den So-

---

[1] Vgl. Rechtslehre, 1. Theil, § 8.
[2] System der Ethik, 2. Theil, § 94.
[3] Naturrecht (1860), § 93.

cialismus rechtlich zu schützen. Auch die Socialisten, namentlich Lassalle und Marx, lassen das Privateigenthum als eine historische, für seine Zeit berechtigte Kategorie gelten. Aber es kommt die Zeit — und die socialistische Agitation soll sie beschleunigen —, wo das Privatkapital für die große Masse des Volkes unerträglich, wo die „kapitalistische Hülle gesprengt wird". Wie kann sich auch der Liberalismus ohne Heuchelei auf historische Rechte berufen, er, dessen gesammte Entwicklung mit dem Umsturz der heiligsten und altehrwürdigsten Rechte Hand in Hand ging und noch geht?

Auch mit der seit Grotius und Puffendorf aufgekommenen Vertragstheorie hat der Liberalismus schon sein Glück versucht. Wie die Staatsgewalt selbst, so soll auch das Eigenthumsrecht in einem ursprünglichen stillschweigenden Vertrag begründet sein. Unter den Neueren hat namentlich J. G. Fichte diese Theorie weiter entwickelt. Alle öffentlichen Rechte überhaupt, namentlich aber das Eigenthumsrecht, entstehen aus einem doppelten Vertrag Aller mit Allen. Der erste derselben ist der Eigenthumsvertrag. „Jeder hat zu Allen gesagt: Ich will dieß besitzen, und verlange von euch, daß ihr euch eurer Rechtsansprüche darauf begebt. Alle haben ihm geantwortet: Wir begeben uns dieser Ansprüche unter der Bedingung, daß du dich der deinigen auf alles Übrige begibst."[1] „Jedes Individuum hat auf die beschriebene Art wirklich einmal sich geäußert, sei es durch Worte oder Handlungen, indem es sich ganz und unverhohlen einer gewissen Beschäftigung widmet und der Staat dazu wenigstens stillschweigt." „Die geringste Verletzung (dieses Vertrages) hebt den ganzen Vertrag auf und berechtigt den Beleidigten, dem Beleidiger Alles zu nehmen, was er kann. Jeder setzt somit sein ganzes Eigenthum als Unterpfand ein, daß er das Eigenthum aller Übrigen nicht verletzen wolle." Der zweite Vertrag ist der Schutzvertrag, in welchem Jeder allen Einzelnen, die noch immer als Einzelne betrachtet werden, verspricht, „ihnen das anerkannte Eigenthum durch seine Kraft schützen zu helfen, mit der Bedingung, daß sie von ihrer Seite gleichfalls das Seinige gegen Gewalt vertheidigen helfen". Auch dieser Vertrag wird hinfällig, „wenn eine Partei die Bedingungen desselben nicht erfüllt". Der letztere Vertrag ist nach Fichte nur giltig, wenn er zugleich mit der Errichtung einer Schutzgewalt, einer Polizeibehörde verbunden ist.

[1] Grundlage des Naturrechts nach Principien der Wissenschaftslehre, § 17.

Auch in dieser Vertragstheorie kommt der eigentliche liberale Grundgedanke, die Unbotmäßigkeit, zum Vorschein. Bewußt oder unbewußt liegt ihr ein extremer Individualismus zu Grunde. Mit gänzlicher Verkennung des Naturrechtes und der Stellung des göttlichen Gesetzgebers zur Welt wird das autonome Individuum zum Ausgangspunkte genommen und jede Einschränkung der menschlichen Freiheit aus einem freiwilligen Verzichte desselben hergeleitet. Jeder verzichtet aus Egoismus auf ein Stück Freiheit, damit man ihm im Übrigen nicht hindernd entgegentrete. „Auf dem Rechtsgebiete," sagt Fichte mit nackten Worten, „gibt es kein Mittel, den Menschen zu verbinden, als die Einsicht: was du dem Andern thust, sei es Böses oder Gutes, das thust du nicht dem Andern, sondern dir selbst." [1]

Die Socialisten müßten nicht sein, was sie sind, um sich durch diese Theorie bewegen zu lassen, vor dem Privateigenthum als „unverletzlich" und „heilig" Halt zu machen. Was soll auch ein Vertrag bedeuten, von dessen Existenz bloß einige Professoren dunkle Vermuthungen haben, von dem Niemand zu sagen vermag, wann, wo und wie er abgeschlossen wurde, und der heute, wenigstens von der Mehrheit des Volkes, mit demselben Recht wieder aufgehoben werden kann, mit dem er vor so viel tausend Jahren eingegangen wurde? Das hat auch Kant wohl gefühlt. Auch er erklärt zwar das provisorische „Mein und Dein" aus einem stillschweigenden Vertrag. „Ich bin nicht verbunden, das äußere Sein des Andern unangetastet zu lassen, wenn mich nicht jeder Andere dagegen auch sicherstellt, er werde in Ansehung des Meinigen sich nach eben demselben Princip verhalten." Aber weil dieser Einzelwille nicht zum Zwangsgesetz für Jedermann werden kann, so wird das Eigenthum erst unter „einem jeden Andern verbindenden, collectiv-allgemeinen und machthabenden Willen" zu einem peremptorischen [2]. Also um das Eigenthumsrecht definitiv zu schützen, muß man zur Staatsgewalt seine Zuflucht nehmen. Ja im Grunde gibt dieß Fichte selbst zu. Denn der Schutzvertrag ist ihm nur mit der gleichzeitigen Errichtung einer Schutzgewalt giltig. Und an einer andern Stelle sagt er ausdrücklich: „Überhaupt gilt nur im Staate etwas rechtlich." [3]

Einen von dem bisherigen ganz verschiedenen Weg zur Begründung des Eigenthumsrechtes schlugen die liberalen Nationalökonomen ein.

---

[1] A. a. O. [2] Rechtslehre a. a. O.

[3] Grundlage des Naturrechts, § 19.

„Die Rechtmäßigkeit des Privateigenthums," sagt Roscher, „wird von den meisten Nationalökonomen seit Locke auf das Recht jedes Arbeiters gestützt, das Product seiner Arbeit entweder aufzuzehren oder aufzusparen."[1] Eingehender entwickelt wurde diese Theorie zuerst durch Adam Smith und besonders durch D. Ricardo. Ihnen wie dem großen Heere ihrer freihändlerischen Nachtreter gilt die Arbeit als einzige Quelle des Vermögens. Aber gerade dieser Theorie haben sich die Socialisten bemächtigt, um die wuchtigsten Schläge gegen den Bestand des Privateigenthums zu führen. Auf sie gestützt, wagten sie die Kapitalisten „Expropriateurs", das Eigenthum „Fremdthum" oder geradezu „Diebstahl" zu nennen. Ja das ganze Marx'sche „Kapital" ist weiter nichts, als ein Versuch, die Arbeit als einzige „werthbildende Substanz" hinzustellen und auf Grund dieses Dogmas die Kapitalisten als schamlose Ausbeuter fremder Arbeitskräfte zu brandmarken. Und gibt man einmal zu, daß der Tauschwerth nichts ist, als „geronnene oder krystallisirte" Arbeit, so ist in der That der Eigenthumsstand in seiner heutigen Gestalt nicht mehr zu rechtfertigen. Den Socialisten weiß machen zu wollen, die kolossalen Vermögen, die heute ebenso schnell verloren als gewonnen werden, seien lauter „aufgesparte Arbeit", ist doch gar zu naiv. Ganz auffällig tritt dieß in den Actiengeschäften zu Tage, wo die ganze Arbeit des Besitzers darin besteht, daß er sein Geld hergibt und dafür jährlich 5, 10, ja zuweilen 50 und mehr Procent in Empfang nimmt und so vielleicht in kurzer Zeit ein hübsches Vermögen ansammelt, während mancher Handwerker trotz des größten Fleißes und Geschickes kaum nothdürftig seine Familie zu ernähren vermag. Gewiß nicht mit Unrecht hat schon Lassalle mit bitterer Ironie diese Ersparungstheorie zurückgewiesen, die das Haus Rothschild als den Hauptsparer und Entbehrer verherrlicht. Gambetta hätte in wenigen Jahren 27 Millionen „ersparte Arbeit" aufgehäuft! Wirklich allerliebst! Wie will ferner diese Theorie von der aufgesparten Arbeit das Erbrecht ab intestato rechtfertigen, wo das Vermögen ohne den bestimmten Willen des Erblassers auf einen Andern übergeht und diesem unter günstigen Umständen in's Immense anschwellt, während er selbst vielleicht noch in der Wiege liegt oder zum ersten Male die Geheimnisse des A B C entziffert?

Für den Grundbesitz suchten einige französische Nationalökonomen,

[1] Grundlagen der Nationalökonomie, 1877, Bd. I. S. 156.

z. B. Fr. Bastiat [1], in etwas modificirter Weise eine rechtliche Grundlage zu gewinnen. Auch zugegeben, sagen sie, die Natur biete ihre Productionskraft Allen ohne Unterschied an, so läßt sich doch die einmal auf den Boden verwendete Arbeit nicht mehr von ihm trennen. Arbeit und Boden identificiren sich gewissermaßen, so daß der Eigenthümer der Arbeit nothwendig auch der Eigenthümer des Bodens sein muß, auf den sie verausgabt wurde. Aber selbst die Richtigkeit dieser Annahme zugegeben, so würde daraus nur folgen, daß der vom Eigenthümer mit seiner persönlichen Anstrengung bebaute Boden ihm gehört. Dieser bildet aber sicher einen ganz verschwindenden Theil des Grundeigenthums. Sodann würde dieser Boden nur so lange ihm gehören, als nachweislich die Fruchtbarkeit desselben theilweise von der Arbeit herrührt oder so lange menschliche Arbeit in ihm „krystallisirt" ist, um einen Marx'schen Ausdruck zu gebrauchen. Sobald der Boden in seinen frühern, naturwüchsigen Zustand zurückkehrt, hört das Eigenthumsrecht auf. Vielleicht entgegnet man, der Eigenthümer setze beständig neue Arbeit zu der frühern hinzu. Aber wer gibt ihm das Recht, fortwährend alle Andern von dem Vortheile auszuschließen, auch ihrerseits einmal Arbeit auf den Boden zu verwenden und die Naturkräfte dem eigenen Vortheile dienstbar zu machen? Selbst wenn man den falschen Satz: „die Arbeit allein ist Quelle des Werthes (Tauschwerthes)", zugibt, so muß man doch zugestehen, daß der Grund und Boden mit seinen Naturproducten Arbeitsbedingung ist, ohne welche die Arbeit keine Werthe schaffen kann. Wie will man nun hieran ein rechtliches Monopol begründen, wenn man einmal im öffentlichen Leben die allgemeinen Menschenrechte an Stelle des Dekalogs gesetzt hat?

Das hier zuletzt Gesagte gilt auch von dem Versuch der Eigenthumsbegründung durch das jus primi occupantis. Denn obwohl diese Begründungsweise mit Zuhilfenahme der von Gott gewollten Zwecke des Menschen auf Erden für den ursprünglichen Erwerb der richtige ist, so kann doch, sobald man die Rechtssphäre von Gott emancipirt, die Occupation nur als eine bloße Thatsache ohne rechtliche Folgen angesehen werden, ebenso gut als auch die Aneignung fremden Eigenthums eine Thatsache ist. Es bleibt immer noch die Frage: Wo leitet der Besitzer das Recht her, daß alle Andern seine Besitzergreifung achten und ihn als den ausschließlichen Herrn des beschlagnahmten Gegen-

[1] Harmonies économiques. Paris 1854. p. 250 sqq.

standes ansehen sollen? Ist die Natur nicht in gleicher Weise für Alle da? Bildet die Gleichheit aller Menschen nicht ein Grunddogma, das der Liberalismus im Jahre 1789 auf seine Fahne geschrieben?

In ganz neuer Weise müht sich Bluntschli, dem im Kampf um das Eigenthumsrecht hart bedrängten Liberalismus beizuspringen. Seinem Scharfsinn ist es gelungen, die Persönlichkeit als Quelle des Eigenthumsrechtes zu entdecken. „Aus der Persönlichkeit des Menschen," so belehrt uns der Großlogenmeister, „entspringt das Eigenthum. Indem das Individuum die Macht seiner Persönlichkeit über die unpersönlichen Dinge um es her empfindet, indem es die Herrschaft daran ergreift und darüber ausübt, hat es Besitz daran, und indem es sich der natürlichen Herrschaft der Person über die Sache mehr oder weniger deutlich bewußt wird und so das Rechtsgefühl, daß ihm die Herrschaft über die Sachen gebühre, hinzukommt, schafft es das Eigenthum, d. h. die Rechtsherrschaft der Person über die Sachen, die hinwieder nichts Anderes ist, als das naturgemäße Verhältniß von Person und Sache."[1]

Hiernach bestände also das Eigenthumsrecht: 1. in der materiellen Herrschaft über die äußern Dinge oder dem Besitz; 2. in dem Rechtsgefühl des Besitzers, daß ihm die Herrschaft über die Sachen gebühre. Eines ist an dieser neuen Theorie zu loben, daß sie nämlich ziemlich unverhüllt das Unvermögen gesteht, das Eigenthumsrecht mit den liberalen Principien zu retten. Es muß in der That mit der liberalen Eigenthumslehre recht schlimm bestellt sein, daß man sich gezwungen sieht, das Eigenthumsrecht auf das unbestimmte, wankelmüthige und uncontrolirbare Rechtsgefühl zu stellen. Die Socialisten können mit dieser Theorie zufrieden sein. Das Rechtsgefühl, daß ihnen die Herrschaft über Sachen gebühre, haben sie bereits. Sie betrachten sich ja als „Enterbte" oder „Expropriirte", als die eigentlichen Producenten, die aber, allem Rechtsgefühl zuwider, mit leeren Händen ausgehen. Auch den Talmudjuden kommt diese Theorie zu statten. Bekanntlich berufen sich dieselben zuweilen auf ein göttliches Recht zur Plünderung der „Heiden"; am Rechtsgefühl fehlt es hier zu keiner Besitzergreifung. Erlangt List und Betrug noch den actuellen Besitz, so ist das Eigenthumsrecht fertig. Alles dieses gilt um so mehr gegen Bluntschli, als er selbst es als eine „Errungenschaft der modernen europäischen Rechtsanschauung" preist, daß sie „jedes göttliche Obereigenthum"

---

[1] Staatswörterbuch, 1858, Art. vom „Eigenthum".

läugnet und „sich getraut, den Boden zu eigenem Recht anzueignen und selbständige, menschliche Herrschaft daran zu behaupten" und dadurch den Grundbesitz vor der „bevormundenden und ausbeutenden Gewalt der Priester" zu sichern[1].

Schäffle will das Privateigenthumsrecht vorzüglich durch die wirthschaftliche Productivität desselben begründen. „Uns gilt, vom innersten wirthschaftlichen Grund des Vermögens aus, das Privateigenthum für durchaus berechtigt und unerläßlich, weil und insoweit es für eine Menge von Productionsaufgaben die wirksamste Form gemeinnütziger Verwaltung äußerer nationaler Productionsfonde und für die Masse der Privatbefriedigungen die wirksamste Form des Vermögens an Genußmitteln ist, der wirksamsten Individualisirung des Arbeitsvermögens dient und bei erblicher Gestaltung der Übervölkerung entgegenwirkt."[2] Wie sich Schäffle näher erklärt, will er die Entstehung des Privateigenthumsrechtes dadurch begründen, daß dasselbe dem obersten wirthschaftlichen Grundsatz: mindester Kostenwerth bei höchstem Gebrauchswerth, am meisten gerecht wird. Aber damit wäre zunächst nur bewiesen, daß das Sondereigenthum dem Gemeineigenthum vorzuziehen, nicht aber, daß es einfachhin unerläßlich sei. Oder man müßte dann etwa der Ansicht huldigen, die allerdings einen Grundirrthum unserer materialistischen Zeit bildet, die Menschen seien auf Erden, um möglichst viel zu produciren. Aber das ist falsch. Selbst von bloß wirthschaftlichem Standpunkte muß an der allgemeinen Vertheilung der Güter eben so viel gelegen sein, als an der Production. Was nützt schließlich die großartigste Production, wenn trotz derselben die überwiegende Mehrheit der Bevölkerung ein Proletarierdasein führt und bei jeder Geschäftsstockung arbeits- und brodlos umherirrt? Derselbe Grundirrthum der Production über Alles begegnet uns auch in dem, was Schäffle zur Begründung des Erbrechtes durch die Individualisirung des Vermögens für persönliches Leben sagt. „Aus den Erübrigungen ist etwa ein Gutsbetrieb... ein Handelsgeschäft entstanden, welches den Eigenthümer zur Seele hat und als Glied des nationalen Kapitaliensystems von diesem Eigenthümer auf's Wirksamste für die Gesammtheit in Betrieb gesetzt wird. Eine zweite Generation ist schon darauf geschult, dieses Geschäft fortzusetzen; nicht bloß sich,

[1] A. a. O.

[2] Kapitalismus und Socialismus. Tübingen 1870. S. 85.

auch seinen Sohn hat der Eigenthümer für dieses Geschäft individualisirt und ausgebildet. Der Mensch ist dem Vermögen als sein Verwalter ‚angebildet‘, und ist er ihm nicht gut angebildet, so ‚wirft‘ er das Vermögen, oder vielmehr das Vermögen ihn ‚um‘, und dieses hört auf, sein Eigenthum zu bleiben, wenn der Eigenthümer nicht dem Vermögen ‚eigenthümlich‘ geblieben und ausgebildet ist.“ [1] Aber könnte man nicht dagegen erwiedern: wenn die angeführte „Anbildung“ oder Individualisirung die Grundlage des Erbrechtes wäre, so dürfte eine Familie ein ihr angebildetes Gut gar nicht einmal veräußern? denn auch nach dem Verkauf bleibt sie allein ihm angebildet; ein nicht „Angebildeter“ hingegen könnte nicht Eigenthümer eines neuen Gutes oder Geschäftes werden.

Das Ungenügende aller bisher genannten Eigenthumstheorien ist auch liberalen Rechtslehrern nicht verborgen geblieben. In der Kant'schen Rechtsphilosophie, meinten diese, sei eine viel stichhaltigere Lösung des schwierigen Problems zu finden. Das Eigenthumsrecht, so lautet ihr Grunddogma, ist ein nothwendiges Postulat der Vernunft, das auch der Staat zu achten hat. So schreibt z. B. Rob. v. Mohl: „Es ist das große Verdienst der deutschen geschichtlichen Rechtsgelehrten, die Unhaltbarkeit der Annahme nachgewiesen zu haben, welche alles positive Recht im Staat als hervorgehend aus der gesetzgebenden Gewalt des Staates... betrachtet... Dennoch ist ein unbedingtes Anschließen an die historische Schule nicht möglich... Das in der Überzeugung des Volkes bestehende Recht ist ihr nämlich eine ungewollte, natürliche Erscheinung, gleich etwa der Sprache... Die zwingende Kraft des Volksrechtes aber ist ihr nur eine Folge der allgemeinen Übereinstimmung über ihren Inhalt. Das Richtige aber ist hier vielmehr, daß die Volksüberzeugung vom Bestehen gewisser Rechtssätze keineswegs ein unerklärlicher, als Thatsache anzuerkennender Zustand ist, sondern daß sie im letzten Grunde auf dem bei allen Menschen gleichen Begriff der Gerechtigkeit, des an und für sich im Zusammenleben vernünftiger und ihre Lebenszwecke verfolgender Menschen Nothwendigen ruht. Dieser Begriff kommt allerdings nur im Medium der Nationalität, der Sitten und Bedürfnisse zur Erscheinung und wird hierdurch eigenthümlich gestaltet.“ [2]

Wir läugnen gewiß nicht, daß das Recht, sich Privateigenthum er-

[1] A. a. O. S. 87.

[2] Staatsrecht, Völkerrecht und Politik, Bd. II. S. 380.

werden zu können, zur gedeihlichen, von Gott gewollten Entwicklung, sowohl des Individuums, als der Gesellschaft, unerläßlich ist, somit eine nothwendige Forderung der Vernunft bildet. Ja, wir geben gerne zu, daß der Nachweis dieser Nothwendigkeit der einzig richtige Weg der Begründung des Privateigenthumsrechtes ist. Dennoch kann die angeführte Mohl'sche Theorie vom liberalen Standpunkt nicht befriedigen. Wie will man beweisen, daß zu einem „Zusammenleben vernünftiger und ihre Lebenszwecke verfolgender Menschen" das Privateigenthum eine absolut nothwendige Forderung sei? Der Nachweis, daß zur Erreichung vernünftiger Lebenszwecke das Collectiveigenthum nicht ausreiche, möchte schwer fallen, namentlich wenn man das letzte Ziel des Menschen in irdischen Gütern sucht und die Herrschaft Gottes über das gesellschaftliche Leben der Völker beseitigt wissen will. Manche der gewiegtesten Nationalökonomen — man denke nur an die sogen. Kathedersocialisten — wagen in dieser Beziehung kein definitives Urtheil abzugeben. Doch geben wir auch diese Nothwendigkeit zu. Vergessen wir nicht, daß nach Mohls schon oben angeführter ausdrücklicher Behauptung die göttlichen Gebote keinen Anspruch darauf haben, Rechtsquelle zu sein. Gesetzt also auch, die Vernunft anerkenne das Privateigenthum als eine Nothwendigkeit, ist damit das heutige Privateigenthum gegen die anstürmenden socialistischen Massen gesichert? Nichts weniger als das. Bedenke man doch, daß dieses nothwendige Postulat der von Gott emancipirten autonomen Vernunft keinerlei Gewissenspflicht auferlegt und ein Zuwiderhandeln bloß ein Verstoß gegen den kategorischen Imperativ ist. Daß aber dieses Bewußtsein die hochgehenden Wogen der Revolutionsbewegung zu besänftigen vermöge, läßt sich mit Recht bezweifeln.

Doch gehen wir noch weiter, und an dieser Klippe muß schließlich jede liberale Privateigenthums-Theorie, die zu Gunsten des heutigen Besitzstandes ersonnen werden kann, zu Grunde gehen. Nehmen wir an, die Socialisten ließen sich gründlich von der Nothwendigkeit irgend einer Art des Sondereigenthums überzeugen. Sind damit die liberalen Kapitalisten, denen der Dekalog nicht als Rechtsquelle gilt, und die folgerichtig keine göttliche, über jede menschliche Willkür erhabene Sanction des Rechtes kennen, in ihrem Besitze geschützt? Eitle Täuschung! Können die Socialisten nicht zu ihnen sagen: „Gut, wenn auch das Privateigenthum nothwendig ist, warum sollt denn gerade *ihr* die Besitzer sein und *immer*, auch gegen den Willen des Volksstaates, die Besitzer bleiben? Wir wollen jetzt einmal die Rollen wechseln. Ihr greift zum Spaten und zur Schaufel und wir —

legen uns auf den weichen Pfühl." Oder können die Socialisten nicht die Kapitalisten nöthigen, wenigstens einen Theil ihres Überflusses an die Proletarier abzutreten, um so das von den Mutualisten befürwortete Programm des gleichen Privateigenthums für Alle durchzuführen? Wir sehen nicht, was der Liberalismus Haltbares dagegen vorbringen will, namentlich wenn der Socialismus bloß allmählich durch progressive Einkommens- und Erbschaftssteuer die kolossalen Vermögen beschnitte und außerdem durch Vermehrung der schon heute zahlreichen Staatsmonopole (Eisenbahnen, Bergwerke, Forsten u. s. w.) für eine gleichmäßigere Vertheilung der Güter sorgen würde. Nach christlichen Begriffen ist dieß allerdings ein unbefugter Eingriff in das Privateigenthum. Aber was kann der Liberalismus dagegen einwenden? Nichts als seine Abneigung gegen das allmähliche Theilen. Fürst Bismarck soll einmal zum Grafen Harry Arnim gesagt haben: „Wenn heute ein Gesetz verfassungsmäßig zu Stande käme, das bestimmte, alle Menschen, deren Namen mit A anfangen, haben ihr Vermögen abzutreten an jene Menschen, deren Namen mit B anfangen, so finden wir, daß diese Theorie mit jener der Marxianer identisch ist, und wenn wir die wirthschaftlichen Vorgänge unserer Tage ergründen, daß sie sogar täglich praktisch wird: das Vermögen der Producenten des Werthes geht täglich in Millionen von kleinen Portionen an die Kapitalisten und Bankleute über. Die communistische Theorie und Praxis ist unendlich moralischer, indem danach das, was A genommen wird, nicht an B, sondern an A + B, nicht an eine andere Gesellschaftsklasse, sondern an die Allgemeinheit fallen würde." Vom liberalen Standpunkt ganz folgerichtig. Der Liberalismus lehrt die Menschen, den Blick vom Himmel ab auf die Erde wenden. Noch jüngst erschien ein in liberalen Blättern höchst lobend erwähntes Werk, das dem Christenthum vorwarf, die Menschen nicht auf dieser Erde glücklich zu machen, sondern mit eitlen Hoffnungen auf ein besseres Jenseits zu vertrösten. Die Natur mit ihren unerschöpflichen, alle Nöthen stillenden Kräften und Schätzen soll fortan die Stelle des Evangeliums vertreten. Wenn aber der Liberalismus dem Proletarier die Hoffnung auf ein besseres Jenseits raubt, braucht er sich dann zu verwundern, daß Letzterer auch seinen Antheil am Erdenglücke haben will, um so mehr, da ja die Bourgeoisie im Namen der Gleichheit und Verbrüderung Aller ihre heutige Stellung gewaltsam erobert hat?

Victor Cathrein S. J.

Opfer einer Priesterhetze in Süd-Wales im Jahre 1679.

(Schluß.)

P. Lewis blieb in dem Gefängnisse zu Usk, bis in Monmouth die Frühlings-Assisen gehalten wurden, vor welchen er erscheinen und sein Urtheil hören mußte. Wir haben aus seiner Feder eine sehr ausführliche Beschreibung dieser Gerichtsverhandlung, und da es unsere Leser interessiren mag, wie vor 200 Jahren ein englisches Schwurgericht gehalten wurde, wollen wir die Aufzeichnungen des Missionärs wenigstens theilweise mittheilen.

„Am 28. März 1697 wurden die Assisen zu Monmouth eröffnet; Sir Robert Atkins war der einzige Richter. Der Sheriff hatte eine zahlreiche Jury angesehener Herren vorgeschlagen und einberufen; aber Mr. Arnold und Mr. Price verwarfen Alle, von denen sie vermutheten, sie seien mir irgendwie gewogen... Endlich wurde eine Jury vereidigt, und eine Klageschrift, welche sich auf das Statut aus dem 27. Regierungsjahre Elisabeths bezog, gegen mich aufgesetzt und verlesen. So wurde ich denn an jenem Abende, es war ein Freitag, auf jenes Gesetz hin vor Gericht gestellt und ich verlangte den Schuldbeweis." Nach manchen Nergeleien und Gehässigkeiten Seitens des Mr. Arnold, welcher der Hauptkläger war, aber als Verwandter des Richters einen großen Einfluß auf diesen ausübte, kam endlich eine Jury zu Stande, welche aus lauter dem Kläger genehmen Personen bestand, und die Verhandlung begann gegen 10 Uhr des folgenden Morgens.

„Als die Geschworenen vereidigt, die Klage verlesen und die Zeugen vorgerufen waren, hub der Gerichtschreiber also an: ‚David Lewis, erhebe Deine Hand! Hier stehest Du unter dem Namen David Lewis, des Hochverraths angeklagt, weil Du, obwohl ein geborener Unterthan des Königs von England, über die See gegangen bist und von der Kirche und dem Stuhle zu Rom Weihen empfangen hast, und nach England zurückgekehrt bist und hier über 40 Tage verweiltest, was alles dem Statut aus dem 27. Regierungsjahre Elisabeths, das wider solche Verbrechen ausdrücklich gemacht wurde, zuwiderläuft, und was demselben Statute gemäß Hochverrath ist. Was hast Du nun für Dich vorzubringen? Bist Du (des Hochverraths) schuldig oder nicht schuldig?‘ — Gefangener: ‚Nicht schuldig.‘ — Gerichtschreiber: ‚Wer soll über Dich richten?‘ — Gefangener: ‚Gott und meine Heimath.‘

„Gerichtschreiber: ‚Rufer, rufe William Price, Dorothy James.‘ (Folgen die Namen der Belastungszeugen.) Er ruft sie Alle namentlich auf und sie treten vor. Dann sagte der Schreiber zum Rufer: ‚Vereidige sie!‘ und er vereidigt sie Alle. — Richter: ‚William Price, seht Euch den Gefangenen an; kennt Ihr ihn?‘ — Price: ‚Ja, Mylord, ich kenne ihn.‘ — ‚Was habt Ihr gegen ihn zu sagen?‘ — ‚Mylord, etwa vor anderthalb Jahren sah ich ihn in dem Hause Mr. Bartletts zu Castle Morton in Worcestershire und da hörte ich ihn Messe lesen; ich beichtete bei ihm und empfing die Sacramente nach ihrer Weise.‘ — ‚War ein Altar dort oder Crucifixe und Kreuze?‘ — ‚Ja, Mylord, deren gab es dort.‘ — ‚Wie oft habt Ihr ihn gesehen?‘ — ‚Nur das eine Mal.‘ — ‚Gehörtet Ihr damals zu ihrer Secte?‘ — ‚Ja, Mylord, mehr als zehn Jahre.‘ — ‚Und was seid Ihr jetzt?‘ — ‚Ein Protestant.‘

„Richter: ‚Nun, Mr. Lewis, was habt Ihr auf dieses Zeugniß zu erwiedern?‘ — ‚Mit Euer Lordschaft Erlaubniß will ich nachher Allen gemeinsam antworten.‘ — Richter: ‚Sehr gut, ich danke; es wird um so rascher abgethan sein. Dorothy James, seht Euch den Gefangenen an; kennt Ihr ihn?‘ — ‚Ja, Mylord.‘ — ‚Was habt Ihr gegen ihn zu sagen?‘ — ‚Mylord, ich sah ihn Messe lesen, Beicht hören, Communion austheilen, trauen, taufen, und hörte ihn englisch und wälisch predigen.‘ — ‚Waren Altäre und Crucifixe dabei?‘ — ‚Ja, Mylord, Altäre, Crucifixe, Kelche und dergleichen Dinge mehr, die bei ihnen gebräuchlich sind.‘ — Arnold: ‚Habt Ihr ihn jemals die sogen. letzte Ölung spenden sehen?‘ — Dorothy: ‚Ja, das hab' ich; meinem Onkel, meines Vaters Bruder.‘ — Richter: ‚Ganz recht! Das ist ein anderes Sacrament ihrer Kirche; sie stützen sich dabei auf die Worte des hl. Paulus (des hl. Jakobus), so viel ich mich erinnere: „Wenn Jemand bei euch krank ist, so lasset ihn mit Öl salben“, aber das galt nur für die Zeit der Wunder.‘ — Arnold: ‚Unternahm er es auch, Seelen aus dem Fegfeuer zu befreien?‘ — ‚Ja, das that er, und ich gab ihm 8 Pfund in Silber und ein Goldstück, daß er meines Vaters Seele befreie.‘ — Gefangener: ‚Gott ist mein Zeuge, ich habe nie von ihr oder von ihrem Manne auch nur einen Heller für irgend etwas erhalten!‘ — Richter: ‚Habt Ihr sonst noch etwas zu sagen?‘ — Dorothy: ‚Nein, Mylord‘, und damit brach sie in ein lautes Gelächter aus. — ‚Was ist das, Weib, macht Ihr Euch einen Spaß daraus? Betragt Euch anständig, denn der Herr ist auf Leben und Tod angeklagt und es ist gar kein Grund zum Lachen vorhanden!‘“

Diese beiden Beispiele mögen für das Verhör der Belastungszeugen genügen. Es waren übrigens keineswegs alle vorgerufenen Zeugen zu einem Zeugniß gegen den Missionär zu bewegen. Dann wandte sich der Richter an den Angeklagten und forderte ihn zur Vertheidigung auf mit den Worten: „Mr. Lewis, was habt Ihr nun gegen alle diese Zeugen vorzubringen?“ Der Gefangene vertheidigte sich, indem er zunächst betonte, die Zeugen hätten das ihm zur Last gelegte Verbrechen

gar nicht bewiesen, und dann die Glaubwürdigkeit der einzelnen Zeugen angriff. Hören wir seinen Bericht, der, wie schon bemerkt, mit dem Berichte in den „State Trials" wörtlich übereinstimmt:

„‚Mylord,' sagte er, ‚die Anklage gegen mich lautet, ich hätte, obwohl ein geborener Unterthan des Königs von England, jenseits der See von einer vom römischen Stuhle herstammenden Jurisdiction die Weihen empfangen und sei dann, dem Statute vom 27. Regierungsjahre Elisabeths zum Trotze, nach England zurückgekehrt. Nun habe ich aber, mit Euer Lordschaft Erlaubniß, nicht gehört, daß auch nur einer der vorgeführten Zeugen die in der Anklage betonten Punkte oder auch nur einen derselben bewiesen hätte.' — Richter: ‚Was denn? Glaubt Ihr, wir müßten die Acten in Rom nachschlagen, oder sollten Zeugen vorbringen, die Euch dort die Weihen empfangen sahen? Nein, Herr, es ist genug, wenn wir beweisen, daß Ihr die Functionen eines Priesters in Chormänteln und andern von der Kirche gebrauchten Gewändern ausübtet, daß Ihr Messe laset, Beicht hörtet, Absolution ertheiltet, trautet und tauftet. Wenn das nicht beweist, daß Ihr ein Priester seid, was soll es denn beweisen? Ich habe schon mehrere papistische Priester verurtheilt, aber noch nie einen so vollen Beweis gehabt, wie heute.' — Gefangener: ‚Und gesetzt, das Alles wäre wahr, es würde doch nicht beweisen, daß ich ein Priester bin. Diese äußeren Functionen beweisen nur unter der Voraussetzung, daß ich jenseits der See von einer Jurisdictionsgewalt geweiht wurde, welche mit dem römischen Stuhle in Verbindung steht! Die Minister der Kirche von England hören ja auch Ohrenbeichte und geben förmliche Absolution. Viele taufen im Falle der Noth, ohne Priester zu sein. Das ganze Land weiß, daß neulich ein nicht papistischer Geistlicher ein Paar traute, und Niemand kann beweisen, daß ich in Wahrheit eine Messe gelesen habe, wenn er nicht den Beweis führt, daß ich jenseits der See von einer mit dem römischen Stuhle verknüpften Jurisdictionsgewalt die Weihen empfing; denn wenn ich nicht rechtmäßig geweiht wurde, so bin ich kein Priester, und wenn ich kein Priester bin, so habe ich auch keine Messe gelesen.'"

P. Lewis argumentirt ganz richtig: „Ihr müßt beweisen, daß ich gegen das Statut Elisabeths fehlte, welches nicht die Vornahme priesterlicher Functionen schlechthin, sondern die Vornahme derselben durch einen im Auslande geweihten römisch-katholischen Priester als Hochverrath erklärt; das könnt ihr aber nur beweisen, wenn ihr darthut, daß ich römisch-katholisch geweiht wurde." Der Richter konnte aber begreiflich diesen Beweis nicht antreten und erklärte daher diese Vertheidigung des Angeklagten als „einen Eurer Kniffe, die Euch aber alle nichts nützen sollen".

Der Angeklagte schickte sich nun an, die Aussagen der einzelnen Zeugen zu entkräften. Gegen das Zeugniß von William Price er-

klärte er auf das Feierlichste, er habe den Zeugen seines Wissens nie gesehen, er habe bisher von dem Hause Mr. Bartletts und von Castle Morton nie etwas gehört oder gesehen. Der Zeuge müsse sich also eines Meineides schuldig gemacht haben. — Die schmähliche Verleumdung der Dorothy James und ihres Mannes William widerlegte er glänzend also:

„‚Mylord, das Zeugniß von Dorothy James und William James gründet sich auf pure Bosheit. Ihr Haß hatte folgende Veranlassung. Sie gaben vor, ich schulde ihnen Geld, und belangten mich gerichtlich; als sie aber ziemlich viel verprocessirt hatten und keine Aussicht auf Gewinn des Handels vorhanden war, legten sie sich auf's Drohen: sie wollten mich schon in ihre Gewalt bekommen, ich solle es schon bereuen, und sie sagte, sie würde nicht ruhen noch rasten, bis sie ihre Hände in meinem Herzblute gewaschen und Suppe von meinem Kopfe gekocht hätte.‘ — Richter: ‚Könnt Ihr das beweisen?‘ — Gefangener: ‚Ja, Mylord, das kann ich.‘ — Richter: ‚So ruft Eure Zeugen auf!‘ — Gefangener: ‚Rufer, rufe Richard Jones, Anna Williams, Anna James und Käthe Cornelius!‘ — Richter: ‚Richard Jones, was habt Ihr zu sagen?‘ — ‚Ich hörte William James sagen, er wolle schon machen, daß Mr. Lewis es bereue.‘ — Richter: ‚Anna Williams, was habt Ihr zu sagen?‘ — ‚Ich hörte von mehreren Personen in und um Carleon, sie wolle ihre Hände im Blute von Mr. Lewis waschen und daß sie seinen Kopf haben wolle, um Suppe davon zu kochen, wie von einem Schafskopf.‘ — Käthe Cornelius: ‚Mylord, und ich hörte dasselbe.‘ — Anna James: ‚Und ich hörte Dorothy James schwören, sie wolle ihre Hände in Mr. Lewis' Herzblut waschen.‘ — Richter: ‚Wo hörtet Ihr sie solches sagen?‘ — ‚In ihrem eigenen Hause, am Kamine, als ich noch bei ihr wohnte.‘“

In ähnlicher Weise entkräftete P. Lewis die Aussagen der übrigen Zeugen, freilich umsonst, indem Richter und Geschworene überzeugt waren, es stehe ein papistischer Priester vor ihnen, obschon der juridische Beweis nicht glücken wollte. Der Missionär sah es wohl ein, und da er der Pflicht der Selbsterhaltung Genüge gethan, richtete er sein Augenmerk einzig noch darauf, die niederträchtige Verleumdung des anglikanischen Bischofs von Hereford, welche wir Seite 51 anführten, feierlich und in offenem Gerichte zu brandmarken. Es gelang ihm dieses so vollständig, daß selbst dem Richter das Geständniß abgerungen wurde, der Bericht entbehre jeder Glaubwürdigkeit. P. Lewis erreichte diesen Zweck auf folgende Weise. Er verlangte zum Schlusse der Verhandlung, einem gewissen Seyes, der ihn gefangen genommen hatte und der jetzt als geschworener Zeuge gegen ihn anwesend war, eine Frage vorlegen zu dürfen. Der Richter gestattete es, und P. Lewis frug:

„‚Mr. Seyes, war ein Friedensrichter zugegen, als Ihr mich gefangen nahmet?‘ — Seyes: ‚Nein.‘ — Gefangener: ‚Mylord, das gibt mir Gelegenheit, mit Ihrer Erlaubniß mich von einer niederträchtigen Lüge zu reinigen, mit der ich im Angesichte der ganzen Nation in einer Druckschrift verleumdet wurde. Ich kann das Pamphlet vorlegen; es enthält auch keine wahre Zeile. Am Schlusse heißt es, ich sei von einem Friedensrichter gefangen worden, und zwar in einem Loche, das künstlich unter einem Lehmboden ausgehöhlt war. Mr. Seyes weiß wohl, daß das eine Lüge ist. Ferner ist darin behauptet, ich habe ein armes Weib um 30 Pfund Sterl. betrogen, um die Seele ihres Vaters aus dem Fegfeuer zu befreien; das Pamphlet nennt aber weder das Weib, noch ihren Mann, noch den Ort, noch die Zeit, wann und wo.‘ — Richter: ‚Wirklich nicht?‘ — Gefangener: ‚Nein, Mylord, so daß das ganze Pamphlet ein einziges, von einem ebenso kopflosen wie boshaften Menschen verfaßtes Lügengewebe ist.‘ — Richter: ‚Mr. Lewis, ich meinerseits glaube auch nicht, daß es auf Wahrheit fuße.‘“

P. Lewis konnte sich mit dieser Erklärung zufrieden geben. Als ihn der Richter daher frug, ob er sonst noch etwas zu bemerken habe, sagte er ruhig „nein“ und wartete nun auf sein Urtheil. Der Richter wandte sich an die Jury und wiederholte die Hauptpunkte der Klage. Er schloß seinen Vortrag mit den Worten: „Wenn ihr glaubt, was die Zeugen beschworen haben, so müßt ihr den Gefangenen des Hochverrathes schuldig finden.“

„Die Geschworenen traten ab und kehrten gleich darauf zurück. Der Gerichtschreiber stellte die Frage: ‚Seid ihr einig über das Verdict?‘ — Jury: ‚Ja.‘ — Gerichtschreiber: ‚Wer soll für euch sprechen?‘ — Jury: ‚Der Obmann.‘ — Gerichtschreiber: ‚David Lewis, erhebe Deine Hand! Findet ihr den Gefangenen, der vor den Schranken steht, schuldig oder nicht schuldig?‘ — Jury: ‚Schuldig.‘ — Richter: ‚David Lewis, tretet näher! Habt Ihr noch irgend etwas zu Eurer Vertheidigung vorzubringen?‘ — Gefangener: ‚Keine Sylbe mehr, Mylord!‘ — Gerichtschreiber: ‚David Lewis, erhebe Deine Hand!‘ — Richter: ‚Gebt mir mein Gewand!‘ [1] Lewis, Du sollst von hier zu dem Orte zurückgeführt werden, von wo Du kamst, und sollst auf eine Schleife gelegt und mit Deinen Fersen voran zum Richtplatze geschleift werden; dort soll man Dich am Halse hängen und noch lebend losschneiden; dann soll Dein Leib aufgeschnitten und Deine Eingeweide herausgerissen werden; Deine Glieder sollen abgehackt und vor Deinen Augen verbrannt, Dein Kopf soll abgehauen, Dein Leib geviertheilt und mit den vier Theilen nach der Verfügung Seiner Majestät verfahren werden. Und der Herr erbarme sich Deiner Seele!‘“

[1] Bei Fällung eines Todesurtheils kleidet sich der Richter in England in einen hierfür bestimmten schwarzen Talar.

So lautete das barbarische Urtheil gegen Hochverräther in jener Zeit. P. Lewis hörte es mit vollkommener Ruhe an und machte dem Gerichtshofe eine tiefe Verbeugung, zum Zeichen, daß er den ungerechten Spruch, der ihm die Marterkrone verhieß, mit Dank entgegennehme. Die Vollstreckung des Urtheils wurde einstweilen nach dem Willen des Königs aufgeschoben und der Verurtheilte nach Usk zurückgebracht, wo er den 24. April die mitgetheilten Aufzeichnungen beendete. Gleichsam als Postscriptum hat er ihnen noch eine Bemerkung beigefügt, welche zeigt, mit wie verschiedenem Maße die Wage der Themis damals gehandhabt wurde. „Bei denselben Assisen waren noch verschiedene Klageschriften eingereicht worden; eine gegen einen der angesehensten (anglikanischen) Minister der Gegend, wegen... (eines schmählichen Verbrechens); die Sache war völlig bewiesen, aber man fand die Klageschrift nicht mehr, denn es wäre ein zu großer Scandal und eine zu große Schande für die Kirche von England gewesen. Eine andere Klage beschuldigte einen Diener Mr. Arnolds eines monströsen Verbrechens; die Thatsache war bewiesen, die Klageschrift wurde nicht verheimlicht, aber der Schuldige war entwischt. Zwei Mörder, deren Blutthat erwiesen war, kamen gnädiglich davon. Ein notorischer Dieb, der schon zweimal auf Leben und Tod angeklagt und einmal zum Strick verurtheilt war, stand wegen Einbruch und Diebstahl von 22 Pfd. St. vor Gericht. Alles war zur Evidenz bewiesen, doch ließ man ihn mit einem leichten Brandmal in der Hand laufen. „Ich" — schließt P. Lewis diese Bemerkungen — „ich allein wurde zum Tode verurtheilt."

Am Feste der Kreuzerfindung (3. Mai) wurden endlich auch die beiden Gefangenen von Cardiff-Castle, der hochwürdige Herr Lloyd und P. Evans, in Cardiff vor die Assisen gestellt. Der Ankläger, Mr. Logher, hatte inzwischen seinen glücklichen Fang nach London an das Privy Council gemeldet und für seinen Eifer den Dank der hohen Lords zugleich mit einer Anweisung erhalten, wie er gegen die Gefangenen vorzugehen habe. Dieser gemäß hatte er eine Anzahl Katholiken aus der ärmsten Klasse, welche aus Furcht vor den grausamen Gesetzen den verbotenen Eid geleistet, zu sich berufen. Zuerst versuchte er einen armen Menschen zu verlocken, daß er bezeuge, P. Evans sei ein Priester. Der Mann lehnte es rundweg ab und blieb bei seiner Weigerung, obschon er halb todt gepeitscht wurde. Alle Anderen folgten seinem Beispiele und verweigerten jedes Zeugniß. Endlich gelang es aber dem

Kläger doch mit Zureden und Drohen, ein armes altes Weib und ihre Tochter zu gewinnen.

Diese führte Mr. Logher als Zeugen vor. Die unseligen Personen schwuren, sie hätten P. Evans Messe lesen, lateinisch, englisch und wälisch predigen hören, sie hätten ferner von ihm die Sacramente der Buße und der Eucharistie empfangen und ihn Mr. und Mrs. Tuberville die Communion reichen sehen. Als weiteren Zeugen brachte Mr. Arnold einen gewissen „Zwerg" mit, einen liederlichen Apostaten, der in Monmouth schon falsches Zeugniß gegen P. Lewis abgelegt hatte und der überhaupt ein Geschäft daraus zu machen schien, den Gerichten gegen die Priester mit seinem käuflichen Eide hilfreich beizuspringen. Dieser Mann also schwor, P. Evans habe ihn nach seinem Abfalle von der katholischen Kirche gefragt, was ihn zu diesem Schritte bewogen habe, und beigefügt: „Wenn Ihr es aus Furcht vor den Strafgesetzen thatet, so handeltet Ihr thöricht; denn ich versichere Euch, in kurzer Zeit wird keine andere Religion in England sein, als die katholische."

Das war ein perfider Angriff des Zeugen, um den Missionär der Mitwissenschaft der berüchtigten Verschwörung zu zeihen, und P. Evans erhob sich sofort, um gegen diese meineidige Aussage, die der Zwerg auf Anstiften Mr. Arnolds gemacht habe, Verwahrung einzulegen. Gegen das Zeugniß der beiden Frauen entgegnete er aber kein Wort, da es auf Wahrheit beruhte. Der Richter beruhigte ihn mit der Versicherung, auf das durch kein anderes Moment gestützte Zeugniß des Zwerges würde gar keine Rücksicht genommen; die Aussage der beiden Frauen genüge vollständig, wenn er dieselbe nicht widerlegen könne. Da nun der Missionär zu seiner Vertheidigung weiter nichts vorbrachte, faßte der Richter die Verhandlung kurz zusammen und schloß mit den Worten an die Geschworenen: „Wenn ihr das Zeugniß der Weiber glaubt, so müßt ihr ihn schuldig finden, weil er das Kapitalverbrechen beging, sich zum Priester weihen zu lassen." Charakteristisch für die fanatische Rohheit jener Tage ist der Zug, daß einer aus den Geschworenen, ein gewisser Richard Basset, mit einem Fluche auf die Anrede des Richters antwortete und rief: „Ja, ganz recht! kommt geschwind, wir wollen ihn ohne Federlesen schuldig finden." So geschah es denn auch. Die beiden Priester wurden in der üblichen, barbarischen Weise, wie P. Lewis, zum Tode verurtheilt. Sie hörten den Spruch mit unerschütterlichem Muthe und freudestrahlendem Antlitze, und P. Evans dankte sowohl

dem Richter, als den Geschworenen, für das große Glück, das ihm durch sie zu Theil wurde.

In den Kerker zurückgeführt, konnte sich der Missionär vor Trost und Freude kaum fassen. Die schweren Ketten, in die er nun als ein zum Tode Verurtheilter geschlagen wurde, bedeckte er mit heißen Küssen und verehrte sie als die Insignien seines Herrn und Meisters Jesus Christus, welcher ihn der großen Ehre der Theilnahme an seinen Leiden würdigen wollte. Als er dann die kirchlichen Tagzeiten gebetet hatte, bat er den Schloßhauptmann um eine Harfe, welche er früher manchmal zu seiner eigenen und seines Mitgefangenen Erholung gespielt hatte. Es drängte ihn, den Jubel seines Herzens auch in andere Herzen auszuströmen, und er spielte die Harfe mit derselben Seelenruhe, mit welcher er sie in den frohen Tagen seines Knabenalters im Chore zu St. Omer gespielt hatte, und Freudenlieder und Dankgesänge erschollen von seinen Lippen. Weder die Moderluft seines Gefängnisses noch die Last seiner Fesseln konnten seine Freude dämpfen oder seinen Gesang verstummen machen. Dieser freudige Muth blieb ihm treu bis zum Tode. Seine katholischen Freunde, die ihn oftmals besuchten, bezeugen einstimmig, wie er sie stets aufforderte, sich mit ihm zu freuen und ihn seines glückseligen Loses wegen zu beglückwünschen. Aber auch die protestantischen Einwohner von Cardiff bestätigen dasselbe; in großer Zahl drängten sie sich täglich herbei, um das seltene Schauspiel eines Mannes zu genießen, der sich auf seinen Tod freute; um aber die Moderluft seines Kerkers nicht athmen zu müssen, warteten die Leute die Stunde ab, da die Gefangenen sich im Hofraume etwas ergehen durften.

Die Hinrichtung wurde nämlich fast drei Monate hinausgeschoben und man glaubte ziemlich allgemein, das Urtheil würde an den beiden Priestern überhaupt nicht vollstreckt werden. Schon gab man den Verurtheilten etwas mehr Freiheit; da plötzlich kam die Weisung, den Blutspruch am folgenden Tage zu vollziehen. Als der Befehl eintraf, war P. Evans gerade mit einem harmlosen Spiele im Gefängnißhofe beschäftigt. Der Wärter wollte ihn abrufen, damit man ihm feierlich die Vollstreckung seines Urtheiles ankündige, aber der Missionär, der auch nicht einen Augenblick seine Ruhe verlor, bat ihn: „Was eilt's denn so? Laßt mich doch erst mein Spiel beenden!" Wirklich vollendete er mit Erlaubniß des Gefängnißwärters sein Spiel und kehrte dann freudig in den Kerker zurück, wo er sich die Fesseln wieder anlegen ließ. Die gleiche Seelenruhe und heilige Freude spricht sich auch in zwei

Briefen des seligen Blutzeugen aus, die er, den erstern am Vorabende, den zweiten am Tage seiner Hinrichtung, selber schrieb. Wir wollen diese beiden kostbaren Documente wörtlich mittheilen. Der erste ist an die Schwester des Seligen gerichtet, welche in einem Frauenkloster der Annunciaten zu Paris weilte. Sie trug den Klosternamen Katharina Barbara und hatte fast an demselben Tage (6. Mai 1679) ihre Profeß abgelegt, an welchem ihr Bruder in Cardiff zum Tode verurtheilt wurde. Der Brief lautet:

„Liebe Schwester! Ich weiß recht wohl, daß Du in den Grundsätzen des christlichen Muthes viel zu fest begründet bist, um auch nur einen Augenblick durch die Nachricht beunruhigt zu werden, daß der gegenwärtige Brief der letzte ist, den Dein liebender Bruder an Dich schreibt. In der That werde ich in wenigen Stunden, wie ich hoffe, sterben, weil ich Priester bin, und daher um der Sache Gottes willen. Welch größeres Glück kann einem Christen zu Theil werden? Wie müssen alle Freunde und Verwandten vielmehr jubeln und mich beglückwünschen, als weinen und wehklagen! Wie ich mich selbst Deinen frommen Gebeten empfehle, so darfst Du auch sicher auf mein Gebet zählen, daß Dich der allmächtige Gott zu seiner treuen Dienerin mache und daß Du dereinst des ewigen Lebens theilhaftig werdest. Dafür betet und wird beten

21. Juli 1679. Dein sterbender Bruder Ph. Evans."

Der zweite Brief, der wahrscheinlich an den frommen Hauswirth, den opfermuthigen Mr. Tuberville de Skere, gerichtet war, ist am Vormittage des 22. Juli geschrieben:

„Lieber Herr! Euer christlicher Starkmuth ist mir so wohl bekannt, daß die Zeilen eines Sterbenden Euch nicht erschrecken werden; derselbe ist Euch auch so in Freundschaft ergeben, daß er seine Hände ganz gewiß im Gebete zum allmächtigen Gotte erheben wird, um Seine Gnade für Euch und Eure liebe Familie zu erflehen. Wenn ich glaubte, Mr. David Lewis [1] wäre noch am Leben, wollte ich ihn gerne grüßen lassen. Heute Nachmittag gehen wir zur Hinrichtung. Niemand kann das Glück beschreiben, den Tod um der Sache Gottes willen erleiden zu dürfen, und so zähle ich darauf, daß Ihr und Eure liebe Familie viel eher jubeln, als wehklagen werdet. Seid überzeugt, wenn ich zum Throne Gottes komme, so soll es Euch und Eurer Familie (Dank für alle Wohlthaten!) an einer befreundeten Seele nicht mangeln. Meine Zeit ist kurz. Ich empfehle also Euch und die Freunde in Gottes Schutz und bleibe Euer in Liebe

22. Juli 1679. ergebener Freund Philipp Evans."

---

[1] P. Lewis, von dessen Schicksal P. Evans noch keine Nachricht hatte.

Heute Nachmittag gehen wir zur Hinrichtung: „Just this afternoon we are going to execution!" Klingt das nicht, als ob der Martyrer sagte: Heute Nachmittag gehen wir zu einer Lustpartie? Und der Mann, der so ruhig vom Tode und zwar vom Tode durch Henkershand spricht, steht in der Blüthe seiner Jugend und Kraft, erst im 34. Jahre seines Lebens. Aber der Geist des Glaubens ist stark in diesem Herzen; er weiß, für wen er leidet, und hofft zuversichtlich, bald am Throne Gottes zu stehen, als mächtiger Fürsprecher für seine Schwester und seine Freunde.

Es war, wie gesagt, der 22. Juli [1], das Fest der hl. Maria Magdalena. Der Untersheriff trat in das Gefängniß und kündete den Verurtheilten an, die Stunde der Hinrichtung sei da. Man ließ einen Schmied kommen, der die Eisenringe der Fesseln von den Gliedern lösen sollte; bei P. Evans waren sie aber so fest genietet, daß der Mann mehr als eine Stunde hämmern und feilen mußte und dem Gefangenen große Schmerzen bereitete; ärgerlich und zugleich von Mitleid gerührt warf er endlich sein Werkzeug weg, und nur die Bitten des Missionärs konnten ihn bestimmen, sein trauriges Geschäft zu vollenden. Dann verließen die beiden Priester zusammen das Gefängniß, das sie während fast acht Monaten durch ihr Gebet und ihr opferfrohes Leiden geheiligt hatten. Man versagte ihnen die Bitte, den letzten Weg zu Fuß zurücklegen zu dürfen, und setzte sie mit gebundenen Armen auf einen Karren. Auf dem ganzen Wege beteten sie zusammen, und als sie den Galgen von Weitem erblickten, legten sie sich gegenseitig noch eine letzte Beichte ab und gaben sich das Versprechen, daß derjenige, der an zweiter Stelle hingerichtet würde, seinem Vorgänger im Leiden im Augenblicke des Todes die letzte Absolution ertheilen wolle. Am Fuße des Galgens angekommen, fielen sie auf ihre Kniee und grüßten denselben mit den Worten des hl. Andreas: „Sei gegrüßt, du gutes Kreuz!" Dann umarmten sie sich, küßten sich wiederholt, verweilten noch etwas in stillem Gebete und fragten dann den Sheriff, wer von ihnen zuerst sterben müsse. Er sagte, Mr. Evans. So umarmte der Missionär seinen Gefährten noch ein letztes Mal und richtete folgende kurze, aber herzliche Ansprache an die versammelte Menge:

„Ich brauche euch nicht zu sagen, weßhalb wir hierher zum Tode geführt werden. Unser Todesurtheil bezeugt laut, daß wir nicht einer Ver-

[1] Die Datums sind nach dem alten Stile, der damals in England noch gebräuchlich war. Nach dem neuen Stile ist es der 1. August.

schwörung oder irgend eines anderen Verbrechens wegen leiden, sondern einzig, weil wir Priester sind; daher sterbe ich für meine Religion und für mein Gewissen. Ich werde nicht viele Worte über die Güte meiner Sache verlieren, weil ich denke, es bedarf meiner Worte nicht; aber sie ist so vortrefflich, daß ich das Glück, für sie zu sterben, nicht um alle Kronen der Welt hingeben möchte. Wahrlich, wenn ein Mensch jemals die Wahrheit spricht, so ist es in der Todesstunde; daher, hoffe ich, wird Niemand meine Worte bezweifeln. Sollte ich einen Feind auf Erden haben oder jemals gehabt haben — ich glaube nicht, daß ich jemals in meinem Leben einen solchen hatte —, so verzeihe ich ihm von Herzen Alles, was er gegen mich sagte oder that; und sollte ich Jemanden beleidigt haben, so thut es mir von Herzen leid und ich bitte ihn um Verzeihung. Möge Gott dem König Glück und Segen verleihen! Ich bitte um das Gebet aller Katholiken, die hier gegenwärtig sind!"

Nach diesen Worten kniete der Martyrer nieder und betete. Einige Freunde drängten sich ohne alle Menschenfurcht herbei; er nahm herzlichen Abschied von ihnen und bestieg dann die Leiter. Von ihren Sprossen aus richtete er die letzten Worte an die zahlreichen Zeugen seines Todes:

„Von dieser Kanzel aus — und eine bessere kann es für einen Unschuldigen nicht geben — drängt es mich, euch nochmals zu sagen, daß ich für Gott und seine Religion sterbe und daß ich mein Loos für das glückseligste halte. Wenn ich zehntausend Leben hätte, so wollte ich sie auf das Bereitwilligste für eine so gute Sache hinopfern. Wenn mir ja auch das Leben geschenkt würde, so wäre es nur für eine kurze Zeit, obschon ich noch jung bin. Wie glücklich bin ich also, daß mir die unendliche Güte Gottes erlaubt, um einen so geringfügigen Preis das ewige Leben einzuhandeln! Allen, die zu meinem Tode, meinem Processe oder meiner Verurtheilung mithalfen, verzeihe ich. Inbrünstig bitte ich zu Gott, er möge alle meine Wohlthäter reichlich segnen. Allen, die sich mir freundlich erwiesen, und namentlich Euch, Mr. Sheriff, danke ich für die menschliche Behandlung, die Ihr mir widerfahren ließet. Lebet wohl, Mr. Lloyd, wenn auch nur für einen kurzen Augenblick, denn sogleich werden wir uns wiedersehen! Betet Alle für mich; ich will es euch vergelten, sobald ich nach Gottes Erbarmung mich der beseligenden Anschauung erfreue. Wenn irgend Jemand von euch, die ihr mich jetzt so freudig für meine Religion sterben sehet, einen guten Gedanken dabei faßt, so will ich mich glücklich preisen." Dann sammelte er sich eine Weile und bat um die letzte Absolution, indem er die Worte sprach: „Mr. Lloyd, haltet Euer Versprechen!" Der Henker legte ihm jetzt die Schlinge um den Hals; da erhob er seine Hände und rief mit klarer Stimme: „In manus tuas, Domine, commendo spiritum meum!" (In deine Hände, o Herr, empfehle ich meinen Geist!) So wurde er von der Leiter gestoßen und starb. Die Menge der Zuschauer war beim Anblicke dieses heldenmüthigen Todes tief bewegt.

P. Evans zeichnete sich aus durch ein offenes, biederes Wesen; er war dem Gebete eifrig ergeben, genau in Beobachtung seiner Ordensregel, eifrig im Gehorsam, und durch seine Leutseligkeit und das Bestreben, Allen zu dienen, bei Jedermann beliebt. Seine Züge waren der Spiegel seines frohen und offenen Herzens und seiner religiösen Bescheidenheit; aber niemals war, nach dem Zeugnisse Bischof Challoners [1], sein Antlitz freudiger, als da er auf der Leiter des Galgens stand. „Alle Anwesenden bezeugten," sagte er, „daß er niemals besser und fröhlicher aussah, als da er starb."

Während der Hinrichtung von P. Evans bewies sein Gefährte, der hochwürdige Herr John Lloyd, ebensoviel Standhaftigkeit als Freude und richtete, bevor er die Leiter bestieg, folgende schlichte Worte an die Zuschauer:

„Mein Leidgefährte hat die Ursache unseres Todes bereits klargelegt; ich brauche es mithin nicht zu wiederholen und überdieß war ich nie in meinem Leben ein gewandter Redner. Ich erkläre also einfach, daß ich im wahren katholischen und apostolischen Glauben gemäß den Worten des Glaubensbekenntnisses: ‚Ich glaube an eine heilige, katholische Kirche' und in Ausübung der drei Tugenden des Glaubens, der Hoffnung und der Liebe sterbe. Ich verzeihe Allen, die gegen mich gefehlt haben, und wenn ich Jemanden beleidigt habe, so thut es mir von Herzen leid und ich bitte ihn um Verzeihung. Ich bitte um das Gebet Aller und namentlich um das der hier gegenwärtigen Katholiken; mögen sie ihr Kreuz mit Geduld tragen und sich der Worte der heiligen Schrift erinnern: ‚Selig sind die, welche um der Gerechtigkeit willen Verfolgung leiden, denn ihrer ist das Himmelreich.'"

Dann bestieg der Diener Gottes die Leiter, dankte noch einmal Allen, die ihm Freundlichkeit bewiesen, besonders dem Sheriff, rief: „Mr. Crome, Ihr waret stets mein Wohlthäter, bittet jetzt für mich!" schlug dreimal an seine Brust, indem er lateinisch die Worte sprach: „Herr, erbarme Dich meiner, eines Sünders", rief: „In Deine Hände, o Herr, empfehle ich meinen Geist!" und gab das Zeichen. Man stieß ihn von der Leiter, und in wenigen Minuten hatte er ausgekämpft.

Wie werden sich die beiden Gefährten bei ihrem Wiedersehen im Himmel gefreut haben! Sie, die schon im Kerker zur Harfe sangen, — wie werden sie da ein ewiges Jubellied und Siegeslied angestimmt haben!

Noch bevor die beiden Helden, von denen wir soeben erzählten, ihre Kronen und Palmen errangen, ging ein anderer Kämpfer aus

---

[1] Memoirs of Missionary Priests.

schwerer Trübsal zum ewigen Siege und Frieden ein. Sein Schicksal gleicht sehr dem Loose des P. Ignatius (Walter) Price, so zwar, daß man den einzigen Brief, der uns von seinem Leiden berichtet, auch schon auf P. Price bezogen hat und die Vermuthung aussprach, derselbe könnte wohl auch den Namen Andrews geführt haben. Diese Annahme scheint aber schon deßhalb unhaltbar, weil P. Price bestimmt am 16. Januar starb, während im vorliegenden Falle die frisch begrabene Leiche zu Ende Juni aufgefunden wird. So ähnlich daher auch in manchen andern Punkten die Leiden des P. Price und des hochwürdigen Herrn Andrews sind, muß man doch die Verschiedenheit ihrer Personen annehmen. Da aber der Name Andrews weder in den damaligen Katalogen der englischen Provinz der Gesellschaft Jesu, noch in den Jahresbriefen sich findet, glauben wir, daß der ehrwürdige Bekenner kein Jesuit, sondern höchst wahrscheinlich Weltpriester war, obwohl der protestantische Gewährsmann ihn „den berühmten Jesuiten" (that grand Jesuit) nennt. Protestanten waren eben auch damals rasch mit dieser Benennung zur Hand. Der Brief, dem wir die einzige Kunde von diesem Opfer der Verfolgung verdanken, ist aus dem Dorfe Skenfirth in Monmouthshire unter dem 2. Juli 1679 datirt[1]. Er lautet wörtlich also:

„Eine wahrhaftige Geschichte von dem Jesuiten-Pater Andrews, wie er zu Hardwick in Monmouthshire lebte, wie er in einen großen Wald floh, um der Gerechtigkeit zu entgehen, wie er eines vorzeitigen Todes starb und auf was für eine Art er begraben wurde.

„Herr, ich schicke Euch hier einen kurzen, aber vollständigen Bericht über einen gewissen P. Andrews, einen Jesuiten, der manchmal an einem, Hardwick genannten, Orte in Monmouthshire sich aufhielt, manchmal auch bei seinem Bruder Thomas Andrews in der Pfarrei von Skenfirth, etwa acht Meilen von Hardwick, in der gleichen Grafschaft. Nach der Entdeckung der letzten Verschwörung wurden von verschiedenen Friedensrichtern Verhaftbefehle gegen den genannten P. Andrews erlassen, so daß er gezwungen war, von den erwähnten Ortschaften in einen nahegelegenen Wald zu flüchten. Daselbst lag er über drei Monate verborgen; ein junger Knecht seines Bruders trug ihm täglich Nahrung zu. Da er aber fand, daß seine Gesundheit in diesem Verstecke sehr litt, so besorgte ihm ein gewisser Hills, ein Priester, der ihn von Zeit zu Zeit besuchte, bei einer guten Wittib, deren Name Jane Harris war, ein kleines Stübchen. Hills besuchte ihn da öfters während drei oder vier Tagen. Auch schickte er die arme Frau manchmal zu einem Metzger,

[1] Records, vol. V. p. 903.

der in einem kleinen Dorfe, etwa eine halbe Meile entfernt, wohnte, daß sie Fleisch für den Pater kaufe. Sie durfte nicht viel auf einmal kaufen, denn der Kranke mußte frisches haben, und der bloße Anblick eines großen Stückes war genügend, ihm Übelkeit zu verursachen, denn er war sehr schwach und gebrochen durch die Last seiner Jahre. Dem Metzger fiel es auf, daß dieses arme Weib so oft kam und Fleisch kaufte, was sie früher nicht gethan; denn sie war nicht in der Lage, Fleisch für sich selber kaufen zu können. Er nahm also eine Gelegenheit wahr und frug sie, für wen das Fleisch sei, und sie gestand unumwunden, es sei für einen alten Herrn, der seit Kurzem bei ihr zur Miethe wohne. Da merkte der Fleischer sofort, das werde entweder ein Priester oder ein Jesuit sein, und lief schnurstracks zu einem gewissen Mr. Arnold, einem Friedensrichter und eifrigen Papistenverfolger, und erzählte ihm, was die Frau gesagt. Sogleich eilte Mr. Arnold in Person mit einigen Dienern und Nachbarn herbei und durchsuchte das Haus. Allein der Priester war schon gewarnt und auf und davon, als sie kamen. Die Wittfrau wurde in's Verhör genommen, was aus dem alten Herrn geworden sei, der bei ihr zur Miethe gewohnt hätte; sie sagte, er sei vor Kurzem fortgegangen, und sie wisse nicht, wohin. Der Friedensrichter schickte das Weib in's Gefängniß nach Usk, wo sie jetzt noch gefangen sitzt. Nachdem der Vogel so entwischt war, konnte Mr. Arnold nichts mehr von ihm erfahren bis zum 27. des verflossenen Juni. Da wollte ein Bauer, der zu Wengothan in der Nähe von Abergavenny wohnt, einiges Heu in eine seiner Scheunen legen, welche in früherer Zeit eine Kapelle war und zu irgend einer Abtei oder Priorei gehörte. Wie er nun etwas altes Stroh bei Seite räumte, um Platz für das Heu zu gewinnen, fand er darunter eine frischgegrabene und vor Kurzem zugefüllte Stelle wie ein Grab. Das machte den Mann stutzig, und er wußte nicht, was thun. Endlich dachte er, es sei das Beste, die Sache einem Friedensrichter anzuzeigen; denn er meinte, es könnte Jemand ermordet und daselbst begraben sein. Der Richter befahl sofort, die Stelle zu untersuchen, und da fand man die Leiche eines Mannes, der vor Kurzem daselbst beerdigt worden; er hatte keinen Sarg, sondern war nur in ein Leintuch eingewickelt. Auf seinem Leibe lag aus Wachs ein Kreuz, auch hatte er Rosenkränze, Crucifixe und andern römischen Kram bei sich. Sofort wurde nach einem Coroner geschickt und eine Untersuchung angestellt, die fand, der Mann sei an Gift gestorben, denn der Leib war sehr stark aufgetrieben. Die Leiche wurde zwei oder drei Tage öffentlich ausgestellt; da zeigte sich, daß es der schon genannte P. Andrews, der Jesuit, sei. Eine weitere Untersuchung, wie er an dem Orte begraben worden und wer seinen Tod verschulde, wurde sofort angestellt, aber ohne Erfolg. So ist man der Meinung, daß man ihn heimlich und bei Nacht dahintrug und daselbst beerdigte, weil der Bau vormals ein Gotteshaus war. Und das ist mein wahrhaftiger Bericht."

Welch ein Bild liefert uns dieser Brief aus der Feder eines protestantischen Zeugen! Der alte, gebrechliche Greis, der während der Wintermonate im Walde eine Zuflucht sucht; der Priester, der sich seines

ehrwürdigen Mitbruders so treu annimmt; die arme Wittwe, die so freudig Gastfreundschaft übt und zum Lohne dafür in das Gefängniß geworfen wird; die guten Leute, die endlich dem zu Tode Gehetzten in den Mauern eines alten Gotteshauses nächtlicher Weile ein Grab bereiten und ihm, was die Armuth vermag, ein Kreuz von Wachs und einige Rosenkränze mitgeben: wer denkt da nicht an die Worte des hl. Paulus: „Sie gingen umher in Fellen und Ziegenhäuten, darbend, geängstigt, mißhandelt; sie, deren nicht werth war die Welt, irrten in Wüsteneien, in Gebirgen und Höhlen und Klüften der Erde!“ [1]

Endlich kam auch für P. Lewis der ersehnte Tag des Opfers und des Triumphes. Nach seiner Verurtheilung wurde er auf Befehl des Privy Council's nach London gebracht und lag daselbst eine Zeitlang im Gefängnisse von Newgate gefangen. Man stellte ihn dem Erfinder des vorgeblichen Complottes, Titus Oates und dessen meineidigen Helfershelfern Bedloe und Dugdale, gegenüber; er war aber allen diesen Leuten evident so ganz unbekannt und seine Unschuld sprang so in die Augen, daß man den Plan fallen ließ, auch P. Lewis zu Tyburn als Verschwörer und Königsmörder hinzurichten. Der Earl of Shaftesbury, dessen Schlechtigkeit wir später zu beleuchten Gelegenheit haben werden, hatte nun die Stirne, dem greisen Missionäre Begnadigung zu versprechen um den Preis, daß er in die Reihen seiner meineidigen „Zeugen“ trete, seine Mitbrüder als Schuldige bezeichne und so den Glauben an die Verschwörung, der unter den Vernünftigern und selbst im Volke bereits zu wanken begann und den der Graf aus politischen Zwecken stützen wollte, wiederum neu belebe. Mit gerechter Indignation wies P. Lewis diese schamlose Zumuthung des Ministers zurück. Da bot man ihm sein Leben um den Preis der Apostasie vom katholischen Glauben. Man hatte wohl gemeint, der Mann, der vor dem Richter die vorgebrachten Beweise seines Priesterthums so scharf bestritten, fürchte sich vor dem Tode; aber so gern er sein Leben für seine Gemeinde erhalten hätte, so bereitwillig war er auch, dasselbe für seinen Glauben hinzuopfern. Er sagte abermals ein entschiedenes Nein. Shaftesbury schickte ihn also nach Usk zurück, damit er dort den Tod erleide. Doch dauerte es noch fast drei Monate, bis der charakterlose Karl II. seiner Überzeugung zum Trotze in die Vollstreckung des Urtheils einwilligte. Diese Zeit

[1] Hebr. 11, 37—38.

benützte der Gefangene mit immer gleichem apostolischem Eifer zum Besten seiner katholischen Brüder. Der Gefangenwärter, der den Missionär achten mußte, schränkte seine Freiheit möglichst wenig ein; ungehindert durfte er die Besuche seiner katholischen Freunde annehmen, ja konnte ihnen sogar die Sacramente spenden und das Wort Gottes verkünden. Die Stimmung eines großen Theiles der Bevölkerung von Monmouthshire war so sehr zu Gunsten des Verurtheilten, daß der Sheriff nur höchst ungern zur Vollziehung des Urtheils schritt. Auf eigene Gefahr schob er sie auf, in der Hoffnung, daß doch noch eine Begnadigung vom Könige erwirkt werden könne. Mr. Arnold aber, wüthend ob des vielen Guten, das der Gefangene in seinem Kerker wirkte, schrieb an Shaftesbury, und dieser schickte den Befehl, daß das Urtheil sofort vollstreckt werde, und verurtheilte gleichzeitig den Sheriff zu einer Geldbuße wegen Saumseligkeit und zu großer Nachsicht gegen den Gefangenen.

So wurde dann die Hinrichtung auf den 27. August a. St. (6. September) festgesetzt. Einem Original-Manuscripte zufolge, welches in Stonyhurst aufbewahrt wird [1], war kein Galgen errichtet. Die Zimmerleute von Usk hatten sich entfernt und sogar ihr Werkzeug versteckt, um nicht zum Tode des Missionärs mitwirken zu müssen. Der Sheriff sah sich so gezwungen, einem Gefangenen die Freiheit zu versprechen, wenn er einen Galgen herrichte. Wirklich rammte dieser zwei Pfähle in den Boden und befestigte oben darüber ein Querholz, und da dieses Gerüste des ungeübten Werkmeisters nicht hoch genug war, grub er eine Vertiefung zwischen den Pfählen, daß die Füße des Hängenden den Boden nicht berührten. Statt der Leiter mußte ein Stuhl dienen. Der Verfertiger dieses Galgens konnte sich übrigens nur mit Mühe der Wuth des Volkes entziehen, das ihn beinahe gesteinigt hätte.

P. Lewis scheint zum Richtplatze nicht geschleift, sondern einfach geführt worden zu sein, wie überhaupt die Aufregung des Volkes in manchen Punkten die wörtliche Vollstreckung des Urtheils hinderte. Er behielt seine ganze Geistesfrische und Standhaftigkeit bis zum letzten Athemzuge. Von dem Stuhle aus, der ihm statt der Leiter diente, richtete er eine herrliche und ergreifende Ansprache, die von Ohrenzeugen niedergeschrieben wurde, an die Zuhörer; sie muß überwältigend gewirkt haben. Nicht nur eine große, natürliche Rednergabe spricht sich in ihr

---

[1] Stonyhurst Mss. Angl., vol. V.

aus, sondern ein durch und durch apostolisches Herz, eine edle und heilige Seele, die sich, so schwer das Opfer der Natur auch fällt, mit ganzer Hingabe, mit der höchsten Gluth der Liebe Gott im Tode weiht. Wir fürchten nicht zu lang zu sein, wenn wir die Worte des sterbenden Missionärs unverkürzt wiedergeben. Mit fester Stimme und großer Ergriffenheit sprach er also:

„Ich sehe vor mir eine zahlreiche Versammlung. Möge der erhabene Erlöser der Welt jede Seele meiner Zuhörerschaft erretten! Ihr seid, wie ich glaube, hier zusammengekommen, nicht nur, um einen Mitbürger sterben zu sehen, sondern auch, um einen sterbenden Landsmann sprechen zu hören. Ich habe mich daher entschlossen, einige Worte an euch zu richten; ob sie anders ausfallen werden, als ihr erwartet, weiß ich nicht. Das weiß ich aber, daß diese letzte Gunst in London manchem Verurtheilten gestattet wurde [1], und ich rechne darauf, daß sie auch mir nicht entzogen werde. Ich will mir Mühe geben, so zu sprechen, daß meine Worte keine Seele kränken.

„‚Keiner von euch leide als Mörder oder Dieb ..., wenn aber als Christ, so schäme er sich nicht.‘ [2] Diese Worte des Apostels Petrus flüstert mir, wie ich glaube, der heilige Geist in mein Ohr, und sie sind mir ein großer Trost, denn ich leide nicht als Mörder oder Dieb oder als ein ähnlicher Übelthäter, sondern als ein Christ, und deßhalb schäme ich mich nicht.

„Ich unterscheide ein zweifaches Leben des Menschen hier auf Erden; das eine ist das moralische, das andere das natürliche Leben. Das moralische nenne ich jenes Leben, durch welches wir in der guten Meinung der ehrlichen Leute existiren; das natürliche jenes, durch welches wir athmen. Was das erstere Leben betrifft, so habe ich in letzter Zeit, Gott sei Dank, dasselbe zum Opfer bringen müssen, und zwar in hohem Grade und unter den empörendsten Beleidigungen, wie es der überaus großen Bosheit meiner Gegner gefallen hat. Bin ich doch als ein Betrüger mit öffentlicher Schmach gebrandmarkt worden, und zwar nicht nur in schamlosen Reimereien und Schmähschriften, sondern sogar in den Theatern von London, der Hauptstadt des Königreiches, und dann auf den Winkelbühnen des ganzen Landes, zum größten Schaden meines guten Namens. Glaubet mir auf das Wort eines Sterbenden: diese gegen mich erdichteten Fabeln in den Flugblättern enthalten auch nicht eine Spur von Wahrheit, man mag nun den Kern der Anklage oder die Umstände, die sie erwähnen, in's Auge fassen. Diese Fabeln

[1] Den zu Tyburn kurze Zeit vorher (30. Juni) als „Verschwörer“ hingerichteten Priestern. Die Regierung veröffentlichte sogar diese Ansprachen, „um zu zeigen, wie die Papisten im Tode noch lügen“ (!). Der Erfolg war aber ein ganz anderer, als der erwartete, und man beeilte sich, die Exemplare nach Möglichkeit zu vernichten.

[2] 1 Petr. 4, 15—16.

stehen mit der Wahrheit so im Widerspruch, daß ich den Verleumder, wenn man es mir nur gestatten wollte, leicht in's Gesicht hinein seiner Lügen überweisen könnte, die er gegen mich vorbringt. Und wahrlich, sie sind so lächerlich und handgreiflich unhaltbar, daß mich nur wundert, wie ein vernünftiger Christ, und namentlich Jemand, der mich persönlich kennt, ihnen Glauben beimessen mag. Wer jener junge Protestant sein soll, der erwähnt wird, weiß ich nicht; wer die junge Papistin ist, wie ihr vor anderthalb Jahren verstorbener Vater hieß, wie die Grafschaft, wie die Pfarrei heißt, in welcher mir alle diese Verleumdungen zur Last gelegt werden, weiß ich nicht; über alles das wird das tiefste Stillschweigen beobachtet. Und als ich bei meinem Processe vor den letzten Assisen auf Ehre und Leben angeklagt war, bewies ich meine Unschuld vor Aller Augen so sonnenklar, daß ich sogar von dem Richter die Erklärung erhielt, er erachte diese Klage für grundlos. Weßhalb trat vor den Schranken des Gerichtes Niemand gegen mich auf, um mir zu widersprechen und meine Vertheidigung umzustoßen? Nichts derart geschah, und das müßte allein schon in den Augen jedes gerechten und ehrlichen Mannes ein genügender Beweis sein, daß diese Anschuldigung nichts ist, als eine überaus gehässige Lüge, welche meine Gegner gegen mich ausheckten. Möge ihnen Gott verzeihen, wie auch ich es von Herzen thue! Wie bereit ich stets war, nach allen meinen Kräften den Armen beizuspringen, und wie nichts meiner Seele so ferne lag, als Gemeinheit und betrügerische Erpressung von ihnen, ist allen meinen Freunden und Nachbarn und Bekannten mehr als bewußt. Und noch in anderer Weise wurde mein guter Name während meiner neunmonatlichen Gefangenschaft niederträchtig angegriffen, sogar von Solchen, zu deren Besten ich seit 30 Jahren angestrengt arbeitete: möge Gott ihnen verzeihen, wie auch ich es thue! Gleichwohl und allen diesen Verleumdungen zum Trotze hoffe ich, im Herzen aller angesehenen und rechtlichen Leute, mit denen ich persönlich bekannt war, und bei allen wackeren Nachbarn, mit und unter welchen ich lebte, einen tadellosen Ruf mir zu bewahren.

„Was nun mein zweites oder natürliches Leben angeht, vermöge dessen ich athme, so sehet dieses Ding" — und der Blutzeuge zeigte dem Volke den Strick —, „welches binnen Kurzem Leben und Athem mir nehmen wird. Aber weßhalb schleppt man mich zu diesem Tyburn der Provinz? Weßhalb eilt man so, mich einem vorzeitigen Tode zu weihen? Ich will es euch sagen, und ich bitte euch, mich in Geduld anzuhören. Ich komme hierhin ohne irgend eine Mitwissenschaft einer Verschwörung, und ich rufe Gott zum Zeugen an, daß ich ohne jede Zweideutigkeit oder Mental-Reservation oder was immer eine Verheimlichung der Wahrheit spreche. Ich erkläre feierlich bei Allem, was mir heilig und theuer ist im Himmel und auf Erden, daß ich von jeder Mitschuld einer Verschwörung so frei bin, wie das gestern geborene Kind. Habe ich doch keine Kunde und kein Wissen von einer solchen Verschwörung gehabt, bis zwischen Michaeli und Allerheiligen die Erzählung davon landläufig war. Das ist die reine Wahrheit, so wahr mir Gott helfe und meine Seele rette! Auch wurde ich dieses verruchten und verabscheuungs-

würdigen Verbrechens nicht schuldig befunden, als man mich letzten Mai im Kerker von Newgate zu London mit Oates, Dugdale und Bedloe confrontirte und auf das Schärfste verhörte. Und wahrlich, hätte ich Kunde oder auch nur den leisesten Verdacht einer derartigen Verschwörung gehabt, ich würde an Eifer und Treue keinem der getreuesten Unterthanen der drei Königreiche gewichen sein und hätte die Sache sofort zur Anzeige gebracht. Wenn also nach meinem Tode von meinen Gegnern mein guter Name befleckt werden sollte, als wäre ich den Tod des Verschwörers gestorben, so gewähre man der Asche des Todten Gunst und Gerechtigkeit und verbanne einen solchen Gedanken aus seiner Seele. Nie lehrte man mich in den Schulen die verruchte Lehre vom Königsmorde. Ich verwerfe und verabscheue diese verwerfliche und verabscheuungswürdige Lehre, die den Grundsätzen der Religion, zu welcher ich mich bekenne, schnurstracks zuwiderlauft. Das Concil von Konstanz erklärt die Ermordung des rechtmäßigen Fürsten durch einen Unterthanen oder eine Privatperson, und jede stillschweigende Beihilfe dazu als eine verruchte That, auch wenn der Fürst ein Türke, ein Apostat, ein Kirchenverfolger oder ein Tyrann wäre. Und Niemand werfe mir Clement, den Mörder Heinrich' III. von Frankreich, vor, oder Ravaillac, den Mörder Heinrich' IV. Was diese thaten, war ein greuliches Verbrechen, und sie wurden deßhalb auch mit der äußersten Strenge des Gesetzes als Übelthäter bestraft und werden bis auf diesen Tag von allen römischen Katholiken als Bösewichter und Vatermörder gehalten, was sie in Wahrheit sind. Hoffentlich werdet ihr das Verbrechen weniger verruchter Menschen nicht der gesammten katholischen Kirche zur Last schreiben; ihr müßtet sonst mit demselben Rechte die That des Verräthers Judas allen Christen anrechnen. Was meine Person angeht, habe ich stets den König geliebt, verehrt und täglich für sein Glück und Wohlergehen zu Gott gebetet; ich rede, wie es mir um's Herz ist, und nicht, um zu täuschen und zu heucheln. Möge Gott Seine Majestät den König Karl II., meinen rechtmäßigen Fürsten, segnen! Möge Gott ihn mit zeitlichem und ewigem Segen überhäufen! Möge Gott ihn beschützen gegen alle seine Feinde! Möge Gott ihn leiten in allen seinen Rathschlägen, daß Alles zur Ehre desselben großen Gottes gereiche! Und ich bitte den Vater der Erleuchtungen, daß die Urheber und Mitwisser jeder Verschwörung, die etwa bestanden hat oder in Zukunft entdeckt wird, ihre gerechte und wohlverdiente Strafe treffe, aber auch, daß die Unschuld nicht verfolgt und nicht angetastet werde!

„Und so frage ich denn abermals: Weßhalb muß ich also vor der Zeit sterben? Weil mein Glaube der römisch-katholische ist. Ja, in ihm habe ich die letzten 40 Jahre gelebt, in ihm sterbe ich jetzt und sterbe demselben so treu ergeben, daß, wenn auch alle Güter der Welt mir für seine Verläugnung angeboten würden, mich alle Güter der Welt um keines Haares Breite vom römisch-katholischen Glauben entfernen sollten. Ein römischer Katholik bin ich, ein römisch-katholischer Priester aus dem religiösen Orden, welcher ‚die Gesellschaft Jesu' heißt, und ich preise Gott, der zuerst mich berief, und ich preise die Stunde, in der ich zuerst berufen wurde sowohl zum Glauben als

zum Priesterthum. Erinnert euch nun gütigst, daß ich zum Tode verurtheilt wurde, weil ich Messe las, Beicht hörte, die Sacramente der letzten Ölung, der Taufe, der Ehe spendete, das Wort Gottes verkündete und Ähnliches. Was die Messe betrifft, so ist sie der uralte und noch heute überall gebräuchliche, preiswürdige Gottesdienst der heiligen Kirche, und alle die anderen Handlungen sind Handlungen, welche die Verehrung Gottes bezwecken; indem ich also für sie sterbe, sterbe ich für die Religion. Wisset überdieß, daß bei meinem Verhöre in London im letzten Mai ein gewisser hochgestellter Edelmann mir ohne allen Umschweif sagte, daß ich sterben müsse, es sei denn, ich bekenne das Geheimniß der Verschwörung, oder bequeme mich zum Glauben der reformirten Kirche. Das Erste konnte ich nicht thun, denn ich hatte keinerlei Kenntniß einer Verschwörung; das Zweite verbot mein Gewissen. Deßhalb muß ich also sterben, und zwar um meiner Religion und meines Gewissens willen. Und indem ich für eine so gute Sache sterbe, opfere ich mein Leben, so weit es menschliche Schwäche gestattet, mit Freuden hin, sowohl innerlich als äußerlich. Möge die Fülle meines Herzens nicht allein durch meinen Mund, sondern auch durch die Züge meines Antlitzes zu euch sprechen!

„Freilich fühle ich hier Fleisch und Blut bereit, laut in den Ruf auszubrechen: ‚Zahn um Zahn, Auge um Auge, Blut um Blut, Leben um Leben!‘ Aber: ‚Nein!‘ ruft das heilige Evangelium. ‚Vergebet, und es soll euch vergeben werden! Bittet für die, welche euch verfolgen! Liebet eure Feinde!‘ Und ich nenne mich ein Kind des Evangeliums und dem Evangelium gehorche ich.

„Wenn ich Jemanden beleidigt haben sollte, er möge nun gegenwärtig oder abwesend sein, so bitte ich ihn demüthig um Verzeihung. Meinen Feinden vergebe ich auf das Bereitwilligste, Allen und Jedem, insbesondere meinen Nachbarn, die mich verriethen, den Leuten, die mich gefangen nahmen, den Gerichtspersonen, die mich einkerkerten, dem Richter, der mich verurtheilte, den Geschworenen, die mich schuldig erklärten, den Zeugen, die gegen mich auftraten, ob sie nun durch Bosheit oder falschen Eifer getrieben waren, und allen Anderen, die sich an meiner Verurtheilung betheiligten. Aber ganz vorzüglich und in besonderer Weise verzeihe ich meinem Hauptverfolger, der so lange nach meinem Blute dürstete. Von Herzen verzeihe ich ihm und wünsche seiner Seele so sehr allen Segen, daß ich ihn gerne, wenn es in meiner Macht stünde, auf den Thron eines Seraphs im Himmel erheben würde. Für alle diese bete ich mit den Worten des glorreichen hl. Stephanus: ‚Herr, rechne es ihnen nicht an‘, oder besser noch mit den Worten meines erhabenen Meisters: ‚Vater, verzeihe ihnen, denn sie wissen nicht, was sie thun!‘

„Und mit gutem Grunde liebe ich meine Verfolger also, denn so sehr sie ihrer eigenen Seele ungeheuern Schaden zufügten, eine ebenso unschätzbare Wohlthat, die ich die ganze Ewigkeit dankbar anerkennen werde, haben sie mir erwiesen. Der Hauptgrund aber, weßhalb ich sie liebe, ist die Liebe zu ihm, der da sagte: ‚Liebet eure Feinde!‘ Und zum Beweise meiner Liebe wünsche ich ihnen — und das ist das Beste, was ich wünschen kann — vom innersten

Grunde meiner Seele eine glückselige Ewigkeit. O Ewigkeit, Ewigkeit! Welch kurze Dauer haben die Ehren, die Reichthümer, die Lüste dieser Welt! Wie aller Wünsche werth bist du, o endlose Ewigkeit! Deßhalb bitte ich Gott demüthig für meine Feinde, daß er ihnen die Gnade einer wahren Reue verleihen möge, bevor sie von dieser elenden Welt losgerissen werden.

„Nachdem ich so meinen Feinden gegenüber meine Pflicht erfüllte, erlaubet mir auch noch, an meine Freunde einige Worte zu richten. Fürchtet Gott, ehret den König, stehet fest in euerm Glauben, waffnet euch gegen die Todsünde durch den Empfang der Sacramente der heiligen Kirche; traget in Geduld eure Verfolgung und Trübsal; verzeihet euern Feinden. Eure Prüfungen sind schwer. Ich wiederhole es: stehet fest in euerm Glauben bis zum Ende, ja bis in den Tod, dann werdet ihr himmlische Schätze aufhäufen in dem Jerusalem dort oben, wo kein Dieb mehr stiehlt, keine Motte mehr schadet und kein Rost mehr verzehrt. Bewahret den herrlichen Spruch des heiligen Apostelfürsten Petrus stets in euerm Gedächtnisse, den ich euern Herzen tief einprägen möchte: ‚Keiner von euch leide als Mörder oder Dieb, wenn aber als Christ, so schäme er sich nicht, sondern verherrliche Gott in diesem Namen!‘

„Aber es ist Zeit für mich, daß ich mich dem Himmel zuwende und die göttliche Majestät auch für mich selbst mit Bitten bestürme. Zu ihr will ich aus dem Grunde meines Herzens einige kurze, inbrünstige Gebete emporsenden.

„O höchster Herr und Gott, ewiger Vater des Himmels, Schöpfer aller Dinge, einziger Urheber der Gnade und Glorie! Mit demüthigem Herzen bete ich dich an, und dich allein bete ich als Gott an. Irgend einer bloßen Creatur, so erhaben sie auch sein mag, göttliche Ehre zu erweisen, verabscheue und verwerfe ich als greulichen Götzendienst!

„O menschgewordener Sohn Gottes, wahrer Gott! Du hast hier auf Erden mit deinem heiligen Blute eine Kirche erworben und sie mit deiner heiligen Arbeit gepflanzt — eine Kirche: die eine, heilige, katholische und apostolische Kirche —, daß sie Bestand habe bis zum Untergange der Welt. Alle Wahrheit, welche diese deine Kirche durch deine Offenbarung besitzt, Alles, was diese deine Kirche mich gelehrt hat und mir zu glauben vorstellt, das glaube ich bis zum letzten Jota.

„O Gott heiliger Geist! der du deine Sonne scheinen lässest über Gute und Böse und deinen Regen fallen über Gerechte und Ungerechte: ich preise deinen heiligen Namen und danke dir für die unzählbaren Wohlthaten, die du dich gewürdiget hast, mir, deinem unwürdigen Knechte, diese 63 Jahre meines Lebens zu gewähren und zuzuwenden.

„O heilige Dreifaltigkeit, drei Personen und Ein Gott! Vom Grunde meines Herzens bereue ich, daß ich dich jemals beleidigt habe, Dich, meine göttliche Güte, und wäre es auch nur durch ein unnützes Wort. Aber durch deine Barmherzigkeit, mein Gott, und durch die Verdienste meines Erlösers hoffe ich fest die ewige Seligkeit. Süßer Jesus, empfange meine Seele!"

Bei dieser rührenden Ansprache des sterbenden Missionärs mag wohl manches Auge — und nicht nur seiner katholischen Freunde — in Thränen geschwommen haben. Eine solche Rede mit dem Gepräge der reinsten Wahrheit, ein solcher Edelmuth den Todfeinden gegenüber, solche Glaubensfreudigkeit und herzinnige Andacht an dem Manne, den ein anglikanischer „Bischof" als gemeinen Betrüger brandmarken wollte, und zwar im Augenblicke, da er für seine katholische Überzeugung in den Tod ging, mußte überwältigend wirken.

Nur mit Mühe konnte die Hinrichtung vollzogen werden. Der Henker hatte sich davongemacht. Endlich gelang es, um den Preis von 12 Kronen (60 Mark) einen Grobschmied zu bestimmen, des traurigen Amtes zu walten. Der Mann nahm später ein schreckliches Ende; da ihm von dem Augenblicke an Niemand mehr Arbeit geben wollte, verlegte er sich auf Einbruch und Straßenraub[1]. Nach einem letzten Gebete wurde dem Blutzeugen der Strick um den Hals gelegt und der Stuhl, auf dem er stand, umgestoßen. Eine gewaltige Bewegung ging durch die Menge der Zuschauer, Protestanten wie Katholiken sprachen laut ihre Überzeugung aus, der Mann sterbe unschuldig. Um zu verhindern, daß nicht dem noch Lebenden das Herz aus dem Leibe gerissen werde, wie das grausame Urtheil wollte, sprang ein Protestant herbei, faßte den Sterbenden bei der Hand und ließ den Grobschmied erst dann den Strick durchschneiden, als die Seele des Missionärs bereits ihren Flug zum Himmel genommen hatte. Der Leichnam wurde zwar geöffnet und die Eingeweide herausgerissen, aber der Viertheilung widersetzte sich das Volk. Unter der Theilnahme einer ungeheuren Menschenmenge begrub man die ehrwürdigen Überreste in der Vorhalle einer nahen Kirche; der Untersheriff wohnte dem Begräbnisse bei und bewies den Katholiken Zeichen der Achtung und des Wohlwollens.

Auch außerordentliche und übernatürliche Thatsachen werden berichtet. Bischof Challoner erzählt: „P. Anton Hunter, ein Priester derselben Gesellschaft, der um seines Priesterthums willen damals auch zum Tode verurtheilt wurde, versichert in einem mir vorliegenden Manuscripte, die Eingeweide P. Bakers (Lewis) seien vom Feuer nicht verzehrt, ja nicht einmal von den Flammen berührt worden, obwohl man sie in die Gluth geworfen und mehrere Bündel Holz darauf gelegt, so daß man

[1] Nach dem angeführten Manuscript der Bibliothek zu Stonyhurst.

sie aufgelesen und mit dem Leichname zugleich beerdigt habe." Einige von den Feinden des Blutzeugen ereilte unverkennbar das göttliche Strafgericht. Kirby, der den Missionär verrathen hatte, erschlug in der Gegenwart seiner Schwester den eigenen Vater. Tracey, einer der Angeber, wurde gleich nach der Verurtheilung von der Läusesucht befallen und stürzte unmittelbar nach der Hinrichtung auf offener Straße ganz mit Ungeziefer bedeckt todt zusammen. Aber auch Gnadengeschenke erwies die göttliche Allmacht zu Ehren ihres getreuen Dieners. Ein Halstuch, das mit dem Blute P. Lewis' getränkt war, wurde einem sechsjährigen Knaben, der von Geburt an an Epilepsie litt, um den Nacken geschlungen und bewirkte augenblicklich vollständige Heilung. Noch zahlreicher waren gewiß die geistigen Gaben, welche das inbrünstige Gebet des Sterbenden erflehte, und wenn Karl II., der schwache, charakterlose und seinen Lüsten ergebene König, der gegen seine bessere Überzeugung so manches ungerechte Todesurtheil an schuldlosen Opfern vollziehen ließ, auf seinem Todbette die unschätzbare Gnade hatte, in die katholische Kirche aufgenommen zu werden und sich durch den Empfang der heiligen Sacramente mit Gott auszusöhnen, so verdankte er diese seltene Gnade ganz gewiß in vorzüglicher Weise der Fürbitte jener Männer, die in ihrer letzten Stunde noch auf dem Schafotte für ihn beteten. Drei derselben sind uns in diesen Blättern begegnet, andere werden wir in einer folgenden Arbeit über die Oates-Verschwörung kennen lernen.

Noch eines letzten Opfers der Priesterhetze in Süd-Wales haben wir mit wenigen Worten zu gedenken, des P. Charles Pritchard S. J., wahrscheinlich eines Vetters des glorreichen P. Lewis, dessen heldenmüthigen Tod wir soeben bewunderten. P. Pritchard wurde ebenfalls in Süd-Wales geboren im Jahre 1637, war 1663 in die Gesellschaft Jesu eingetreten und hatte seit 16 Jahren unermüdlich als Missionär in seiner Heimath gewirkt. Die „Entdecker" der Verschwörung hatten den freundlichen, harmlosen Mann zu einem Hauptattentäter gestempelt, und so setzte die Regierung einen großen Preis auf seinen Kopf. Dank der Treue seiner Umgebung, fiel er nicht in ihre Gewalt, wohl aber veranlaßte die Verfolgung seinen frühzeitigen Tod. Die „Jahresbriefe" [1] widmen seinem Andenken folgende Zeilen:

---

[1] Ad Ann. 1680.

„P. Charles Pritchard, der während der Verfolgung lange Zeit in einem winzigen Kämmerchen verborgen lag, wurde am 14. März 1680 von einem plötzlichen Tode hinweggerafft. Er war ein demüthiger und frommer Mann, voll Seeleneifer, ein unermüdlicher Arbeiter im Weinberge, und hatte fast 16 Jahre mit großem Erfolge in der Mission gearbeitet.... Der Betrüger Bedloe hatte den Pater nie auch nur mit einem Auge gesehen, wie klar aus dessen Personalbeschreibung hervorgeht, denn er schilderte einen ganz anderen Menschen, sowohl was Statur, als Haare, Gesichtszüge und Hautfarbe angeht. Gleichwohl hatte er die Stirne, auf seinen Eid auszusagen, er kenne den Pater sehr genau; derselbe habe den Tod des Königs geplant, im Jahre 1678 oftmals den Berathungen der Jesuiten in London beigewohnt, den Mord Sr. Majestät und den Umsturz der Regierung nicht allein gebilligt, sondern sei geradezu der Haupturheber und Rädelsführer der ganzen Verschwörung. Wenn auch alle anderen Beweise gemangelt hätten, so würde schon des Paters allbekannte Milde und heilige Einfalt eine genügende Widerlegung einer solchen Beschuldigung sein, da ein solches Verbrechen doch vor Allem Frechheit und Entschlossenheit forderte. Er hatte absolut nicht die Eigenschaften für einen Verschwörer. Dennoch glaubte das Privy-Council dem Meineidigen und besiegelte unter dem Einflusse des eingewurzelten Katholikenhasses die Verleumdung, obschon das Wort des Angebers durch kein anderes Moment gestützt wurde; sie erließen also einen Steckbrief gegen den guten Pater und setzten auf seine Einbringung und Überführung 80 Goldkronen. Häscher wurden ausgeschickt, die mit der größten Sorgfalt und Ausdauer alle Schlupfwinkel in den Wohnungen der Katholiken durchsuchten und kein Haus und keinen Winkel übergingen. Sechs Monate lang lag er in dem abgelegenen Hause eines vortrefflichen Katholiken in einem gut verborgenen Verschlage und nur wenige von den Dienstboten wußten um seine Gegenwart. Bei Tage setzte er keinen Fuß aus dem Kämmerlein, bei Nacht aber unterzog er sich den größten Gefahren und ging oft eine weite Strecke, um den kranken Katholiken beizustehen. Dieses Leben voll Angst und Mühsal untergrub jedoch seine Gesundheit und ein falscher Tritt im Dunkeln führte seinen Tod herbei. Man begrub ihn heimlich in dem anstoßenden Garten, um seinen lieben Gastwirth zu schonen; denn wäre es den Protestanten zu Ohren gekommen, daß der letztere einen geächteten Priester in seinem Hause verborgen hatte, er würde mit seinem Kopfe und mit der Confiscation seines Gutes den Dienst gebüßt haben, den er dem Diener Gottes erwies."

So sahen wir in dem kleinen Districte von Monmouthshire sieben Priester und Jesuiten binnen etwas mehr als Jahresfrist der Verfolgung zum Opfer fallen. Gewiß ist aber hiermit weder die Zahl der Opfer erschöpft, noch haben wir einen vollständigen Begriff von den Leiden und Trübsalen gewonnen, welche andere Priester und welche die Laien zu erdulden hatten. Die Quellen, aus denen wir diese Züge entnehmen, beziehen sich eben zunächst auf die Gesellschaft Jesu und sind daher

keineswegs erschöpfend. Doch wird auch das unvollständige Bild, das sie ermöglichen, uns mit Bewunderung von der Glaubenstreue und dem Opfermuthe jener Tage erfüllen, deren glänzenden Lohn die katholische Kirche erst in unserem Jahrhunderte in England einerntet.

Jos. Spillmann S. J.

Die geheimen Schüler-Verbindungen auf norddeutschen Gymnasien.

Der Vorwurf der Erziehungslosigkeit und der Mißerziehung, welchen man gegen das heutige Gymnasium im Allgemeinen erhebt, wird durch keine Erscheinung greller beleuchtet, als durch das Unwesen der geheimen Schüler-Verbindungen, vorherrschend auf norddeutschen Gymnasien. Die Tagespresse und die Kammern zu Berlin haben sich mit dieser betrübenden Erfahrung bereits vor einiger Zeit beschäftigt, und alle Freunde der menschlichen Gesellschaft klagen: Was soll aus unserer Zukunft werden, wenn die studirende Jugend solche Ärgernisse aufweist? [1]

Herr Dr. Rob. Pilger, Gymnasial-Director in Essen, hat uns der Mühe überhoben, unsere eigenen Sammlungen zu benützen, durch seine Schrift: „Das Verbindungswesen auf norddeutschen Gymnasien" (2. Aufl., Berlin, Weidmann, 1880), die überall gerechtes Aufsehen erregt hat. Der Verfasser schöpfte aus den 1878 und 1879 erschienenen Mittheilungen der westfälischen und hannoverischen Directoren-Versammlungen, aus jenen des hessischen Lehrer-Vereins und endlich aus den Acten zweier von ihm selbst aufgelösten Gymnasiasten-Bünde; seine Angaben haben daher amtlichen Werth. Noch schreiendere Beispiele, die sich aus verschiedenen Orten in der Tagespresse fanden, übergehen wir, da es uns um die Sache selbst, nicht um drastischen Eindruck auf die Gemüther zu thun ist.

---

[1] Das preußische Abgeordnetenhaus hat sich auf Antrag des Centrums bereits in den Sitzungen von 1879—1880 mit der Frage befaßt. Am 29. Mai 1880 erließ das preußische Cultus-Ministerium und am 14. Juni darauf jenes des Inneren eine Verfügung gegen die Geheimbündelei der studirenden Jugend.

Das große Publikum hätte niemals erfahren, wo Herr Pilger die zwei Verbindungen, von welchen eine das erkleckliche Alter von 26 Jahren erreicht hatte, aufgelöst habe, und wo vierzehn Verbindungen der nämlichen Art während vier Jahrzehnten längere oder kürzere Zeit bestanden hatten, wenn sich nicht das Niederlausitzer Städtchen Luckau (Regb. Frankfurt a. d. O.) erhoben hätte durch den Mund seines Stadtverordneten P. Jordan, welcher die ziemlich schwache Broschüre im Selbstverlag erscheinen ließ: „Pro domo; Erwiederung auf die Broschüre des Gymn.-Dir. Dr. Pilger: Über das Verbindungswesen auf norddeutschen Gymnasien". Was die „Erwiederung" vorzüglich abschwächt, ist der kleinstädtische Ton und das Abirren auf das Gebiet des Persönlichen [1].

Pilgers Schrift ist im Tone edler Überzeugung, mit Sachkenntniß und mit Interesse für das Heil der Jugend geschrieben; zwar muß er ziemlich tief in ein wenig liebliches Gebiet hinabsteigen, aber er entschuldigt es mit Lotze's Worten, daß jede menschliche Thätigkeit, die darauf abzielt, Reinlichkeit hervorzubringen, im Grunde etwas Unreinliches sei. Er behandelt erstens die Gymnasiasten-Verbindungen in ihrem thatsächlichen Auftreten, forscht sodann nach ihren Ursachen und zählt endlich die ihm gut scheinenden Mittel zu ihrer Unterdrückung auf. Wir können dieselbe Eintheilung beibehalten und dem Verfasser im ersten Punkte ziemlich folgen, müssen dagegen im zweiten und dritten Theile häufig von ihm abweichen. So erhalten die Leser nicht etwa bloß eine Kritik der immerhin ansprechenden Schrift, sondern zugleich einen neuen Beitrag zur Lösung dieser in der Gegenwart brennenden Frage. Denn „in das weitere Publikum ist eine Kenntniß der Angelegenheit nur selten, eine Würdigung noch seltener gelangt, in viele Kreise wohl erst durch die eindringlichen Worte des Ministers von Puttkamer im preußischen Abgeordnetenhause. Und doch erscheint eine möglichst allgemeine und eingehende Kenntniß im höchsten Grade wünschenswerth, zumal sich hier ein Gebiet eröffnet, auf welchem der gebildete Theil des Volkes das lebhaftere Interesse, welches er seit einiger Zeit für seine höheren Schulen bekundet, mit wirklichem Erfolge bethätigen könnte, da

[1] Das kleine Luckau besitzt eine im Verhältnisse zahlreiche Freimaurerloge (65 Mitglieder 1880) „Zum Leoparden", in welcher der Oberlehrer Dr. Alex. Reinh. Bohnstedt Stuhlmeister und der Rector Joh. Gottfr. Richter Deputirter-Meister ist. Wer wollte sich da über geheime Schüler-Verbindungen wundern?

So wie die Alten sungen,
So zwitschern jetzt die Jungen.

Schule und Staat allein nicht im Stande sein werden, das wuchernde Übel vollständig zu beseitigen" (S. 3). Wir wollen dieses werthvolle Geständniß von der Unmacht der Schule und des Staates zur Bekämpfung des Unheils wohl im Gedächtnisse behalten und vorderhand auch einer durch die Gebildeten geübten Schulpolizei mißtrauen; wo die wahre Hilfe zu finden sei, wird sich zeigen.

I. Die thatsächliche Erscheinung der geheimen Gymnasiasten-Verbindungen.

Wir haben in den weitesten Umrissen eine kurze Geschichte, die Verbreitung und die Einrichtung der Verbindungen zu geben.

Nach Pilger (S. 36) zeigt sich wohl die älteste Spur solcher Bünde in einer k. sächsischen Verfügung an die Gelehrtenschulen vom 17. März 1812. Sie ordnet an, daß „der königliche Befehl von 1811, die ordens-landsmannschaftlichen und andere verbotene geheime Verbindungen unter den Studirenden betreffend", den Gymnasien bekannt gemacht werde, „da es nicht unwahrscheinlich ist, daß hier und da schon auf Schulen unter den jungen Leuten ... wenigstens der Hang zu denselben begünstigt werde". In einer früher sächsischen Schule wird sodann im Jahr 1821 darüber geklagt, daß schon seit längerer Zeit durch die drei oberen Klassen eine „Verbrüderung zur Störung der guten Ordnung und zur Aufrechthaltung einer Art des Pennalismus gehe" [1]. In den dreißiger Jahren sind Herrn Pilger (S. 37) aus Sachsen und Mecklenburg Verbindungen und zwar von burschenschaftlichem Charakter bekannt geworden, die sich aber im Ganzen wahrscheinlich auf Trinkgelage mit studentischem Comment beschränkten. Erst in den vierziger Jahren gelangten sie auf einigen märkischen Gymnasien zu bedeutender Entwicklung und zu gegenseitigem Verkehre, griffen im folgenden Jahrzehnt in der Mark, in Schlesien und jedenfalls auch in anderen Provinzen um sich und manchfach mit einer Öffentlichkeit, die es unerklärlich macht, wie man auf das Ding nicht achtete. „In den beiden letzten Jahr-

[1] Unter Pennalismus versteht man die um 1610 besonders an norddeutschen Universitäten aufgekommene Tyrannei der älteren Universitätshörer über die des ersten Jahres („Füchse"). Der Name stammt wohl von Pennal (Federbüchse) und enthält einen Hohn auf die ihre Vorlesung fleißig nachschreibenden Studenten. Näheres bei K. v. Raumer, Geschichte der Pädagogik, 4. Aufl., Bd. IV. S. 49 ff.

zehnten hat das Unwesen wohl in ganz Norddeutschland derartig gewuchert, daß es heute schwerlich einen größeren Distrikt gibt, der noch verschont wäre; ja die nicht inficirten Gymnasien machen wohl nur eine kleine Minorität aus" (S. 37). Der Verfasser deutet zugleich an, daß Manche, die ein Gymnasium frei vom Übel glauben, Handgreifliches nicht sehen.

Die Verbreitung dieser Bünde von Unbärtigen ist verhältnißmäßig am bedeutendsten in Hessen, denn da gab es 1878 kein einziges unangestecktes Gymnasium; häufig sind sie in Hannover, Westfalen, der Rheinprovinz, in Thüringen, Ost-Preußen[1], Pommern, Schlesien und Sachsen; theilweise fand man Spuren in Posen. Die zahlreichsten sind in Brandenburg. Pilger fand in seinem Material Beweise für mehr als 60 Verbindungen (S. 38); von ihnen kommen auf Schlesien, Sachsen und Brandenburg 50, wovon 44 in den letzten 15 Jahren gegründet wurden, und wovon auf elf Gymnasien und zwei Realschulen der Mark 31, auf fünf schlesischen Gymnasien und einer Realschule 8, auf drei sächsischen Gymnasien 5 Verbindungen bestanden. Er bemerkt jedoch: „Diese Zahlen stellen nicht etwa die Gesammtsumme der Verbindungen, die seit 1865 in diesen Provinzen existirten, dar, sondern nur die während dieser Zeit mit einem märkischen Corps, welches einem Kartell-Verbande angehörte, in irgendwie nähere oder entferntere Berührung gekommenen. Solcher Kartell-Verbände aber gibt es wohl zweifellos in der Mark, in Sachsen und Schlesien noch mehrere." Allerdings sind die Realschulen vorstehend minder vertreten, aber dieß spricht nicht für ihre Reinheit von dem Unwesen, sondern nur dafür, daß die Gymnasiasten nicht gern mit Realschülern verkehren. Entdeckung eines Kartell-Verzeichnisses auf einer stärkeren Realschule würde ohne Zweifel eine gehörige Zahl von Verbindungen an den Tag bringen.

Was nun die Einrichtung betrifft, so hatte der Verfasser die Statuten, „Constitutionen", von siebenzehn Verbindungen, die erste vom Jahre 1840 und die letzte 1879, vorliegen und erkannte sofort eine Nachäffung der akademischen Corps (nicht Burschenschaften), wie denn auch als Zweck genannt wird, „gute Corpsstudenten zu liefern". Mitunter wird im Vorworte ein ideales Ziel, wie Freundschaft, Ehre und

---

[1] Im December 1879 entdeckte man in Graudenz eine Verbindung; sechs Schüler wurden relegirt. Im Januar 1880 fand man zu Kulm gar vier Verbindungen, welche neun Schülern die Relegation eintrugen.

Humanität, genannt, sogar jede unwürdige Handlung den Mitgliedern untersagt; die „gesetzlichen Schranken sollen nicht überschritten", gemeinsame Disputir-Übungen gehalten werden; aber im Verlaufe der Statuten ist nur mehr die Rede von Fechtboden und Mensur, vom Kneipen und Rauchen, von der Fuchs-Constitution, vom Kassenwesen und der „humoristisch-satirischen Bierzeitung". Und wenn je ein idealer Jugendhauch vielleicht im Anfange geweht hatte, so war er sicher in den letzten Jahren ganz verflogen; „rein äußerliche Rücksichten, und zwar solche, die der vorgeblichen Tendenz direct zuwiderlaufen, wie das renommistische Streben nach möglichst großer Mitgliederzahl, nach möglichster Dauer der Verbindung, daneben das Werthlegen auf allerlei den studentischen Verbindungen abgesehene Formen und Spielereien, werden mehr und mehr die Hauptsache" (S. 6).

Aber es kommt noch besser. Wenn Anfangs der „Freundschaft" zulieb, die auf Gleichartigkeit der Bildung beruht, „nur in besonderen Fällen einzelne Secundaner" Aufnahme finden und die beiden Chargirten stets der Prima angehören sollten, so werden doch von 1864 an sogar Ober-Tertianer als „Kneipschwänze recipirt", und ist bei einer anderen Verbindung seit 1854 „der Zutritt ein durchaus freier". Von 1867 an muß je ein C. C. (Corps-Burschen-Convent) und ein R. C. (Renoncen-, d. h. Fuchs-Convent) mindestens einmal wöchentlich abgehalten werden; zur Leitung des letzteren ist ein eigener „Fuchs-Major" bestellt. Zur Aufnahme in den Verband genügte anfänglich die Bekanntschaft mit dem Biercomment; seit 1856 kommt eine schriftliche zweistündige, seit 1865 dreistündige Prüfung hinzu, bei welcher das Trinken und Rauchen die Hauptsache ist. Wie die Lüge als Corps-Pflicht cultivirt wurde, beweist der berüchtigte Ehrenworts-Paragraph seit 1865, welcher erklärt, daß „bei jeder Untersuchung das Corps nicht existirt, und daß das Ehrenwort ohne jeden Schaden der Person darauf abgegeben werden kann" [1]. Wenn sodann ein Verband die „Beförderung

---

[1] Eine 1860 gegründete Verbindung bestimmte in ihrem Knaben-Jargon wörtlich: „Sollte einer abgefaßt werden, so muß er jedenfalls Alles abläugnen, und keinen durch Verrath in's Pech bringen, sondern sich lieber religiren (sic! — von noch größeren Fehlern wimmeln die Schriftstücke) lassen; denn es ist besser, einer opfert sich für alle, als daß alle hiedurch abgefaßt werden; damit aber jeder in einem solchen Falle alles mit gutem Gewissen abläugnen kann, so ist er eben dadurch, daß er abgefaßt ist, stillschweigend entlassen." — Seit dem Ende der sechziger Jahre haben die meisten Constitutionen etwa folgenden Paragraphen: „Fragt Jemand (Küster — Lehrer —, Alter — Vater —, oder Philister — Beamter —), der von unserem

der Humanität" als Zweck angibt, so folgt bald darauf die enthüllende Vorschrift: „Jeder nähere Umgang mit Anderen ist verboten; spazieren darf Niemand mit Nicht-Mitgliedern ohne Erlaubniß des Präses gehen" (S. 8). Ehrlicher ist eine andere im Quartaner-Stil abgefaßte „Constitution", welche bekennt: „Die Verbindung ist auch zu dem Zwecke gestiftet, damit alle Mitglieder schon auf der Pennale den süßen Kern des Burschenthums kosten können, was ja doch vielen ihrer späteren Lebensstellung wegen nicht gewährt wird" (S. 9). Nämlich manche Jünglinge besuchen die Anstalt nur der Einjährigen-Prüfung wegen und treten später in untergeordnete Stellungen als Commis, Schreiber oder Unterbeamte; aber gerade sie, die als „alte Herren" der Verbindung treu bleiben, leisten ihr bei Untersuchungen durch Verhehlung der Statuten, des Pauk-Zeugs rc. in ihrer dem Director unzugänglichen Wohnung wesentliche Dienste. Doch genug von solchem kindischem Gebahren!

Gar nicht kindisch sind aber die Folgen dieses Treibens. Sehen wir auch vom Duell-Paragraphen ab, welcher „absolute Satisfaction" vorschreibt, jedoch bei einem tantillus puer wenig Blutvergießen kostet, so ist die maßlose Zeitvergeudung ein schwer zu ersetzender Verlust. Da sind die regelmäßigen Kneipereien, wöchentlich eine, zu welcher Sonntags noch ein „Frühschoppen" kommt; die sonstigen nur zu häufigen Wirthshaus-Besuche, feierliche Commerse am Stiftungstage, am Anfang und Schluß des Semesters und bei sonstigen „feierlichen" Anläßen; ferner Kartell-Kneipereien mit den Verbindungen benachbarter Gymnasien, für die man wohl „ein paar Tage Schule schießen läßt", ein „Abiturienten-Durchsoff" während der mündlichen Prüfung rc. (S. 13 f.). Herr Pilger führt aus eigener Erfahrung (S. 8) an: daß von achtzehn Schülern der Unter-Secunda, welche einer Verbindung angehörten, nur ein einziger das Ziel dieser Klasse in zwei Semestern erreichte; zehn brauchten dazu drei Semester, vier sogar zwei Jahre und drei vollends fünf Semester. — Ferner bedenke man die Geldvergeudung durch verlängerte Studien, Beiträge an die Verbindungskasse für die „Bierzeitung", Bänder, Cerevis-Mützen, Local, Fechtapparat, Corps-Bücher, Correspondenzen und gar für die Kneipereien. Man berichtete aus Westfalen von einem Stiftungsfeste, das 540 Mark kostete; Herr

---

Standpunkt aus keine Berechtigung dazu hat, nach der Verbindung, so ist diese in demselben Augenblicke suspendirt. Es kann also in diesem Falle Jeder ruhig sein Ehrenwort geben, daß keine Verbindung bestehe" (S. 11 f.).

Pilger sah eine solche Festrechnung eines märkischen Corps zu 330 M.; und die Mitglieder desselben gehörten meistens weniger bemittelten Familien an. An dem festlichen Gelage eines einzigen Tages soll ein Schüler 50 Schoppen, ein anderes Mal elf Schüler an einer gewöhnlichen Nachmittags-Kneiperei 115 Schoppen bewältigt haben. Da ist nicht mehr die Rede von Bedürfniß oder Genuß, sondern von niedriger und obendrein kostspieliger Renommisterei, welcher die Jugendkraft zum Opfer fällt (S. 17 f.).

Natürlich kann bei diesem Treiben von Studien kaum die Rede sein. Aber die Verbindungen helfen durch ein wohlorganisirtes Täuschungs-System dem Trägen über schwierigere Arbeiten hinweg; ihre Bibliotheken bieten ein Arsenal von Übersetzungen, Präparationen, Exercitien, Aufsätzen ꝛc.; und sollte je ein Aufsatz-Thema nicht in Bearbeitung vorliegen, so helfen wohl Kartell-Verbindungen aus. Kein Wunder, daß die genau geführten Convents-Protokolle der Bürschchen von einer unglaublichen Geistesöde und Inhaltslosigkeit starren, so daß der Verfasser (S. 21 ff.), um sich den Vorwurf der Übertreibung zu ersparen, wörtliche Auszüge mittheilt, vor deren Reproduction wir uns an diesem Orte hüten. Verflachung und Vernichtung jedes geistigen Strebens, Versinken in die niedrigsten Ausschweifungen und Schamlosigkeiten, Impietät und Verlogenheit gegen die Eltern, Verachtung der Lehrer („Pauker, Küster, Kessel"), ja öffentliche Verhöhnung dieser „gemeinen Menschen" (S. 25), eitle Selbstüberhebung bei gähnender innerer Leere, Untergang an Leib und Seele — das sind die Früchte dieser giftigen Pflanze, welche dem Verfasser die Klage auspressen, „daß der Dämon der Eitelkeit und der gehaltlosesten Überhebung, der in den Verbindungen herrscht, in den Herzen der Jugend und in ihren sittlichen Vorstellungen Verheerungen traurigster Art anrichtet. Und wenn man bedenkt, daß dieser Zerstörungsproceß in die Jahre fällt, in welchen die sittlichen Vorstellungen und Empfindungen eben beginnen sollen, sich kräftiger und klarer zu entwickeln, so darf man wohl billig besorgt sein, ob eine so entartete Jugend jemals wieder zu vollerer Lauterkeit und Festigkeit der Gesinnung herangebildet werden kann" (S. 29). Der Verfasser traute (S. 31) seinen Augen nicht, als er bei Durchblätterung einer „Bier-Zeitung" nichts fand, „als einen Wust von Schmutz, und zwar von jener Art desselben, die hervorgeht aus dem unvermischten, eklen Behagen am Unsaubern, fast ohne jede Spur von Witz und Humor".

Hier wollen wir einen Augenblick innehalten, um nicht sowohl zu referiren, als um unseren eigenen Gedanken Gehör zu geben.

Auch wir Katholiken hatten unsere Verbindungen an Gymnasien, z. B. in Hedingen (Sigmaringen), Mainz, Bonn, Aachen, Paderborn. Aber dieselben waren keine Geheimbünde, sondern öffentliche Vereinigungen von unermeßlichem Segen in religiöser, sittlicher, gesellschaftlicher und wissenschaftlicher Beziehung. Es waren die Marianischen Congregationen der Studirenden. Was ist aus ihnen geworden? Kaum waren 1871 die Kanonen kalt geworden, da begann, als die Trümmer zu Paris noch vom Petroleum rauchten, die wilde Hetze gegen unsere heilige Kirche in deutschen Landen. Alles, was dem katholischen Glauben gram war, vom atheistischen Reformjuden und rothen Demokraten bis zum augenverdrehenden Mucker und schuldbewußten Altkatholiken, eröffnete den concentrischen Angriff zuerst auf die Orden, besonders auf die Gesellschaft Jesu; und weil gerade Jesuiten sehr blühende Congregationen von Gymnasiasten leiteten, so mußten diese segensreichen Verbände mit Gewalt zu verbrecherischen gestempelt werden. Obgleich die an der Spitze derselben stehenden Ordenspriester in stetem innigem Verkehre mit Directoren und Lehrern waren, obgleich die Namen der Congreganisten und ihres Magistrats alljährlich gedruckt an die Lehrer und Gönner vertheilt wurden; obgleich Directoren und Lehrer mit dem Einflusse der frommen Vereine auf den Fleiß, die Bescheidenheit, den Gehorsam und die Sittenreinheit der Jugend überaus zufrieden waren; obgleich nicht der leiseste Schatten eines Vorwurfes auch nur auf eine einzige Congregation fiel, so erhob sich dennoch mit einem Male der Ruf gegen den religiösen Verein: hic niger est. Es handle sich, sagte man, unter dem Mantel der Frömmigkeit um Spionage gegen freisinnigere Lehrer, um Zeitvergeudung, um Denunciantenthum gegen die anderen Schüler, um jesuitischen Einfluß auf die Lehranstalten, endlich gar um reichsfeindliche Pläne und im Grunde um eine geheime Verbindung. Die katholische Presse konnte gerade den letztgenannten Vorwurf am wenigsten verstehen und erklärte sich die Sache endlich in folgender Weise: Weil unsere protestantischen Mitbürger in den Jesuiten nur die Gegenfüßler der Freimaurer erblicken, so sehen sie auch in der ganzen Gesellschaft Jesu und folgerichtig in den von ihr geleiteten Congregationen eitel Geheimbündelei. Aber diese Erklärung traf nur in den seltensten Fällen zu. Die Macher wußten sehr gut, was sie wollten; und wo die Gründe fehlten, da stellten sich zur rechten Zeit die

Wörter ein, an welche das gedankenlose Lesepublikum glaubt. Die am lautesten gegen die Congregationen als geheime Verbindungen riefen, wußten am besten, daß dieß eine Unwahrheit sei. Doch der See raste und wollte seine Opfer haben. In großer Kurzsichtigkeit hob die Verwaltungsbehörde die Congregationen auf; zwei hochverdiente Directoren und Gönner jener Jugend-Verbände, Bone in Mainz und Strecker in Hedingen, wurden zur Disposition gestellt. Die braven katholischen Jünglinge senkten ihre unbefleckte Fahne, die der Mutter Gottes; sie sind unterdessen Männer geworden und leben mit uns der frohen Hoffnung, daß die Congregationen dereinst blühender und zahlreicher wieder erstehen werden, wenn einmal die drohende Windsbraut der gesellschaftlichen Revolution über unseren Erdtheil wird hinweggefegt haben.

Aber schon vorher sollte ihnen eine ruhmvolle Rechtfertigung werden; denn die göttliche Vorsehung *spielt* mit den kleinen Menschlein auf dem Erdkreise.

Was man den katholischen Gymnasial-Congregationen unwahrer Weise vorgeworfen hatte, die Geheimbündelei, das ist nach wenigen Jahren offenbar und weltkundig geworden an norddeutschen Gymnasien, das ist schon damals eine Thatsache gewesen; nur hatten die Lehrer Augen und sahen nicht. Wer mehr zum Humor aufgelegt ist, als der Schreiber dieser Zeilen, könnte ein köstliches Buch verfassen unter dem Titel: „Die Satire der Geschichte im ersten Jahrzehnte des neu-deutschen Reiches auf dem Gebiete der Politik, Verwaltung, Volkswirthschaft und der Persönlichkeiten". An Stoff fehlt es nicht.

Bei diesen leibhaftigen Geheimbünden der unbärtigen Jugend Norddeutschlands handelt es sich nicht, wie bei den Congregationen, um Nachahmung der jungfräulichen Himmelskönigin, sondern um Zoten und Schamlosigkeiten; nicht um ein ehrerbietig-bescheidenes Benehmen gegen die Lehrer, sondern um Irreführung und bisweilen gar öffentliche Verhöhnung dieser „Küster, Pauker, Kessel"; nicht um eine halbe Stunde für die Congregations-Andacht oder die Magistrats-Sitzung, sondern um viele Tage und Nächte zu sinnlosen Trinkexcessen; nicht um eine blühende und fleißige Jugend, sondern um systematisches Nichtsthun und frühe Entehrung; nicht um Naturgenuß auf einem Spaziergange, den man unter priesterlicher Leitung zu einem religiösen Heiligthume macht, sondern um mehrtägige „Spritztouren" zu einem in Kartell-Verband stehenden Nachbar-Gymnasium; nicht um Gebetbuch und Rosenkranz, sondern um Trink-Comment und Rapiere; nicht um eine unschuldige

und darum reuelose Jugendzeit, sondern um Verlust an Zeit, Geld, Seelenfrieden und Seelenheil. So hat sich die Aufhebung der Congregationen gerächt.

Nun können wir fortfahren.

II. Ursachen der Geheimbündelei unter der Gymnasial-Jugend.

Herr Pilger führt in der zweiten Abtheilung seiner Schrift (S. 43 bis 56) drei Hauptursachen und etliche untergeordnete Förderungsmittel des Verbindungswesens auf norddeutschen Gymnasien an. Wir wollen mit den letzteren beginnen. Als solche gelten ihm: das Interesse einheimischer Kaufleute, Handwerker und Gastwirthe, Beziehungen zu studentischen Verbindungen auf Universitäten, Rückhalt an den „alten Herren", laxe Auffassung der Bürgerschaft kleiner Städte, welche in dem schädlichen und schändlichen Verbindungswesen nur ein harmloses Jugendvergnügen sehen, beklagenswerthe Lauheit der Polizisten und Nachtwächter, die „sich mit einem Glase Bier oder einigen Groschen abfinden lassen", ja sogar höherer Polizei-Organe, welche dem Director nichts enthüllen und, von ihm gedrängt, gelegentlich zur Opposition übergehen.

Als Hauptursachen führt er drei an: Genußsucht namentlich als Nachwehe der häuslichen Erziehung und des Beispiels der Erwachsenen; kindische Eitelkeit, welche das Treiben der Universitäts-Studenten nachäfft und vorwegnimmt, die einen Ruhm im Viel- und reglementmäßigen Trinken erblickt, die mit Fremdwörtern, hochtrabenden Titeln, Schlägern, bunten Mützen und Bändern renommirt, die sich gegenüber dem „Philister" selbst überhebt und vom Reize des Geheimnisses und des Verbotenen sich bethören läßt; endlich ein an sich berechtigtes Moment, den jugendlichen Drang nach Geselligkeit und Freundschaft.

Wir anerkennen dieß Alles, wenn auch mit einiger Modifikation, glauben jedoch, daß der Herr Verfasser nicht vollständig aufzählt und die Hauptursache selbst übersehen hat.

Ganz gewiß, „die Genußsucht hat in der That während der letzten Decennien unter unserer Jugend zugenommen" (S. 43); aber wir bezweifeln, ob allein infolge des Beispiels der Erwachsenen und durch Schuld des elterlichen Hauses, welchem auch später (S. 71 f.) eine

ziemliche Last aufgelegt wird. Zwar freuten wir uns, (S. 75) die Klage über den Materialismus zu lesen, „der, lawinenartig in die Breite über die Menschheit sich ausdehnend, zugleich auch immer tiefere Lebensinteressen durchdringt und zerstört"; zwar schrieb der Verfasser uns aus der Seele die Sätze: „Wir sehen heute den Dienst des sinnlich Angenehmen, nur erweitert zu dem des sinnlich Faßbaren, der robusten Handgreiflichkeit und Thatsächlichkeit, seinen Triumphzug über viel weitere und edlere Gebiete halten; im Bereiche der praktischen Interessen tummelt sich eine täglich wachsende Menge um das goldene Kalb des materiellen Interesses". — aber wir begreifen nicht, warum der sonst so redliche Herr Pilger die Schuld der Jugendverderbniß immer nur außerhalb der Schule findet und bereits vom sechsjährigen Kinde voraussetzt (S. 75), es sei so verfehlt erzogen, daß die Schule überhaupt an ihm nichts mehr verbessern könne. Im Gegentheile beweist die Erfahrung — und Bischof von Ketteler beklagte es schon in den sechziger Jahren —, daß auch die vielen vom häuslichen Herde unverdorben kommenden Knaben gerade an den Gelehrtenschulen allmählich lau, ungläubig und unsittlich werden. Es hilft also nichts, die Schuld auf Andere zu werfen.

Sagen wir es nur gerade heraus! Die Hauptursache der betrübenden Geheimbünde unter den Gymnasiasten liegt im heutigen Schulsysteme.

1. Der moderne Staat hat das gesammte Schulwesen, auch das Gymnasium, zu seinem Monopol erklärt und es bureaukratisirt. Nun aber hat nie der Staat, sondern einzig die Familie und die Kirche den Beruf, das Recht und die Pflicht der Erziehung. Wer sollte sich daher wundern, wenn das verstaatlichte Gymnasium als letzte Frucht der Erziehungslosigkeit, ja der Mißerziehung jene beklagenswerthen Verbindungen aufweist? Herr Pilger scheint selbst im Herzen mit uns übereinzustimmen; denn S. 3 gesteht er, daß Schule und Staat allein nichts gegen das Übel vermögen; und am Schlusse (S. 81 f.) betheuert er: „Eine vollständige und gründliche Heilung des leider sehr tief wurzelnden Übels entzieht sich durchaus der Machtsphäre des Staates; es sind keine Verfügungen der Behörden denkbar, die dieß Resultat haben könnten, so wenig, als dasselbe durch die Thätigkeit der Schule zu erreichen ist. Wie für so manche andere Mißstände in unserer Jugenderziehung, ist auch für diesen Schaden Abhilfe vornehmlich nur von der gesteigerten Mitwirkung des Hauses und der Familie zu erwarten." Warum nicht

zuallererst von der Kirche, der von Christo selbst beauftragten Völker-Lehrerin?

2. Der moderne Staat ist in seinem Grundwesen naturalistisch und streift immer mehr die Überreste des christlichen Charakters, die er aus der Vergangenheit mitgenommen hat, von sich ab. Wenn er daher das Erziehungs-Monopol an den öffentlichen Anstalten ausübt, so werden die Früchte genau der Wurzel entsprechen, d. h. naturalistisch sein, und insbesondere bei Gymnasiasten so aussehen, wie wir sie in den Verbindungen beklagen. In der That ist es wunderbar, wie unendlich armselig die Mittel sind, mit welchen man heutzutage den „idealen" Sinn der studirenden Jugend befördern will. Der Verfasser nennt (S. 71 und 76) als solche die classische Bildung, die deutsche Literatur und das Turnen. Du lieber Himmel! Die alten Römer und Griechen können, wenn sie nicht in ausgesprochen christlichem Geiste gelesen werden, den Jüngling überaus naturalisiren und materialisiren. Unsere deutsche Literatur der neueren Zeit fußt sodann in ihren Spitzen fast durchaus auf der naturalistischen Humanität, wirkt also in ähnlichem Geiste. Und endlich gar das Turnen! Wie sollte es den idealen Sinn der Jugend heben? Ideal wird die Jugend und das ganze Volk ausschließlich durch das Christenthum; und wenn der Geist der Gymnasial-Bildung nicht positiv christlich ist, so wird das ganze Elend des gefallenen Menschen mit der gelehrten Bildung gleichmäßig fortschreiten und die bekannten Auswüchse liefern. Der ganze Idealismus unserer christlichen Völker liegt im Gebote des Erlösers: „Suchet zuerst das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit; alles Übrige wird euch als Zugabe zu Theil werden."

3. Der Staat, das allerrealste Ding unter dem Monde, trägt an sich die jeweilige Zeitströmung; diese aber ist, wie Herr Pilger sehr schön ausführt, gegenwärtig eine durch und durch materialistische. Wirklich hat sich eine ungeahnte Verrohung infolge der drei letzten Kriege, des brutalen Siegesjubels 1871, der Gründer-Ära, des liberalen Culturkampfes 2c. über die Gemüther gelegt; die einzig sittigende Macht, die Kirche, ist in dem bekannten Zustande. Sind die Lehrer an den Gymnasien von diesem Geiste frei geblieben? Oder haben sie theilweise beim Korybantenlärme mitgethan? Wenn zwei Lehrer des nämlichen Gymnasiums, an welchem Herr Pilger jetzt Director ist, den „Prinz Eugenius" zu Ehren Falks in ein rohes Kneiplied gegen Papst und Pfaffenthum travestirten, darf man sich wundern, wenn die im Grunde ehrliche

Jugend noch aufrichtiger handelte? Worin man sündigt, darin wird man gestraft [1].

4. Das Bedürfniß der Jugend nach Freundschaft und Geselligkeit wird auch vom Verfasser anerkannt, und richtig heißt es in der Jordan'schen Gegenschrift (S. 9): „Dieses corporative Element, getragen durch Constitution und Schüler-Eid, ist der eigentliche Hebel, das wahre Gift der Schüler-Verbindungen." Dem corporativen Bedürfnisse nun hatte das frühere katholische Gymnasium durch Congregationen und Schüler-Akademien in gesetzmäßigster Weise Rechnung getragen; das Staats-Gymnasium aber hat das gänzlich vergessen, und darum schaffen sich seine Schüler, allerdings in illegitimster Weise, selbst Recht. Also Nil mirari!

5. Die Überbürdung der studirenden Jugend ist wirklich nicht mehr zu läugnen und nicht etwa bloß eine Folge der Zeitvergeudung durch das Verbindungswesen (S. 17); allerdings wird sie durch das letztere noch schreiender, da die Kneip-Jungen sogar das, was sie können, nicht mehr leisten. Aber ist die ganze Bummelei nicht vielleicht eine erklärliche Reaction gegen die Überlast? Der Araber weiß, daß sein Kameel, wenn es sich überlastet glaubt, nicht von der knieenden Stellung aufsteht.

6. Weil das heutige Gymnasium eine reine Staatsanstalt ist, so haben auch seine Lehrer die väterliche und seelsorgerliche Weihe, die ihrem Amte in christlicheren Zeiten innewohnte, verloren: sie stehen als staatliche Schulbeamte ihren Schülern gegenüber, und daher ergibt sich der „Kriegsfuß" zwischen beiden Theilen, welchen der Herr Verfasser (S. 45) mehr hätte anerkennen dürfen. Allerdings wollen wir damit nicht das Lügen- und Heuchelsystem der Schüler-Verbindungen beschönigen oder gar entschuldigen; aber beklagen müssen wir es immerhin, daß die meisten Lehrer der Gegenwart nur noch lehren, und daß die Lateinschule nicht mehr erzieht.

7. Endlich ist, wie wir früher gezeigt haben, das heutige 8—10jährige Gymnasium unläugbar zu lang, daher ermüdend, abspannend, zu Unordnungen verleitend. Hätten wir ein sechsjähriges, aber ächtes Gymnasium und dann ein dreijähriges philosophisch-realistisches Lyceum, so könnten wir die Lateinschüler in strammer Disciplin halten und die

---

[1] Schon das Concil von Bordeaux im Jahre 1585 sagt: „Tales ut plurimum evadere solent discipuli, quales fuerunt eorum magistri."

Lyceisten etwas freier lassen. So wären die Verbindungen minder gefährlich und würden mit leichter Mühe, wo sie dennoch entständen, unterdrückt.

Die vorstehenden Ursachen scheinen uns die richtigen und wahren zu sein. Wir wollen Herrn Pilger nicht meistern, sondern gestehen aufrichtig ein, daß wir in unserer Stellung unbefangener sprechen konnten.

III. Mittel zur Unterdrückung der Schüler-Verbindungen.

Der Verfasser erklärt, „daß die Strafe allein, energisch und consequent durchgeführt, die Jugend von ihren Irrwegen zurückführen wird" (S. 64). Und so empfiehlt er das Abschreckungsmittel durch Relegation, und sollte es auch zur Auflösung der Anstalt führen; im zweiten Betretungsfalle wünscht er den völligen Ausschluß von der Reife-Prüfung. Er nennt dieß „die Nothwendigkeit der Abkehr von dem bisher eingeschlagenen Verfahren des Temporisirens und der Milde". Der an einer Verbindung theilnehmende Schüler gilt ihm als ein mit dem Milzbrande behaftetes Stück einer Heerde, das, um Ansteckung zu verhindern, getödtet werden muß (S. 56 ff.). Nur wünscht er, daß diese Strafe gesetzlich fixirt werde, um den Unwillen der Stadtbürger gegen die Lehrer abzuschneiden; „denn der deutsche Kleinbürger pflegt sich in das Unvermeidliche einer unliebsamen Maßnahme, die durch ein Gesetz angeordnet ist, ebenso gern und leicht zu fügen, als er sich gegen sie aufzulehnen liebt, wenn er sie für den Ausdruck subjectiver Willensmeinung glaubt halten zu dürfen". Außerdem verlangt er als Mittel zweiten Ranges das Mitwirken der Polizei-Behörden, des elterlichen Hauses, aller Gebildeten und der Bevölkerung jener Stadt, in welcher das Gymnasium besteht. Sollte letztere nicht gewillt sein, so müßte ihr die Anstalt entzogen werden. „Eine Bevölkerung, die geistig und sittlich zu unentwickelt geblieben ist, um die beiden Vorbedingungen — das Verständniß für die Aufgaben der höheren Bildung und den guten Willen — zu erfüllen, bietet keinen Boden für eine höhere Lehranstalt; und eine Communal-Behörde, deren Gesichtskreis nirgends über die handgreiflichen pecuniären Interessen hinausreicht, und deren Indifferentismus der Schule gegenüber gerade dann, wenn dieselbe einer energischen Unterstützung bedürfte, zu directer Opposition übergeht — eine solche Behörde mag ja die materiellen Interessen ihres Kirchthurm-Rayons ganz wacker zu wahren verstehen; daß sie nicht die Fähigkeit besitzt, das Pa-

tronat eines Institutes zu bilden, das den idealsten Zwecken dient, liegt klar zu Tage" (S. 80 f.). Da nun nach einem Steinwurfe immer der Getroffene schreit, so wurden über diese Worte die Luckauer in der preußischen Nieder-Lausitz bitterböse. Dieß der Ursprung der Jordanschen Gegenschrift.

Wohl anerkennt der Verfasser (S. 65) das Bedürfniß der Jugend nach Verbindung und Erholung, glaubt aber, daß der ohnehin vielbeschäftigte (wir setzen bei: und verheirathete) Gymnasial-Lehrer nicht die wenigen freien Stunden auch noch hinopfern könne, um mit den Schülern Ausflüge zu machen. Eher möchte der Verfasser Lese-, Musik- und ähnliche Kränzchen (natürlich mit Wasser) unter den Gymnasiasten empfehlen. Auch wünscht er Alumnate, um die Jünglinge von den nicht immer unverfänglichen Privatpensionen fernzuhalten. Auf den letztgenannten Punkt kommen wir in einer späteren Abhandlung eigens zu sprechen.

Wir halten die vom Verfasser vorgeschlagenen Strafen nicht für zu streng, verkennen auch nicht, daß die übrigen Rathschläge wenigstens Etwas ausrichten.

Aber alle diese Mittel sind vielmehr verschleiernde, als gründlich heilende: die Stengel des Unkrautes werden abgemäht, jedoch der Wurzelstock bleibt im Boden.

Vielmehr muß unser Gemeinwesen nicht bloß auf kirchlichem, staatlichem und ökonomischem Gebiete, sondern auch auf dem der Schule mit dem abgelebten Liberalismus brechen. Wohin wir zielen, hat der Leser bereits aus dem Abschnitte II entnehmen können. Unsere Vorschläge zur Heilung des Übels sind kurz, aber einschneidend; Manchem mag die Rede hart scheinen [1].

Unsere ganze Gymnasial-Bildung muß auf streng christlichem Geiste aufgebaut werden, oder, da es ohne Bekenntniß kein Christenthum gibt: sie muß streng confessionell sein. Da sodann der Staat keinen, die Kirche aber den göttlichen Beruf zum Lehren und Erziehen hat, so muß die Kirche das Oberaufsichtsrecht auch über die Gelehrtenschulen haben und dasselbe vorherrschend durch ihre Geistlichen (Welt- und Ordensklerus) ausüben [2]. Wo es an den zeitlichen Mitteln gebricht, da muß

---

[1] Wir mußten uns hier kurz fassen, da wir in der Abhandlung „Die christliche Gymnasial-Erziehung" den Gegenstand weitläufig behandelten.

[2] Die „Köln. Volks-Ztg." vom 17. December 1880 berichtet unter Brüssel, 15. Dec.: „Eine interessante Entdeckung hat die Redaction der ‚Gazette de Liége' ge-

der Staat die Mittel liefern — er gibt ja nicht das Seinige, sondern das von den christlichen Bürgern Beigesteuerte —, aber er darf daraus kein Recht auf die Schulaufsicht selbst ableiten, da sie ihn nicht angeht.

Ist das Gymnasium wieder in kirchlichen Händen, dann wird die Religion auf's Neue seine Grundlage und seine Seele, jedoch nicht die Religions**lehre** in so oder so vielen Stunden eines Fachlehrers, sondern **die Religion** als Grundton und Richtschnur menschlichen Denkens, Strebens und Handelns, als Centralsonne der Wissenschaft, auch der classischen Literatur; die Religion nicht bloß in ihren Glaubens- und Sittenlehren, sondern auch in ihren Gnadenmitteln, vorzüglich den Sacramenten, die allein im Stande sind, den gefallenen Menschen aus dem Abgrunde des Fleisches, des Stolzes und der Rebellion zur übernatürlichen Schönheit in Jesu Christo zu erheben. Welch ein Abgrund ist zwischen einem norddeutschen Verbindungs-Schüler und einem hl. Aloysius und Stanislaus Kostka! Nun ja, da haben wir die vollendeten Gegensätze. Hier das Staats-Gymnasium mit seinen zahlreichen Zotenreißern und unbotmäßigen Complottirern; dort das kirchliche Gymnasium mit seinen unschuldigen und heiligen Seelen. Wie die Wurzel und der Stamm, so die Früchte. Möchten die Zeitgenossen endlich erkennen, was ihnen zum Frieden dient!

Mag die Bureaukratie über unseren Vorschlag zetern, es ficht uns blutwenig an; aber sie soll ihre Hände lassen vom Gymnasium, das durch sie zu dem geworden, was es leider **ist**.

M. Pachtler S. J.

---

macht. Beim Blättern in älteren Jahrgängen liberaler Zeitungen fand sie im ‚Echo du Parlement' u. A. folgende Gedanken eines **liberalen Deputirten** über das Recht des Staates auf die Schulen: ‚Ich gehöre zu denjenigen, welche der Meinung sind, daß überall da, wo der Staat sich einmischt, er einen tödtlichen und verderblichen Einfluß ausübt. Ich weiß, daß heute diese Ansicht noch nicht durchgedrungen ist; aber es wird der Tag kommen, wo Jedermann erkennt, daß der Staat nicht die Mission hat, Unterricht zu ertheilen, daß der Staat pflichtwidrig handelt, wenn er irgend eine öffentliche Unterrichts-Anstalt eröffnet. . . . Die Mission des Staates ist einfach und allein die Vertheidigung der persönlichen Freiheit. **Wir wollen nicht mehr**, daß der **Staat** sich **einmische** in den **Unterricht**, in die **Religion** oder in die **Moral**. Möge der Staat in seiner Domäne bleiben!' — Wer hat diese Zeilen geschrieben? Kein Geringerer als der ehrenwerthe Deputirte von Brüssel und Rector der Universität, Herr **Vanderkindere**, ein Mitglied der Unterrichts-Liga. Wie die Zeiten sich doch ändern!"

Der Dom von Köln.

(Fortsetzung.) [1]

II. Die Geschichte der Schiffe.

1. Bauten vom 14. bis zum 16. Jahrhundert.

So glänzend und rasch entfaltete sich in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts der gothische Baustil, so rasch gelangte er zur schönsten Blüthe, daß die Kunstgeschichte nie etwas Ähnliches gesehen hat. Die ägyptische Kunst hat in den Jahrtausenden, die ihr zugeschrieben werden, keinen so weiten Weg zurückgelegt, als die Gothik in dem einen Jahrhundert von 1160—1260. Selbst mit Rücksicht auf die Größe und Menge der Monumente kann keine Zeit sich mit dieser messen; denn fast alle großen Kathedralbauten Frankreichs und Englands fallen in diese Zeit, und der Dom von Köln bildet eines der bedeutenden Glieder in dieser großartigen Entwicklungsgeschichte. Für Deutschland und besonders für den Mittelrhein ist sein Bau von so entschiedener Wichtigkeit, daß nicht nur die Gothik unumschränkte Herrschaft erlangt, sondern auch der heimische Übergangsstil vollständig vergessen wird.

Plötzlich war der Dom in dem zahlreichen Kreise der spätromanischen Kirchen aufgetaucht. Einzig stand er da unter all' den geschmackvollen Bauten der regsamen rheinischen Bauschule. Darum lag der Irrthum Boisserée's nahe, ihn als die geniale Erfindung eines großen Baumeisters anzusehen, der seiner Zeit vorausgeeilt sei. Dieser Irrthum hatte einen zweiten zur Folge: der erste Meister habe den Plan zum ganzen Dome so vollständig entworfen und Chor, Querschiff, Langhaus, selbst die Thürme so ausführlich vorgezeichnet, daß seinen Nachfolgern nichts zu thun übrig geblieben sei, als die Risse ihres Altmeisters auszuführen. Es schien so klar, daß der Erfinder eines neuen Kathedralstiles seine Erfindung zu Papier bringen mußte, damit sie nicht verloren ging, und daß er sie auf alle Theile des Domes anwenden mußte. Seine Schüler konnten unmöglich einen solchen Meister scheiden lassen, ohne vollständig ausgearbeitete Pläne von ihm erlangt zu haben.

---

[1] Siehe diese Zeitschrift, Bd. XIX. S. 65 ff. u. S. 134 ff.

Trieb die Begeisterung Boisserée zu weit, so ging auch die Reaction im Widerspruche gegen ihn über das Maß hinaus. Man behauptete, Erzbischof und Kapitel, Bürgerschaft und Geistlichkeit hätten von Anfang an nur die Absicht gehabt, an das Langschiff des alten Domes ein neues Chor zu bauen. Es sei ihnen nie eingefallen, einen ganz neuen Dom zu errichten. Der Baumeister habe also nicht einmal den Auftrag gehabt, den Plan zum ganzen Dome zu entwerfen. Diese Behauptungen verlieren alle Wahrscheinlichkeit, sobald man nur in etwa die Begeisterung des 13. Jahrhunderts versteht, und nur etwas den Eifer würdigt, mit dem Köln sich anschickte, etwas Großes zu unternehmen zu Ehren der hl. drei Könige und ihrer Reliquien. Paris, Rheims, Chartres, Amiens, Beauvais, Bourges und so viele andere Städte, in denen jene Bauschule herrschte, aus welcher der Kölner Meister hervorging, hatten weniger Grund zur Begeisterung als Köln, und sie legten den Grundstein zu vollständigen Domen. Köln, das sie an Macht und Reichthum überragte, hätte sich damit begnügen sollen, nur ein neues Chor an seinen alten, unscheinbaren Dom anzubauen! Die mächtige Stadtgemeinde, der Erzbischof, einer der ersten Männer des Reiches, hatten schon bei Herstellung des glanzvollen Dreikönigenschreines ihre Opferwilligkeit bewiesen, und jetzt war ihr Reichthum gewachsen, ihre Prachtliebe gesteigert. Man kann hier nicht einwenden, Le Mans und Tournay hätten nur ein gothisches Chor an ihre romanische Kathedrale gebaut. Beide Städte können schon darum hier nicht in Betracht kommen, weil sie viel kleiner und unbedeutender waren und weil das Langhaus ihres romanischen Domes, das sie nicht neu bauten, so glanzvoll und so reich war.

Wenn nun aber auch Boisserée Recht hat mit seiner Behauptung, man habe 1248 die Absicht gehabt, den Grundstein zu einem ganz neuen Dome zu legen; wenn ihm auch zugegeben werden kann, daß der erste Baumeister im Allgemeinen den Plan zum ganzen Dome entwarf: so muß doch mit Entschiedenheit geläugnet werden, daß derselbe detaillirte Pläne hinterlassen habe, welche seinen Nachfolgern zum Muster gedient hätten. Eine solche Ansicht enthält nämlich zuallererst einen vollkommenen Anachronismus, indem sie fälschlich voraussetzt, die Baumeister des 13. Jahrhunderts hätten vor dem Beginne ihrer Arbeit detaillirte Baupläne gezeichnet, wie sie unsere heutigen Architekten bei Concurrenzarbeiten ausarbeiten müssen. Im dreizehnten Jahrhundert beherrschte die lebendige Schultradition so sehr den Meister mit all' seinen Gesellen, daß sie der Feder und des Zeichenbrettes nur wenig bedurften.

Aber nehmen wir einmal an, der erste Baumeister habe einen detaillirten Bauplan entworfen. Wäre dieß der Fall, so müßte behauptet werden, der Plan des ersten Meisters sei bald bei Seite gelegt worden. Der Dom zeigt nämlich in allen seinen Theilen, daß man die einzelnen Glieder nach und nach im Stile der jedesmaligen Zeit zeichnete und ausführte. Höchst wahrscheinlich hätte der erste Baumeister nach der Sitte seiner Schule und seiner Zeit dem Querschiff eine kleinere Ausdehnung zugemessen, höchst wahrscheinlich hätte er dem Langschiff nur drei Schiffe gegeben, während es jetzt deren fünf hat. In seinen Plänen hätte sich mehr Frische und Jugendkraft, mehr Wechsel und Poesie gezeigt und weit weniger von der etwas trockenen geometrischen Construction, welche die spätern Theile beherrscht. Seine Pläne würden die Gothik in ihrer ersten Blüthe, als aufgehende Knospe gezeigt haben, während manche Theile des Schiffes und des Westbaues sie als vollkommen aufgeblühte Rose aufweisen, die in den spätesten Theilen schon einige welke Blätter sehen läßt.

Wenn nun aber zugegeben werden muß, daß man von Anfang an sich mit großen Entwürfen trug und das Größte erstrebte, so kann andererseits nicht geläugnet werden, daß der frohe Sinn, mit dem man den Grundstein zum großen Werke gelegt hatte, nur zu bald schwand. Erst bei der Ausführung wurde man sich bewußt, wie groß und schwierig die Aufgabe sei, die man sich gestellt hatte, und es trat eine gewisse Muthlosigkeit ein. Wie die wenigen uns erhaltenen Urkunden und Nachrichten andeuten, dachte man im Anfange des 14. Jahrhunderts kaum mehr daran, den ganzen Dom gothisch umzubauen. Man wollte sich zufrieden geben, nur das Chor und etwa das Querschiff zu vollenden, um sie dann mit dem alten romanischen Dome zu verbinden, wie man anderwärts so oft gethan hatte. Wichtig ist in dieser Hinsicht eine Inschrift aus dem Jahre 1320, die sich am alten Dome befand, und die besagt, Konrad von Hochstaden habe denselben durch ein neues Chor erweitert (ampliat). Zwei Jahre später wurde das neue Chor eingeweiht, und diese Weihe weckte den alten Eifer wieder auf. Schon 1325 baute man eifrig weiter und zwar am südlichen Querschiffe[1].

---

[1] Die beiden oberen Joche des nördlichen Querarmes und das vorletzte im südlichen Querarme waren lange vor 1322 fertig. Das erhellt: 1) aus dem Alter der Fundamente, die nach Zwirner mit denen des Chores gleichzeitig sind (Domblatt, 1843, Nr. 72). Da wir die Seitenschiffe des Chores nicht viel später setzen, als die der Chorkapellen, so wird der Einwurf von Schnaase (Bd. V. S. 410, Anm.), daß

Einige Jahre später, 1337, hören wir indessen den Erzbischof Walram von Jülich klagen, daß der Bau nicht recht gefördert werden

---

Zwirner nur die Fundamente der Seitenschiffe, nicht die der östlichen Chortheile gekannt hätte, hinfällig. Es genügt, daß die Fundamente des Querschiffes mit denen der Chorumgänge als gleichzeitig erwiesen sind. 2) Die Durchschnitte der Säulen stehen in den genannten Theilen mit denen des Chorbaues in Übereinstimmung. 3) Die Wand, die ehemals am vorletzten südöstlichen Joche des südlichen Querarmes stand und dort den Dom abschloß, war offenbar lange vor 1300 errichtet worden; denn sie bestand nicht aus Sandstein, sondern aus Tuffstein, und ihre Fenster waren in Rundbogen und Kleeblattform gebildet. Nun hat aber das Kapitäl der Säule, an die sie sich anlehnten (Boisserée, Dom, Tafel 2) die alte Bemalung (Zwirner, Domblatt, 1848, Nr. 39). Es ist also diese ganze Säule mit ihrer Bemalung älter, als jene alte Wand. Ihre Errichtung fällt also in die Zeit, in welcher die Umgänge des hohen Chores erbaut wurden.

Für eine eingehende Baugeschichte mögen als Fortsetzung zu den in den Schlußbemerkungen des ersten Artikels gegebenen Andeutungen folgende Thatsachen angeführt werden. Die Durchschnitte der unteren (westlichen) Säulenreihe des Querschiffes und selbst diejenigen der beiden westlichen Säulen der Vierung schließen sich so enge an die des Chores an, daß das ganze Querschiff, soweit unser Jahrhundert es vollendet fand, nicht lange nach 1322 gebaut sein wird. Da an den westlichen Säulen des nördlichen Querschiffes einer der kleinen Dienste nach Westen hin nicht im spitzen Winkel sich vom Kerne loslöst, wie er nach Osten hin thut — ein Unterschied, der sich im südlichen Querschiff nicht findet —, so möchte dieß ein Fingerzeig sein, daß beide Querschiffe nicht gleichzeitig erbaut wurden. Das südliche wird bald nach 1325 errichtet worden sein, weil man damals den Porticus (Kreuzgang?) im Süden des alten Domes zum Behufe der neuen Fundamente abbrach. Da der jetzige Thurmentwurf (nach Schnaase, Bd. VI. S. 207) von 1350 stammt, so werden um diese Zeit die Arbeiten am Querhause geendet worden sein.

Was das Langhaus angeht, so ist nach Boisserée (Dom, S. 55) die Laubverzierung über den Bogen, mit denen sich das Mittelschiff nach den Seitenschiffen öffnet, noch jünger als diejenige in der Vorhalle. Das Schiff wäre also nach Vollendung der Vorhalle erbaut worden, und das Langschiff des alten Domes wäre stehen geblieben, bis die Vorhalle im südlichen Thurme vollendet war. Einen wichtigen Fingerzeig zur Beurtheilung der Architektur des Domes bietet die Säulenreihe, welche zwischen den beiden Nebenschiffen des Langhauses sich hinzieht. An der Seite, die dem Mittelschiff zugewandt ist, zeigt sie das Profil der Säulen des Mittelschiffes, das seinerseits dem der westlichen Säulen des südlichen Querhauses nachgebildet ist; an der Seite, die der Wand zugekehrt ist, zeigt sie ein weit späteres Profil, das mit dem der Wandsäulen übereinstimmt. Wahrscheinlich hat man die äußeren Wände erbaut, ehe man das Langschiff des alten Domes abriß, indem die Fundamente außerhalb desselben lagen. Dieß geschah aber erst geraume Zeit nach 1387, weil um diese Zeit die Häuser, die an der Nordseite des alten Domes standen, noch vermiethet wurden (Lacomblet, Archiv, III. S. 178 f.). Als man dann den alten Dom abriß, sah man, daß man sich der Symmetrie wegen für die Säulen des Mittelschiffes nach den alten Säulen richten müsse. Wie sollte man nun die alten Profile mit den neuen in den Wandsäulen in Harmonie setzen? Man half sich durch ein architektonisches Mittel-

könne, weil er „voll Trauer berichten müsse, daß der Eifer des Volkes erlahme, und so die Gaben von Tag zu Tag geringer würden".

Man raffte sich auf und errichtete eine Bruderschaft, deren Mitglieder sich zu Sammlungen und Beiträgen für den Dombau verpflichteten und die, weil der Dom dem hl. Petrus geweiht war, St.-Peters-Bruderschaft genannt wurde. Dank ihren Bemühungen flossen bald die Mittel reichlich. Auch die Hirtenbriefe der Erzbischöfe, in denen sie Ablässe verliehen für alle Jene, die zum Baue helfen wollten, spornten die Opferwilligkeit der Gläubigen erfolgreich an.

Hätte man sich nun auf den Bau der Querschiffe beschränkt, um nach ihrer Vollendung zum Langschiff überzugehen, der Dom wäre, wenn auch langsam, doch in gedeihlicher Weise gefördert worden. Aber um 1350 begann man sich für den Thurmbau so sehr zu begeistern, daß darüber die Arbeiten am Querschiffe und am Langhause fast vergessen wurden. Bis zum Beginne des 16. Jahrhunderts waren die Säulen des Mittelschiffes und die untere Reihe der Säulen des Querschiffes nur bis zu den Kapitälen der Seitenschiffe oder zu der Triforiengallerie emporgeführt. Außer den drei Jochen in den obern Seitenschiffen des Querschiffes, die aus dem 13. Jahrhundert stammten, waren nur unten am Nordthurme drei Gewölbe des äußersten Seitenschiffes geschlossen, und Wind und Wetter hatten den halb vollendeten Säulen empfindlichen Schaden gethan. Da entschloß man sich gegen 1508, ein Nothdach über das unvollendete Mittelschiff und seine halb fertigen Seitenschiffe zu errichten. Als ein erfreulicher Gegensatz zum traurigen und kunstlosen Nothdache erscheinen die vier Fenster, die man um dieselbe Zeit im nördlichen Seitenschiff einsetzte. Sie sind wie ein letzter Sonnenstrahl am gewitterreichen Herbsttage, wie der Scheidegruß der mittel-

---

glied und gab der Säulenreihe zwischen der Wand und den Mittelschiffsäulen das beschriebene doppelte Profil.

Eine genaue Untersuchung der Kapitäle und Blattverzierungen über den Bogen des Mittelschiffes könnte vielleicht Aufklärung darüber geben, ob das Mittelschiff vom Thurme bis zur Vierung aus einer Periode stammt oder nicht. Solche Untersuchungen verlangen aber Gerüste, die nicht zu haben sind. Vielleicht wird Herr Franz Schmitz, der verdienstvolle Herausgeber des großen Prachtwerkes über den Dom von Köln, in dem Text, der für die nächste Zeit in Aussicht steht, einige Aufklärungen bringen. Sein Werk, das im Vergleich zu dem, was es bietet, wirklich billig ist, sollte in keiner Bibliothek des Rheinlandes fehlen, und würde den Salontisch mehr zieren, als manche theure Leipziger Publication, die ihre innere Gehaltlosigkeit unter glatten Bildern verhüllt.

alterlichen Kunst, das letzte große Werk der kölnischen Malerschule. Aber die neue Zeit blickt überall aus ihnen heraus. Ihre architektonischen Verzierungen zeigen, daß selbst in Köln die Gothik ausgelebt hatte, daß sie in der Hand der Steinmetzen aus einer großen Kunst zur Kunstfertigkeit geworden. Die Bogen und Fialen drehen und krümmen sich, als suchten sie neue Wege, neue Bahnen, wie die Pflanze in einem dunkeln Keller eingeschlossen sich nach dem Lichte hinstreckt.

Alles sammelte sich damals in Köln, was dem Dombau schädlich werden konnte; dagegen fehlte Alles, um ihm das Leben weiter zu fristen. Weil die Entdeckung Amerika's dem Welthandel neue Wege geöffnet hatte, hörte der Rhein auf, die große Handelsstraße für Mitteleuropa zu sein. Spanien, Portugal, Holland, England gewannen in dem Maße, in dem Köln verlor und abnahm. Woher bei solcher Verarmung die Mittel zum Dombau nehmen? Es ist wahr, selbst ein armes Volk bringt reiche Opfer für eine Idee, die es begeistert. Aber auch die Begeisterung für die heiligen drei Könige und ihren Dom hatte nur zu sehr abgenommen. Selbst der Stil des Domes begann zu mißfallen, denn die Renaissance drang immer weiter vor. Sie errichtete in Köln ihren Thron, und die gealterte vaterländische Kunst, welche ihre Lebenskraft verloren, weil der Geist der Frömmigkeit sie nicht mehr belebte, konnte nicht Stand halten gegen die neue Mode, die mit der classischen Bildung aus Italien herüberkam. Um das Unglück voll zu machen, fielen zwei Erzbischöfe von der alten Kirche ab, um sich der Reformation in die Arme zu werfen. Wer will sich wundern, daß der Dombau dem Rheine ähnlich wurde, der sich nach so vielversprechendem Laufe doch noch im Sande verliert!

2. Geschichte des Domes vom 16. bis zum 19. Jahrhundert.

Große Zeiten gehen nie spurlos vorüber, und ruhmvolle Erinnerungen leben Jahrhunderte lang in den Völkern, Städten und Familien. Ihr Andenken ist wie die Meereswogen, die noch lange nach dem Sturm kommen und gehen und am fernen Strande die Kunde von längst vergangenen Stürmen laut verkünden. Darum konnte in Köln der Gedanke an die Vollendung des Domes nie ersterben. Naturgemäß mußte er immer wieder erwachen, aufleben und an die Herzen anklopfen. Der alte Krahnen, aufgerichtet zur Zeit der Blüthe der einst so reichen, so

mächtigen Stadt, hatte alle Poesie und Begeisterung in sich gesammelt. Ernst und mahnend schaute er herab auf die Menschen. Voll bitterer Wehmuth sahen die Patrioten ihn müßig, und voll Trauer gedachten sie der Tage, wo er, ein Wahrzeichen regen Baueifers, so viele fleißige Hände in Thätigkeit um sich versammelte. Wenigstens er sollte erhalten werden und fortfahren, zu mahnen. Darum ließ man ihn 1606 erneuern. 1610 sah er, wie man die alte Bauhütte am Westportale des Domes abbrach, und 1619 hörte er, wie die Glocken, die unter seinem Dache hingen, voll Trauer den Tod des Johann Lommessen, des letzten Dombaumeisters, verkündeten.

Ein Vermächtniß von 1620 zu Gunsten der Vollendung des Domes ist eines der letzten Zeichen der Opferwilligkeit der alten Reichsstadt und ihrer Bürger. Der dreißigjährige Krieg ließ natürlich keine Gedanken an den Weiterbau aufkommen.

Kaum aber war der lang ersehnte und so theuer erkaufte Friede eingezogen in's arme deutsche Reich, kaum waren die Verhältnisse unter dem Kurfürsten von Köln, Maximilian Heinrich von Bayern (1650 bis 1688), in etwa geordnet, da erfaßte man mit neuer Begeisterung den Plan, weiter zu bauen am Dom. Der um die kölnische Geschichte so verdiente Pater Crombach S. J. that Alles, was er konnte, damit dem frommen Wunsch die That folge. Auf seine Bitten hin erlaubte ihm der genannte Erzbischof, öffentlich zu erklären, daß er, sobald die Zeitumstände es erlaubten, den Weiterbau in Angriff nehmen werde.

Es blieb beim guten Willen. Frankreich konnte um jene Zeit seine letzte gothische Kathedrale zu Orléans bauen. Deutschland blieb reich an Ruinen. Seine Kraft war versiegt, seine Kunst verloren. Der Protestantismus, welcher seine Stämme entzweit hatte, ließ für lange Zeit keinen wahren Frieden einkehren in das einst so glückliche Land. Im vorigen Jahrhundert kamen Rationalismus und Aufklärerei hinzu, die ihren Einzug selbst in die alte Kaiserburg zu Wien hielten und in Joseph II. (1765—1790) einen mächtigen Patron fanden.

Bald ergriff die neue Weisheit das ganze katholische Deutschland, und selbst Städte, die dem Geiste des Unglaubens bis jetzt entschieden widerstanden hatten, ließen sich verführen, weil sie ihn unter der neuen Maske nicht mehr erkannten. So ging es in Köln und bei seinem Domkapitel. 1766 ward in dunkler Nacht das 60′ hohe spätgothische Tabernakel mit Stricken niedergerissen. Die alten Kölner, die Dank der alten katholischen Universität und des ehemaligen Glanzes ihrer Stadt

noch am dunkeln Mittelalter und an seinen Überbleibseln hingen, konnten am folgenden Tage zusehen, wie seine Trümmer in den Rhein gekarrt wurden. Dann wurden den Lichtfreunden zu lieb die bunten Fenster aus dem Triforium herausgeschlagen und durch klare weiße Glasscheiben ersetzt. Damit das Licht, das durch die neuen Scheiben reichlich eindrang, desto reiner erscheine, half man an den Wänden und Säulen mit Kalktünche nach. Vielleicht fanden sich in Köln keine Arbeiter, die sich dazu hergeben wollten, den Dom so zu verändern; wenigstens wird erzählt, das Kapitel habe Italiener herbeigerufen, die hätten dann um hohen Lohn unter heller, neumodischer Tünche all' die bunte Polychromie verborgen, die den Dom seit Jahrhunderten gekleidet hatte. Damals verschwand alles Gold an den Kapitälen, es verschwanden die Fresken oben im Chor und an den äußern Chorschranken, Gewölbe und Fensterwände wurden geweißt. Der Theil der steinernen Chorschranken, der sich in reich durchbrochener Arbeit um den Altar hinzog, die alten Schranken zwischen dem obern und untern Chore, die schönen reich verzierten Sitze für den Celebranten, den Diakon und Subdiakon, Alles wurde als altfränkisches Zeug aus dem 14. Jahrhundert abgerissen und zum altmodischen Tabernakel in den Rhein geworfen. Das Grab Wilhelms von Gennep, der einstens dem alten Chor seine bunte Ausstattung gegeben, konnte natürlich keine Gnade finden und mußte weichen. Die alte Uhr mit der Procession der heiligen drei Könige, die beim Glockenschlage heraustraten, paßte nicht zur neuen Zeit und verschwand. Die vier ehernen Säulen mit ihren Engeln, die um den Altar standen, wurden mit den ehernen Singpulten eingeschmolzen. Zuletzt wurden die marmornen Verzierungen und Statuen von den Seiten und von der Rückwand des Hochaltars herabgerissen. Zum Ersatze gaben die Herren von den gepuderten Perücken dem Dome einen neuen Altaraufsatz, der in seinen sieben Säulen, die das Tabernakel umgaben, die Weisheit sinnbilden sollte, die einst im Alten Bunde die Propheten erleuchtete, und die nach vielen Jahrhunderten der Finsterniß und Dunkelheit im aufgeklärten 18. Jahrhundert wiedergefunden sei.

Welcher Art indeß die Weisheit des aufgeklärten Jahrhunderts war, das zeigten die Arbeiten, die ausgeführt wurden, um das Mauerwerk im Stand zu halten. Die Fenster des Querbaues wurden mit Ziegelsteinen ausgefüllt, und zwischen den mit solcher Kunst und solchem Fleiße bearbeiteten Werkstücken ließ man mit Ziegelsteinen, mit Holz,

ja selbst mit Werg die Schäden ausbessern. Die Alten hatten für Jahrhunderte gebaut. Jetzt baute man an einem Dome, dessen Canoniker zum großen Theile wenigstens sechzehn Ahnen zählen mußten, für ein paar Monate. Man lebte in den Tag hinein und nur für den Tag. Die Arbeiten konnten nicht besser sein, als die leichtsinnige Zeit, die sie in Auftrag gab.

Gottes Gericht hat gesprochen. Eine Fluth unschuldigen Blutes mußte Europa rein waschen, und die Kinder mußten die Sünden der Väter büßen. 1789 brach die große Revolution los. Wie einstens die Wasser der Sündfluth sich über die verderbte Erde ergossen, so überschwemmten die Männer der Revolution und ihre Erben fast alle Länder der Christenheit. 1794 fiel das Rheinland in ihre Gewalt. Der Erzbischof floh nach Westphalen und starb später in Wien. Die Reliquienschätze wurden geflüchtet und nachher zum großen Theil eingeschmolzen und verkauft. Der Dom sank herab zum Magazin, in dem Heu und Stroh für die große Armee aufgespeichert wurde. Bald nachher wurde er zum Gefängnisse armer Kriegsgefangener. Die zerschlugen seine Bänke, um Feuer anzünden zu können, an dem sie ihre kalten Glieder erwärmten und ihre ärmliche Nahrung zubereiteten.

Ungestört kamen die Elemente, Wind, Regen, Frost, um in langsamer, aber sicherer Arbeit das Werk der Zerstörung zu vollenden. Bald war der größte Theil der Balken im Dachstuhle verfault. Die Strebebogen waren durch den zerstörenden Einfluß des Wassers dem Einsturze nahe, und ihrem Falle mußte unmittelbar das Zusammenbrechen der Gewölbe folgen, die sie stützten. An jedem regnerischen Tage träufelte das Wasser, das seinen geregelten Abfluß nicht mehr fand, durch die Gewölbe in's Innere. So weit war es gekommen mit der Herrlichkeit des Mittelalters. Zerbrochen war das Scepter des heiligen römischen Reiches deutscher Nation, geknechtet waren die ehemals freien Städte des Reiches. Köln war arm und ehrenlos, vergessen war seine Kunst, seine Meisterwerke waren verachtet, eine Beute der Trödler, Gras wuchs auf seinen Straßen. Der Fluch Gottes schien auf dem Dome zu lasten und seine Hand zu rütteln an dessen Grundfesten. Alles Gold, das ihn im Äußern und Innern geziert, das seine Schatzkammern gefüllt und seine Altäre geschmückt hatte, war verloren. Die Farbenpracht, die dem Bau ehemals ein so herrliches Aussehen gegeben, war verschwunden. Die Steine lösten sich von ihrer Stelle, fielen herab in die Gassen, die ihn umgaben, und bedrohten das Leben der Vorübergehenden.

3. Wiederherstellung und Ausbau im 19. Jahrhundert.

Aus kleinen Anfängen entsteht das größte Verderben. Sehen wir den Strom. Langsam schwillt er an gegen die Dämme. Leise sickert das Wasser durch sie hindurch, es bricht sich eine kleine Öffnung. Bald sind ganze Landschaften von allen Schrecken der Überschwemmnng heimgesucht. Ebenso entwickelt sich das Gute aus unansehnlichen Bemühungen. Unsichtbar ist die Keimzelle, aber aus ihr entfaltet sich die Eiche. Der Baum wächst heran, breitet seine knorrigen Äste aus und trotzt dem Orkan.

So ließ die Vorsehung neben dem zerbröckelnden Dome einen Mann aufwachsen, der die Begeisterung, die im Anfange unseres Jahrhunderts einige wenige Kenner mittelalterlicher Kunst erfüllte, in sein Herz aufnahm und dem Dome widmete. Es war Sulpiz Boisserée. Wir haben ihm öfters widersprechen müssen. Benutzen wir die Gelegenheit, um zu sagen, daß er in der uneigennützigsten Weise dem Dome die schönste Zeit seines Lebens widmete, daß er zur Zeit, als noch alle Gebildeten mit Mitleid auf den Dom herabsahen wie auf ein trauriges Denkmal mittelalterlichen Aberglaubens oder Ungeschmackes, in Wort und Schrift für seinen Dom eintrat und für ihn warb in der Nähe und in der Ferne. Ohne ihn und Wallraf wäre vielleicht nichts übrig geblieben von den jetzt geretteten bunten Fenstern, Grabmälern und Chorstühlen. Er weckte und hob das Interesse für den Dom und die Kunst des Mittelalters, er ist der eigentliche Vater der neuern Kunstrichtung, die wiederum an die Traditionen des Mittelalters angeknüpft hat und die der Renaissance wie der Akademie den Scheidebrief ausstellte.

Nach vielen fruchtlosen Bemühungen erlangte Boisserée von der Kaiserin Josephine und vom Stadtrathe die nothwendigsten Summen, um die dringendsten Arbeiten am Dome vornehmen zu lassen. Als 1814 die Rheinprovinz an Preußen gefallen war, wandte er sich nach Berlin um Hilfe. Schinkel kam und wurde sein Bundesgenosse. Aber sie erhielten bis 1823 nichts als schöne Worte und goldene Versprechen, obgleich Schinkel, damals in Berlin die erste Auctorität in Bausachen, offen und wiederholt erklärte, es sei die größte Gefahr im Verzuge, der Dom könne jeden Tag einstürzen, wenn nicht augenblickliche Hilfe geschafft würde.

Im Jahre 1821 war durch die Bulle De salute animarum das Erzbisthum von Köln wiederhergestellt worden. Alle Güter der Kur-

fürsten und Erzbischöfe von Köln, alle Güter der Stifter und Domkapitel blieben der Krone Preußens, wogegen sich der König verpflichtete, das Nothwendigste zum Unterhalt der Geistlichkeit und zur Feier des Gottesdienstes herzugeben. Dazu gehörte aber für den Erzbischof von Köln eine passende Kathedrale, und demnach war Preußen vertragsmäßig zur Wiederherstellung des Vorhandenen verpflichtet. Es wurde dieser seiner Verpflichtung auch wirklich gerecht, und so wurden unter Beihilfe des Staates die Restaurations-Arbeiten vollendet. Ahlert hat sie in den ersten zehn Jahren geleitet. Es folgte ihm Zwirner, dem das Verdienst zukommt, seine Aufgabe mit Eifer und Treue gelöst zu haben. Einmal eingelebt in die Arbeit am großen Dome, erfüllte derselbe sich ganz mit dem Gedanken, ihn auszubauen und zu vollenden, und so that er Alles, was in seinen Kräften stand, um zu dieser Vollendung anzuregen und die nöthige Hilfe des Staates zu erlangen. Nicht ohne Selbstverläugnung und Geschick widersetzte er sich von Anfang an den trivialen Plänen Schinkels, der den Dom in vereinfachter Weise und en bloc ausbauen wollte. Im Jahre 1842 war die Wiederherstellung des Alten vollendet. Eine neue Zeit war angebrochen für Deutschland. Das Joch der Fremdherrschaft war schon lange abgeschüttelt, das Land hatte sich erholt, die Wunden der napoleonischen Kriege waren vernarbt, und das Volk lebte auf, wie in frischer Jugendkraft. Sociales, wissenschaftliches, religiöses Leben zeigten sich in neuer Blüthe. Die Kölner Wirren hatten schließlich Licht und Ordnung gebracht in das Verhältniß zwischen Kirche und Staat. Jetzt wollten die politischen Parteien auch das Verhältniß zwischen dem Fürsten und seinen Unterthanen, sowie die Beziehungen zwischen den einzelnen deutschen Stämmen und ihren Beherrschern geregelt wissen. Ein einiges freies Deutschland ward die Parole. Sehnsuchtsvoll sah man zurück auf die Zeiten, in denen Deutschland groß dastand im Rathe der Völker, in denen freie Städte unter mächtigen Kaisern blühten, in denen persönliche Freiheit geachtet war, Handel, Wissenschaft und Kunst so reiche Früchte brachten, und selbst der Arme ohne Sorgen sich seines Lebens freute.

Wie man immer in solchen aufgeregten Zeiten nach einem Schlagwort, nach einem Sinnbild aller Wünsche und Hoffnungen sucht, so war es auch um 1840. Görres erhob seine gewaltige Stimme, und ihm war der Dom von Köln zum Symbol der alten Herrlichkeit des entwürdigten deutschen Reiches geworden. Sein Ausbau sollte das Sinnbild und Unterpfand besserer Zeiten sein. Das Verlangen, den Dom

zu vollenden, wurde immer allgemeiner, immer heftiger. 1841 gab die königlich preußische Regierung, welche den Dombau von Anfang an in ihre Hand und unter ihre Vormundschaft genommen und bis heute festgehalten hat, die Genehmigung zur Constituirung des Dombauvereines, dessen Aufgabe es sein sollte, „mittels Darbringung von Geldbeiträgen und in jeder sonst angemessenen Weise für die würdige Erhaltung und den Fortbau der katholischen Kathedral-Domkirche zu Köln nach dem ursprünglichen Plane thätig mitzuwirken“. Allerorts, selbst in Berlin und im Auslande, entstanden Filial-Dombauvereine. So wurde am 4. September der Grundstein zum Fortbau des Domes gelegt. Die Betheiligung und Begeisterung war außerordentlich, und Friedrich Wilhelm IV. hielt eine Rede, die solchen Anklang fand, weil er in ergreifender Weise den Frieden und die Eintracht aller deutschen Fürsten und Völker betonte und die Hoffnung aussprach, daß eine große Zeit durch die schönen Domthore einziehen würde. Ähnliche Hoffnungen sprach Erzherzog Johann, der spätere Reichsverweser, beim Festmahl aus, und das Domblatt schloß den officiellen Festbericht mit den Worten: „Hier wurde vor des Allmächtigen Angesicht ein Bund der Kirche mit dem Staate, ein Bund der Fürsten, ein Bund der Stämme Deutschlands geschlossen, und wo im Innern, wo von außen ein Feind diese glückliche Einheit je zu trüben oder anzutasten wagen möchte, da mögen die Schwüre ewig sich erneuern, die der Allerhöchste vernommen an den Grundfesten des Domes zu Köln.“

Inzwischen wurde rüstig weitergebaut, und bis 1848 waren alle Seitenschiffe vollendet, eingewölbt und unter Dach gebracht. Das Langschiff und das Querhaus hatten neue Nothdächer bekommen. So konnte der Erzbischof von Geissel am 14. August 1848, sechshundert Jahre nach der Grundsteinlegung, die vollendeten Theile einweihen. Der König Friedrich Wilhelm IV., der Reichsverweser Erzherzog Johann, der Präsident des Frankfurter Parlamentes und viele Abgeordneten desselben waren nach Köln gekommen. Es fehlte nicht an Reden über die deutsche Einheit und die alte Herrlichkeit des Reiches, die mit dem Dome neu erbaut werden sollte.

Dem Festjubel von 1848 folgten die trüben Tage von 1849. Man war auf dem Punkte, die Arbeiter zu entlassen und das Werk aufzugeben. Woher bei der allgemeinen Noth das für ein solches Riesenwerk nöthige Geld herbeischaffen? Plötzlich war die Gefahr gekommen, fast ebenso rasch ging sie mit dem Sturm der Zeiten vorüber, und langsam

und stetig stiegen die Mauern des Domes empor. 1855 war der Bau aller Umfassungsmauern am Langhaus und an den beiden Querarmen vollendet. Wiederum kam der kunstsinnige König zum frohen Feste nach Köln. Aber schon die Reden, die gehalten wurden, bewiesen, daß von der hohen Begeisterung früherer Jahre wenig übrig geblieben war. Der Dombau war zu einem durch königliche Municicenz errichteten Denkmal deutscher Kunst herabgesunken.

Es folgte die letzte Periode der Bauten am Schiffe. Die Strebepfeiler wuchsen schlank empor über die Dächer der Seitenschiffe. Die hohen Wände wurden durch Dächer verbunden, und über der Vierung erhob sich der schlanke Mittelthurm. Die Gewölbe des Langschiffes und des Querbaues waren 1863 vollendet, und die Mauer, die seit Jahrhunderten das Chor abgeschlossen und vom Schiffe getrennt hatte, fiel. Das Innere des Domes zeigte sich in all' seiner Größe, Einheit und Majestät.

Der Cardinal von Geissel erließ einen seiner beredten Hirtenbriefe, in denen er seine Freude über das Ereigniß aussprach und seine Diöcesanen aufforderte, mit ihm Gott zu danken. Dann aber wandte er sich im Geiste an Köln und sagte:

„Freue du dich, altes, heiliges Köln! Schon von Alters her war dein Dom dein Schmuck, und jetzt ist dein Schmuck noch herrlicher geworden. Deines Domes Zinnen leuchten jetzt noch höher hinaus und künden dich als des Rheinlands Metropole. Altehrwürdige Stadt Köln, dein Dom ist deine Krone. Darum freue dich und lasse dir diese Krone nicht verdunkeln; dein Dom ist ein Haus des Friedens und des Segens, das soll er dir auch bleiben. Da drinnen in dieses Hauses Hallen ist seit vielen Jahrhunderten die apostolische Lehre verkündet worden: ‚Fürchtet Gott, ehret den König, liebet die Brüder.' Diese christliche Grundverfassung wird auch jetzt noch darin verkündet, und sie soll, will's Gott, auch fürderhin darin verkündet werden allen künftigen Geschlechtern."

Nicht ohne Grund redete der Cardinal-Erzbischof von der christlichen Grundverfassung, die bleiben sollte; denn damals tobte in Deutschland der Verfassungsstreit, und der ganze Liberalismus spie Feuer und Flammen gegen denjenigen, den sie als den Urheber des Conflictes ansahen, den Ministerpräsidenten von Bismarck. In Köln war die liberale Partei besonders stark, und sie weigerte sich, am Feste theilzunehmen, weil der Dombau unter der Vormundschaft der Regierung stand, und der König

herüberkommen wollte. So verlief die Feier ziemlich kühl. Desto glänzender war das Fest, welches der Cardinal-Erzbischof im folgenden Jahre veranstaltete. Zu Ehren der heiligen drei Könige war der Dombau begonnen worden, zu ihrer Ehre sollte seine Vollendung dienen. Am 23. Juli, gerade 700 Jahre nach dem Einzuge ihrer Reliquien in Köln, eröffnete er eine Festoctave, und er lud die Gläubigen ein, zu kommen „von Nah und Fern, einzeln oder in geschlossenen Reihen, gleich den frühern Pilgerschaaren" so vieler Jahrhunderte. Der Aufruf fand ein treues Echo in den Herzen der Katholiken. Wer damals den Dom sah und die Pilgerschaaren, die sich in ihm drängten, der begriff es, warum eine echt katholische Zeit einen so gewaltigen Dom begonnen habe, der die Menge der Pilger kaum zu fassen vermochte.

4. Kritik der Arbeiten unseres Jahrhunderts am Dome von Köln.

Die Frage nach dem Werthe dessen, was unser Jahrhundert für den Dom gethan hat, ist, wie Jedermann einsieht, eine äußerst schwierige; aber die Vollständigkeit verlangt, daß sie wenigstens in etwa beantwortet werde. Die ersten Baumeister, die ihre Hand an das große Werk legten, waren der gefeierte Schinkel und der königliche Bauinspector Ahlert. Beide hatten den besten Willen, beide bemühten sich, am Dome ihr Bestes zu thun, aber beide besaßen — darüber sind heute Alle einig — weder die Kenntnisse, noch die Pietät, die zur Lösung der Aufgabe erforderlich waren, die so plötzlich und gebieterisch an sie herantrat. Sie waren akademisch gebildete, geprüfte, geachtete Baumeister (Schinkel galt als der erste Architekt seiner Zeit); daß sie von der mittelalterlichen Kunst und ihrer Constructionsweise, von ihrem Stil, ihren Ornamenten und Profilen kaum eine Ahnung hatten, das konnte ihnen um so weniger zum Vorwurfe gemacht werden, als damals nur erst einige Kunstfreunde begonnen hatten, sich mit der verlorenen Technik der alten Bauhütten zu beschäftigen. Selbst Boisserée, der doch dem Dome, für den er so eingenommen war, viele Jahre seines Lebens widmete, genügt in seinem Prachtwerk, das er über denselben herausgab, den Anforderungen unserer Zeit nicht mehr. Obgleich er nur die Hauptformen gibt und alle seine Zeichnungen von den tüchtigsten Kräften seiner Zeit aufgenommen und gestochen sind, erscheinen doch die Profile und Einzelheiten abgeschwächt, verschwommen, ja fast charakterlos. Ist es zu verwundern, daß Baumeister, die in der Restauration des Domes eine Nebenbeschäftigung sahen; daß Steinmetzen, die in Bildung ganz anderer Formen aufgewachsen waren, das Richtige nicht trafen? Schon das Princip, welches Schinkel in seinem Briefe an Boisserée 1829 aussprach, konnte nur die verderblichsten Folgen haben: „Es ist leider zu bedauern, daß, um in jeder Art das Gebäude sicherzustellen, viel Altes

fortgenommen werden muß, aber der enormen Kosten wegen nicht wird wieder gemacht werden können. — Sich auf die Unendlichkeit der Ornamente und Gliederungen einzulassen, würde ich vorläufig für ganz unangemessen halten." Leider ließ Ahlert im Sinne seines Meisters arbeiten, ja er überbot ihn noch, und so wurde denn in der That „viel Altes fortgenommen und nicht wieder gemacht". Blätter und Ornamente wurden verflacht, Fialen verschwanden, und viele wichtigen Constructionstheile wurden im Sinne des akademischen Geschmackes, der gerade Linien und ebene Flächen liebte, vereinfacht. Durch diese Restauration ist das Chor leider kaum mehr zum Kunststudium geeignet, indem man meistens nicht sicher ist, was denn eigentlich aus der Hand der alten Steinmetzen stammt und als Vorbild und Typus der Kunst um 1300 gelten muß. Ahlert starb 1833, nachdem er zehn Jahre lang, wie Ennen (Dom, S. 77) sagt, „seine Aufgabe mehr vom Standpunkte eines preußischen Bauinspectors als eines Kölner Dombaumeisters betrachtet" und die nöthige Beihilfe lieber von „geprüften Bauconducteuren und Schreibern", als von einem Manne wie Boisserée erbeten hatte. Wie gerne hätte dieser ihm mit Rath und That zur Seite gestanden, aber seine Mitwirkung wurde abgelehnt. Ahlerts Nachfolger ward Zwirner. Die angesehensten Männer des Faches im In- und Ausland spenden den Restaurationsarbeiten, die Zwirner von 1833—1842 vollendete, alles Lob und erkennen an, daß er in ihnen leistete, was unter den damaligen Umständen geleistet werden konnte. Er hob durch treuen Fleiß, eifriges Studium und anregendes Beispiel die Kölner Dombauhütte auf eine solche Höhe, daß man eine Zeit lang die Hoffnung hegen konnte, sie werde bald mit der Kunstfertigkeit des Mittelalters den Wettstreit aufnehmen können. Festhalten an den alten Vorbildern, genaue Nachahmung der Formen des Mittelalters wurde, wie dieß bei gewissenhaften Restaurationen der Fall sein muß, für Steinmetzen und Bauführer zum leitenden Grundsatze.

Der Ruf der Bauhütte und das Lob, welches Zwirner von allen Seiten erhielt, erlangten ihm auch in Berlin eine immer steigende Anerkennung und Beförderung. Er erhielt Ehrenzeichen und Titel und wurde zuletzt Geheimer Regierungs- und Baurath. Leider sagt man ihm nach, sein Aufsteigen in der Beamtenhierarchie hätte die Entwicklung seines liebenswürdigen Charakters gehindert und der Bureaukratismus hätte allmählich in ihm den Künstler erstickt. So finden viele seiner Arbeiten beim Ausbau des Domes allerorts herben Tadel. Gleich schon beim Anfang des Neubaues wirbelte die Frage über die Pläne zu den Façaden des Süd- und Nordportals viel Staub auf. Trotzdem daß das alte östliche Seitenportal an der Nordfaçade breiter angelegt war, als die durch die Thurmarchitektur so sehr verengten Portale der Westfaçade, trotzdem daß die alten Fundamente die Gliederung des Hochbaues vordeuteten, gefiel Zwirner sich darin, Nord- und Südfaçade nach der durch den Thurmbau beherrschten und darum mit riesigen Strebepfeilern bekleideten Westfaçade zu bilden. Oberhalb der Seitenschiffe brachte er nur dadurch einige Harmonie in seinen Bau, daß er die Fenstergliederung des Triforium und das Maßwerk der Gallerie, die dasselbe krönt, ohne irgend einen Zweck

und Grund und als reine Decorations-Architektur bis an die Strebepfeiler weiterführte.

Kaum hatten sich die Gemüther etwas beruhigt, da entspann sich 1859 ein neuer Streit über die Dächer und den Thurm über der Vierung, die Zwirner aus Eisen hergestellt wissen wollte. Aus der Reihe der gewichtigsten Stimmen, die gegen dieses Vorhaben Verwahrung einlegten, sollen hier nur die Worte Didrons angeführt werden (Annales 17, p. 129), und zwar deßhalb, weil in ihnen eine Frage berührt ist, die auch heute wiederum am Dome zur Lösung kommen soll. Er schreibt: „Es scheint, daß man bei der Restauration oder Vollendung eines alten Gebäudes gerade so restauriren und vollenden muß, wie der erste Baumeister es gethan haben würde. Wer ein Kleid wieder in Stand setzen will, nimmt dazu einen Stoff von der Farbe, von der Nüancirung, von dem Gewebe und dem Material, das sich in den alten Theilen findet. Geschmack, Vernunft, Haltbarkeit fordern das als Regel für jede Wiederherstellungs-, jede Vollendungsarbeit. Der alte Baumeister des Domes von Köln hätte einen hölzernen Dachstuhl errichtet, und er hätte ihn mit Blei oder Schiefer gedeckt. So that er am Chore, so hat man es an allen gothischen Domen in ganz Europa gemacht. Man mußte bis in's 19. Jahrhundert kommen, um die Kathedrale von Chartres mit einem eisernen Dachstuhl und einem Kupfermantel zu bedecken, und um daran zu denken, diesen durch die Erfahrung als so unglücklich erwiesenen Versuch am Kölner Dome zu wiederholen. Das Eisen, das sich ausdehnt und zusammenzieht, kommt und geht in periodischem Wechsel zum großen Schaden der Mauern, die aus festem Stein sind und die das Phantasiespiel einer ewigen Bewegung nicht lieben. Das Kupfer oxydirt und weint auf die Blätter und Statuen, die eben auch aus Stein sind, grau-grüne Thränen, die sie zersetzen oder vergiften." Lassus, einer der ersten Architekten Frankreichs, bekannt durch eine prächtige Monographie über Chartres, bat Herrn Reichensperger, in seinem Namen zu erklären, daß nur die ungeheuren Kosten ihn abhielten, das neue Dach aus Eisen und Kupfer von der Kathedrale von Chartres zu entfernen, um wiederum eines aus Holz und Blei hinzubringen. Alles Protestiren nützte nichts. Der Geheime Bau- und Regierungsrath erkannte nach seinem eigenen Geständnisse keine andere Auctorität an, als die ihm vorgesetzte Behörde in Berlin, und deren Billigung war ihm gesichert.

Es wären noch so viele andere Dinge zu erwähnen. Lassen wir sie ruhen; mit Stillschweigen wollen wir vorübergehen an dem theilweisen Abbruch der Sacristei, die noch aus den besten Zeiten des Dombaues stammt. Sie störte nach Ansicht der preußischen Bauverständigen die Harmonie des Ganzen, und so mußte der Baumeister des dreizehnten Jahrhunderts sich von den officiellen Kritikern unseres Jahrhunderts sein Pensum corrigiren lassen. Wenn Herr Reichensperger und seine Freunde gehört worden wären, wenn man die tüchtigen Kräfte, die in der Domhütte herangewachsen waren, hätte verwenden wollen, wie viele Mißgriffe wären vermieden worden! Vincenz Statz, bekannt durch seine vielen gothischen Bauten, Franz Schmitz, der Herausgeber des Prachtwerkes über den Dom von Köln, sowie der jetzige

Dombaumeister in Wien, Friedrich Schmidt, sie mußten aus der Domhütte austreten. Herr Reichensperger mußte unter höflichen Vorwänden die Ehre eines Präsidenten des Dombauvereins, dem er von Anfang an, also seit fast 40 Jahren, so viel Zeit und Mühe gewidmet hat, ablehnen, damit er nicht, als eine an hoher Stelle unliebsame Person, dem Dombau schade. Wie traurig ist es, daß alles Menschenwerk seine Unvollkommenheiten, seine Fehler hat, und daß überall, wo sich Viele zu einem großen Werk vereinen, die menschliche Schwachheit und Armseligkeit so sehr zu Tage tritt!

5. Ein Gang durch den vollendeten Dom.

Ehe die Wand fiel, welche seit Jahrhunderten das Chor von dem verlassenen Schiffe schied, konnte man nur mühsam den Gesammteindruck ahnen, den das Innere nach seiner Vollendung bieten würde. Jetzt wird der Eintretende gleich am Portale von der Majestät des Baues überwältigt. Ahnungsvoll stieg er die Stufen hinan, die aus dem Getümmel der Straßen hinaufführen zum Hause Gottes, welches sich wenigstens um etwas erheben mußte über das alltägliche Getriebe des Lebens. Der gewaltige Querbau der Vorhalle mit seinen riesigen Pfeilern und Säulen, die den Thurm tragen, empfängt ihn. Kein Gebäude der Welt hat je einen solchen Eingang aufweisen können. Aber es drängt, weiter zu gehen in's Haus des Herrn. Eine Stufe, die aus der Vorhalle abwärts führt in den Dom, erinnert daran, wie der betende Mensch freilich sein Gemüth emporheben soll zu Gott, aber sich auch erniedrigen muß vor der Größe seines Schöpfers. Während der Fuß herabsteigt und so eintritt in die geheiligten Hallen des Schiffes der Kirche, wird die Seele ergriffen von der Großartigkeit des Baues, der sich darbietet. Wenn selbst die Werke der Geschöpfe so überwältigend auf den Menschen einwirken können, wie groß muß Gott sein, der dem Geschöpf nur einen schwachen Wiederschein seiner Weisheit und seiner Macht lieh, um solche Riesenwerke hervorzurufen, die doch nur Staubkörner sind im Vergleich zum Weltall, welches seinem Gotte dient zum Schemel seiner Füße!

Mit einem Blicke überschaut man die lange Reihe der himmelanstrebenden Säulen. Vierzehn stehen zur Rechten, vierzehn zur Linken, und sie vereinen sich hinter dem Altare, 350 Fuß weit von der Vorhalle, 400 Fuß weit vom Eingange. Der Blick aber geht noch 50 Fuß weiter bis zum Mittelfenster der Chorkapelle. Wie leicht steigen sie auf, gleich den schlanken Stämmen, die im dichten Hochwalde sich hinauf-

drängen zum Lichte! Die Säule ist nicht mehr, wie in der Basilica, wie in dem romanischen Dome, nur das Sinnbild tragender, leidender Kraft, nein, von Anfang an ist sie gegliedert, als ob einzelne Individuen da stünden, die wissen, was sie sollen, die sich bewußt sind, daß sie, in fester Einheit verbunden, gemeinsam, aber doch in persönlicher Selbstbethätigung eine große Aufgabe zu lösen haben. Einzeln genommen sind die Dienste, die sich um den felsigen Kern reihen, schwach wie das Rohr am Flußufer; aber in ihrer Vereinigung werden sie stark, wie die Gemeinde Gottes, die, gegründet auf Felsen, um ihren Mittelpunkt sich schaart. Aber die Vereinigung der dünnen Schäfte dauert nur so lange, als ihr Zweck es verlangt. Sobald ein Dienst (einer der an den Kern gelehnten kleinen Säulenschäfte) sein Ziel erreicht hat und an das Ende seiner Aufgabe gelangt, erhält er Ring und Krone und verschwindet unter dem Bogen, den er von Anfang an vorbeutete und dem er sein Dasein verdankte. Je größer die Aufgabe ist, je höher der an den Kern gelehnte Säulenschaft hinaufsteigen soll, desto kräftiger ist er gebildet, desto bedeutender ist sein Umfang und sein Fuß, so daß schon im Sockel der Säule Alles vorbedeutet ist, was sich oben in den verschiedenen Höhenregionen entwickeln wird.

Im ersten Drittel ihrer Höhe trennen sich die Säulenbündel nach vier Richtungen hin. An einer Seite entwickeln sich die Gewölbe der Seitenschiffe aus ihnen; an der gegenüberliegenden Seite steigen sie höher hinauf zum Gewölbe des Mittelschiffes; an den beiden übrigen Seiten tragen sie die Wand des Mittelschiffes, die sich hoch über die Seitenschiffe erhebt. Sie ruht auf festen Bogen, die sich gegen die Seitenschiffe hin öffnen. Diese Bogen ziert im Mittelschiffe ein Blätterkranz, der im Chore nur durch Malerei angedeutet war, wahrscheinlich in Nachahmung der Ste. Chapelle von Paris. Oben im Scheitel des Spitzbogens steht ein Blätterkreuz, das zur Triforiengallerie überleitet.

Diese Triforiengallerie ist für die Schönheit des Innern von der allergrößten Bedeutung. Sie ist zuerst Mittelglied zwischen den gewaltigen hohen Fenstern des Oberbaues und den dunkleren Partien des unteren Geschosses. Ihr Halbdunkel, ihre reichen, leichten Säulenstellungen, welche das Motiv der parallelen Linien der unteren Säulenbündel weiter entwickeln und in ihrer Anordnung die der Fensterpfosten vorbereiten, schließen sich sowohl den unteren als den oberen Theilen harmonisch an. Die Gliederung und Durchbrechung der Wand über den Seitenschiffen und unter den oberen Fenstern war eine Aufgabe, die

der christlichen Kunst von Anfang an mit all' ihren Schwierigkeiten entgegentrat. An ihr versuchten sich die Baumeister aller vorhergehenden Jahrhunderte in der mannigfachsten Weise mit mehr oder weniger Glück und Geschick; aber nie ist sie in glänzenderer und kunstvollerer Weise gelöst worden, als durch diese gothische Triforiengallerie. Dieselbe ist aber nicht nur von der glücklichsten Wirkung für die einzelnen Bogenfelder, sondern auch für das Ganze ist sie von unschätzbarem Werthe, denn sie ist wie ein leichtes, zierliches Band, das die einzelnen Säulenstellungen verbindet und das Auge fesselt und weiterzieht, daß es ihrem Laufe folgt. In der perspectivischen Ansicht nähert sich diese Gallerie bald so sehr dem Gewölbe, daß das Auge beide mit einem Blicke umfaßt. Es steigt hinauf und mißt die Höhe, in der sich die Gewölbe 150 Fuß über dem Boden schließen.

Wie oft hat man diese kühnen gothischen Gewölbe mit der reichen Laubkrone deutscher Buchenwälder verglichen! Dort in der freien Natur drängen sich die Äste ohne Ordnung durcheinander. Hier im kunstreichen Dome zeigt sich in perspectivischer Verjüngung der Gewölberippen der überaus reiche und doch so harmonische Wechsel geschwungener Linien, die sich zuletzt im Chorpolygon in einem Punkte über dem Altare sammeln und dem Auge den würdigsten Ruhepunkt geben. Gerade diese Einheit des Innern, in der alle einzelnen Theile in einander übergreifen, in einander übergehen, ohne ihren selbständigen Werth zu verlieren; diese sanfte Gewalt, mit der sie den Blick zum Altare hinziehen, ist ein Vorzug der gothischen Kathedralen. In Köln tritt dieser Vorzug mit besonderer Klarheit hervor, weil das Innere wie aus einem Gusse in untadelhafter Einheit und Schönheit sich darbietet. Alle übrigen Stile haben in dieser Hinsicht der gothischen Kunst nichts Ähnliches an die Seite zu stellen. Das Band der leichten Triforien und die von den gewaltigen Oberfenstern erleuchtete Scheitellinie der Gewölbe geben die klarste Einheit in der Vielheit der mannigfaltigsten Gesimse, Säulen und Dienste.

Geht man weiter hinauf im Mittelschiff, so eröffnet sich bei jedem Schritte ein neuer Durchblick. Bald sieht man nur einen Wald von Säulen, die sich in reichem Schattenwechsel hinter einander stellen, bald ruht das Auge auf den glänzenden Farben der Fenster. Von überraschender Wirkung ist die Rundschau aus der Mitte der Vierung zwischen den vier großen Pfeilern, welche den Mittelthurm tragen. Das ganze Innere des Riesenbaues liegt offen vor Augen. Die zwölf hohen Säulen des Querschiffes gesellen sich zu den achtundzwanzig des Lang-

schiffes; alle Seitenschiffe und ein großer Theil der Chorumgänge und Chorkapellen zeigen sich in ihrer harmonischen Anlage. Das Süd- und Nordportal sieht man 150 Fuß weit zur Rechten und Linken; nach oben und unten ist es 225 Fuß bis zum Westportal und bis zum mittleren Kapellenfenster. Das Gewölbe ist oben so hoch, als der Altar entfernt ist, d. h. 150 Fuß. Man steht also im Mittelpunkt des Domes, an der Stelle, die für die Gebeine der heiligen drei Könige bestimmt war.

Ja, der Dom von Köln ist eine Zierde des deutschen Vaterlandes, hervorragend durch seine Größe, berühmt durch seine Schönheit, ehrwürdig durch sein Alter, geheiligt durch seine Reliquien. Groß war die Zeit, die ihn begann, groß waren die Männer, die ihn errichteten. Sie waren Fürsten der Kirche, Fürsten des Reiches. Ihr Kurhut ist verschwunden, ihre weltliche Herrschaft ist zerstört, wenn sie auch in kunstreichen Grabmälern in den Kapellen um den Chor ruhen; es ist nur ihre Asche, die dort liegt. Fast vergessen und verschollen ist der Name der Baumeister und Werkleute des Domes. Ihre Steinmetzenzeichen bleiben ungelöste Räthsel. Ausgestorben sind die Geschlechter, deren Wappen in den Fenstern des hohen Chores und im nördlichen Seitenschiffe glänzen. Verschwunden ist der Glanz der alten Reichsstadt, deren Helden und Wappen im Dome so oft wiederkehren. Selbst von den Stiftern der neuen Glasgemälde und Statuen sind schon die meisten verschwunden vom Angesichte der Erde. Aber heute, nach mehr als 500 Jahren, steht der alte Altar noch an seiner Stelle. Es ist wahr, er ist fast all' seines Schmuckes beraubt, aber auch in seiner Verarmung ist er noch ehrwürdig. Neben ihm steht noch, wenn auch in ärmlicher Ausstattung und mit Flor behangen, der mehr als tausendjährige erzbischöfliche Thron von Köln. Noch füllen sich die altersgrauen Chorstühle mit den Reihen des Klerus der der römischen Kirche so treuen Stadt und Diöcese von Köln; noch rufen die alten Glocken das dem alten Glauben treue Volk in die geheiligten Hallen, in denen ihre frommen Vorfahren so oft gebetet. So ist der Dom ein Bild der katholischen Kirche. Christus legte ihren Grundstein. Er gab seinen Aposteln und ihren Nachfolgern den Auftrag, weiter zu bauen bis zum Ende der Tage. Es kommen Stürme und Verfolgungen, es kommen Tage der Lauheit und des inneren Verderbens. Vieles geht verloren vom äußeren Glanze und vom inneren Schmucke. Aber die Kirche steht und sinkt nicht in Ruinen zu Boden. Es folgen bessere Tage, Tage der Restau-

ration, Tage des Weiterbaues. Der Frühling muß folgen nach den Stürmen des Winters. Möchte der Ausbau des Domes von Köln ein Sinnbild sein des Aufblühens der Kirche von Köln und all' ihrer Tochterkirchen in der Nähe und Ferne! Vieles ist noch zu thun zur würdigen Ausstattung des Innern. Ein reges, freies, katholisches Leben wird Künstler bringen, die den schwierigen Aufgaben gewachsen sind, und kirchliche Kunst und kirchliches Leben werden, wenn sie den alten Bund erneut haben, bald die alten Meisterwerke in verjüngter Form erstehen machen.

(Schluß folgt.)

Stephan Beissel S. J.

Clemens Brentano's „Chronika eines fahrenden Schülers" im ersten Entwurf.

(Mitgetheilt von Wilhelm Kreiten S. J.)

(Fortsetzung.)

Die Sonne aber war unter unserem Gespräche hoch gestiegen und nahte sich der Mittag, da trat ein Diener meines Herrn in den Garten und bat ihn hereinzugehen; es seien Herrn des Rathes da, die ihn sprechen wollten. Da verließ mich der edle Herr und folgte dem Diener und ich ging noch im Garten und gedachte, wie daß ich viel und mancherlei geredet hatte und wie es mir Einigemale gewesen, als wäre ich allein und sehe meinen Herrn gar nicht, ja ich wußte gar von mir selber nichts, und hob sich nun mein Herz empor, daß es überfloß. Das wunderte mich und war mir wohl dabei, auch wünschte ich immer so zu sprechen, denn man fühlt alsdann Trost und erquickliche Ruhe, als habe man gebetet.

In solchen Gedanken schaute ich die Blumen an der Erde und den blauen Himmel an, fühlte auch eine große Liebe zu ihnen. O Lust und Freude, dein Mittelpunkt ist ein unschuldiges Herz! So war mir da, und als ich dem Sommerhaus nahe kam, ging ich auf mein Kämmerlein und habe niedergeschrieben bis hierher, was mir an diesem Morgen begegnet, um deßwillen[1], daß es mir selbst merkwürdig war und daß ich gedachte diese Geschichten könnten wieder Jemand erfreuen, wenn ich gleich nicht wußte wen; denn als ich das niederschrieb was ich heute meinem Herrn Ritter von meiner

---

[1] Im Manuscript steht „desweilen".

Jugend vorgelesen, dachte ich ja auch nicht daran, daß es ihm gefallen würde. Darum ist dies Alles niedergeschrieben in Demuth und nicht in Hoffart die fern von mir ist; ich bitte auch Gott, daß er mir beistehe in Wahrheit also fortzufahren, und jeden Andern, der größere Dinge niederschreibt, mit derselben Gnade erleuchten möge. Amen. —

Zur zwölften Stunde bin ich von dem Diener zu des gnädigen Herrn Tisch gerufen worden. Der Diener aber schaute mich, da wir über den Hof gingen oftmals an, und als ich ihn um die Ursache fragte, sagte er: wie ihm mein neues Kleid nicht übel gefalle, und könne ich ihm wohl danken, denn er habe dasselbe heute die ganze Nacht durch genäht, und freue er sich, daß es ihm so gut gelungen, ohne Anmessen; er wolle mir auch noch Falten auf die Aermel nähen, wenn mir das lieb sei. Ich dankte ihm und sagte: es sei bereits wohl zu schön für mich und versprach ihm gute Freundschaft. Da ich in den Speisesaal trat, hatte sich der Herr und zwei Gäste bereits zum Gebet gestellt[1], auch standen bei der Tafel die vier Jungfräulein. Der Ritter stand zu oben, die zwei Gäste, als der Junker Ludwig von Müllenheim und Herr Conrad von Dünzenheim zur Seiten, und dann die Jungfrauen; ich aber stand dem Ritter gegenüber. Die Jungfrau mit den schwarzen Haaren sprach das Gebet und dann setzten wir uns nieder, Ottilia aber und das traurige Mägdlein gingen zur Küche und Gundelindis[2] diente zu Tische als eine Magd, und nur die gebetet hatte saß zu Tische. Da war mancherlei gutes Gericht und auch Weines genug, aber ich war blöde und hatte wenig Gelüsten; auch nöthigte mich Gundelindis oft zu essen, aber ich hörte mehr den Reden der Herren zu, als daß ich auf die Speise achtete.

Sie sprachen von der neuen Glocke, die sollte für den Münster gegossen werden und waren sie nebst meinem Herrn die Pfleger des Werkes. Diese Glocke ist dem Meister Jörgen von Speyer, einem Bürger zu Straßburg verdingt worden, den Centner zu einem Gulden zu gießen und hat man eine Hütte und Ofen auf dem Frohnhof neben der Steinhauerhütte gemacht. Da habe ich mich wohl verwundert was für ein großes Werk das werden sollte, denn es sprachen die Herrn wie man Meister Jörgen schon außer dem alten Zeuge, das man in Vorrath gehabt, an Kupfer für achtzehnhundert Gulden und an Zinn für ein tausend zwei und dreißig Gulden gegeben habe. Die Herrn freuten sich sehr, daß eine solche Glocke, wie groß keine derweilen bekannt war, Gott und Marien der Königin und Patronin des hohen Stiftes Strasburg[3] zu Ehren, sollte zu Stande kommen. Da sprach mein Herr, der Ritter Veltlin von Türlingen: „o, was ist es eine herrliche Sache um den herrlichen, herzergreifenden Klang einer Glocke, die erhoben über unsern Häuptern gleich einer mächtigen Stimme des Himmels zu uns Allen aus

[1] Man beachte, daß Brentano hier ausdrücklich das Tischgebet erwähnt; wohl auch ein „Mutterpfennig"!

[2] Hier und das nächste Mal hat das Manuscript Gundilindis.

[3] Das Manuscript wechselt zwischen Straßburg und Strasburg.

dem Gewölbe[1] spricht. Wenn ich Nachts erwache und oft mancherlei Gedanken habe über das Leben und ängstliche Sorge trage über die Meinigen, da schlägt die Glocke an und mein Herz wird ruhig, denn ich freue mich, daß ich weiß, nun loben Viele Gott und Mancher betet mit mir in gleichen Gedanken."

Ritter Conrad von Dünzenheim sagte hierauf: „ich hab' oft gedacht, wie es wohl muß traurig gewesen sein und noch keine rechte Frömmigkeit, kein rechter Bürgersinn unter den Leuten, als man noch keine Glocken hatte, denn eine Stadt ohne den Klang einer lieben Glocke, ist mir gleich einem Stummen, der in Gesellschaft wohl nicht leben kann."

Junker von Müllenheim sprach: „Wenn ich über Land reite und höre eine Glocke schallen, wird mir's immer wohl um's Herz und finde ich mich zum Guten immer mehr gestärkt. Ich weiß nicht ob es ist, weil die Glocken zur Ehre Gottes gesegnet sind, oder ob es der muntere, kräftige Schall selbst ist, der mir den Eindruck so mächtig macht, aber ein Schloß oder Städtlein zu bestürmen oder zu zerbrechen, ist mir immer schwerer worden mit dabei zu sein, wenn ich die Sturmglocke so emsig summen hörte, und sah, wie sie so sorglich im Thurme hin und herschwankte."

Die Reden der Herren gefielen mir gar wohl, und da mein Herr das an meinem Angesicht bemerken mochte, forderte er mich auf, auch meine Gedanken zu sagen, worauf ich sprach: „Ich bin mit Euch ganz einer Gesinnung, daß eine Glocke gleich ist der Zunge einer Stadt, die mit ihrer kräftigen, hellen Stimme zu ihren Bürgern spricht, und sie zu dem Gedanken ermuntert, daß sie zusammen wohnen in Eintracht und Sippschaft, und es ist recht wunderbar, wie sie einem Jeden sagt, was ihm gut ist, denn derselbe Klang der den Einen zum Beten ruft, hält den Andern vom Fluchen ab; sie zeigt einem Bürger sein Ruhestündlein an, und ermuntert seinen Nachbarn zum Geschäft; sie ist ein Trost der Kranken, ein Zuspruch der Gefangenen, und rufet den Mann, der auf einsamer Wache stehet, mit frischer, muthiger Zunge an. [Auch][2] Wie auf Erden der Mensch kein Geschöpf erkennen mag, an dessen Vollkommenheit die göttliche Allmacht herrlicher erkannt werde, als sich selbst, der aus Leib und Seele bestehend nach Gottes Ebenbild erschaffen ist, so muß [auch] all sein Bemühen und Trachten darauf gerichtet sein, in Allem was er für sich und seinen Nächsten beginnt und vollbringt, alle Kräfte seiner Seele und Glieder seines Leibes in wohlgerathner Ordnung zu bilden. So ist denn oft gar schon eine wohleingerichtete Stadt dem ge=

[1] Ob hier der Dichter nicht „Gewölke" geschrieben hat?

[2] Vor dem störenden „Auch" ist im Manuscript eine kleine Lücke, ein Zeichen, daß der Copist nicht richtig entziffern konnte, wie denn überhaupt eine spätere Hand (F. Böhmer?) viele sinnlose Stellen der Copie verbessern mußte, was um so auffallender ist, als Brentano eine geradezu zierliche und klare Handschrift besaß, die nur höchst selten eine größere Aufmerksamkeit beim Lesen erheischte. Wir glauben, das „auch" am Anfang eliminiren und es später an der bezeichneten Stelle einschalten zu sollen.

funden Leibe eines Menschen verglichen worden, und so denke ich mir denn die Kirche als das Gewissen und Herz dieser Stadt, wo ein Jeder den lieben Gott finden und sich seiner theilhaftig machen kann, und ist die Glocke wohl der Zunge zu vergleichen, die zu den einzelnen Gliedern spricht: wir sind eins in mannigfacher Verrichtung[1]; Betet, ruhet, arbeitet, helfet, lachet oder weinet, aber wir sind Eins, wir leben; so lasset uns leben, daß wir ewig leben mögen.

Auch finde ich es schön und löblich, daß man die Glocken einweihet und gleichsam taufet, daß man mit feierlicher Handlung sie empfängt aus der Hand des Werkmeisters, und sie aufnimmt mit geistlichen Zeichen zu ihrem geistlichen Gebrauch, und ob mich rühre der helle muntere Klang des Metalls, oder die Macht des Segens, der über das Metall gesprochen ist, mag ich nicht wohl unterscheiden; denn, so wie die Zunge des Menschen gesegnet ist[2], und auch seine Rede durch seine Seele, also ist die Glocke gesegnet durch die Weihe des Priesters und die Weihe ist wieder Klang von Gott, so wie die Seele und die Rede auch von ihm sind."

Da ich also gesprochen hatte, belobte mich dessen mein Herr und sprach: „Ich muß mich wohl verwundern, wie Du so schön von Glocken redest und ganz bewegt dabei wirst; sag' mir doch auch Deinen besondern Grund, weßhalb Du die Glocken so liebest."

Da sprach ich: „Eines hab' ich vergessen zu melden von der Glocke, und das ist nicht die geringste ihrer Eigenschaften womit sie des Menschen Herz erfreut, das ist die Gastfreiheit und Milde ihres Klanges, der hoch über die Mauern der Stadt hinüber die müden, armen Wandrer begrüßt und ihr Vertrauen zu Gott und den Menschen ermuntert; ihr Klang ist den Heimathlosen und armen Waisen eine tröstliche Einladung, und erweitert die Ringmauern der Stadt geistlicher Weise[3] für die, welche die Nacht auf einsamer Straße ohne Hilfe, als die Gottes, findet.

„Das hab ich so recht herzlich [vor]gestern Abend[4] empfunden, da ich

---

[1] Im Manuscript eine Lücke zwischen „Verrichtung" und „Betet".

[2] Bei der heiligen Taufe, wo der Priester dem Täufling geweihtes Salz in den Mund legt mit den Worten: „Accipe salem sapientiae" (Empfange das Salz der Weisheit) u. s. w. Woher nur der Dichter in den Jahren seines praktischen Unglaubens all' diese Einzelheiten noch haben mochte? Oder hätten wir es hier, wie oben bei dem Excurs über die Heiligkeit, mit Bruchstücken aus alten Autoren zu thun, die Brentano ja seinem Vorhaben gemäß in die Erzählung verweben wollte? Vgl. Eingang zum gedruckten Fragment (Gesammelte Werke, IV. S. 1).

[3] Diese Anschauung des fahrenden Schülers über die Bedeutung der Glocken ist durchaus dem Ideenkreis des Mittelalters entnommen; war doch der sogenannte „Glockenklang" eine sehr häufige rechtliche Bezeichnung für das ländliche Gebiet oder die Umgebung einer Stadt, welche den einzelnen Pfarreien dieser Stadt zugewiesen waren.

[4] Ein kleiner Widerspruch in der Zeitangabe seines ersten Bekanntwerdens mit Ritter Veltlin ist dem „fahrenden Schüler" in einem ersten Entwurf wohl zu verzeihen. Hier sagt er, es sei „gestern Abend" geschehen, daß er so trostlos unterwegs

noch ohne Obdach und Aussicht ein Bettler auf der Straße war; da wollte mir beinahe der Muth entsinken, als ich die Sonne so röthlich am Himmel untersinken sah, und es schon stille ward im Walde. Sieben Wochen war ich nach einander gereist, keinen Tag still gelegen, und hatten meine Schuhe fast keinen Boden mehr; da rieth mir zu Basel ein freundlicher Mann, ich sollte nach Strasburg ziehen; daselbst sei leichtlich unterkommen. Als ich nun zu Abend bis in den Wald kommen war, wollte mir aus Müdigkeit und Hunger der Weg gar weit werden; auch dachte ich mir, dieser Weg könne wieder, wie viele Stunden die ich schon gemacht, gar umsonst sein, und war also sehr traurig, und da ich am Ende des Blobsheimer Waldes, nahe bei einer alten Kirche stand, sah ich von ferne drei feine Dörfer, mit Schlössern und Kirchen geziert, als Blobsheim, Wibelsheim und Eschau, die lagen am röthlichen Himmel gar schön abgezeichnet. Da setzte ich mich unter einen Baum zu ruhen und mein Abendgebet zu verrichten, klagte Gott dem Herrn unter Thränen meine Armuth, der ich nun so lange im Elend herumgewandert und meines Elends kein Ende wußte, und was Elias unter der Wachholderstaude von Gott erbeten, eben darum flehte ich unter dem Eichbaum, Er wolle nunmehr meine Wanderschaft zu einem seligen Ende führen, meinen Leib der Ruhe geben und meine Seele zu sich nehmen, oder aber mit mir, wie mit seinen Jüngern zu Emaus heute in einem der vorliegenden Oertlein und morgen zu Strasburg hilfreich einkehren; da ich nun in diesem meinem Gebete und fast in traurigen Gedanken einschlief, erweckte mich der helle liebliche Klang der Abendglocke von Eschau; da fühlt' ich mich mit einem wunderbarlichen Vertrauen durchdrungen und ging stracks auf Eschau los, und da war auch mein Engel nicht fern, und hatte Gott mein Gebet erhört; denn allda fand ich Euch, mein gnädiger Herr; darum mögt Ihr mir wohl den Eifer, mit dem ich von der Glocke geredet, zu Gute halten."

Da jetzt der Diener hereinkam und meinen Herrn hinausrief in den Vorsaal, es wollten zwei Handwerker mit ihm reden, begab er sich heraus, und sagte der Junker von Müllenheim zu mir: „Ihr seid für euer Ansehen gar gelehrt und sprechet tiefsinniger als ein Doktor; drum wundert es mich zu hören, wer ihr seid."

Da sagt' ich, wie ich Johannes, ein fahrender Schüler sei, aus Burg Eberach und seit gestern Abend ein Schreiber des Ritters Veltlin von Türlingen; nun fragte mich Herr Conrad von Dünzenheim[1]: „Wie seyd Ihr denn an Herrn Veltlin gekommen, und durch wessen Empfehl?" Da sprach ich: „Durch des Herrn Ritters Barmherzigkeit und Gottes Güte. Ich fand nahe bei dem Stift oder der Schaftenei, zwischen 7 und 8 Uhr Herrn Veltlin. Neben ihm standen der Kirchherr von Eschau und etliche andere Vornehme

---

gewesen und dann den Ritter gefunden habe; später lesen wir, daß er, nachdem er vom Ritter sechs Batzen bekommen und damit die Nacht in der Herberge zugebracht, „gestern Morgen" nach Straßburg gereist sei, so daß die erste Bekanntschaft wenigstens auf vorgestern Abend fiele. Das wird auch wohl das Richtige sein.

[1] Im Manuscript „Dungenheim".

vom Adel, mir als einem fremden Wandrer Alle unbekannt; da blieb ich mit meinem Bündel aus Scheu fern von den Herren, und bat blos den geistlichen Herrn um einen Zehrpfennig. Da rief mich Herr Veltlin mit gemeinen bürgerlichen Worten zu sich und fragte mich, von wannen ich käme, wohinaus ich wollte, und was für diesmal mein Begehren wäre; darauf sagt' ich ihm höflich, ich sei ein armer Schüler aus Frankenland gebürtig, sei auf etliche Wochen der Schule nachgezogen, habe jetzt meine Reise nach Strasburg gerichtet und werde durch meine äußerste Armuth gezwungen, fromme Leute demüthig um einen Zehrpfennig anzusprechen. Darauf antwortete mein gnädiger Herr: Bist Du ein armer Schüler und mußt Deine Nahrung erbetteln, so bin ich auch Deines Handwerks; ich bin vor Gott ein Bettler, und muß noch täglich lernen: Ziehe aber in Gottes Namen nach Strasburg zu, denn dort sind noch viel fromme Leute, und wenn Du fromm bist, wird Dir Gott auch bei frommen Leuten unterhelfen. Hierauf befahl er seinem Diener mir den Zehrpfennig zu geben; der gab mir Mönchköpfe oder sechs Batzen, worüber ich nächst seiner tröstlichen Rede so froh war, daß mir die Augen überliefen; denn ich bedachte gar wohl, was ich erst vor zwei Stunden unter der Eiche zu meinem Gott gesprochen hatte. Da ich nun meinem Herrn gedankt hatte, eilte ich mit großer Freude der Herberge zu, blieb allda über Nacht und trank eine halbe Maß Wein um einen Kreuzer, und brachte in inniger Fröhlichkeit meinem Wohlthäter manchen heimlichen Trunk zu, worauf ich mit leichtem frohen Herzen mich zur Ruhe begab.

Gestern Morgen nun stand ich früh auf, und reiste nach Strasburg; unterwegs kam Herr Veltlin auch geritten mit seinem Diener; er grüßte mich mit einem bona dies; auch hatte er die Liebe und ließ sich in ein lang Gespräch ein mit mir, und da ich ihm wohl gefiel, nahm er mich auf als einen Schreiber und sagte mir seinen Namen, daß ich ihn fragen konnte, worauf er mich verließ und schneller ritt. So lang ich ihn sehen konnte, stand ich still und sagte: „O Gott! wolle diesem Herrn hier die zeitliche Wohlfahrt und dort das ewige Leben geben!" Und als er hinter einem Hügel verschwand, war mir, als sei Alles ein Traum, und dacht' ich: ach, wenn Dein Glück wirklich verschwunden wäre! Da rafft' ich mich zusammen und lief bis vor Strasburg hin, und kam heran zu dem Herrn, der mich mit Liebe überhäuft hat."

Nachdem ich also gesprochen hatte, kam Herr Veltlin wieder herein mit zwei Zimmer-Gesellen und sprach zu seinen Gästen: „Hier bringe ich zwei wackere Männer, die haben sich was gar Großes verheißen, das ihnen bei Gott und der Welt Segen bringen mag. Sie haben sich erboten den Glockenstuhl zur großen Glocke zu Gottes Ehren und ihrer Freundschaft zum Gedächtniß ohne Lohn zu machen, und wollen um die Vergünstigung bei den Pflegern dieses Werkes ansuchen."

Die Herren verwunderten sich darüber und baten sie, das Vorhaben wohl zu bedenken, da solches kein leichtes sei und sie gereuen könnte. Da haben sie sich aber mit großem Eifer erboten ihres Vorhabens gerichtliche Gewährschaft zu leisten, und nannte sich der Eine Medard von Landau; der

Andere Hans Eckstein war ein Bürgersohn von Strasburg; als die Herren sie fragten, warum sie an solch großes Gelübde, als noch ledige Leute gekommen seien, wollten sie es nicht gern offenbaren und sprachen: „das mag vor uns bleiben und vor Gott." Da schaute ich mich um nach ihnen, denn sie standen hinter mir, und ich wunderte mich sehr, weil ich sie wohl erkannte; auch kannte mich der Medard von Landau, und grüßte mich; da grüßte mich auch Hans Eckstein und schüttelte mir die Hand.

Herr Veltlin sprach: „Woher kennet Ihr Euch?" Da sprach der von Landau: „Gestrenge Herren, der weiß darum." Da stritten sie unter einander, ob sie ihr Gelübde offenbaren sollten, und ich ward ganz roth unter den Augen. Nun ward ein kleiner Stillstand der Rede und die Jungfrau Pelagia stand auf, schenkte drei Becher Weines ein, und reichte den einen gar freundlich dem Medard, den andern dem Hans, den dritten stellte sie mir vor; da lachten die Ritter und sagten, sie hätte ihre Zeit recht weislich genommen. Die Gesellen stießen die Becher an und brachten es der Jungfrau zu; sie dankte und sprach: „Nun sollt ihr auch eure Geschichte sagen"; da waren sie willig und erzählten, wie ihre Eltern schon in Feindschaft gelebt hätten eines gemeinschaftlichen Werkes wegen, und sei der Zorn leider mit ihnen in's Grab gegangen; und nun wären auch sie lange unfreund gewesen und hätten sich zu schaden gesucht. Medard sehe des Ecksteins Schwester nicht ungern, habe sich aber Gewalt angethan und auf sie geschimpft; da habe ihm Hans vorgeworfen, daß er von ungerechtem Gute lebe, denn sein Vater habe den seinen betrogen; darauf seien sie so im Zorne erblindet, daß sie sich zugesagt, vorgestern im Blobsheimer Wald, wo sie Holz fällen sollten, gegen einander zu stehen, und ritterlich mit ihren Ärten auf Tod und Leben zu fechten, hätten sich auch aufgesucht, seien aber nicht gleich auf einander gestoßen und dadurch noch erbitterter geworden.

Als sie soweit gesprochen, wollte ihre Rede nicht mehr recht fort und schauten sie mich an. Da dies Herr Veltlin merkte, bat er mich weiter zu sprechen und ich erzählte also: „Als ich im Blobsheimer Wald wo er sich endet, unter einer Eiche lag zu ruhen und zu beten, und darüber entschlafen war, erweckte mich ein heftiges Reden, worüber ich erschrocken auffuhr. Da erblickte ich zwei Männer mit geschürzten Aermeln, Jeglicher eine Art in der Rechten, zornig sich einander gegenüberstehend. Ich sprang zwischen sie und suchte sie mit freundlichen Worten auseinander zu bringen, nicht ohne große Gefahr meines Lebens; denn sie waren gar zornig, und wie ich mir so alle Mühe gab und Pauli Worte anführte: „Die Sonne soll nicht untergehen über Eurem Zorne", da hat Gott meine Worte gesegnet, und ihnen eine große Gewalt gegeben; auch hörten wir die Abendglocke[1] von Eschau gar friedlich läuten, da sprach ich ihnen zu, darauf zu hören und flehte sie an das

---

[1] Eine kleine poetische Licenz könnte freilich ein philiströser Kritiker in dem hier erwähnten Dazwischentreten der Abendglocke finden, da dieselben einige Seiten früher bereits geläutet hatten; allein so ganz unvereinbar sind die beiden Darstellungen doch nicht, wie sich aus einer genaueren Vergleichung leicht ergibt.

Friedensglöcklein zu ehren und sich zu verzeihen um des Herrn Jesus willen, der uns Allen verzeihen möchte. Der Friede kam nun über sie; sie boten sich die Hände, und wollte mir Medard von Landau ein Stück Geld geben; ich nahm es aber nicht und bat ihn, es den Armen zu geben; denn ich fühlte mich gar reich zur Stunde, und hatte doch keinen Heller." — Da fuhr Hans fort: „Dieser Sühne zum Gedächtniß hat Medard sich verlobt, den Glockenstuhl zu machen und ich will ihm treulich helfen zur ewigen Gedächtniß des Friedens, der mit den Glocken über uns gekommen ist." Da fiel Medardus ein: „Eckstein, sprich recht, Deine Schwester Anna hat uns dazu beredet, als ich sie um Verzeihung meiner Schmährede bat, und versprach dabei, wenn die Glocke zum erstenmale läute, wolle sie mir die Hand am Altare geben."

So ward da noch manche Rede gewechselt, und baten die Gesellen die Herren und mich, die Ursache nicht bekannt zu machen; das wär' ihnen unlieb, und könnte sonst Aufsehens geben. Da versprachen die Herren, daß es in der Stille bleiben sollte, und gaben uns Allen ihr Lob. Die Gesellen gingen von dannen und wurden über zwei Tage auf's Frauenhaus, wo des Münsters Sache betrieben wird, beschieden, ihr Vorhaben den Pflegern zu erklären.

Wie großes unverdientes Lob mir die Herren gegeben, will ich nicht hier schreiben; Gott gebe, daß all mein Wesen Ihm wohlgefällig und den Menschen erbaulich sei!

Gegen Abend ließ mich Herr Veltlin in den Garten rufen und sprach zu mir: „Ich muß Dir nun sagen, Johannes, von den vier Jungfräulein, wer sie sind und was ihr Wesen ist, auf daß Du Dein Daseyn ihnen angemessen und nützlich machen mögest. Die älteste, welche Du in ernster Tracht einhergehen siehest, ist meine Tochter Ottilia; sie ist ein frommes Kind und hat sich vorgenommen, in St. Ottilienskloster zu Hohenheim auf's Jahr das Gelübde abzulegen; die zweite, welche Du heute zu Tische aufwarten sahest, ist meine jüngere Tochter, Gundelindis mit Namen; sie ist eine weltliche Braut und einem Edelmanne verlobt, der auf einer Fahrt nach Italien begriffen ist, und dessen Heimkehr wir täglich entgegensehen. — Das traurige Mägdlein aber heißt Athala, sie ist eines Schlossers Tochter, welcher mein Nachbar war, und viel kunstreiche Arbeiten an der Uhr im Münster verrichtet hat; er war in seinem Gemüthe ein gar trauriger Mann, und liegt über seinem ganzen Stamm ein wunderbares, finsteres Geschick, das hat ihn auch bis zu seinem Tode begleitet. Ihre Mutter war ein ehrliches und menschenfreundliches Weib, eine hilfreiche Freundin meiner seligen Hausfrau, und als diese mir in Gundelindis Geburt für dieses zeitliche Leben genommen wurde, so übernahm sie es, das Kind zu säugen, da sie auch kaum recht die Athala zur Welt gebracht hatte. So sind denn beide Milchschwestern und Athala ist, da sie eine Waise wurde, welches nun zwei Jahre sind, als mein Kind in mein Haus eingetreten. Sie hat aber ein unglückliches Gemüth von ihrem Vater ererbt, ist stets voll Zweifel und Besorgniß, und kann ihre Hoffnung nicht recht von irdischem Gute abwenden. Auch bei der kleinsten Verrichtung ist sie zum Voraus eines übeln Ausganges besorgt, und wenn es dann gelingt, so hat sie keine Freude und nennt es einen Zufall."

„„Ach,"" unterbrach ich den Herrn, „„das ist wohl ein armer Mensch, der seine Hoffnung nicht auf Gott stellt, und auch irdischem Glück nicht vertrauen mag; ein solcher ist ohne Himmel und ohne Erde; er ist nichts als bloß ein trauriger Gedanke. O wie sehr bedaure ich diese Jungfrau!""

Da fuhr mein Herr fort: „Nun ist ihr Leid gar schwer, wie ich heute von Gundelindis vernommen, und hatte ich dessen Ursprung noch nicht recht erkannt. Athala schläft aber mit Gundelindis in einer Kammer, und haben sie ein besonderes Vertrauen zu einander; da ich nun heute meine Tochter gefragt, ob sie nicht wisse, warum Athala gestern im Garten so wunderlich von ihrem Ringe gesprochen habe, antwortete sie mir, daß diese Nacht Athala viel heimlich geseufzet, und in der Meinung als schlafe sie, einigemal zu sich selbst gesprochen: Ach, so besteht denn keine Liebe für mich auf Erden, so soll ich denn hinsterben, ohne ihn wiederzusehen, — und andere bewegliche Worte; worüber Gundelinde sie angeredet und gesagt: Athala, mein Schwesterlein, was fehlt Dir? Hast Du Deine Sinne in eines Mannes Anblick verloren? Und hat sie beschworen bei ihrer Mutter, deren Brust sie beide getrunken, ihr zu vertrauen, aber Athala hat nicht geredet, und hat gesagt, sie habe im Traume gesprochen, was ich nicht glaube; denn sie hat oft und vielmal so gesprochen, da doch die Seele im Traum bei einer Sache nicht lange verweilt, und von Einem zum Anderen eilt. Nun ist mir kein Zweifel, daß sie in irgend eines Mannes Liebe unglücklich gefangen liegt, und muß ihr Leid schon lange währen und nicht zu helfen sein, da sie bescheiden ist in Allem was sie begehrt, und willig entbehren mag, wenngleich mit stillem Schmerz[1].

Nun aber muß ich noch reden von Pelagia, der jüngsten von den vier Mägdlein, die doch älter erscheint in Erkenntniß, Rede und Geberde; sie ist nicht aus diesen Landen, ich habe sie als eine arme Waise in Jerusalem aufgefunden und hier in Strasburg taufen lassen. Diese Jungfrau besitzt eine herrliche Seele, und von ihren Lippen kommen gar wunderbare Reden gleich den sinnigen Erfindungen der Dichter; mit großer Freude hört sie Geschichten und Lieder, und erfindet auch selbst allerlei Abenteuer, die sie ihren Schwestern gar lebhaft darzustellen weiß, daß ich oft selbst mit allen Sinnen aufmerken muß. Eine innere tiefere Heiterkeit ist in ihrer Seele; sie betrachtet die Natur mit aufmerksamer Liebe und ist oft lange ernsthaft ohne traurig zu sein. Wenn sie betrübt wird, so bricht sie schnell in heftige Thränen aus, wird aber gleich fröhlich und singt: „Es hat einmal geregnet, die Läublein

---

[1] In dieser Auseinandersetzung der Trauer Athala's dürfte wohl ein Schlüssel für die eventuelle Verknüpfung und Lösung der Erzählung zu finden sein. Wir glauben nicht fehl zu gehen mit der Annahme, daß der Gegenstand der hoffnungslosen Liebe des armen Kindes der Bräutigam ihrer Milchschwester sei und sie daher wahrscheinlich mit sich gekämpft habe, ob sie nicht vor dessen naher Rückkehr überhaupt das Haus des Ritters verlassen solle. Damit ist auch wohl vereinbar, was Athala gleich beim ersten Auftreten spricht. Wir empfehlen daher diese Conjectur allen künftigen Fortsetzern der „Chronika" zur geneigten Beachtung.

tröpflen noch." Vor Allem hat sie gar große Lust zur Musik und kann die Orgel schön schlagen, auch singt sie geistliche und weltliche Gesänge mit einer ganz anderen, herzergreifenden Art als Andere, wenn es gleich dieselben Weisen sind. Ich kann nicht sagen, daß sie Gott ergeben sei, ich muß sagen, sie sei ganz voll von Allem, was Gottes ist. Doch hat sie keine Verachtung für weltliche Dinge und weiß in Allem, was sie mit Rede oder Handlung berührt, ein Wesen zu erwecken, das, wo nicht heilig, doch sehr ehrwürdig ist[1].

„Doch Du solltest beinahe glauben, Johannes, ich liebte Pelagia mehr als die Andern, da ich so viel von ihr rede und doch nicht eigentlich zu sagen weiß, wie sie ist."

„„Herr, sprach ich da, ich glaube das nicht; aber es ist schwer zu sagen, welches die Gestalt des Bewunderungswürdigen sei. Wenn wir von dem Wesen des Menschen sprechen, so meinen wir damit weltliches oder geistliches; wir sagen wie es sich entweder der Erde oder dem Himmel ergibt. So wie wir die Pflanzen darnach unterscheiden, ob sie entweder an der Erde kriechen, oder ihr Haupt als Blume zum Himmel richten, aber es mag wohl noch Etwas geben, was wir mit Beiden nicht vergleichen können, was nicht wegen der Welt weltlich, wegen des Geistes geistlich ist, was um seiner selbst willen in sich selbst weltlich und geistlich ist, was schön ist vor den Augen der Menschen und Engel, was betet aus innerer Lust und scherzet in tiefer Andacht und von Allem nichts weiß als vom Leben, dem ewigen Leben, nicht von jenem nach dem Tode, nein, vom Anfang her bis zum Ausgang. Wenn wir solche Menschen finden, sind wir lange mit ihnen ohne sie zu kennen, thun ihnen auch wohl Unrecht, weil wir sie bezwingen wollen um sie zu begreifen; aber wir müssen sie bewundern, und ist es fast als wären sie ohne Erbsünde geboren, und wie dem sei, so hat Gottes Gnade groß an ihnen gewirkt, da er sie als Lehrer und Dichter gesetzt hat, ihn und das Leben zu verkündigen und zu preisen.

„„Gar schön steht also Pelagia zwischen euren beiden Töchtern, da Gundelindis sich zu ehelichen sucht und Ottilia sich Gott allein will ergeben; so mögen in ihre Hand beide ihre Hände legen.

„„Ich habe einstens von einem großen Meister gehört, der es in wunderbaren Kunstwerken so weit über den Begriff unkundiger Männer hinausgetrieben, daß man ihn fast für einen Zauberer hielt; er hatte auch von Metall so sinnreiche Spiegel gemacht, daß auch die unsichtbaren Geister darin als liebliche[2] Gestalten erschienen. Wenn in der Ferne geredet oder gesungen

---

[1] Wie schon in der Vorbemerkung angedeutet wurde, ist Pelagia dem Dichter eine Verkörperung der Kunst überhaupt. Über das, was hier von derselben gesagt wird, schrieb uns bei Gelegenheit der Biographie Brentano's einer der hervorragendsten Künstler Deutschlands: „... Es blieb mir von Trost nichts übrig, als die schöne Stelle über christliche Kunst aus dem fahrenden Schüler. Wer hat in jenen Zeiten Ähnliches geschrieben? Und es scheint mir fast, daß wir auch jetzt Keinen haben, der mit schlichten Worten so Tiefes sagen könnte."

[2] Dürfte wohl richtiger „leibliche" heißen als Gegensatz zu „Geist".

wurde, so erklang es in dem Spiegel mit lieblicher und klarer Stimme, ja und wenn die Sonne hineinschien ward ihre Wärme so gewaltig, daß man in ihrem Abstrahle Metalle konnte fließen machen. Diesen Spiegel hatte der Meister in großem Fleiß und steter Bewunderung der Allmacht Gottes endlich zu Stande gebracht, nur seine Freunde und Schüler wußten davon und viele Freude und Andacht hat er mit seinem Kunstwerke unter ihnen erweckt; da aber die Bürger der Stadt davon hörten, mußte er sein Werk öffentlich ausstellen und entstand daraus mannigfaltiger Mißbrauch, auch war der Zudrang des Volkes so groß, daß er ein Diener seines eigenen Werkes werden mußte, er mußte immer bei dem Spiegel stehen und den thörichten Menschen Antwort geben, welche bald ihre Zukunft in weltlichem Glück oder ihr Geschick in der Liebe in seinem Spiegel sehen wollten und so entstand viele Sünde durch ihn, indem die Menschen durch den Spiegel von Glauben, Hoffen und Lieben gewendet wurden, ja es entstand schreckliche Ketzerei, da ein teuflischer Zweifler, den heiligen Leib Christi figürlich vor dem Spiegel sehen wollte. Der Meister erhielt großen Reichthum und ging endlich in weltlicher Hoffart unter, denn er ergab sich zügelloser Liebe und richtete großes Elend an. Als die Sonne von Wolken verhüllt war, legte sich sein Kind an der Erde schlafen. In der Stube, in welcher der Meister nicht zugegen war, stand der Spiegel ohne Herrn; die Sonne trat hervor und der Abstrahl des Spiegels traf und tödtete das Kind. Da kehrte der Meister zurück und erkannte das Elend und da er keinen Trost mehr in Gott fand, legte er sich nieder über sein Kind in die Flammen und verbrannte sich das Herz, da ergriff die Flamme das Haus und verzehrte das Haus und die Stadt.““

„Das ist gar eine nachdenkliche Geschichte,“ sprach Herr Veltlin; „aber wie Du Deine Rede von Pelagia so plötzlich auf den unglücklichen Spiegel gewendet, habe ich nicht recht verstehen mögen, Du mußt mit Deinen Gedanken nicht also eilen, gedenke daß ich ein Greis bin und in anderem Leben als Du ergraut, da sage mir wie verstehst Du das?“

Da bat ich meinen Herrn um Verzeihung meiner Schnelligkeit und sprach: „„es ist wunderbar, daß man so lebendig wird in der Betrachtung solcher Menschen, als Ihr Pelagia geschildert; es ist als könne man das Feuer nicht anschauen, ohne zu erröthen und zu erwärmen. Ich habe aber das Beispiel des Spiegels herbeigeleitet, da ich gesagt Ottilia die Braut des Himmels und Gundelindis die Braut der Erde, könnten in Pelagia's Schooß sich die Hände reichen, war mir, als müßte ich sie den seligen Bund Himmels und der Erde nennen, welcher das eigentliche höchste menschliche Leben ist; solche Menschen sehen Alles in Gott und Gott in Allem; sie sind diejenigen denen Gottes Ebenbild noch nicht durch die Schuld der Eltern zerstört ist, ihre Seele ist geschaffen, gleich einem Alles verklärenden Spiegel der Schöpfung. Gleichwie der geistliche Mensch zum Himmel ringet von der Erde und wie der irdische Mensch den Himmel zur Erde niederruft, so schweben solche Seelen zwischen Beiden; in ihnen ist kein Ringen, kein Ruhen, sie sind unschuldige Kinder des Lebens auf welche Gottes Segen thaut; ihr Blick ist wie das Licht auf Alles blickend, nach ihnen schaut Himmel und Erde. Aber

das Böse hat ein Ärgerniß an ihnen und bringt zu ihrem Sitze, der nicht in Mauern klösterlicher Zucht noch in dem schützenden Hause des Staates[1] verborgen ist und so werden sie leicht, gleich den Dichtern und Weltweisen, eine Beute der Eitelkeit, Schöpfer des Unglücks und gehen unter in den Flammen ihrer Seele, welche dem kunstreichen Spiegel zu vergleichen ist. Darum sollen sie wandeln in Unschuld und Demuth und sollen fliehen allen Lohn weil sie der Lohn des Herrn selber sind."" — „Du meinst also, Johannes, es gebe dreierlei Arten von gottgefälligen Menschen, die geistlichen, welche ihr ganzes Leben schon vor dem Tode blos dem Herrn aufopfern, und die weltlichen, welche in häuslicher Treue und Zucht ihre Kinder zur Gottesfurcht und Arbeit erziehen, dann aber noch welche, in denen sich beides verbinde, und diesen gesellst Du Pelagia zu. Ich muß Dir wohl gestehen, daß ich früher solcher Menschen nicht gedacht habe und nun gar wohl begreife, wie sie auf gefährlicher Bahn zwischen Himmel und Erde wandeln, denn sie können leicht straucheln, und sollten sie wohl sich mit ihren Künsten und tiefen Gedanken zu Gott halten, damit sie nicht mächtige Diener der Welt werden."

Da sprach ich: „„ich kann besser noch sagen, daß es gebe betende, arbeitende und lehrende Menschen, denn lehrend soll sein und ist alle wahre Kunst, wenn sie gleich oft eine bloße Ergötzung der Sinne scheint, so führt sie doch die geheimeren, wunderbarlicheren Eigenschaften Gottes, der Seele und der Welt vor unser Gemüth das sie mit mannigfacher Rührung bewegt von dem alltäglichen befangenden Leben die Augen zu erheben und sich nicht verloren zu geben an die kurze Zeit und ihren Dienst; auch leiht sie der betenden beschauenden Einfalt, welche sie selbst dem Herrn aufopfert, mannigfache Sprache und Gestalt sein frommes Wollen in vielgestaltigen Bildern zu offenbaren und zu verherrlichen, und wenn ich es Euch so recht deuten sollte, möchte ich sagen[2]: wenn der geistliche Mensch einem Kinde gleicht, das mit heftigem Verlangen sein Händlein zur Sonne hebt, so gibt die Kunst ihm in die eine Hand eine brennende Kerze und in die andere eine schöne Lilie, daß er mit Licht und Duft seinem Herrn bildlich näher komme, und nicht verzweifle durch seine Armuth. Und wenn der weltliche Mensch umringt von Werkzeugen an den Gebäuden seiner Zeit arbeitet und geängstet von dem Bedürfniß und ermüdend in der Arbeit, in irdischen Zweifel fällt, so singt ihm die Kunst ein Lied, daß das behauene Holz wieder zu ergrünen und der Schlag der fallenden Axt nur der Tackt und Klang erquickender Gesänge zu sein scheint. Aus der todten Wand läßt sie das göttliche Antlitz hervorleuchten, sie befestigt die Bilder der Heiligen, der Patrioten und der Freunde auf die todte Leinwand, und bezwingt die Zeit und die Ferne, welche dieselben uns nahm; sie macht das Heilige und Theuere des Lebens

---

[1] D. h. den schützenden Schranken einer für die bürgerliche Gesellschaft nützlichen Beschäftigung. Der Dichter selbst wußte es ja aus Erfahrung, was es heißt, keinen festen Beruf zu haben.

[2] Der Schüler geht jetzt zur Darstellung der einzelnen Künste über: Poesie, Architektur, Malerei, Musik.

uns ewig, gibt den verborgenen, tiefen Geistern einen scheinbaren Leib, fördert alle Schätze des Geheimnisses in Wort und Gestalt zu Tage. Sie übersetzt den geistlichen Reichthum aller Völker in die allgemeine Sprache der Sinne und gibt dem unaussprechlichen Gefühle Ausdruck in den herrlichsten Tönen; sie ist Gottes ewiges, unaufhörliches Werde[1], in so weit es seinem Ebenbilde dem Menschen verliehen ist. Ach, wie herrlich ist sie schon, wenn sie auch nur ein mildes Mondlicht dem ist, der den Anblick der Sonne nicht ertragen mag, mit kranken Augen.""

Also hatte ich in dem Laubgang auf- und abgehend mit meinem gnädigen Herrn gesprochen und ging die Sonne bereits unter, da wurden wir stille. Das währte nicht lange, als wir gar herrlich auf der Orgel schlagen hörten und klare Stimmen dazu singen. Herr Veltlin faßte meine Hand und blieb mit mir stehen. Das war eine herrliche Musik und sangen sie in abwechselndem Liede fragend und antwortend und dann fielen wieder die Stimmen zusammen in vereinter Glut. Da wir still standen, hatten wir uns gen Abend gekehrt und der Schein der Sonne gegen das Gewölk gab manche glühende Farbe; auch war es wunderbar zu schauen, denn die Sonne ging hinter dem Münster unter und stand der hohe durchbrochene Thurm schwarz vor uns und man konnte von innen und außen her den feurigen Himmel erkennen. Und wenn die Wolken durcheinander zogen und ihr Glanz sich vermischte zu höherem Purpur, fielen auch oft die klaren Stimmen der Sänger und die wallenden Tonfluthen der Orgel zusammen und es war als wenn der Gesang und der Farbenhimmel sich verständen und zusammen spielten.

„Es hat die Orgel gar schön angefangen," sagte Herr Veltlin, „auf Deine Rede so recht wohlthätig."

„„Ja sie hat sagen können, was ich nicht sagen, ja selbst nicht denken konnte, ist es doch als wäre der kunstreiche Thurm das Gebäude der Orgel und ziehe der bunte Himmel wie die Töne durch ihn.""

Als ich so sprach, präludirte die Orgel ein anderes Lied und Herr Veltlin sagte: „Sieh, jetzt zieht der letzte Lichtstreif am Himmel hin!" Dann hob er an mit herzlicher Stimme in die Singweise der Orgel einzufallen[2]:

---

[1] Durchaus dem geschichtlich überlieferten allgemeinen Begriff entsprechend, wornach der Künstler ein Schöpfer und seine Werke Schöpfungen genannt werden.

[2] Ob das nachfolgende wunderschöne Abendlied nur eine Nachahmung eines Minnesängers oder eine Übersetzung aus dem Altdeutschen ist, vermögen wir im Augenblick nicht zu sagen. Auch fehlt es uns an Quellen, um den Namen der Agnes von Endingen und das auf sie gedichtete Lied literär-geschichtlich nachzuweisen. Daß sich Clemens gerade um jene Zeit nicht bloß mit Volksliedern, sondern auch mit der älteren Kunstliteratur eifrig beschäftigte, wissen wir ja. „Ich habe," so schreibt er an Tieck, „vor einiger Zeit unter einigen poetischen Manuscripten von minderem Werthe eine Sammlung Minnelieder aus dem 14. und 15. Jahrhundert gekauft; die Lieder sind noch nicht edirt und meist namenlos und von verschiedenem Werth. . . .

Ich grüß Dich, zarte schöne Fraue
Und biet' Dir freundlich gute Nacht,
Bis daß der ew'ge Tag im Thaue
Vor Deinem Kämmerlein erwacht.

Ein heil'ger Engel soll zur Seiten
An Deinem Bettlein Wache stehn,
Die goldnen Flügel ob Dir breiten
Und schwere Träume von Dir wehn.

Daß sie sanft erwache
Aus ihres Schlummers Ruh,
Der Morgenstern ihr scheine
So recht mit Liebe zu —
Sie schlafe, sie wache,
Sie stehe, sie gehe,
Die Holde, die meine,
Oder was sie thu'.

Daß ein Engel bringe
Der Zarten meinen Gruß,
Leis' wie im Maienscheine
Des Morgenstrahles Kuß.
Sie bete, sie singe
Daß eile die Weile
Die ich alleine
Ohne sie sein muß.

Also hatte Herr Veltlin mit bewegter Stimme dies Abendliedlein gesungen, und da er aufgehört, sagte er ruhig zu mir: „Gelobt sei Jesus Christus" — ich sprach: „In Ewigkeit, Amen." Dann sagte er: „laß uns nun hinaufgehen und uns bei den Spielleuten bedanken für die Musik." Da wunderte ich mich, daß die Orgel war im Hause geschlagen worden, denn es war an dem Münster ein so schönes Echo, daß ich geglaubt hatte, der Gesang sei in der Kirche. Das Liedlein welches mein Herr sang, war aber ein altes Abendlied, das er noch als ein Junggeselle, da er um seine selige Hausfrau warb, gesungen; er pflegte es jetzt oft an schönen Abenden zu singen, als ein Gedächtniß an sie und weil es eine solche Art hat, daß es leicht als eine ruhige Betrachtung des Todes und eine Sehnsucht des Wiedersehens konnte verstanden werden. Auch muß die selige Frau Herrn Veltlins eine gar tugendsame und schöne Frau gewesen sein, denn sie ist das Fräulein Agnes von Endingen, auf welche das Lied gedichtet worden, das hier in Strasburg noch in vieler Leute Mund:

Ich gedenke sie nächstens theilweise bekannt zu machen" (22. April 1804). Welcher gelehrte Edirer Brentano's Studien verwerthet — wo die Sammlung geblieben — darüber fehlt uns jede Auskunft, wie überhaupt jene Periode des Lebens wohl zu den fleißigsten gehört haben mag, aber jedenfalls zu den dunkelsten gerechnet werden muß.

Eines reinen guten Weibes Angesicht
Und fröhlich Zucht dabei;
Die sind wahrlich gut zu sehn,
Zu guten Weibern hab' ich Pflicht. ꝛc.

und wie es ferner lautet.

Wir gingen aber in die Buchkammer, worin die kleine Orgel stand, da fanden wir die vier Jungfräulein. Pelagia saß vor der Orgel und spielte, ihr zur Seite stand Ottilia, die ich nicht gleich erkannte, denn sie hatte einen ganzen Nonnenhabit an, und wollte sich bereits im Chorsingen üben. Gundelindis aber schwebte munter auf und nieder, indem sie mitsang trat sie die Bälge. Athala saß allein auf einem niedrigen Schemel und sah mit gestütztem Haupte zur Erde; vor ihr lag ein großes Buch aufgeschlagen mit schönen Bildern, aber sie war ermüdet hineinzusehen und die Kerze daneben brannte trüb herunter. Herr Veltlin dankte Pelagia, daß sie sein Abendlied angestimmt und sagte: „ich habe es gar herzlich mitgesungen."

Da stritten die drei Jungfräulein, welche es zuerst gewollt habe; Gundelindis sprach: „hab' ich nicht gesagt, nun noch des Vaters Abendlied, das will ich noch treten, dann hör' ich auf, weil ich schon gar müde bin." Ottilia aber sagte: „Du hast früher gesagt daß Du müde seist und ich bat Dich, noch das Abendlied zu vollenden." Da sprach Pelagia: „ich spiele es ja allen Abend, wenn der Vater im Garten ist."

Da wendete sich Herr Veltlin zu Athala und sprach: „Du mußt es wohl am Besten wissen, da Du stille zugehört, sag', wem verdanke ich das Abendlied?" — Die Jungfrau aber fuhr auf, als aus schwerem Traume und hatte auf die Rede nicht gemerkt. Da sagte Herr Veltlin: „von Dir werde ich es wohl nicht erfahren, denn Du hast seit einigen Tagen gar großes Studiren vorgenommen; ich sehe Dich auch in meinen allergrößten Büchern lesen und Du wirst bald zu wissen thun, wie die Gräslein wachsen." Also sprach der Ritter scherzend; da erwiederte die Jungfrau: „Gnädiger Herr, entzieht mir eure Liebe nicht, meiner Traurigkeit halber! Ach, ich sitze wohl stundenlang und denke und sinne, um sie zu bekämpfen, aber ich vermag es nicht, und wenn ich mich besinne, so bin ich immer nur traurig." Da sprach Herr Veltlin: „Du willst Traurigkeit mit Betrübniß bekämpfen; das geht wohl an, denn man kann wohl mit Tapferkeit einen Tapferen besiegen und mit manchem Schritt legt man eine Reise zurück; aber wer der Sieger sein soll, muß mächtiger sein, als der Gegner, darum sei traurig über das Leiden des Herrn, dann wird Deine irdische Trauer zerrinnen."

„Aber laß sehen das Bild das Du betrachtet hast und das Dich nicht trösten konnte." Da legte er das Buch auf den Tisch und wir traten Alle um ihn. Ottilia aber ging ruhig nach ihrer Kammer, um ihr Nonnengewand wieder abzulegen. Das Bild stellte drei Jungfrauen vor, die auf offener See mit verschlungenen Armen in einem Schiffe saßen, das eben untergehen wollte. Vom Lande aber fuhren drei andere Jungfrauen auf sie zu. Da baten die Mägdlein, daß ich ihnen die Schrift lesen möchte. Herr Veltlin

setzte sich nieder, und da Ottilia zurückgekehrt war, setzte sie sich auch zu den anderen Jungfrauen und sagte Herr Veltlin: „Nun Athala, achte fein auf die Geschichte und werde guten Muthes.“ Da las ich also wie ich es geschrieben fand.

(Schluß folgt.)

Recensionen.

Die eucharistische Wandlung und die Epiklese der griechischen und orientalischen Liturgien. Zugleich eine Beleuchtung der römischen Meßliturgie im Allgemeinen und des Kanon im Besonderen. Eine dogmatisch-liturgische Studie von Dr. **Joseph Theodor Franz**, Regens im bischöfl. Klerikalseminar zu Würzburg. Mit Approbation des hochwürdigsten Herrn Bischofs von Würzburg. Zwei Theile. 8⁰. 93 u. 203 S. Würzburg, Wörl, 1880. Preis: *M.* 3.60.

Herr Seminarregens Dr. Franz liefert in der vorliegenden Studie einen dankenswerthen Beitrag zur Förderung der liturgischen Wissenschaft. Der Zweck der Schrift ist ein dreifacher: 1) darzuthun, daß Christus der Herr bei der Feier des letzten Abendmahles nicht durch einen bloßen inneren Willensact oder durch die in der heiligen Schrift erwähnte Segnung, sondern durch die Worte: „Das ist mein Leib, das ist mein Blut“ die Consecration vollzogen habe; 2) zu beweisen, daß dieselben Worte, und nur sie, auch in der heiligen Messe die eucharistische Wandlung bewirken; 3) zu zeigen, wie die Epiklese der griechischen und orientalischen Kirchen in einer dem dogmatischen Bewußtsein entsprechenden Weise erklärt werden könne. Wir wollen es gleich hier aussprechen, daß der hochw. Herr Verfasser diese dreifache Aufgabe unserer Überzeugung nach in sehr befriedigender Weise gelöst hat. Das Hauptresultat der zwei größeren Theile — Fixirung des Consecrationsmomentes beim letzten Abendmahle und bei der heiligen Messe — ist gewiß ein unanfechtbares, und auch die Deutung der Epiklese ist eine durchaus annehmbare. Was dem Buche noch einen besonderen Vorzug verleiht, ist der Umstand, daß der gelehrte Herr Verfasser auch über alle einschlägigen Fragen seine Leser zu orientiren sucht, so daß er berechtigt ist, sein Werk „zugleich eine Beleuchtung der römischen Meßliturgie im Allgemeinen und des Kanon im Besonderen“ zu nennen.

Den Consecrationsmoment im Speisesaale zu Jerusalem erörtert Dr. Franz in folgender Weise. Nachdem er in warmer und gehobener Sprache auf die Erhabenheit und Wichtigkeit des Consecrationsmomentes

hingewiesen, legt er an der Hand der Geschichte den Stand der Frage vor, indem er die verschiedenen Meinungen berücksichtigt, welche bei Katholiken und Protestanten, in der abendländischen und morgenländischen Kirche im Verlaufe der Zeit auftauchten. Unter den Gegnern, deren Widerlegung er unternimmt, nennt er auch den im Übrigen um die Erklärung der Meßliturgie sehr verdienten Dr. Hoppe. Derselbe vertrat nämlich in seinem über die Epiklese handelnden Werke, „dessen Erudition Freund und Feind anerkannt haben" (Franz, I, 21), die Meinung, daß Christus nicht durch die Worte: „Das ist mein Leib" u. s. w., sondern durch seinen Benedictionsact consecrirt habe. Wenngleich Dr. Hoppe der Darlegung dieser Ansicht nur verhältnißmäßig wenige Seiten seines Werkes gewidmet und derselben auf die übrigen Resultate seiner gelehrten Forschungen keinen Einfluß eingeräumt hat, so finden wir es doch vollkommen gerechtfertigt, einen solchen Gegner in besonderer Weise zu berücksichtigen. Die Beweismomente entnimmt Dr. Franz vorzüglich dem jüdischen Pascharitus, den Berichten der heiligen Schrift, den heiligen Vätern und Kirchenschriftstellern, den Liturgien, dem Tridentinum und dem Urtheile der gläubigen Vernunft. Am überzeugendsten wirkt wohl die Entwicklung des Schriftbeweises. Ganz im Anschlusse an den in Frage stehenden Gegenstand kommt der hochw. Herr Verfasser schon in diesem ersten Theile auf den Zusammenhang der Meßfeier mit dem jüdischen Pascharitus und auf die Form der Meßliturgie in den ersten christlichen Jahrhunderten zu sprechen. Indem er sich dabei auf die höchst verdienstvollen Arbeiten von Bickell und Probst stützt, bietet er dem Leser die zuverlässigsten Aufschlüsse über die Ergebnisse der neuesten Forschungen.

Der Consecrationsmoment der heiligen Messe findet eine noch umfangreichere Behandlung. Am ausführlichsten gestaltet sich der den Liturgien entnommene Beweis; aber der Herr Verfasser hat es verstanden, durch geschickte Gruppirung des hier zusammengetragenen Beweismaterials auch minder kundigen Lesern den Überblick zu erleichtern. Als Zeugen der Tradition werden außer den heiligen Vätern auch die mittelalterlichen Theologen aufgeführt, und neben den Aussprüchen der Concilien finden auch der römische Katechismus, das römische Meßbuch und das Pontificale ihre Stelle. Am Schlusse dieses Theiles bespricht Dr. Franz noch die Frage, ob zur Consecration des Kelches die Worte: „Das ist der Kelch meines Blutes", bezw.: „Das ist mein Blut", genügen, oder ob die ganze Consecrationsformel des römischen Missale erforderlich sei. Mit Recht entscheidet er sich für das Erstere, wie denn überhaupt die andere Meinung wohl kaum mehr Vertheidiger findet, obwohl der hl. Thomas derselben seiner Zeit den Vorzug gab. Letztere Thatsache räumt Dr. Franz ein und weist die gezwungenen Erklärungsversuche neuerer Thomisten als unberechtigt zurück.

Wir kommen zur Epiklesenfrage, die gewiß zu den schwierigsten Problemen der liturgischen Wissenschaft gehört. Dr. Franz faßt das Ergebniß seiner Untersuchungen in folgende Worte: „Es ist demnach die Epiklese die rituelle Entfaltung des Glaubens- und Gnadeninhaltes der heiligen Eucharistie in Rücksicht auf den heiligen Geist zum Zwecke seiner Verherr-

lichung als Consecrator sowohl, wie als Spender alles Gnadenlebens und zum geistigen Nutzen für Priester und Volk" (II, 202). Diese Lösung ist im Wesentlichen dieselbe, welche schon zur Zeit des Concils von Florenz durch den berühmten Cardinal Bessarion eifrig vertreten und auch nachher mit geringen Modificationen von einer Reihe angesehener Liturgiker und Dogmatiker angenommen wurde. Sie alle stimmen darin überein, daß man jene Anrufungen des heiligen Geistes als Consecrators auf den Consecrationsmoment, nicht auf die Zeit nach der Consecration zu beziehen habe — non ad tempus quo, sed ad tempus pro quo dicuntur, wie Bessarion so treffend sagt. Mit anderen Worten: Wir haben in der Epiklese eine rituelle Entfaltung dessen vor uns, was der Idee nach im Consecrationsmomente seinen Ausdruck finden sollte. Der Consecrationsmoment, in dem sich die geheimnißvollen und gnadenreichen Wunder des anbetungswürdigen Opfers actu vollziehen, ist eben ein einziger Augenblick und daher zeitlich so sehr beschränkt, daß es der Kirche unmöglich ist, in ihm alles Dasjenige durch Worte zum Ausdruck zu bringen, womit sie denselben begleiten möchte. Was thut darum die Kirche? Sie erweitert gewissermaßen diesen einen Moment nach vorwärts und nach rückwärts; vor der Consecration und nach derselben redet sie, handelt sie so, wie sie im Momente der Consecration reden und handeln würde, falls dieser Moment eine weitere zeitliche Ausdehnung besäße. Alles Bedenkliche muß bei dieser Auffassung schwinden. Man braucht sogar kaum mehr zu sagen: Hier redet die Kirche so, als hätte die Consecration bereits stattgefunden (vgl. z. B. das „haec sancta sacrificia illibata" zu Anfange des Kanons), oder: Hier handelt die Kirche so, als sollte die Consecration noch bewirkt werden (vgl. gewisse Kreuzzeichen nach der Wandlung). Es ist nur festzuhalten, daß der ganze Kanon den Augenblick der eucharistischen Wandlung fest in's Auge faßt, ja daß er von ihm ganz beherrscht wird. Der Kanon ist eben das Gebet der Kirche, womit sie den Opferact, die heilige Handlung κατ' ἐξοχήν, begleitet, wie er ja auch nach liturgischem Sprachgebrauche einfachhin als actio bezeichnet wird. Sehr klar hebt diesen Gesichtspunkt schon Gregor von Valentia (Comment. theol. tom. 4. disp. 6. qu. 6. punct. 1.) hervor, wenn er sagt: „Accedit quod cum Ecclesia velit varia in ipsa actione Eucharistiae significare, tum de Sacramento, tum de Sacrificio; neque tamen omnia possit in illo puncto seu tempore consecrationis complecti, facere commode vix potest, quin ejusmodi figuris anticipationis vel dilationis temporis in dicendo utatur."

Wenn nun Gregor hier beifügt: „Atque ita etiam in Ecclesia Latina petitur postea, ut illa perferantur manibus Angelorum in conspectum Dei etc. et ut acceptum fiat sacrificium illud etc.", so deutet er schon dadurch an, was er im Folgenden weiter ausführt, daß nämlich jene Erklärung des Gebetes Supplices, welche den eigentlichen Epiklesengedanken in demselben ausgedrückt findet, eine nicht zu verwerfende sei. Und damit kommen wir auf den ersten Punkt, in welchem wir unsererseits eine Meinungsverschiedenheit dem geschätzten Herrn Verfasser gegenüber zu constatiren haben.

Derselbe wird uns um so eher gestatten, uns in diesem und einigen anderen Stücken offen zu äußern, als er ausdrücklich erklärt (II, Vorr.), daß er bei controversen Fragen die Vertheidiger gegentheiliger Meinungen nicht ohne Weiteres des Irrthums zu beschuldigen beabsichtige, es vielmehr mit dem Spruche Gregors des Großen halte: „In rebus ambiguis absolutum non debet esse judicium". Also Dr. Franz glaubt den Epiklesengedanken in der Oration Supplices nicht anerkennen zu sollen (II, 100 ff.). Sein erstes Argument geht davon aus, daß auf dem Concil von Florenz weder die Lateiner noch die Griechen diese Oration in genanntem Sinne verstanden hätten, und folgert hieraus, daß demgemäß das Supplices nur in dem Flehen um die volle Frucht des Sacramentes mit der Epiklese der Griechen übereinkomme. Dr. Franz mißt diesem Argumente die größte Beweiskraft zu und kommt wiederholt (vgl. II, 184. 193 Anm.) auf dasselbe zurück.

Ist es stichhaltig? Ohne die Berechtigung der Schlußfolge zu untersuchen, erlauben wir uns nur eine Bemerkung bezüglich der Thatsache, auf der das Argument sich aufbaut. Es scheint uns nämlich, daß ohne hinlänglichen Grund behauptet werde, die Griechen hätten bei Heranziehung des Gebetes Supplices keinen anderen Vergleichungspunkt namhaft gemacht, als das Flehen um die sacramentale Frucht. Um was handelte es sich denn? In erster Linie gewiß nicht um den zweiten Theil der Epiklese, der in größter Übereinstimmung mit dem Supplices um die gnadenreiche Frucht des Sacramentes bittet. Nebenbei bemerkt, tritt dieser Theil in allen Liturgien als deutlich getrenntes Glied auf, und Dr. Franz selbst warnt mehrmals davor, die zwei Theile zu vermengen (II, 194 f. 201, c). Es war ausschließlich der erste Theil der griechischen Epiklese, der bei den Lateinern Besorgniß erregte, und zwar deßhalb, weil man befürchtete, die Griechen möchten demselben consecratorische Kraft zuschreiben. Hierin hatten diese sich zu verantworten. Freilich unterließen die Griechen es nicht, die vollkommene Übereinstimmung des zweiten Theiles des Supplices mit dem zweiten Theile ihrer Epiklese nach Gebühr hervorzuheben. Aber waren sie dadurch schon gerechtfertigt? Konnten sie dabei stehen bleiben? Schwerlich. Es wäre ja nur in dem Falle möglich gewesen, wenn die Griechen den Sinn des ersten Epiklesengliedes hätten verwischen und vertuschen wollen. Das geschah aber nicht. Dr. Franz selbst führt an einer anderen Stelle (II, 155) die Erklärung der Erzbischöfe von Kiew, Nicäa und Mitylene an, „daß die Consecration durch die Worte des Herrn erfolge, obwohl sie noch nachher den heiligen Geist anriefen, damit der Leib und das Blut Christi werde". Und gerade der Erzbischof von Nicäa, Bessarion, unstreitig eines der einflußreichsten Glieder des griechischen Episkopates, erklärte sich in seinem nach dem Concil abgefaßten Schriftchen (De eucharistia) auf's Unzweideutigste über den ersten Theil der Epiklese dahin, daß derselbe die Bitte um Consecration enthalte. Aber es fehlt nicht einmal ganz an positiven Anhaltspunkten, daß auf dem Concil selbst gerade bei Besprechung des in Parallele gezogenen Supplices dieser Gedanke ausgesprochen wurde. Wir verweisen auf den Schluß der Rede, welche der Kaiser in der 25. Sitzung hielt. Daselbst redet dieser nämlich mit Hinweisung auf das „Jube haec perferri per manus sancti angeli tui in sublime altare tuum" auch von der transmutatio durch den heiligen Geist (Harduin, IX. 403). So begreift sich denn auch, wenn Gregor von Valentia nicht nur der Meinung ist, daß der Parallelismus zwischen der Epiklese und dem Supplices auch auf das erste Glied beider auszudehnen ist, sondern es auch für durchaus wahrscheinlich hält, daß die

Griechen auf dem Concil von Florenz die Oration Supplices dahin verstanden hätten: „ut repraesententur oblata non tantum ut nobis prosint, sed etiam ut divina virtute consecrentur“ (l. c.).

Die übrigen Argumente sollen uns nicht so lange aufhalten, da der Verfasser selbst weniger Gewicht auf sie legt. Er deutet sie auch fast nur an; auf eine Begründung seiner einzelnen Behauptungen läßt er sich nicht weiter ein. Gerade Letzteres wäre aber sehr wünschenswerth gewesen, da es doch z. B. schwerlich genügen darf, an das Gesammtbewußtsein der Liturgiker und kirchlichen Schriftsteller im Allgemeinen zu appelliren, wenn man von anderer Seite das Factum dieser Gesammtüberzeugung nicht nur direct geläugnet, sondern auch den detaillirten Beweis für das Gegentheil angetreten hat. Es hätte doch wenigstens der Versuch gemacht werden müssen, die vielen Zeugnisse aus den alten Commentatoren der römischen Liturgie, welche Dr. Hoppe (Die Epiklesis, S. 150 ff.) zusammengestellt hat, zu entkräften. Übrigens wird auch die Thatsache, welche Dr. Hoppe mit allem Nachdrucke hervorhebt — wir meinen den so stark ausgeprägten Parallelismus zwischen den Gebeten des griechischen und des lateinischen Kanons, der für die Erklärung des Supplices von der größten Bedeutung ist — unseres Erachtens von Dr. Franz nicht nach Gebühr gewürdigt. Oder wen wird es befriedigen, wenn die auf positiven Nachweisen beruhende Überzeugung des Gegners kurzweg eine „liebgewonnene Idee von der völligen Übereinstimmung des Morgenlandes und Abendlandes in Bezug auf die Epiklese“ (II, 99) genannt wird? Gerade jener Parallelismus war ja wohl ein Hauptgrund, weßhalb sowohl vor als nach Dr. Hoppe auch andere namhafte Gelehrte der Ansicht beitraten, daß der erste Theil des Supplices den Epiklesengedanken irgendwie zum Ausdruck bringe. Wir erinnern an Dr. Binterim (Die vorzüglichsten Denkwürdigkeiten, Bd. IV, Th. 3. S. 351), Dr. Scheeben (Katholik, Jahrg. 1866, 2. Hälfte, S. 526 ff.), Dr. Probst (Liturgie der drei ersten christlichen Jahrhunderte, S. 400).

Aber hören wir jetzt, welche Erklärung Dr. Franz dem ersten Theile des Supplices gibt. „Wir flehen demüthig,“ sagt er, „daß dieses unser Opfer, ‚haec‘, nämlich der Leib und das Blut Jesu, hinaufgetragen werde auf den himmlischen Altar dort oben im Angesichte der göttlichen Majestät, d. h. daß unser Opfer vereinigt werde mit dem himmlischen Opfer, das im Angesichte der göttlichen Majestät, der Herrlichkeit Gottes gefeiert wird, das nach dem Apostel Paulus der Gottmensch als oberster und ewiger Hoherpriester und wahrer Liturg des Himmels ohne Unterlaß Gott darbringt“ (II, 103). Will Dr. Franz damit bloß sagen, daß wir das von uns dargebrachte Opfer durch jene Worte mit der hohenpriesterlichen Thätigkeit Christi vereinigen wollen, insofern dieser auch im Himmel noch seine Wunden, seine Leiden, seinen Tod dem himmlischen Vater aufopfert, d. h. fürbittweise für uns darstellt, so kann er sich für eine solche Erklärung auf die Auctorität vieler Interpreten der letzten Jahrhunderte stützen. Will er aber, wie es den Anschein hat, in diesem Gebete die von ihm mit sichtbarem Eifer vertheidigte Theorie vom himmlischen Opfer (vgl. II, 61 ff.) wiederfinden, so wird man ihm schwerlich

beipflichten können. Denn jene Auffassung, nach der Christus im Himmel fortwährend eine „wahrhaftige Opferthätigkeit" ausübt, ein „wahres Opfer" darbringt, ist eine Theorie sehr jungen Datums und kann darum unmöglich dem altehrwürdigen Supplices zu Grunde liegen.

Dr. Franz versucht es zwar, auch ältere Autoritäten für die Annahme eines „wahren" himmlischen Opfers namhaft zu machen. Daß jedoch der „gefeierte" Estius als Vertreter dieser Theorie nicht gelten kann, wurde schon zu wiederholten Malen, u. A. vor Kurzem von P. Knabenbauer in dieser Zeitschrift (Jahrg. 1880, Bd. XIX. S. 217), klar nachgewiesen. Auch Tournely (De incarnatione) soll dieser Theorie günstig sein. Dr. Franz hat leider die betreffenden Stellen nicht abdrucken lassen, sondern citirt bloß die Seitenzahl der Pariser Ausgabe, die uns zu unserem Bedauern nicht zu Gebote steht. Unsere Bemühungen, in der Kölner Ausgabe von 1752 derartige Stellen zu finden, waren fruchtlos. Am ausführlichsten handelt dieser Autor über das Priesterthum und die priesterliche Thätigkeit Christi dort, wo er den Socinianern gegenüber die Genugthuung Christi rechtfertigt (De incarnatione. qu. 5. art. 2). Hier trägt er nun aber mit sehr bestimmten Worten die Lehre vor, daß Christus ein „wahres Opfer" einzig hier auf Erden dargebracht habe, daß hingegen seine hohepriesterliche Thätigkeit im Himmel nur in der „repraesentatio" und „applicatio" desselben, sowie in der damit Hand in Hand gehenden „interpellatio" bestehe; nur in diesem Sinne, so will er, kann von einem Aufopfern im Himmel (oblatio) die Rede sein. Er sagt: „Perperam adversarii confundunt sacrificium Christi et ejus oblationem seu repraesentationem et applicationem. Vere in terris Sacerdos fuit Christus, semetipsum in ligno crucis victimam pro peccatis offerendo, at in Coelis hoc suum sacrificium Patri repraesentat, offert, nobis applicat quotidie, interpellando pro nobis" (l. c. arg. IV.). Ferner erklärt er mit Bezug auf Hebr. 8, 4: „Eo igitur nomine Christi sacerdotium excellentius esse sacerdotio levitico docet ibi Apostolus, quod sacerdotium Christi aeternum sit, cujus munus in coelo semper exercet, non quod in coelis fiat victimae mactatio, sed quod victimam in terris mactatam Deo Patri repraesentet, pro nobis continuo interpellet, ut fructus ac meriti sui sacrificii participes simus." Er fügt ausdrücklich bei, höchstens könne man hieraus folgern, diese interpellatio setze dem (auf Erden dargebrachten) Opfer die Krone auf: „ex quo sequitur ad summum, sacrificium Christi in coelo perfectissime impleri, quando interpellat quotidie pro nobis" (l. c.). Als wahres Opfer konnte übrigens Tournely die hohepriesterliche Thätigkeit Christi im Himmel schon deßhalb nicht bezeichnen, weil er im vollsten Einklang mit den mittelalterlichen und neuscholastischen Autoren sich zu deutlich über den Begriff des wahren Opfers ausgesprochen hatte. Seine Worte lauten: „Cum igitur Christus sit verus Pontifex novae Legis, debuit utique verum offerre sacrificium: atque adeo ejus sacerdotii munus non in sola intercessione neque doctrinae confirmatione, ut vult Socinus, consistit, sed in victimae mactatione, seu effusione sanguinis pro expiatione peccatorum" (l. c.). Zum Überfluß wollen wir noch beifügen, daß Tournely auch in seinem Tractate De sacramento Eucharistiae denselben Opferbegriff festhält und von einem „himmlischen Opfer" nichts weiß. Er kennt nur vier in der heiligen Schrift begründete Opfer, die er aufzählt, indem er die Frage vorlegt: „An sacrificium Missae essentialiter differat ab omnibus aliis sacrificiis, nempe ultimae Coenae, Crucis et Mosaicis?" — Ob Harduin in seinem Commentare zum Neuen Testament die Theorie des himmlischen Opfers mehr als Tournely begünstige, kann Referent nicht entscheiden, da ihm das

Werk leider nicht zugänglich ist. — Dr. Franz verweist endlich auch auf Stellen aus Origenes, Augustinus und Paschasius Radbertus. Etwas Anderes als Anklänge an die in Rede stehende Theorie wird auch Dr. Franz hier wohl nicht finden wollen. Allein selbst diese wahrzunehmen, wird bezüglich der Citate aus Origenes und Augustinus für den unbefangenen Leser schwer sein. Paschasius Radbertus hat einige Sätze, die man, in sich betrachtet, in einem das „himmlische Opfer" begünstigenden Sinne deuten könnte; allein der Context gibt dazu keine Berechtigung. Dem Gesagten zufolge sehen wir nicht, wie derjenige widerlegt werden sollte, welcher die Theorie vom himmlischen Opfer als „neu" qualificirte; wenigstens haben uns die von Dr. Franz aus älteren Autoren angezogenen Stellen nicht vom Gegentheile überzeugt. Eine Erklärung des Supplices aber, welche auf Grund einer solchen Theorie versucht wird, muß unseres Bedünkens als eine nicht gelungene betrachtet werden.

Auf die Theorie selbst können wir hier nicht näher eingehen. Ebenso unterlassen wir es, unsere Bedenken gegen den vom Herrn Verfasser adoptirten Opferbegriff und dessen Anwendung auf das letzte Abendmahl hier vorzulegen. Doch möge es uns erlaubt sein, zu bemerken, daß der verstorbene P. Deharbe nur irrthümlicher Weise für die von Dr. Franz vertretene Erklärung citirt werden konnte. P. Deharbe betonte freilich auch den innern Act Christi, durch den dieser sich in vollkommener Hingabe zum Gehorsame bis in den Tod aufopferte; aber er war weit davon entfernt, in einen solchen Willensact die ratio formalis des Opfers zu verlegen. Vielmehr folgte er der Opfertheorie des P. Lessius, welcher er auch in der von Dr. Franz angezogenen Stelle Ausdruck geliehen hat. Obwohl nun letztere Theorie nicht allseitig befriedigt, sondern, wie wir glauben, der Vervollständigung durch die Lugonische Theorie bedarf, so hat sie sich dennoch wegen ihrer Einfachheit und der Richtigkeit ihrer einzelnen Momente viele Freunde erworben, so daß man sie geradezu sententia obvia et communiter recepta genannt hat. Hierin lag aber für P. Deharbe der entscheidende Grund, weßhalb er dieselbe in seinen für den Volks- und Jugendunterricht bestimmten Schriften vertrat. Er wollte grundsätzlich, wie er wiederholt versicherte, in theologischen Fragen nur der sententia communis oder communior folgen, was in Anbetracht des Zweckes seiner so weit verbreiteten Schriften nicht hoch genug angeschlagen werden kann.

Bezüglich der übrigen Ausstellungen wollen wir uns kürzer fassen. Wo Dr. Franz sich gegen die von Cardinal de Lugo geistreich entwickelte, darauf von Vielen angenommene und in neuerer Zeit von Cardinal Franzelin, Dr. Gihr u. A. mit Geschick vertheidigte Opfertheorie wendet (II, 66), will es uns scheinen, als bringe er nur Schwierigkeiten vor, die von jenen Autoren bereits in ganz befriedigender Weise gelöst wurden.

Wenn I, 57 daraus, daß die liturgischen Formularien nicht in die Zahl der heiligen Schriften aufgenommen sind, gefolgert werden soll, sie könnten nicht von den Aposteln niedergeschrieben sein, so ist dabei außer Acht geblieben, daß nur die inspirirten Schriften der Apostel den kanonischen Büchern einzuverleiben waren.

Dr. Franz bespricht II, 113 ff. die bisher noch von Niemand in vollkommen befriedigender Weise gelöste Schwierigkeit, welche die bekannten

Worte Gregors des Großen über die Oratio Dominica bieten, in eingehender und gründlicher Weise. Ohne über seine Lösung im Einzelnen ein Urtheil auszusprechen, möchten wir nur aufmerksam machen, daß unter prex wohl auch das zweite Mal der Kanon verstanden werden müsse. (Vgl. Mabillon, Comment. praevius in Ord. Rom. cap. VII.)

Wir schließen mit dem Wunsche, daß das von echter Frömmigkeit durchwehte und sehr anregend geschriebene Werk recht viele Leser finden möge.

Aug. Langhorst S. J.

1. **Einleitung in die Philosophie.** Von Dr. **L. Schütz.** VIII u. 146 S. Paderborn, F. Schöningh, 1879. Preis: *M.* 1.60.

2. **Der sogenannte Verstand der Thiere,** oder: Der animalische Instinct. Eine populär-naturwissenschaftliche Studie von Dr. **L. Schütz.** IV u. 146 S. Paderborn, F. Schöningh, 1880. Preis: *M.* 1.50.

1. Der Umstand, daß ein erheblicher Theil unserer katholischen Studirenden bezüglich der Philosophie auf Selbststudium angewiesen ist, veranlaßt uns, vom vorliegenden Buche empfehlende Notiz zu nehmen. Die Schrift bietet orientirende Winke über Definition, wissenschaftlichen Charakter, Werth, Quellen, Methode, Eintheilung und Aussichten der Philosophie. Principiell steht der verehrte Verfasser auf dem Standpunkte der aristotelisch-scholastischen Philosophie, ist somit ein zuverlässiger Wegweiser, der verkündet, in welcher Richtung die wahre Philosophie zu finden ist. Wie in den übrigen Veröffentlichungen des Herrn Professor Dr. Schütz, so müssen wir auch in vorliegender den außerordentlichen Eifer rühmen, mit dem er sein Wissen zu Nutz und Frommen der weitesten Kreise verwerthen möchte. Bei solchem Eifer kann Vieles geleistet werden: es wäre aber Unrecht, wenn man von diesem Vielen verlangen wollte, daß alles eine vollkommen reife Frucht sei. Doch bringt die gesunde Richtung, welcher der Verfasser huldigt, es mit sich, daß sein Buch durchweg Wahres und Beherzigenswerthes bietet. Mißbilligen müssen wir es nur, daß ihm keine der bisherigen Definitionen der Philosophie, auch nicht einmal die der alten Schule, gut genug ist und daß er sich an einer neuen versucht. Auch bezüglich der Eintheilung nimmt er einen Umbau vor, dessen Bedeutung nicht leicht ersichtlich ist. Indessen ist auch alles das, was der Verfasser bei diesen an und für sich harmlosen Versuchen vorbringt, für den Anfänger instructiv. Wir möchten deßhalb das Buch des Herrn Professor Dr. Schütz allen jungen Philosophen recht angelegentlich empfohlen haben.

2. Unsere so fortschritts- und humanitätsstolze Zeit erblickt merkwürdiger Weise eine ihrer hervorragendsten Aufgaben darin, jeden Wesensunterschied zwischen Mensch und Thier mit einem gewaltigen Apparat von Wissenschaft zu verwischen. Das moderne Culturideal in seiner höchsten Entwicklung scheint zu fordern, daß das bipedale Säugethier im Menschen im Interesse des Fleisches und seiner Ansprüche von allen höheren Rücksichten emancipirt

werde. Es ist eben doch schwer, den Menschen mit seinem erhabenen, Alles umfassenden Geistesblick und die im Sinnesgenuß befriedigte Bestie auf dasselbe Niveau zu bringen. Darum geht mit der modernen Menschenerniedrigung eine Heraufhebung des Thieres, ein wahrer Thiercult, Hand in Hand. Zwei hochwissenschaftliche Strömungen begegnen sich: der Mensch ist nichts als Mechanik und Instinct, und das Thier ist lauter Verstand und Moral. Zu dieser letzten Gruppe von Culturtendenzen gehört denn auch diejenige, welcher das vorliegende Werkchen entgegentritt; es will den vorgeblichen Verstand der Thiere einer genauen Beleuchtung unterziehen. Der Thierverstand ist jedem modernen Gebildeten eine Herzenssache, nicht, um in einem Karrengaul und lästigen Insect seine gleichberechtigten, lieben Geschwister anerkennen zu dürfen, sondern damit sich der verständige Mensch nicht schäme, wenn die Ideale seines Daseins im Thierischen culminiren.

Das Buch, welches uns beschäftigt, dient seinem Zweck, indem es die alle thierischen Lebensfunctionen durchwaltende Zweckmäßigkeit darstellt, und zeigt, daß dieselbe unmöglich auf eigentlichen Verstand, welcher dem Thiere selbst eigen wäre, zurückgeführt werden kann. Es will kein fachwissenschaftliches, will keine selbständige tiefere Untersuchung der hierher gehörigen Phänomene sein; es will nur das übersichtlich zusammenstellen, was Andere (Altum, Böhner, Strümpell, Perty, Schröder, van der Kolk u. s. w.) bereits constatirt und in ihrer Weise verwerthet haben. Auch so hat sich der rührige Verfasser einer sehr dankenswerthen Aufgabe unterzogen. Wie man gegnerischerseits nicht müde wird, den traurigen Irrthum in alle Schichten der Bevölkerung zu tragen zum Verderben Vieler und zur Untergrabung aller menschlichen Einrichtungen, so dürfen auch wir nicht müde werden, die Wahrheit in allen Tonarten zur Geltung zu bringen.

Der verehrte Verfasser thut das nun in seiner Tonart; und wir müssen sagen: dieselbe ist im Wesentlichen der Sache entsprechend und gefällig.

Der erste Theil der Schrift führt uns die verstandesmäßig aussehenden Thätigkeiten im Kreise des Thierlebens vor; hierdurch erhält die spätere Erörterung der Hauptfrage die erforderliche Unterlage, und wird zunächst einmal festgestellt, inwiefern das Thier durch die Art seiner Thätigkeit den Schein einer ihm innewohnenden Vernunft erweckt. Mit Recht übergeht der Verfasser alle Erzählungen wunderbarer Leistungen, welche hier und da einmal vorgekommen sein sollen; er hält sich an jene Erscheinungen, welche bei allen Individuen einer Art beobachtet werden. Man pflegt auf diese tagtäglichen Erscheinungen nicht so sehr zu achten; bei einigem Nachdenken wird man aber inne werden, daß dieselben nicht minder „verstandesmäßig" aussehen, als das Erstaunlichste, was von einzelnen Wunderthieren erzählt wird. So gelangt denn zuerst das Einzelleben und sodann das gesellige Leben der Thiere in seinen Haupt- und Grundzügen zur Darstellung; wir finden die Thatsachen klar und übersichtlich angegeben, welche für die das ganze Thierleben umfassende Zweckmäßigkeit lautes Zeugniß geben.

Im zweiten Theile kommt der Verfasser zu seinem eigentlichen Thema; er wendet sich zu jener Seite des Thierlebens, welche die Vertheidiger des

Thierverstandes so gerne vertuschen möchten, und gibt uns die Gruppen von Thatsachen an, welche bekunden, daß an eine Verstandesthätigkeit der Thiere gar nicht zu denken ist. Wenn wir beachten, daß die Schrift nur einen populär-naturwissenschaftlichen und keineswegs einen streng-wissenschaftlichen Charakter tragen soll, so können wir bestätigen, daß das Beweismaterial in genügender Vollständigkeit beigebracht und in genügendem Maße ausgenutzt worden ist. Der Verfasser hat dasselbe in folgender Weise gruppirt.

Den ersten Ausführungen des Verfassers liegt folgender Gedanke zu Grunde: Würde das Thier Verstand haben, so würde es denselben bei seinen zweckentsprechenden Handlungen gebrauchen, d. h. es würde überlegen. Nun aber weisen die Thatsachen den Mangel gänzlicher Überlegung nach. Also hat das Thier keinen Verstand. In sachgemäßer Weise verweilt der Verfasser besonders bei dem Nachweise, daß den Thieren jede Überlegung abgeht. Er bringt hierfür zwei Gründe bei. Zuerst steht es fest, daß die Thiere in ihrer Sphäre überall sogleich und ohne das mindeste Zaudern, auch schon beim ersten Falle, das zweckmäßigste Mittel ergreifen; dieß könnte nicht der Fall sein, wenn die Handlungsweise der Thiere das Resultat vorhergehender Verstandesthätigkeit wäre. Den Einwurf, als zwänge die complicirte Zweckmäßigkeit einer Handlung an und für sich schon, auf die Intelligenz des handelnden Princips einen Schluß zu machen, weist er zurück, indem er daran erinnert, daß auch im Verhalten des Menschen analoge Vorkommnisse von größter Zweckmäßigkeit beobachtet werden, die doch anerkanntermaßen nicht das Resultat menschlicher Verstandesthätigkeit sind. Hierher gehört beispielsweise die höchst zweckvolle Accommodation der Pupille des Auges nach der Stärke des einfallenden Lichtes, das oftmalige Schließen der Augenlider, das Öffnen des Mundes beim aufmerksamen Horchen u. s. w. Ja sogar in der Kunstthätigkeit übt der Virtuose in mannigfacher Hinsicht eine zweckentsprechende Thätigkeit ohne jede Verstandesreflexion. Die Thiere handeln also nicht aus Überlegung zweckmäßig. Als zweiten Beweis hierfür bringt der Verfasser die Thatsache, daß alle Thiere in außergewöhnlichen Fällen auch dann ihre überaus „zweckmäßigen" Handlungsweisen entwickeln, wo eine mittelmäßige Intelligenz die Unzweckmäßigkeit derselben durchschauen müßte.

Der zweite Gedanke des Verfassers ist folgender: Rührt das zweckmäßige Handeln des Thieres von seinem Verstande her, so ist der Thierverstand viel vollkommener als der Menschenverstand. Nun aber schrecken auch die radikalsten und fortgeschrittensten Materialisten vor einer solchen Höherstellung des Thieres zurück. Also handeln die Thiere nicht aus Verstand zweckgemäß. Hier dürfte vielleicht der Verfasser über die „Materialisten" gar zu milde denken. Es wäre ja ein Leichtes, Zeugnisse beizubringen, daß es nicht an Gelehrten fehlt, welche behaupten, der bewußte Verstandesgebrauch beim Menschen werde von der Verständigkeit der Thiere an Fernsicht und Tiefgang, an Scharfblick und Einsicht weit übertroffen. Der Verfasser hätte also wohl gut daran gethan, dem fraglichen Satze eine mehr sachliche Stütze hinzuzufügen. Um die Übermenschlichkeit des vorgeblichen Thierverstandes

nachzuweisen, stützt sich der Verfasser auf drei Thatsachen: die Art und Weise, wie die Thiere für das Leben ihrer Jungen sorgen (Schmetterling, Sandwespe u. s. w.); die Übereinstimmung des noch zu legenden Kukukseies mit der Farbe und Zeichnung der bereits in fremdem Neste vorhandenen Eier, und drittens die sofortige sichere Erkenntniß der natürlichen Feinde. Der Verfasser verdunkelt nun aber seinen eigenen Gedankengang ein wenig, indem er aus diesen Thatsachen nicht bloß die exorbitante Schärfe des eventuellen Thierverstandes nachzuweisen sucht, sondern dieselbe zugleich ausnutzt, um zu beweisen, daß bei demselben überhaupt nicht von Verstandesgebrauch die Rede sein könne. Besonders findet das erwähnte Kukuksphänomen in dieser Beziehung eine sehr ausgiebige Erörterung.

An dritter Stelle kommt der Verfasser darauf zu sprechen, daß der Unterricht auf das natürliche zweckgemäße Handeln der Thiere keinen wesentlichen Einfluß ausübt. Anstatt diesen Gedanken selbständig zu entwickeln und zu verwerthen, lehnt er denselben bloß als Stütze an den zweiten und sagt: Die Menschen sind, um den rechten Verstandesgebrauch zu gewinnen, auf Belehrung und Unterricht angewiesen, die Thiere hätten den vorgeblichen Verstandesgebrauch von Natur; somit wären die Thiere besser daran als die Menschen. Der Gedanke scheint uns weit unter seine Tragweite hinabgedrückt zu sein.

Als vierten Gedanken führt der Verfasser aus, daß ein Treiben von solcher Einförmigkeit und Stabilität, wie das thierische, unmöglich dem Verstandesgebrauch entquillen kann. Auf diesen Gedanken wurde bekanntlich in der Philosophie der Vorzeit ein ganz hervorragendes Gewicht gelegt. Im Vergleich zu anderen Partien seines Buches faßt sich der Verfasser hier äußerst kurz.

Neben dem Mangel des Fortschrittes, der Verschiedenartigkeit im thierischen Treiben galt früher der Mangel der Sprache als Hauptmerkmal der Verstandeslosigkeit der Thiere. Hierauf kommt der Verfasser an letzter Stelle zu sprechen, allerdings mit der wünschenswerthen Ausführlichkeit; indessen dürfte bei philosophisch geschulten Lesern vielleicht der Wunsch entstehen, der Verfasser wäre tiefer auf das Wesen der Sprache, auf das, was so eigentlich die Sprache zur Manifestation der Intelligenz bei einem organischen Wesen macht, eingegangen.

Wohl nur, um das Buch nicht zu umfangreich werden zu lassen, hat der Verfasser manche anderen Gedanken, welche bei den Psychologen erwähnt werden (z. B. Mangel der Willensfreiheit, Abgehen jedes über das Materielle hinausgehenden Strebens, Mangel jeder Wißbegierde u. s. w.), keiner Besprechung unterzogen. Die Darlegungen des Buches hätten vielleicht an Klarheit und Bestimmtheit gewonnen, wenn der Verfasser die verschiedene Tragweite der Beweiskraft der einzelnen Phänomene zum Princip seiner Eintheilung und Anordnung genommen hätte; etwa in folgender Weise: 1) Es liegt keine Nothwendigkeit vor, das zweckentsprechende Thun der Thiere auf deren Verstandesthätigkeit zurückzuführen, schon darum, weil es zweckentsprechend ist. Es zeigen sich ja nicht bloß im Leben der Thiere, son-

dern auch im Leben der Pflanzen und im vegetalen wie animalen Leben des Menschen eine Menge zweckvoller Vorkommnisse und Einrichtungen, von denen es offenkundig ist, daß sie auf eine den betreffenden Wesen eignende Intelligenz nicht zurückgeführt werden können. 2) Jene zweckmäßigen Phänomene im Leben der Thiere selber tragen positive Anzeichen an sich, daß sie nicht von einem Thierverstand herrühren. 3) Die Annahme eines Thierverstandes würde zu großen wissenschaftlichen Inconvenienzen führen. 4) Das Verhalten der Thiere thut in positiver Weise unwiderleglich dar, daß sie keinen Verstand besitzen.

Mit seinen beiden ersten Theilen wäre das Buch dem Wesentlichen nach abgeschlossen. Was gezeigt werden sollte, ist gezeigt. Auf jeden billig denkenden Leser wird die Lektüre einen recht befriedigenden Eindruck machen.

Der dritte Theil des Buches, in welchem uns Herr Professor Schütz eine genauere Erklärung des thierischen Instinctes geben will, scheint uns weniger gelungen zu sein. Indem der Verfasser sämmtliche zweckmäßigen Phänomene des Thierlebens als animalischen Instinct bezeichnet, hat er sich selbst den Weg zu einer tiefern Erklärung des Instinctes verlegt oder wenigstens erschwert. Wir geben zu, daß das Wort bisweilen in diesem vagen Sinne bei Schriftstellern vorkommt. So namentlich bei Autenrieth. Gewöhnlich aber wird der Begriff schärfer gefaßt. Der Instinct im eigentlichen Sinne des Wortes bezeichnet eine von der Natur gegebene Disposition, wodurch der innere Sinn (die aestimativa) bestimmt wird, sich eine Apprehension (ein judicium apprehensivum oder virtuale) über den Nutzen oder Schaden verschiedener Objecte zu bilden, und dadurch das Strebevermögen (den appetitus sensitivus) zum zweckgemäßen Suchen oder Fliehen des betreffenden Gegenstandes zu bringen. Somit setzt sich der animale Instinct aus drei Momenten zusammen. Das erste ist eine angeborene treibende Fähigkeit, die von vorneherein darauf angelegt ist, daß das Thier in den seiner Willkür unterstellten Handlungen vor oft vorkommenden Gefahren bewahrt, und zu dem Nothwendigen und Nützlichen hingeleitet werde. Dazu kommt zweitens eine dieser inneren Disposition entsprechende Apprehension seitens des inneren Erkennens, welche irgend ein Object als nützlich oder verabscheuungswerth darstellt. Und dann endlich entstehen drittens wirkliche Begehrungsacte, welche den Apprehensionen entsprechen. Faßt man den Instinct in dieser Weise auf, so liegt es auf der Hand, daß es innerhalb der Lebenssphäre der Thiere eine Unzahl von zweckmäßigen Thätigkeiten gibt, welche mit dem Instincte nichts zu thun haben. Hierher gehören z. B. die automatischen Bewegungen der Verdauungsorgane, des Herzens, der Respirationsmuskeln, der ein normales Gleichgewicht herstellende Antagonismus der Muskelbewegungen; dann die verschiedenen Reflexbewegungen und die zahlreichen Complexe unwillkürlicher Bewegungen, welche bei jeder mit Willkür auszuführenden Bewegung in zweckentsprechender Weise erregt werden u. s. w. Indem der verehrte Verfasser im Widerspruch mit dem allgemeinen Sprachgebrauch das Alles unter die Rubrik Instinct zusammenfaßt, ist es ihm möglich geworden, den specifischen Charakter der eigentlichen Instincthandlungen zu übersehen, und seine Ansicht dahin auszu-

sprechen, „bei der Beantwortung der Frage, wie die Zweckmäßigkeit in den Thätigkeiten der Thiere aus dem Walten des Instinctes zu erklären sei, kämen ihre Erkenntnißthätigkeiten gar nicht in Betracht, sondern bloß die Thätigkeiten ihres Begehrungs- und Bewegungsvermögens". Dieß wäre nur dann wahr, wenn der Zweck absolut gar nicht in das erkennende Bewußtsein des Thieres fiele. Das ist aber unrichtig [1]. Offenbar erkennt das Pferd, welches zur Tränke eilt, warum es dorthin seine Schritte lenkt. Und der Fuchs, welcher um den Bauernhof schleicht und über die Mauern springt, trägt das bonum delectabile, welches ihm das Verspeisen des Federviehs bereiten wird, zweifelsohne im Bewußtsein. Wie bei allen Zweckmäßigkeitserscheinungen auf dem Gebiete der irrationalen Natur, so liegt auch bei den Instinctphänomenen der tiefere Grund, warum das Thier so und nicht anders handelt, in einer natürlichen Veranlagung des Begehrungsvermögens. Aber der Instinct hat eben das Eigenthümliche, daß im Thiere bei gewissen Empfindungen oder Wahrnehmungen oder Vorstellungen auf Grund jener Veranlagung eine Art von inneren apprehensiven Urtheilen entsteht, durch welche das Thier in seinen Begehrungen und Bewegungen geleitet wird [2].

Überhaupt dürfte wohl der Verfasser vom Erkenntnißleben der Thiere eine gar zu geringe Vorstellung haben. So will es ihm z. B. scheinen, als ob die Thiere eines im eigentlichen Sinne so zu nennenden Wiedererkennens nicht fähig seien, und deßhalb auch die Erinnerungskraft mit dem Menschen nicht theilten [3]. Mit solchen Über- oder vielmehr Untertreibungen dient man der Wahrheit nicht. Es ist ohne Frage unrichtig, aus den Thieren verständige Wesen zu machen. Aber ebenso unrichtig ist es, in den Thieren bezüglich aller zweckmäßigen Thätigkeiten bloße Automaten erblicken zu wollen, welche auf den Zweck absolut blind und maschinenmäßig eingerichtet wären. Es ist überaus wichtig, in diesem Punkte correcte Ansichten zu haben; und da können wir dem verehrten Verfasser keinen besseren Rath geben, als sich auch in diesem Punkte mit der Lehre des hl. Thomas von Aquin des Genaueren bekannt zu machen.

Aus dem Gesagten ergibt sich also, daß, wer eine tiefere, philosophische Erklärung des Instinctes sucht, durch die populär-naturwissenschaftlichen Studien

---

[1] Scharfsinnig lehrt der hl. Thomas: „Invenimus duos appetitus scilicet appetitum naturalem, qui nihil aliud est, quam inclinatio rei in finem suum naturalem, qui est ex directione instituentis naturam; et iterum appetitum voluntarium, qui est inclinatio cognoscentis finem et ordinem in finem illum; et inter hos duos appetitus est unus medius, qui procedit ex cognitione finis sine hoc quod cognoscatur ratio finis et proportio ejus quod est ad finem, in finem ipsum, et iste est appetitus sensitivus" (3 dist. 27. q. 1. a. 2). Man vgl. Summa theol. I. II. q. 1. a. 2; q. 11. a. 2 etc.

[2] Dieses innere Urtheilsvermögen ist eben das, was die Alten aestimativa nannten. „Aestimativa," sagt P. Suarez, „ponitur facultas cognoscens rationem convenientis ac disconvenientis movensque appetitum; quae comparatur ad appetitum sicut intellectus practicus ad voluntatem" (L. 3. de an. c. 30. n. 16).

[3] Man vergleiche S. Thom. Summa theol. I. q. 78. a. 4.

des Herrn Professor Schütz wohl weniger befriedigt werden dürfte. Wer sich aber der modernen Thier-Vermenschung und Menschen-Verthierung gegenüber die Wahrheit vorführen will, daß zwischen Mensch und Thier ein wesentlicher Unterschied obwaltet, dem können wir die Schrift auf das Angelegentlichste empfehlen. Die Darstellung ist — von einzelnen gesuchten Redewendungen abgesehen — gut besorgt. Die Lectüre ist darum ebenso fesselnd wie instructiv. Die äußere Ausstattung läßt nichts zu wünschen übrig. Möge das Buch die weiteste Verbreitung finden.

T. Pesch S. J.

Winfried-Bonifacius. Aus dem literarischen Nachlasse von Dr. **Franz Joseph von Buß**. Herausgegeben von Dr. Rudolph Ritter von Scherer, Professor zu Graz. 8⁰. VI u. 388 S. Graz, Verlags-Buchhandlung Styria, 1880. Preis: *M.* 3.40.

Nachträglich werden wir noch mit einer recht schätzenswerthen literarischen Gabe aus der Hinterlassenschaft des Professors Dr. von Buß beschenkt. Der Gegenstand selbst hat für uns deutsche Katholiken gewiß kein gewöhnliches Interesse. Muß ja die ehrwürdige Gestalt des Apostels der Deutschen jedem treuen Sohn der Kirche sympathisch sein. Vor Allem aber erregt das großartige Werk des heiligen Bonifacius unsere Bewunderung. Für unsere Tage hat der Hinblick auf dasselbe noch eine ganz besondere Bedeutung. Wenn nämlich seit einer Reihe von Jahren Stürme über die katholische Kirche in Deutschland dahintoben, so mahnt uns die Geschichte des hl. Bonifacius, daß unsere deutsche Kirche, durch einen Heiligen gepflanzt, tiefe und mächtige Wurzeln schlug, die Stürme vieler Jahrhunderte überdauerte und darum auch in dem gegenwärtigen Unwetter nicht untergehen wird. Leitet sich dieser empfehlenswerthe Umstand von den äußeren Zeitverhältnissen her, unter welchen das Buch erschien, so erblicken wir in der Person des bereits verewigten Verfassers einen weitern Grund, der geeignet sein kann, unser Interesse für die vorliegende Monographie zu erregen. Es hieße in der That allzu Bekanntes wiederholen, wollten wir im Einzelnen auf die hervorragenden Verdienste hinweisen, welche Professor von Buß durch seine rastlose, sich selbst vergessende Thätigkeit nicht bloß um sein engeres badisches Vaterland, sondern um die gute Sache in ganz Deutschland und noch darüber hinaus sich erworben hat.

Freilich haben wir keine durch und durch reife Frucht der genialen Feder des Ritter von Buß vor uns. Ein opus posthumum trägt in gewissem Sinne seine Anklage, zugleich aber auch seine Vertheidigung in sich selbst. Sachliche Lücken und stilistische Unebenheiten werden uns da schwerlich erspart bleiben. Um gegen ein solches Werk gerecht und billig zu sein, wird man es hauptsächlich aus dem Ganzen und Vollen zu beurtheilen haben. Der Gesammteindruck kommt da in erster Linie in Betracht, und dieser ist hier ein durchaus günstiger. Dazu hat unstreitig die Umsicht und die große Belesenheit des Herausgebers nicht wenig beigetragen. Am Texte wurde von demselben grundsätzlich möglichst wenig geändert, hingegen bietet er in zahl-

reichen Noten manche schätzenswerthe Ergänzungen, bisweilen auch Berichtigungen des Textes. Indessen hätten wir gewünscht, daß in einigen Fällen wenigstens das Resultat seiner Untersuchungen in den Text wäre aufgenommen worden, so z. B. S. 24 über das Jugendleben des hl. Bonifacius, S. 343 über die Umstände, unter welchen Bonifacius auf den Erzstuhl von Mainz erhoben wurde, S. 347 über die Primatialstellung des neuen Erzbischofs von Mainz, S. 352 über den Eintritt Karlmanns in's Kloster, S. 353 über den Brief des hl. Bonifacius an Grifo, S. 374 über die Frage, ob der hl. Bonifacius zuletzt seinen Sitz habe in Utrecht aufschlagen wollen, wo der Herausgeber der Ansicht des Verfassers entgegentritt.

Sehen wir uns nun den Inhalt des Werkes etwas näher an. In der Einleitung (S. 1—6) schickt der Verfasser einige orientirende Winke über die Umstände voraus, unter welchen das Evangelium in Deutschland verbreitet wurde. Einerseits wird nämlich der segensreiche Einfluß des heiligen Stuhles auf das Missionswerk hervorgehoben, und andererseits die angebliche germanische Größe und die Schönheit germanischer Gesittung auf ihren wahren Werth zurückgeführt. „Aus dem zerfahrenen und bloß in Stämme sich zerfasernden Germanenthum," sagt Buß, „wäre aber sicher nichts geworden, wenn es nicht den Glauben, die Wissenschaft und zum guten Theile das Recht von dem Romanenthum empfangen hätte" (S. 5). Dieser historische Satz erhält in der ganzen folgenden Darstellung die gründlichste und herrlichste Beleuchtung.

Die Wirksamkeit des hl. Bonifacius zerfällt naturgemäß in vier Abschnitte. Dem entsprechend theilte Buß sein Werk in vier Bücher. Das erste befaßt sich mit der Jugend- und Bildungsgeschichte Winfrieds, sowie mit seiner ersten Missionsthätigkeit bis zur Erlangung der bischöflichen Würde (S. 7—77). In diesem grundlegenden Theil beschäftigt sich der Verfasser weniger mit dem hl. Bonifacius, als mit der ältesten Kirchengeschichte Irlands, Englands und Deutschlands. Sehr schön finden wir S. 30—31 den Umstand begründet, warum gerade Iren und Angelsachsen die Apostel Deutschlands wurden. „Es gibt von einem Zeitalter zum andern gewisse gemeinsame, gleichsam magnetische Züge, welche ganze Völker unbewußt treiben: so in der früheren Völkerwanderung, so in den späteren Kreuzzügen. So trieb es seit einem Jahrhundert die irische Priesterwelt zur Bekehrung der Germanen. Dieser Zug ergriff später und noch erklärbarer die angelsächsische Geistlichkeit, weil sie nur mit Schmerz ihre Stammesgenossen, von denen sie sich erst seit zwei Jahrhunderten abgelöst, im Schatten des Heidenthums ruhen sahen. — Die Klöster strotzten von Männern, die darnach glühten, dieses herrliche Werk der Mission zu vollführen. Das Vorbild des hl. Augustin, der England das Christenthum gebracht, stand mahnend vor ihnen."

Ein bewegtes Bild apostolischer Thätigkeit entrollt sich im zweiten Buch vor unseren Augen. Es umfaßt die Wirksamkeit des hl. Bonifacius als germanischen Missionsbischofes und Erzbischofes (S. 77—171). In diese Zeit fällt seine zweite und dritte Romreise, die Gründung der Klöster Ohrdruf und Fritzlar, die Organisation der Bisthümer in Bayern, Hessen, Thüringen

und Franken. Neue Mitarbeiter, die aus England eintrafen, ermöglichten es, das reiche Erntefeld zu bestellen.

S. 78 scheint uns die Darstellung des Verfassers vor jener des Herausgebers (in der Note) den Vorzug zu verdienen. Der Papst befragte den hl. Bonifacius über die fidei ecclesiasticae traditio und Buß gibt das wieder: Der Papst fragte ihn „nach der Art seiner Überlieferung des Kirchenglaubens", d. h. nach der Art und Weise, wie er die kirchliche Lehre in Deutschland verkünde. Ferner vermögen wir in der wiederholten Abforderung eines Glaubensbekenntnisses gerade kein Mißtrauen des Papstes gegenüber den angelsächsischen Missionären zu erblicken (S. 79 Note 2). Es zeugt das vielmehr bloß von der Hirtensorgfalt des Papstes, welche ihm ein ähnliches Verfahren jedem Missionär gegenüber zur Pflicht macht. Hier lag noch der besondere Grund vor, daß der hl. Bonifacius in Deutschland auch Irrlehren zu bekämpfen hatte.

Gegenüber der althergebrachten Ansicht, daß die longobardische Königin Theodolinde eine Tochter des bayerischen Herzogs Garibald gewesen sei (S. 126 in der Note), wird neuerdings dieselbe für eine Tochter des austrasischen Königs Theodebald ausgegeben. (Vgl. die Innsbrucker Zeitschrift für Theologie. Jahrg. 1877 S. 490, wo die Sitzungsberichte der Wiener Akademie der Wissenschaften, XXIII. 368 citirt werden.)

Das dritte Buch (S. 171—332) ist, wie an Ausdehnung das größte, so auch dem Inhalte nach das reichhaltigste und interessanteste. Hier treten uns die Person und die Wirksamkeit des hl. Bonifacius in ihrer ganzen Großartigkeit entgegen. Wir glauben fast uns mitten auf den Schauplatz seiner Thätigkeit versetzt und gleichsam Augenzeugen von seinem herrlichen Wirken zu sein. Der Reihe nach begleiten wir den Heiligen auf die Synoden, welche er im alten Frankenreiche wie in den neueren austrasischen Provinzen abhielt, um Mißbräuche abzustellen, die Reste des Heidenthums auszurotten, den kirchlichen Geist unter dem Welt- und Ordensklerus wie in der Laienwelt mächtig zu beleben, den Zusammenhang der Einzelkirchen unter sich und mit dem heiligen Stuhle zu festigen. Die tief einschneidenden Synodalbeschlüsse gewähren uns einen äußerst lehrreichen Einblick in den sittlich-religiösen Zustand jener stürmischen Übergangszeit. Nicht minder bekunden dieselben die hohe Weisheit, die Energie, Wachsamkeit und Hirtensorgfalt des großen Apostels. Wir erblicken daher einen Hauptvorzug des Werkes in der ausführlichen Behandlung der Synodalthätigkeit des hl. Bonifacius und in der vollständigen Mittheilung der einzelnen Beschlüsse. Man vergleiche z. B. S. 179—182 das erste deutsche Concil vom 21. April 742, das, wie man glaubt, zu Worms oder Frankfurt am Main gehalten wurde; ferner jenes von Liptinä (Lestinnes im Hennegau) vom 1. März 743 (S. 184—194). Hier wurde auch ein ausführliches Verzeichniß von (30) abergläubischen Gebräuchen aufgestellt, deren Ausrottung der Klerus in's Werk setzen sollte. Von S. 237—246 theilt Buß zunächst 36 Beschlüsse mit, die wahrscheinlich erst nach dem Tode des hl. Bonifacius gesammelt wurden. Daran schließt sich das sogen. „Bußbuch" des hl. Bonifacius, in welchem nach dem Muster

der altkirchlichen Bußdisciplin für einzelne schwere Sünden eine bestimmte Buße festgesetzt wird. Von einem gemischten Concil oder sogen. Synodalreichstag sind bloß die Beschlüsse, 14 kirchlichen und ebenso viele weltlichen Inhaltes, auf uns gekommen (S. 257—261). Wann und wo dasselbe gehalten wurde, läßt sich nicht mehr ermitteln. Von S. 247—257 gibt Buß eine historisch-canonistische Würdigung der Synodalthätigkeit des hl. Bonifacius.

Ein weiteres Arbeitsfeld eröffnete sich für unsern Heiligen in seinem Kampfe gegen schismatische und häretische Priester (S. 263—302). In einem Briefe an Bischof Daniel von Winchester klagt Bonifacius, „er habe nicht bloß auswärts Kämpfe, sondern auch innerliche Befürchtungen, hauptsächlich durch falsche Priester und Heuchler, welche auch Gott widerstreben und selbst verloren gehen, und das Volk durch sehr häufige Ärgernisse und verschiedene Irrthümer verführen" (S. 266). Einen Glanzpunkt des ganzen Werkes bildet die Schilderung von der Gründung und historischen Bedeutung der Abtei Fulda (S. 302—332). Über der Sorge für die deutsch-fränkische Kirche vergißt der hl. Bonifacius sein Vaterland nicht. In häufigem Briefwechsel bekundet er seine Theilnahme an dessen Geschicken. Mit apostolischem Freimuthe rügt er die Laster des Königs Aethilbald von Mercien (S. 211).

S. 300 scheint uns die unkirchliche Haltung der Pippiniden etwas übertrieben dargestellt zu sein. Allem zufolge, was wir aus dieser Zeit kennen, dürften die einzelnen Acte der Bedrückung nicht so fast in dem bewußten Streben, die Kirche unter das Joch der Staatshoheit zu beugen, als vielmehr in der Rohheit der Zeiten, in dem Drang der Umstände und in dem kriegerischen Charakter dieser Helden ihre genügende Erklärung finden. Die Geschichte bezeugt uns, daß die Pippiniden in dem Maße, als ihre Macht erstarkte, sich der Kirche um so inniger anschlossen. Das bliebe eine höchst räthselhafte Erscheinung, wenn sie bereits in untergeordneter Stellung die Kirche planmäßig hätten der Staatsgewalt unterwerfen wollen.

Das vierte Buch (S. 332—388): „Wirksamkeit des Bonifacius als Erzbischof von Mainz und Primas von Germanien", zeigt uns den Heiligen auf dem Gipfel des Ansehens. Die Ereignisse gruppiren sich höchst einfach um drei Kernpunkte. Die Erhebung des hl. Bonifacius auf den Erz- und Primatenstuhl von Mainz (S. 332—347) bringt die kirchliche Organisation Deutschlands zum vollen Abschluß. Die Krönung Pippins zum König der Franken (S. 347—367) gehört unstreitig zu den folgenschwersten Ereignissen der Weltgeschichte. Buß vindicirt mit aller Entschiedenheit dem hl. Bonifacius einen hervorragenden Antheil beim fränkischen Thronwechsel. Scherer hingegen äußert sich (S. 358 in der Anm.): „Eine Betheiligung des Bonifacius an der Entthronung des merovingischen Hauses wird nun beinahe von allen Forschern (von den obgenannten abgesehen) geläugnet, sicher kann sie nicht erwiesen werden." Auch Damberger (Synchronistische Geschichte. 2. Bd. S. 342) stellt eine Theilnahme des hl. Bonifacius in Abrede. Überhaupt hätte dieser quellenkundige Schriftsteller wie in diesem Punkte, so noch bei manchen anderen mit Nutzen beigezogen werden können.

Je näher der hl. Bonifacius seinem glorreichen Ende kam, in desto hellerem Lichte strahlte sein apostolischer Eifer. Noch im Jahre 753 machten die Sachsen einen verheerenden Einbruch in das fränkische Gebiet. Kaum hatte unser Apostel die Spuren der Verwüstung nach Kräften verwischt, als er nach Friesland, dem Ausgangspunkte seiner Missionsthätigkeit, eilte, um in angestrengter Arbeit noch zahlreiche Heiden zu bekehren. Eben hatte er auf dem einsamen Gehöfte Dockinga, an der Grenze zwischen den Gauen Auster- und Westeriche, sein Lager aufgeschlagen, als er am 5. Juni 755 sammt seinen Begleitern von den ergrimmten Heiden erschlagen wurde. Schon in demselben Jahre beschloß eine Synode zu Canterbury, den Todestag des hl. Bonifacius durch ganz England hin zu feiern (S. 388).

Wir dürfen uns freuen, daß die katholische Literatur mit einem so gediegenen Werke über den Apostel Deutschlands bereichert wurde. Hätten wir auch gewünscht, daß zum Schlusse ein zusammenfassendes Charakterbild des Heiligen geboten worden wäre, so wird das doch einigermaßen ersetzt durch die ausgedehnte Benützung der Briefe des hl. Bonifacius. Schließlich möchten wir die Leser noch auf zwei besondere Vorzüge dieser Schrift aufmerksam machen. Zunächst weist Buß des Öftern auf das einträchtige Zusammenwirken von geistlicher und weltlicher Macht hin (z. B. S. 85. 175. 179. 195. 199. 253), sowie auf den Umstand, daß die Kirche bei ihren Neuschöpfungen sich gerne an die bestehenden politischen Verhältnisse anschließt (vgl. S. 333). Sodann legt diese Monographie das beredteste Zeugniß ab von dem regen Verkehr, der zwischen dem hl. Bonifacius und den Päpsten seiner Zeit stattfand. Das Buch ist durchwoben von den herrlichsten aufmunternden, belehrenden, auctoritativ entscheidenden und warnenden Schreiben der Päpste.

Von geringerem Belange ist, daß der Herausgeber sich bei einigen Namen in der Schreibweise nicht constant bleibt, z. B. bald Oswiu (gewöhnlich Oswin), bald Oswy, Lundewich und Lundenwic für London, Wiltaburg und Trecht für Utrecht setzt. S. 363 heißt es in der Note: die Salbung durch Priesterhand war eine Neuerung; es sollte stehen: war keine Neuerung.

Wir empfehlen die Schrift auf das Wärmste allen Verehrern des hl. Bonifacius und Freunden der schwer bedrängten deutschen Kirche.

K. Brischar S. J.

Neue Märchen für große und kleine Kinder. Erzählt von der Tante Emmy. Mit vielen Bildern. 8°. XVI u. 334 S. Donauwörth, Druck und Verlag des kathol. Erziehungs-Vereins, 1880. Preis: *M.* 3.15.

So märchenhaft es Manchem auch klingen mag, es bleibt darum doch die reinste Wahrheit, daß es noch schwerer hält, ein gutes Kindermärchen zu dichten, als ein vollkommenes Sonett herzustellen, was ja nach Meister Boileau's Urtheil die Säulen des Herkules, das äußerste Thule der Kunst sein

soll. Es mangelt dem Märchendichter gewiß nicht an Stoff, mehr noch als anderen Poeten wird ihm zur Verfügung gestellt; und bisweilen möchte man zu zweifeln versucht sein, ob Prinzeß Märchen selbst ihren ganzen Reichthum kenne oder ihn jemals erschöpfen werde. Und doch bleibt es so schwer, ein gutes Märchen zu dichten. Liegt der Grund vielleicht in dem Mangel an einer guten Definition des Märchens? Freilich wären wir schlecht daran, wenn wir uns mit folgender Erklärung durchhelfen müßten, die ein sehr verbreitetes Schulbuch gibt: „Das Märchen lebt ganz und gar von Spuk und Zauberei. In der Regel treten darin auch Kobolde, Riesen, Zwerge, Nixen, Feen &c. auf. Es erzählt, wie wenn es Kinder vor sich hätte, und wenn es gut erzählt, zwingt es auch den Leser, kindlichen Sinnes zuzuhören.“ Wäre, wie diese Begriffsbestimmung es will, Spuk und Zauberei das Wesen und recht packende Darstellung die Form, so hätten wir bloß ganz kindliche Spukgeschichten und Zauberromane zu schreiben, um die allerbesten Märchen zu haben. Ich weiß nicht, ob die genialen Märchensammler mit Namen Grimm eine solche Auffassung des Märchens hatten, oder ob sie dem märchendichtenden Dänen vorschwebte; wenigstens haben sie ihre Sammlungen nicht darnach eingerichtet, da sie mehrere Erzählungen als ächte Märchen bieten, die weder „von Spuk noch von Zauberei leben“. Doch wir wollen ja hier nicht eine Abhandlung über die Natur des Märchens schreiben, sondern möchten nur kurz andeuten, daß zu dieser Natur ein gewisses schwer zu definirendes, auszusprechendes Etwas gehört, und daß gerade dieses gewisse Etwas eine Spuk-, Zauber- und Nixengeschichte zu einem guten Märchen macht. Ursprüngliche Naivität, kindlicher Sinn, herzensfrommer Glaube, das alles gehört zu dieser Märchenseele, ist sie aber doch nicht ganz, wenngleich sie uns hinreichend erklären, warum es so schwer hält, bei all' der Stofffülle ein ächtes Märchen zu dichten. Im Volk lebt diese Seele, wächst sie sozusagen wild, und daher die vielen duftigen und sinnigen Volksmärchen; bei einigen Künstlern, die es verstanden, sich bei allem Können und Wissen ein frohes Kindergemüth zu bewahren, begegnen wir diesem Märchensinn in veredelter Gestalt und sehen ihn sich in glanzvolle Kunstmärchen kleiden, die aber eben so selten sind als wahre Kinderseelen. Am meisten noch finden wir den ächten Märchengeist bei den Frauen, denen die Natur diesen Kunsttrieb als Zauberstab mit in die Kinderstube gab, während sie dem Mann das Wort als Schwert für den Kampf des Lebens verlieh. Und so ist es denn auch wieder eine Frau, welche uns die oben angezeigten „Neuen Märchen“ schenkt, und von welcher wir sagen müssen, daß sie die seltene Gabe der Märchendichtung in hohem Grade besitzt.

Die „Neuen Märchen“ wollen Kindermärchen sein, und sind es auch in hohem Grade, was die Erfindung angeht. Ja was Anlage und Ökonomie betrifft, möchten wir der Erzählerin auch meistens noch gern die „großen Kinder“ als andächtige Zuhörer zugestehen, wenn nur die Ausführung und ein derselben zu Grunde liegender Irrthum nicht wäre. Ein hoher geistlicher Gönner der Dichterin deutet in seinem Vorwort zu den „Märchen“ diesen Irrthum an, indem er gerade den größten Vorzug des Büchleins bespricht.

Er bringt nämlich in treffender Weise das Märchen in Zusammenhang mit der biblischen Parabel und meint, „gleichwie die Parabel sei das Märchen ein freundliches Gewand, in das die inhaltreichsten und heilsamsten Wahrheiten gekleidet werden, nicht bloß, um sie anschaulicher und faßlicher darzustellen, sondern auch, um sie zugleich recht lieblich und eindringlich zu machen. Insbesondere sei diese Weise der Kinderwelt gegenüber ein ebenso gewähltes als erfolgreiches Mittel, um die erhabensten Wahrheiten des Glaubens und der Sitten dem kindlichen Herzen theuer und unvergeßlich zu machen". Keiner mehr als wir kann die diesen Ausführungen zu Grunde liegende Wahrheit anerkennen und darum verlangen, daß jedes Kunstwerk, also auch jede Dichtung, mehr oder minder zur Hebung des Glaubens und der Sittlichkeit in seiner Art beitragen müsse; — das ars propter artem im modernen Sinne vom Selbstzweck der Kunst haben wir ja schon wiederholt bekämpft und als unsittlich verworfen. Nur möchten wir im Namen der Ästhetik vor einem Mißverständniß warnen und bemerken, daß der specielle Zweck bei den verschiedenen Kunstformen ein verschiedener sein muß.

So richtig daher das oben vom Märchen und der Parabel Gesagte an sich ist, so kann es doch leicht durch Mißverständniß in Irrthum führen, indem es bei zu starker Hervorhebung des sittlichen Allgemeinzwecks die specielle ästhetische Natur dieser Dichtungsart beeinträchtigt, aus dem Märchen leicht eine Fabel oder, was noch schlimmer wäre, eine langweilige Allegorie macht. Auch vom ästhetischen Standpunkt ist die Fabel in erster Linie der Lehre, des stereotypen μῦθος δηλοῖ ὅτι da; nicht so das Märchen, denn Fabel, Parabel, Gleichniß u. s. w. gehören zur didaktischen, das Märchen aber durchaus zur epischen Dichtung. In der weitaus größten Mehrzahl der Volksmärchen liegt ganz unzweifelhaft ein moralischer Kern, aber in kein einziges derselben wird er von Anfang an gelegt sein mit der Absicht, ihn finden zu lassen, gerade so wie das Leben und die Geschichte in allen ihren Äußerungen lehrhaft sind, ohne daß bei den handelnden Personen an eine Absichtlichkeit nach dieser Seite zu denken ist. Tendenzmärchen tragen den Todeskeim in sich, und wie selbst die ursprünglichsten Märchen ihre Seele verlieren und zu prunkenden Gliederpuppen erstarren, sobald die böse Alte — die kalte, berechnende Absicht — sie zurechtzupfen will, das könnte man, wenn es noth thäte, leicht aus modernen Märchensammlungen erweisen. Wir machen absichtlich auf diesen Punkt aufmerksam, weil wir die begabte Verfasserin in dieser Hinsicht vor einem Irrweg mahnen möchten, den sie bereits in vorliegender Sammlung einigemal betreten, der aber durch ein einseitiges Verstehen obiger Sätze des Vorwortes leicht verhängnißvoll werden könnte. Mit sehr seltenen Ausnahmen tritt in den jetzigen „neuen Märchen" die Absichtlichkeit weniger in der Anlage als in der Ausführung zu Tage. Erstere ist, was sie im Märchen sein soll: einfach, naiv, bunt, phantasiereich und lebendig, voll Kindeseinfalt und Waldesduft im Reich der Wunder wie in natürlicher Atmosphäre athmend und dabei doch immer anklingend an rein menschliche Empfindungen.

Durchgehends ist auch in hohem Grade und in den für das Märchen

statthaften Schranken auf spannende Entwicklung und andauerndes Interesse Rücksicht genommen, so daß die Erzählerin wohl niemals über schläfrige Zuhörer zu klagen haben wird. Das Alles sind seltene Vorzüge, die um so mehr hervortreten werden, wenn die Verfasserin sich entschließen kann, einige kleine Fehler ihrer Ausführungsart zu bessern. Da möchten wir zuerst auf den einzelnen Ausdruck aufmerksam machen, der zwar im Allgemeinen als durchaus gelungen zu bezeichnen ist, bisweilen jedoch viel zu hohen Wortsphären entlehnt wird, als daß er hier nicht fremdartig für jedes feinere Ohr klingen müßte. Daß die Größenbestimmung nach Centimetern (S. 141) für ein Märchen geradezu ein Unding ist, fühlt Jeder; ebenso stößt es, wenn das Alter einer Person mit dem ängstlichen „beinahe" angegeben wird, statt nach Vorgang der ächten Volksdichtung entweder gar keine Zahl oder doch wenigstens keck eine runde vorzubringen. Ein Kind, ein Knabe, eine steinalte Frau, ein graues Männlein rc.: das sind Märchenbezeichnungen, nicht aber „ein Mädchen von beinahe acht Jahren" oder eine „alte Frau von beinahe hundert Jahren". Will das Märchen wie jede andere Gattung der wirklichen Poesie Etwas näher bestimmen, so braucht es nicht die arbiträren, conventionellen Maße und Gewichte, sondern die natürlichen, indem es seinen Gegenstand mit anderen bekannteren in der Natur vergleicht. Ebenso zeigt der häufige Gebrauch der Abstractiva und der einer gebildeten Conversation entnommenen Worte, z. B. seltene Schönheit; das Gesichtchen war tadellos in Schnitt und Form; Anmuth lag in jeder Bewegung rc., daß die Erzählerin vergißt, zu wem sie spricht, und daß das Märchen mit der Poesie eine bestimmte Vorliebe für das Concrete, Sinnfällige hat. Ein Vocabularium der in den „Neuen Märchen" vorkommenden Ausdrücke verglichen mit einem ähnlichen der Grimm'schen Volksmärchen würde ein sehr lehrreiches Ergebniß haben. Mehr aber noch als im Wort liegt etwas Unmärchenhaftes nicht selten in den Gedanken. Landschaftsbeschreibungen, Reflexionen über physische Vorgänge, längeres Moralisiren — das Alles ist durchaus über den kindlichen Gesichtskreis des Märchens hinaus. Nehmen wir z. B. das erste, sehr schöne „Verzellcher" vom Kohlenprinzeßchen: „Morgenfriede lag über der Natur; ein kühles Lüftchen bewegte die Gipfel der Bäume; gleich einem Kinde, das sich den Schlaf aus seinen Äuglein reibt, schüttelten diese träumerisch ihr Haupt und dehnten die saftgrünen Blätter rc. rc." So beginnt man wohl eine Novelle, aber kein Kindermärchen. Ebenso wenig denkt das Kindermärchen über den Unterschied von Frauen- und Mannesthränen nach, um die eine „dem erquickenden Regenschauer nach schwerlastender Gewitterschwüle" zu vergleichen, in der andern aber „eine feurige Gluth" sengend „und verzehrend aus den Augen fallen" zu sehen und in ihr das Herzblut zu erkennen rc. Am meisten aber müssen wir vor den moralischen Intermezzos, dem Predigen über das Lob der Tugend, die Verabscheuung der Fehler rc. rc. warnen. Die sind erst recht im Lauf der Erzählung nicht angebracht, verfehlen ihren Zweck durchgehends und stören für die reiferen Leser schon vollständig jede Illusion. „Man merkt die Absicht und man wird verstimmt." Daß die Erzählerin z. B. vom Rauchen abschrecken will durch ihr launiges „Teufelein Nikotin"

oder von der Schleckerei durch ihr gezuckertes „Leckermäulchen": nichts besser und poetischer als das — aber sonst soll sie nicht immer die Erzählung durch Betrachtung unterbrechen; das Märchen selbst ist ja die eingekleidete Lehre.

Doch nun seien es auch der Ausstellungen — so unbedeutend sie sind — genug und schließen wir diese Besprechung mit dem Lobe, welches ein deutscher Kirchenfürst diesen Märchen ertheilt, die er zum weitaus größten Theil im Manuscript selbst gelesen hatte. Er nennt sie „in der That liebe, lebensfrisch gemalte Bildchen, aus einem kindlich fühlenden, frommen Herzen entsprungen, ... geeignet, sittlich zu veredeln". Schließlich wird „die unbekannte Verfasserin gebeten, nicht im Geringsten Anstand zu nehmen, die Märchen in Druck zu geben. Die Kritik wird sicherlich eine günstige sein". So viel uns bekannt, hat sich die letzte Behauptung schon in reichem Maße bestätigt, und auch die vorstehende Ausführung möchte zu dieser Bestätigung ihr bescheidenes Theil beitragen.

Die Illustrationen sind in der Wahl des darzustellenden Momentes, sowie in der Conception meist sehr glücklich; auf die Sauberkeit der Ausführung, Zartheit und Leichtigkeit der Formen hätte besonders bei einem Märchenbuch nothwendig mehr Fleiß verwendet werden sollen. Die übrige Ausstattung ist sehr zu loben.

W. Kreiten S. J.

Empfehlenswerthe Schriften.

(Kurze Mittheilungen der Redaction.)

Die Theologie des hl. Ignatius, des Apostelschülers und Bischofs von Antiochien. Aus seinen Briefen dargestellt von Dr. Jos. Nirschl, o. ö. Professor der Theologie an der Universität Würzburg. 8°. VII u. 128 S. Mainz, Kirchheim, 1880. Preis: *M.* 2.

Außer den mit göttlichem Ansehen ausgestatteten Schriften der Apostel und Evangelisten sind nur wenige Werke aus dem ersten christlichen Jahrhundert zu uns gelangt. Wie die Heilslehre durch Verkündigung in's Leben treten sollte, bevor sie bei besonderen Veranlassungen schriftlich niedergelegt wurde, so ist sie auch durch eine lange Reihe von wunderbaren Thatsachen als göttlich verbürgt worden, bevor man sie mit den Waffen der Wissenschaft vertheidigte. Um so werthvoller müssen uns deßhalb die wenigen Schriften jener Männer sein, die Christum oder doch seine Apostel noch gekannt haben. Zu diesen gehören auch die sieben Briefe des heiligen Bischofs und Martyrers Ignatius von Antiochien. Obwohl von geringem Umfange und meistens nur Erbauung bezweckend, enthalten sie dennoch einen reichen Schatz an Glaubens- und Sittenlehren, und sind somit ein schönes Zeugniß für den apostolischen Ursprung des katholischen Glaubens. Die Lehren von der heiligen Dreifaltigkeit, der Gottheit Christi, der wesentlichen Gegenwart Jesu im allerheiligsten Altarssacramente, der göttlichen Verfassung der Kirche u. s. w. werden in einzelnen zerstreuten Sätzen, wie der Zweck der Briefe und der Herzensdrang des Heiligen sie eingaben, berührt. Der hochw. Herr Verfasser hat in oben erwähnter Schrift es sich zur Aufgabe ge-

macht, all' diese Lehrsätze in systematischer Ordnung zusammenzustellen und bloß angedeutete tiefe Gedanken durch weitere Ausführung nach den Grundanschauungen des Apostelschülers zum vollen Verständniß zu bringen und zu entwickeln. Diese Aufgabe hat er in einer Weise gelöst, daß der Gelehrte in seiner Schrift einen werthvollen Beitrag zur Würdigung und zum Verständniß der Theologie des hl. Ignatius und dessen Geistesverwandtschaft mit dem Weltapostel, der Gläubige aber eine innige, glaubensstärkende Belehrung finden wird. Etwas Anderes ließ sich auch von Herrn Nirschl wegen seiner langjährigen und gründlichen Beschäftigung mit den Briefen des Heiligen, die von dem tiefsten, glühenden Glaubensgeiste durchweht sind, nicht erwarten. Was die Darstellung betrifft, so schreitet dieselbe, da die wichtigsten Stellen der Briefe stets wörtlich in den Zusammenhang aufgenommen, andere dem Inhalte nach mitgetheilt und unten citirt werden, ohne Störung voran und ist auch ohne den Text der Briefe, der übrigens nach dem Griechischen oft vollständig oder bruchstückweise in den Anmerkungen angeführt wird, jedem Leser leicht verständlich.

Grundriß der Apologetik für die oberen Klassen höherer Lehranstalten und für gebildete Laien. Von Hermann Webewer, Religionslehrer an den Königl. Gymnasien und der höheren Bürgerschule zu Wiesbaden. Mit Approbation des hochw. Capitels-Vicariats Freiburg. 8⁰. VIII u. 156 S. Freiburg, Herder, 1880. Preis: *M.* 1.50.

Gewiß ist heutzutage, wo das moderne Heidenthum auf jede Weise das positive Christenthum aus seinem beinahe zweitausendjährigen Besitzstande zu verdrängen sich anstrengt, die Vertheidigung der geoffenbarten Religion eine der ersten Aufgaben nicht nur der gläubigen Wissenschaft, sondern auch der im gläubigen Geiste ertheilten Schulbildung. Zum Theile betritt ja der Unglaube bereits unmaskirt die offene Wahlstatt, während er gleichzeitig auch noch unter dem Aushängeschild des „Christenthums auf breiterer Grundlage" und mit der Parole „Tod dem Dogmatismus!" das positive Christenthum in eitel Dunst aufzulösen bemüht ist. Da ist es eine unabweisbare Forderung, unsere heranwachsende Jugend schon frühzeitig durch die nöthigen Belehrungen über die Grundlagen unserer heiligen Religion und Kirche für den Kampf zu stählen. Daher können die Religionslehrer an höheren Lehranstalten dem Verfasser des vorliegenden „Grundrisses der Apologetik" nur zum Danke verpflichtet sein, daß er ihnen ein so treffliches Hilfsmittel zur Erreichung des besagten Zweckes in die Hand gibt. Das Buch entspricht nämlich sowohl den Anforderungen der apologetischen Disciplin als den praktischen Bedürfnissen der Schule in hohem Grade. Correctheit, Übersichtlichkeit, Faßlichkeit zeichnen es aus. Hoffentlich wird es seinen Weg in recht viele christliche Lehranstalten finden. — Im Interesse einer zweiten Auflage, deren Nothwendigkeit hoffentlich recht bald eintreten wird, erlauben wir uns ein paar Andeutungen. Die Definition der Apologetik sollte auch die Lehre von der Kirche (demonstratio catholica) umfassen. — Über die Ausscheidung bezw. Aufnahme gewisser Materien in die Apologetik wollen wir uns mit dem Verfasser nicht auseinandersetzen, zumal bei dem speciellen Zwecke seines Buches vielfach praktische Gesichtspunkte den Entscheid gaben. Unter dieser Rücksicht mag es sogar Manchem erwünscht erscheinen, daß im ersten Theile („Grundlegung") auch rein philosophische Gegenstände (Materialismus, Geistigkeit und Unsterblichkeit der menschlichen Seele, Pantheismus, die Gottesbeweise) erörtert wurden. Dennoch können wir dem Herrn Verfasser nicht beistimmen, wenn er, über „Stellung und Methode" der Apologetik handelnd, über letztere aussagt, sie setze „nichts voraus, als einen vorurtheilsfreien,

ausgebildeten Verstand; sie sucht durch Nachdenken und Vernunftschlüsse die Grundfragen zu beantworten, die vor Allem den denkenden Menschen interessiren" (S. 2). Principiell ist in diesen Worten das Gebiet der Apologetik zu weit gefaßt: die Apologetik hat sich auf die Philosophie zu stützen; die philosophischen Wahrheiten bilden eine Voraussetzung, nicht einen Theil der Apologetik. An einer anderen Stelle (S. 12, Anm. 1) deutet dieses der hochw. Herr Verfasser auch selbst an. — Die Erklärung, welche S. 35 über die sogen. Wunder der Heiden (prodigia) gegeben wird, kann nicht vollkommen befriedigen, da der unläugbare Einfluß der Geisterwelt dabei unberücksichtigt bleibt.

Lehrbuch der Pädagogik. Von Dr. Albert Stöckl. Zweite, vielfach umgearbeitete Auflage. XII u. 515 S. Mainz, Kirchheim, 1880. Preis: *M.* 5.25.

Nach der Absicht seines Verfassers ist vorliegendes Lehrbuch vorzugsweise für Akademiker oder für akademisch Gebildete bestimmt, welche sich durch Selbststudium in den Principien der pädagogischen Wissenschaft orientiren wollen. Unseres Erachtens darf dasselbe indessen nicht bloß akademisch Gebildeten, sondern überhaupt Allen empfohlen werden, welche die Pädagogik in ihren tieferen Grundsätzen kennen lernen wollen. Die Schrift des hochverdienten Verfassers zeichnet sich nicht nur durch allseitige Zuverlässigkeit der Diction, sondern auch durch Klarheit und Gemeinverständlichkeit der Darstellung auf das Vortheilhafteste aus. Diese zweite Auflage hat in vielfacher Beziehung eine eingehende und durchgreifende Umarbeitung erfahren. Wurde das Buch schon bei seinem ersten Erscheinen als eine der vorzüglichsten Leistungen auf dem Gesammtgebiete der pädagogischen Literatur allerseits anerkannt (vgl. diese Zeitschrift, Bd. VII. S. 108 ff.), so muß man demselben jetzt in seiner wesentlich verbesserten Gestalt um so mehr die allerweiteste Verbreitung wünschen.

Schutzengel-Büchlein. Belehrungen und Gebete für Kinder und alle Freunde des heiligen Schutzengels. Von B. H. Grundkötter, Priester der Diöcese Münster. Zweite, mit Gebeten vermehrte Auflage. Mit kirchlicher Approbation. 16°. 191 S. Dülmen, Laumann, 1880. Preis: 50 *Pf.*

Je mehr unsere Jugend bei den zahlreichen und großen Gefahren eines besonderen Schutzes bedarf, um so eindringlicher sollte ihr die segensreiche Andacht zu den heiligen Schutzengeln empfohlen werden. Darum freuen wir uns, alle Eltern und Erzieher auf das vortreffliche „Schutzengel-Büchlein" des Herrn Kaplan Grundkötter aufmerksam machen zu können. Der hochw. Herr Verfasser hat schon durch seine „Anleitung zur christlichen Vollkommenheit" (Regensburg 1867) und durch „Die Verfassung der Kirche" (Münster 1871) seine große Befähigung erwiesen, in allgemein verständlicher Weise und dabei mit Wärme und Eindringlichkeit zum christlichen Volke zu reden. Die Unterweisungen des „Schutzengel-Büchleins" beginnen mit der Lehre von den Engeln überhaupt, gehen dann auf die Stellung über, welche die heiligen Schutzengel zu uns Menschen einnehmen, und besprechen schließlich unsere Pflichten gegen die heiligen Engel. Die Belehrungen lehnen sich an die heilige Schrift, die heiligen Kirchenlehrer, besonders den hl. Thomas von Aquin, und die Lebensbeschreibungen der Heiligen an. Gerade die vielen Züge aus dem Leben der Diener Gottes machen die Lesung zu einer ebenso ansprechenden als nutzbringenden. Der Titelstahlstich bildet eine Zierde des Büchleins.

Außerdem empfehlen wir noch folgende **Schriften ascetischen Inhalts:**

Kurze Unterweisungen im christlichen Leben für Frauen und Jungfrauen. Von Adele Gräfin von Hoffelize, Verfasserin des „Neuen Handbüchlein für tägliche Besucher des Allerheiligsten". Autorisirte Übersetzung nach der zwölften französischen Auflage. Mit Erlaubniß geistlicher Obrigkeit. Zum Besten eines wohlthätigen Zweckes. 12⁰. XXXI u. 672 S. Mainz, Kirchheim, 1880. Preis: *M.* 3.

Das kindliche Vertrauen auf Gott. Eine trostreiche Belehrung von Joseph Simler, Doctor der Sorbonne, apostol. Missionär, General-Superior der Gesellschaft Mariä. Aus dem Französischen von einem Mitgliede derselben Gesellschaft. 12⁰. VIII u. 309 S. Mainz, Kirchheim, 1880. Preis: *M.* 1.80.

Heilige Anklänge zu Betrachtungen und Erwägungen religiösen Belanges. Aus den Schriften eines Prälaten. 12⁰. 302 S. Graz, Styria, 1880. Preis: *M.* 1.20.

Der verlorene Sohn, oder: Des Sünders Rückkehr zu Gott. Von Michael Müller, Priester der Congregation vom heiligsten Erlöser. Mit Genehmigung Sr. Eminenz des Cardinal-Erzbischofs von New-York. Aus dem Englischen übersetzt. Mit einem Stahlstich. 8⁰. 628 S. Freiburg, Herder, 1880. Preis: *M.* 4.

Geheiligtes Jahr. Lehren und Beispiele der Heiligen in kurzen Lesungen für alle Tage des Jahres. Nach dem Italienischen. Mit Approbation des hochw. Capitels-Vicariats Freiburg. 12⁰. X u. 503 S. Freiburg, Herder, 1880. Preis: *M.* 2.40.

Leben der ehrwürdigen Dienerin Gottes Anna Maria Taigi, einer heiligen Frau aus dem Volke des 19. Jahrhunderts. Bearbeitet nach mehreren französischen Schriften und den Acten des Seligsprechungsprocesses. Nebst Porträt. Mit einem Vorwort von Prof. Dr. M. J. Scheeben. Dritte, gänzlich umgearbeitete Auflage. Kl. 8⁰. XII u. 240 S. Aachen, Jacobi, 1880.

Der Karthäuser Landsberger, ein Vorläufer der sel. Maria Margaretha Alacoque im 16. Jahrhundert, und die Andacht zum göttlichen Herzen Jesu. Von P. Dom Cyprian Maria Boutrais, Coadjutor in der Haupt-Karthause zu Grenoble. Mit Erlaubniß des Verfassers aus dem Französischen in's Deutsche übersetzt und mit vielen Zusätzen vermehrt von Bernard Hermes, Pfarrer. Kl. 8⁰. XVI u. 128 S. Mainz, Kirchheim, 1880. Preis: *M.* 1.50.

Miscellen.

Altkatholische Logik und Moral. Schon seit langer Zeit haben wir keinen Artikel gegen den Altkatholicismus gebracht. Wozu auch? Diese Secte schwindet — nach der richtigen Bemerkung eines gefeierten Abgeordneten — immer mehr, wie der Schnee vor der Märzsonne, und schämt sich selbst ihrer Kleinheit so sehr, daß sie ihre Mitglieder nicht einmal als solche bei der letzten Volkszählung angeben wollte. Sie hat jetzt schon, um mit einem Führer zu reden, „den Anfang des Endes" gesehen; denn wenn die Komödie bis zum Heirathen gekommen, ist der Schluß des Stückes nicht mehr ferne. Man fürchtet bereits eine „Katastrophe" (Augsb. Allgem. Ztg., 20. Dec. 1880). In der That, zieht der Staat seine fördernde und stützende Hand zurück, so wird die Secte bald gänzlich enden. Es mögen also die Todten ihre Todten begraben: uns soll's nicht anfechten. Wenn wir nun dennoch über einen Artikel Friedrichs in der Leipziger Revue „Unsere Zeit" (S. 856 ff.) schreiben, so geschieht das nicht wegen der Bedeutung der altkatholischen Secte, sondern wegen des Ansehens der Zeitschrift, die den Hetzartikel aufgenommen und verbreitet hat.

Friedrich gibt seiner Arbeit die Überschrift: „Ein Wort über die Verfolgung der römischen Kirche", und setzt sich darin eine halsbrechende Aufgabe. Er will nicht bloß zeigen, daß „die Verfolgung, deren sich die römische Kirche (im Culturkampf) unterzog, nur ein taktisches Manöver" sei, sondern er sucht „den Nachweis zu liefern", daß dieselbe Kirche, „wenn sie es für gut findet, planmäßig eine Verfolgung provocire und diese zu ihrem System, ich möchte sagen, zu ihren Institutionen gehöre". Wie beweist er nun diese Behauptung? „Die Jesuiten sind die Politiker der römischen Kirche", welche „seit dem 16. Jahrhundert mehr oder weniger, unter Pius IX. ausschließlich die Leitung" derselben übernommen haben; „zu ihrer Politik aber gehört auch eine rechtzeitig angezettelte Verfolgung". Der Obersatz dieses Schlusses „liegt zu offenkundig am Tage", als daß er „bewiesen zu werden braucht"; zum Überfluß verweist Friedrich auf seine „Geschichte des Vaticanischen Concils". Er geht also sofort zum Beweise des Untersatzes über. Wir meinen aber, auch das hätte er sich ersparen können; denn wer jenen Obersatz als „zu offenkundig, keines Beweises bedürftig hält oder wer die von Friedrich in seiner „Geschichte" dafür gebrachten Phrasen und Anekdoten für vollgiltige Beweise ansieht, wird nicht zaudern, auch den Untersatz ohne Weiteres hinzunehmen. Weil aber Friedrich trotz alledem den Beweis antritt, so wollen wir ihm hierin folgen. Er basirt seine Argumentation darauf, daß zu den Punkten, welche in der Geschichte der Jesuiten-Collegien zu verzeichnen sind, eventuell (si quae fuerint) auch „Verfolgungen" und deren „Früchte" gerechnet werden. „Meines Wissens," sagt Friedrich über diese Worte, „ist hier zum ersten Mal mit so nackten Worten der Gedanke ausgesprochen: Verfolgungen tragen Früchte. Und nicht genug damit: die Collegien werden angehalten, die

Früchte, welche die Verfolgungen eintrugen, zu berechnen. Es kann gar nicht fehlen, daß ein Institut, das sich einmal diesen Gedanken angeeignet hat und jährlich darüber Rechenschaft geben muß, im Verfolgtwerden eine seiner Aufgaben erblickt, ja ‚Früchte‘, welche es auf andern Wegen nicht erreichen kann, planmäßig durch eine absichtlich herbeigeführte Verfolgung zu erzielen strebt." Aber, Herr Friedrich, Ihre Citationen aus den „schlau durchdachten Regeln" sind sehr unvollständig. Warum citiren Sie nicht die 11. Regel des Summariums, welche alle Jesuiten mahnt, niemals Anlaß zu Schmähungen und Verfolgungen zu geben (nulla ad id data occasione)? Etwa weil Sie durch Citation dieser Worte das ganze Kartenhaus Ihrer Beweisführung selbst umwerfen würden? Und wie können Sie als „Historiker" sich darüber wundern, daß in der Geschichte unserer Collegien auch über Verfolgungen und deren Wirkungen berichtet werden soll, wenn solche stattgefunden? Gehört denn das nicht in die Geschichte einer Universität, eines Seminars, eines Gymnasiums? Sie berichten ja in Ihrem „Tagebuch", dessen Abfassung und Herausgabe Sie für die „Geschichte" so nothwendig hielten, nicht nur jährlich, sondern tagtäglich über jedes Wörtchen, das über Ihr Ich gesagt wurde oder gesagt sein soll! Sie sind nun freilich eine renommirte Persönlichkeit, nach Meyers Conservations-Lexikon „Führer des Altkatholicismus", welcher mit souveräner Verachtung die römischen Theologen, Bischöfe, Cardinäle unwissenschaftlich, „dumm", „Ignoranten" oder gar „Tölpel" schilt; ich begreife deßhalb, daß jedes Wort über eine so pyramidale Größe von weltgeschichtlichem Interesse ist. Aber was eine Jesuitenuniversität beansprucht, zu Nutz und Frommen anderer Schulen und späterer Professoren aufzeichnen zu dürfen, ist ja auch weit weniger, als Sie über Ihr Ich der ganzen Welt ausposaunen. Was wundern Sie sich also darüber? Doch nun zur Pointe der Beweisführung! Es ist mit nackten Worten auch Rede von den „Früchten" der Verfolgung, das ist unerhört, „meines Wissens" nie dagewesen. Ja, wie weit reicht denn Ihr „Wissen"? Seitdem Christus die um seines Namens willen Verfolgten selig gesprochen und durch Erduldung blutiger Verfolgung die Welt gerettet hat, ist christlichen Schriftstellern nichts geläufiger, als vom Nutzen des Kreuzes zu sprechen. — Aber sie sprechen nicht „mit nackten Worten" von der „Frucht" der Verfolgung. — Auch das ist ganz gewöhnlich. Sagt nicht Christus mit Bezug auf die blutige Verfolgung, welcher er unterliegen sollte: „Wenn nicht das Saatkorn zur Erde fällt und erstirbt, bleibt es allein (ohne Frucht); wenn es aber erstirbt, bringt es viele Frucht"? Und sagt nicht Paulus mit Bezug auf die über die Hebräer hereingebrochene Verfolgung: „Jede Züchtigung wird denen, die durch sie geübt worden, friedselige Frucht verleihen der Gerechtigkeit"? Was die Väter betrifft, so käme ich nicht zu Ende, wollte ich ähnliche Stellen aus ihnen sammeln. Ich erinnere darum nur an einen der bekanntesten Sprüche des ersten lateinischen Kirchenschriftstellers, Tertullian: Semen est sanguis martyrum; Samen und Frucht sind correlat, also bereits Tertullian spricht mit nackten Worten von der „Frucht" blutiger Verfolgungen. Es darf darum nicht auffallen, wenn Christen von „Früchten der Verfolgung"

sprechen oder in der Geschichte der wahren Kirche Christi oder einer wahrhaft christlichen Institution von „Früchten der Verfolgung" berichtet wird. Von der andern Seite ist es begreiflich, daß dem „Führer" einer Secte, die nur aus hoher obrigkeitlicher Vergünstigung ihren Lebensodem zieht, das Geheimniß des Kreuzes ein Ärgerniß ist. Die Verfolgung würde ihr ja keine andere Frucht tragen, als ihr den Garaus machen. Aber so groß auch die Frucht der Verfolgung für ein christliches Institut sein mag, sie kann doch nicht ohne großen Schaden und besonders, wie die citirte Jesuitenregel andeutet, nicht „ohne Beleidigung Gottes geschehen", darum darf man „keinen Anlaß dazu geben" und noch weniger sie provociren. An dieser einfachen Lehre der „schlau durchdachten Jesuitenregeln", welche durch das oben erzählte Verhalten englischer Jesuiten in blutiger Verfolgung herrlich illustrirt wird, zerschellt das ganze Raisonnement Friedrichs.

Friedrich appellirt an die Geschichte, nämlich an die von ihm fabricirte „Geschichte", welche den offenkundigsten Thatsachen in's Gesicht schlägt. Sagt er doch: „Eine zahlreiche ultramontane Partei" im Reichstag, „Bischof Ketteler an ihrer Spitze, verlangte nichts weniger als die Intervention zu Gunsten des depossedirten Papstkönigs." Daß die Kirche die ihr durch internationale Verträge, Constitutionen, Concordate garantirten Freiheiten, zum großen Ärger mancher Minister, zurückverlangte und dieß selbst auf die Gefahr hin, Verfolgung leiden zu müssen, wagte, das bildet den Grund zu den schweren Anklagen Friedrichs. Natürlich, ein „Führer" des von Staatsgnaden vegetirenden Altkatholicismus kann nicht begreifen, wie Jemand nach dem dulce lumen libertatis verlangen und zur Erringung der Freiheit von staatlichem Absolutismus die größten Opfer auf sich nehmen könne. Früher dachten aber die jetzigen Führer des Altkatholicismus anders. Döllinger fordert 1848 direct die Bischöfe auf: „den Weg der Selbsthilfe und Besitzergreifung einzuschlagen; der ganze Zustand sei ein unrechtmäßiger gewesen, und die kirchliche Autorität habe fortwährend protestirt" (Archiv für das katholische Kirchenrecht XXI, 215; Coll. Lac. V, 1009).

Besonders viel thut sich Friedrich auf das Eintreffen der in seinem „Tagebuch" stehenden Aussagen zu gut. Alle sprechen natürlich für seine These. Wir übergehen die absurde Verdächtigung, daß Pius IX. und die Jesuiten 1870 Bundesgenossen der Franzosen gewesen seien, und erwähnen nur die Worte P. Schraders über die Stimmung Deutschlands gegenüber der Unfehlbarkeit: „Ach, das ist nicht so arg, als man es macht; es werden höchstens einige Geistliche Spectakel machen, um die sich aber die große Masse nicht kümmert." Letzteres ist eingetroffen und beweist nicht das Prophetentalent Friedrichs, sondern die Klugheit Schraders. Aber wie kann ein Mensch, der bei Sinnen ist, in solchen Worten ein Argument für die Inscenirung der Verfolgung von Seiten der Jesuiten finden? Diesen Tadel müssen wir indeß durch Lob mildern. Denn wir können nicht umhin, die große Bescheidenheit zu bewundern, welche sich in den Worten Friedrichs zeigt, und dieß um so mehr, als sonst in seinem altkatholischen Geschreibsel auch nicht die blasseste Idee dieser Tugend sich findet. Mit Emphase sagt er,

daß die Worte Schraders „sich nunmehr seit Jahren unter unsern Augen vollziehen“. Welche Worte? Gegen die Unfehlbarkeit „werden höchstens einige Geistliche Spectakel machen, um die sich aber die große Masse nicht kümmert“. Da haben wir es also von einem altkatholischen Führer bezeugt, daß der ganze Altkatholicismus nur „Spectakel einiger Geistlichen“ ist, um die sich das katholische Volk nicht kümmert. Das „vollzieht sich seit Jahren“ immer mehr. Denn wenn einige Wenige vom Volke anfangs zum „Spectakel“ gelaufen sind, so lassen auch diese jetzt die „Spectakel“-machenden Geistlichen ihren Gehalt verzehren, heirathen und Kinder wiegen.

Zum Schluß argumentirt Friedrich aus einem Artikel dieser Zeitschrift über „Unsere Erfolge im Culturkampf“. In demselben „werden nach Jesuitenart bereits die ‚Früchte‘ berechnet, welche die von ihnen inscenirte Verfolgung bis jetzt eingetragen hat“. Daß diese „Berechnung“ doch nicht gar so schlimm ist, haben wir oben gesehen und braucht ohnehin unsern Lesern, die den Artikel vor Augen haben, nicht bewiesen zu werden. Dieselbe galt aber Friedrich als ein neues Zeichen, daß wir die „Verfolgung inscenirt“, ja „planmäßig gewollt und durchgeführt“ haben, und er gibt folgende Züge dieser gegenwärtigen „Verfolgung“: „Bischöfe sind abgesetzt und halten sich... flüchtig im Ausland auf; Hunderte von Pfarreien und Seelsorgerstellen sind verwaist, weil die verstorbenen Pfarrer nicht ersetzt werden können oder andere Geistliche außer Landes gingen und die benachbarten Länder überflutheten; an vielen Orten ruht der Gottesdienst.“ So weit Friedrich. Wir fragen nun: Womit nahm diese „Überfluthung“ der Nachbarländer ihren Anfang? Offenbar mit dem sogen. Jesuitengesetz, in Folge dessen mehrere hundert Priester und Ordensleute, gegen die auch nicht der Schatten einer Gesetzübertretung vorlag, sich gezwungen sahen, in's Ausland zu wandern. Und wer hat zu diesem ersten „Verfolgungs“-Gesetz provocirt? Altkatholiken, Protestantenvereinler, Freimaurer haben um die Wette sich darum bemüht; der altkatholische Merkur kündigte gleich nach der Definition der Unfehlbarkeit den Jesuiten an, daß ihre Stunde geschlagen habe; der Münchener Altkatholikencongreß von 1871 faßte eine Resolution, damit „der gemeinschädlichen Wirksamkeit dieses Ordens ein Ende gemacht“ werde; im selben Herbst wurde die Versammlung des Protestantenvereins in Darmstadt gehalten mit ganz wüthenden Hetzreden gegen die Jesuiten; es folgte die Versammlung von Wiesbaden, wobei Petri durch die Maßlosigkeit seiner Ausfälle sich die Palme errang, dann die Aufforderung des Freimaurer-Blattes „Bauhütte“ und die besonders von Altkatholiken unterschriebene Bonner Petition gegen die Jesuiten. Unterdessen thaten die Katholiken sammt Priestern, Ordensleuten, Bischöfen, Abgeordneten Alles, was innerhalb der Schranken des Erlaubten menschenmöglich war, um das Gesetz wider die Jesuiten zu verhindern. Wenn also dieser Orden „im Verfolgtwerden eine seiner Aufgaben erblickt“, wenn auch für die neuere Zeit „Verfolgung“ in seinem „Zukunftsprogramm“ steht: so haben dieses die Ultramontanen nach Kräften durchkreuzt, die Altkatholiken und Freimaurer noch eifriger ausgeführt. Da haben wir also die wahren Agenten und Affiliirten des Ordens: Friedrich und Huber, Lutz und Falk, Bluntschli

und Petri, Jung und Richter, Gambetta und Ferry, Garibaldi und Newdegate; sie alle arbeiten diensteifrigst nach „den schlau durchdachten Regeln" der Jesuiten, um deren „Verfolgung" zu „insceniren" und „durchzuführen". Ganz dieselben aber, die das Jesuitengesetz provocirt, haben unter dem größten Widerstreben der ganzen katholischen Partei auch die andern Culturkampfgesetze fertig gebracht, in Folge deren durch Gehaltssperre nach dem cynischen Ausdrucke eines Altkatholiken „der Brodkorb" dem Klerus höher gehängt ward, mehrere Tausend Ordensfrauen sich genöthigt sahen, in's „Elend" zu wandern, die Absetzung der Bischöfe, ungezählte Geldbußen und Gefängnißstrafen wegen seelsorgerlichen Verrichtungen verhängt, Hunderttausende von Katholiken des ordentlichen Gottesdienstes beraubt wurden. Von solchen Folgen der Maigesetze, wie sie in seinen oben citirten Worten aufgezählt werden, sagt Friedrich: „Äußerlich betrachtet, stellt sich das Bild der römischen Kirche wirklich dar, als ob eine Verfolgung über sie hereingebrochen sei." Wir tadeln darum Friedrich nicht, daß er die genannten Wirkungen der Maigesetze zu den Zügen rechnet, die das Bild der römischen Kirche äußerlich als das einer Verfolgten darstellen; wir staunen nur über den sublimen Gedanken, daß die Jesuiten eine solche „Verfolgung inscenirt" hätten. Freilich, hier wird Friedrich das Staunen mit der Erklärung zu heben suchen, die Jesuiten hätten durch ihren „Terrorismus" Bischöfe, Klerus, Volk zum Widerstand gegen die Gesetze oder doch „mindestens zur Passivität" vermocht und sie dadurch in die selbstverschuldete Nothlage gebracht. Aber dieser Terrorismus der Jesuiten ist ebenso märchenhaft, als die Behauptung falsch ist, daß alle jene Nachtheile wegen einer Schuld incurrirt worden. Welches Gesetz übertraten denn auch die Franciscaner und Kapuziner? oder die Tausende von Ordensfrauen, die man aus ihrem Heim riß? oder alle die Geistlichen, deren Gehalt man sperrte? oder alle die Katholiken, die man der geistlichen Hilfe beraubte? Was aber die wegen Übertretung der Maigesetze verhängten Strafen betrifft, so hatte man vor dem Erlaß der Gesetze katholischerseits feierlich erklärt, es widerstreite der Gewissensüberzeugung, sie auszuführen, und die Erklärung wurde sodann durch unzählige Opfer erprobt. Niemand darf dieses Wort so vieler Ehrenmänner für erlogen halten oder denselben zumuthen, gegen ihre heiligste Gewissensüberzeugung zu handeln.

Gehen wir jetzt zu dem Satz, der die Absicht Friedrichs bei dem ganzen Artikel bloßlegt. Das Gewebe von wahnwitzigen Behauptungen, Verdächtigungen und Verleumdungen ist nur darum gemacht worden, um folgenden Satz zu begründen: „Was aber von der römischen Kirche so planmäßig gewollt und durchgeführt wird, wie ihre eigene Verfolgung, das müssen wir Andern auch kühl beurtheilen als das, was es ist. Wir sahen, daß die daraus entstehenden Schäden die Führer des römisch-katholischen Volkes nicht im Geringsten berühren: sollen wir Andern davon etwa mehr berührt werden?" Das ist die saubere altkatholische Moral: wir müssen „kühl" bleiben in der Beurtheilung der durch die „Verfolgung" bewirkten Nothstände und sollen „nicht im Geringsten von den daraus entstehenden Schäden berührt werden". Auch in den Reihen unserer Gegner war das Mitleid rege geworden, und

dasselbe hatte in Baden, Dank der hochherzigen Initiative des Landesherrn, zur Beseitigung der größten Härten geführt; dasselbe Mitleid erstarkte auch in Preußen immer mehr. Es konnte dem Altkatholicismus gefährlich werden, indem es dem von ihm angefachten Kampf, von welchem er sein Dasein fristet, ein Ende machte. Darum die Losung: Habt kein Mitleid mit aller Noth eurer katholischen Mitbürger! Weil aber diese nackte Aufforderung zur Barbarei gar zu niederträchtig klingt, wird sie in die Motivirung gehüllt: die Führer des katholischen Volkes haben gefühllos die Verfolgung gewollt und durchgeführt, ohne im Geringsten von dessen Schäden sich rühren zu lassen: „sollen wir Andern davon etwa mehr berührt werden?" Ist die Aufforderung zur Gefühllosigkeit boshaft, so wird diese Bosheit dadurch unentschuldbar, weil zur Beschönigung derselben nichts vorgebracht werden konnte als heller Unsinn. Beides steht aber einem „Führer des Altkatholicismus" passend an.

G. S.

Die neueste Entdeckung. Nicht der Herr von Münchhausen, sondern ein gewisser Herr C. Radenhausen hat die neueste Entdeckung gemacht, welche alles Frühere in Schatten stellt. Man höre und staune! Achtzehn Jahrhunderte haben der naiven Ansicht gehuldigt, das Christenthum stamme von Christus her, und das Heidenthum sei ein erbitterter Gegner des Christenthums. Die achtzehn Jahrhunderte haben geirrt; nein, Christenthum ist nicht Christi Lehre, sondern Christenthum ist Heidenthum! Wer's nicht glauben will, den überzeugen wir mit Schwarz auf Weiß. In schlichten Worten meldet Zarncke's Literarisches Centralblatt, Jahrgang 1880, Nr. 50 auf der letzten Seite der Buchhändler-Anzeigen: „Bei Otto Meißner in Hamburg ist erschienen: Christenthum ist Heidenthum, nicht Jesu Lehre. Von C. Radenhausen. 25 Bogen. Preis *M.* 4.50." 4 *M.* 50! Wir sehen weiteren Entdeckungen des Herrn C. Radenhausen begreiflicher Weise mit der größten Erwartung entgegen.

Anmerkung. Bei der Correctur des vorigen Heftes sind verschiedene Druckfehler übersehen worden: S. 72 Z. 8 v. u. „Meteler" statt „Neteler", S. 74 Z. 13 „Baur; Reinke" statt „Laur. Reinke", S. 79 Z. 7 „Näg" statt Nägelsbach".

Die „wissenschaftliche" Theologie des Protestantismus in ihrer Stellung zum Christenthum.

Mit dieser Überschrift deuten wir den Gegenstand an, welchen sich der „Philosoph des modernen Galgenhumors", E. v. Hartmann, in seiner neuesten Schrift[1] zum Vorwurf genommen hat. Hat es überhaupt schon für uns ein Interesse, hie und da einmal unser Auge zu dem bedeutungsvollen Berliner Irrlicht hinüberschweifen zu lassen, welches der antichristlichen Bildung als Lichtsäule auf dem Wege zu ihrem gelobten Lande voranflackert, so ist es dießmal besonders der Hinblick auf den behandelten Stoff, welcher uns diese neueste Leistung des gefeierten Denkers zur Hand nehmen läßt.

Jüngst bemerkte ein akatholischer Anonymus in einer bemerkenswerthen Schrift[2]: „Wenn Schelling einmal meint, das Schicksal des Christenthums werde in Deutschland entschieden werden, so lasse ich dahingestellt sein, ob das nicht zuviel gesagt ist; aber das Umgekehrte ist mir nicht zweifelhaft, daß Deutschlands Schicksale bedingt sein werden durch die Stellung, die es zum Christenthume einnimmt." Uns Katholiken ist mit aller Bestimmtheit in dem gedachten Schelling'schen Wort zu viel gesagt; denn für uns ist das Schicksal des Christenthums bereits für alle Zeiten entschieden bei Matth. 16, 18. Desto klarer aber leuchtet uns die Wahrheit der gemachten Umkehrung in die Seele hinein. Und darum müssen wir uns mit dem größten Interesse der Frage zuwenden: Wie steht es mit dem Christenthum im deutschen Reiche? Das Thema verliert nicht dadurch an Interesse, daß es von einem „von Hartmann" behandelt wird. Wie aus den zahlreichen Schriften dieses scharfen Den-

---

[1] Die Krisis des Christenthums in der modernen Theologie. Berlin, Duncker, 1880. XVI u. 116 S.

[2] Der christliche Glaube und die menschliche Freiheit. Gotha, Perthes, 1880. Vorwort, S. XVII.

kers hervorgeht, verliert derselbe nur dann die Herrschaft über seinen Affect, wenn auf die römisch-katholische Kirche die Rede kommt, während alle anderen religiösen Richtungen an ihm einen ruhigen, mehr oder minder sympathischen Beurtheiler finden. Zudem ruht vorliegenden Falls der Schwerpunkt in den aus den protestantischen Dogmatikern beigebrachten Citaten, welche ein Jeder controliren kann. Und diese Citate sind so klar, daß ein Mißverständniß unmöglich ist.

Inhalt und Tendenz der erwähnten Schrift erschöpft sich darin, daß sie sich gegen den speculativen, d. h. „denkenden“ Protestantismus wendet, um ihm zu sagen, das eigentliche Christenthum sei heute in unheilbarer Auflösung begriffen; vergeblich trachte er (der heutige Protestantismus), den Boden des Christenthums festzuhalten, da er ja bereits mit beiden Füßen im Pantheismus stehe; und schließlich sei das einzige Heil der Zukunft von dem pessimistischen Pantheismus zu erwarten, wie solcher von der protestantischen Theologie bei logischer Gedankenfolge acceptirt werden müsse.

E. v. Hartmann tritt also dem Christenthum gegenüber genau in die Fußstapfen von David Friedrich Strauß. Schon in seinem kritisch bearbeiteten „Leben Jesu“ (1835) und noch mehr in seiner „Glaubenslehre“ (1840) hatte dieser christliche „Theologe“ die antichristliche Bewegung dadurch in mächtigen Fluß gebracht, daß er die vorgebliche Selbstzersetzung der christlichen Dogmen zur Darstellung brachte. Noch weitere Ausdehnung gewann die umstürzende Bewegung, als Ernst Renan in seinem „Vie de Jésus“ (1863) dem Strauß'schen Gedanken eine populäre Gewandung verlieh. Die von Renan verstärkte Bewegung gerieth in noch mächtigeren Wellenschlag, als im Jahre 1872 Strauß' bekanntestes Buch, über den „alten und neuen Glauben“ [1], erschien, und gleichfalls in populär-anziehender Form den Nachweis zu erbringen suchte, daß fast alle modern Gebildeten den Anspruch auf den Christennamen verloren hätten. Er meint, wenn man einmal Christus nicht mehr für den Sohn Gottes, sondern für einen bloßen, vielleicht außergewöhnlich begabten Menschen ansehe, so habe man kein Recht mehr, zu ihm zu beten, ihn als Mittelpunkt eines Cultus festzuhalten, jahraus jahrein über ihn, seine Thaten und Schicksale zu predigen, zumal wenn man unter jenen Thaten und Schicksalen die wichtigsten als fabelhaft, diese Aussprüche und Lehren aber zum guten

[1] Vgl. diese Zeitschrift, 1873. Bd. IV. S. 285.

Theile als unvereinbar mit dem jetzigen Stande unserer Welt- und Lebensansichten erkenne. An Stelle des abgethanen Christenthums empfahl Strauß den religiösen Gemüthern den auf rein materialistischer Grundlage fußenden Cult des Universums: „Geblieben ist uns,“ so erklärt er, „der Bestandtheil aller Religion, das Gefühl der unbedingten Abhängigkeit vom Universum; wir fordern für unser Universum dieselbe Pietät, wie der Fromme alten Stiles für seinen Gott.“ Nach der negativen Seite hin, d. h. beziehentlich des Christenthums, ist E. v. Hartmann mit Strauß völlig einverstanden, nicht aber nach der positiven Seite. Er behauptet, man müsse die Prätension aufgeben, auf die deistisch-materialistische Plattheit, die entweder gar keine oder nur eine stroherne Metaphysik kenne, eine religiöse Gemüthserregung und Befriedigung gründen zu wollen. „Es ist eine nicht bloß starke, sondern geradezu naive Zumuthung von Strauß, daß wir für ein Universum, welches nur das Aggregat aller materiellen Einzelsubstanzen ist, und uns jeden Augenblick zwischen den Rädern und Zähnen seines erbarmungslosen Mechanismus um nichts und wider nichts zu zermalmen droht, eine religiöse Pietät und Anhänglichkeit empfinden sollen.“

Im Jahre 1874 schrieb der „Unbewußte“ seine „Selbstzersetzung des Christenthums und Religion der Zukunft“[1]. Die Ergüsse des Verfassers gingen dießmal dahin, daß der liberale Protestantismus in keinem Sinne mehr das Recht beanspruchen könne, innerhalb des Christenthums stehen zu wollen, daß er aber außerdem mit seinem seichten Optimismus und trivialen Deismus ebenso wenig wie der Strauß'sche Materialismus dem religiösen Bedürfnisse eine brauchbarere Vorstellungsbasis an Stelle der verlassenen zu bieten vermöge, daß er mit einem Worte ebenso irreligiös wie unchristlich sei. Zum Schlusse bot der Berliner Denker seine eigene Waare, oder vielmehr das indische All-Eins, als Welterlöser an. Aber er war mit seinen Gedanken dem Hauptgros der deutschen „Bildung“ zu weit vorausgeeilt, als daß seine Offerte bereits jetzt hätte bedeutenden Anklang finden können. Desto mehr Aufmerksamkeit erregte in protestantischen Kreisen seine vernichtende Kritik des liberalen Protestantismus. Gegen den Angriff, wie v. Hartmann ihn führte, wurde als einzige Abwehr die Berufung auf die höhere Wahrheit des neueren speculativen Prote-

[1] Vgl. diese Zeitschrift, 1875. Bd. VIII. S. 103.

stantismus versucht, dessen religiöser und zugleich christlicher Werth von dieser Kritik noch gar nicht betroffen sei.

Als Vertreter dieses tieferen, denkenden Protestantismus, welcher allen bisherigen Angriffen zum Trotz den Charakter echter Christlichkeit in Anspruch nimmt, haben sich in hervorragender Weise aufgespielt die beiden Züricher „Theologen“ Heinrich Lang und Alois Emanuel Biedermann („Christliche Dogmatik“, 1868), der Berliner „Theolog“ Otto Pfleiderer (in seiner „Religionsphilosophie auf geschichtlicher Grundlage“), endlich der Jenaer „Theolog“ Richard Adelbert Lipsius (in seiner „Evangelisch-protestantischen Dogmatik“).

Mit diesen Hauptvertretern des vertieften speculativen Protestantismus bindet v. Hartmann in seiner neuesten Schrift an. Dem Tone, welcher in der Schrift herrscht, merkt man es sogleich an, daß dieser gedanklich vertiefte Protestantismus keineswegs so wegwerfend behandelt werden soll, wie früher der liberale. Im Verlaufe der Darstellung macht ihm vielmehr der „Unbewußte“ unter allen erdenklichen Verbeugungen und Redewendungen das Compliment, seinem Inhalte nach für die Religion der Zukunft verwendet werden zu können. „Im speculativen Protestantismus,“ so erklärt er sogleich in der Vorrede, „vollzieht sich die geschichtliche Krisis des Christenthums, d. h. in ihm gelangt dasselbe an den Wendepunkt, wo ein neues, dem christlichen entgegengesetztes religiöses Princip in scheinbar noch christlichen Formen in's Leben tritt, wo die letzte Stufe der Selbstzersetzung des Christenthums sich zugleich als die Geburtsstätte einer neuen Zukunftsreligion erweist.“ Folgen wir nunmehr den einzelnen Darlegungen.

Der Verfasser bringt seine Gedanken in fünf Abschnitten unter.

Im ersten Abschnitte nimmt er zuerst Veranlassung, das christliche Centraldogma, nämlich die Glaubenslehre von unserer Erlösung durch den Gottmenschen Jesus Christus, und dessen unheilbare Auflösung vorzuführen. Es ist das der Theil der Hartmann'schen Schrift, welcher nicht verfehlen kann, auf jeden christlichen Leser den peinlichsten Eindruck zu machen; nicht als wenn der Inhalt der christlichen Lehre gefälscht oder verdreht würde: im Gegentheil übertrifft v. Hartmann seine protestantischen Gegner darin, daß er das Christenthum so nimmt, wie es wirklich ist. „Christus wird nicht nur als Lehrer und Vorbild, sondern als Erlöser verehrt; seine Lehre und sein Beispiel zeigen nur, wie der Christ sich fähig und würdig zu machen habe, um an der Erlösung durch Christum theilzunehmen; die Erlösung durch Jesum

Christum ist das Centraldogma der christlichen Religion“ (S. 1). Auch müssen wir ihm das Zeugniß geben, daß er, indem er in geschichtlich-speculativem Excurs den Tempel der christlichen Wahrheit durchwandert, dem ersten Eindrucke nach eine ruhig-objective, wissenschaftlich aussehende Haltung bewahrt. Achtet man aber auf den Inhalt dessen, was er sagt, um die „unheilbare Auflösung“ des christlichen Centraldogmas zu erhärten, so schlägt der erste Eindruck in sein Gegentheil um [1].

Der Verfasser wendet sich darauf zu dem Punkte, worauf es ihm zunächst ankommt, zu den von protestantischer Seite angestellten Rettungsunternehmungen. Er behauptet von sämmtlichen protestantischen Vermittlungsversuchen, dieselben hätten nur bestätigt, „daß die Identification des Erlösungsprincips mit irgend einer geschichtlichen Erlöserpersönlichkeit unmöglich, daß ein persönliches Erlösungsprincip undenkbar, d. h. daß die Erlösung durch einen Dritten ein sich selbst aufhebender Widerspruch sei“. So wiederholt er mit anderen Worten, was er schon früher gesagt hatte: das Christenthum sei todt, und der Protestantismus sei sein Todtengräber.

„Die Vermittlungstheologie, als deren Vater Schleiermacher zu bezeichnen ist, bricht bereits ausdrücklich mit der christlichen Formel von der Einheit der beiden Naturen in Christo, und macht es zur Anstandssache für jeden gebildeten Theologen, die Unhaltbarkeit dieses orthodoxen Standpunktes einzuräumen“ (S. 14). Sie acceptirt von Kant den Unterschied des idealen und historischen Christus, von Fichte und Hegel die Lehre von der Immanenz des Absoluten im Menschengeist; in ihr ist der Nerv der christlichen Erlösungstheorie (das priesterliche Erlösungswerk Christi) bereits durchschnitten und das Leiden und Thun Jesu zu bloßen Widerfahrnissen und Erlebnissen seines persönlichen Lebenslaufes herabgesetzt (S. 16). Da nun der Kern der christlichen Religion in dem Glauben an die Erlösung durch Jesum Christum besteht, so sollte man meinen, bemerkt v. Hartmann, daß obiges Ergebniß bereits gleichbedeutend sei mit der Zersetzung des Christenthums und dem Verlassen der unhaltbaren christlichen Erlösungsreligion, und daß nichts übrig bliebe, als der Versuch einer religiösen Neubildung auf entschieden unchristlicher Basis. Aber „diese Consequenz scheint

[1] Wir gedenken, später in einem besonderen Artikel die von Ed. v Hartmann gegen das Erlösungs-Dogma vorgebrachten Bedenken zur Sprache zu bringen. (Anm. der Red.)

unserem so viel Werth auf historische Continuität legenden Zeitalter zu radikal und zu revolutionär, als daß nicht weitere Vermittlungsversuche hervortreten sollten, welche den Namen des Christenthums und mit ihm den Schein einer historischen Continuität festzuhalten suchen, während sie doch diesen Namen mit principiell verändertem und neuem Inhalt erfüllen" (S. 17). Und diese Vermittlungsversuche sind in dem heutigen denkenden Protestantismus zu erblicken, insofern er den wahren und vollen Pantheismus, also das durchgreifende Gegentheil vom Christenthum, unter christlicher Firma zu Markte bringt.

Biedermann sucht das Erlösungsprincip in der Gottmenschheit, d. h. in der Selbstbethätigung des absoluten Geistes im menschlichen Ich; so hätten wir ein immanentes unpersönliches Erlösungsprincip. Die Erlösung wird bewirkt durch Selbstbethätigung des absoluten Geistes im Endlichen. Christus ist das erste, welthistorisch merkwürdigste Beispiel solcher Bethätigung; insofern ist er der historische Erlöser (§§ 815, 816). „Biedermann," bemerkt mit Recht der Verfasser, „macht hiermit einen Sprung über die Kluft, welche ihn vom Christenthume scheidet" (S. 18).

Pfleiderer, welcher auf demselben pantheistischen Boden steht, wie Biedermann, erkennt, daß die Kluft zu groß ist, und daß in der gemachten Voraussetzung kein Grund liegen kann, den historischen Christus „Erlöser" zu nennen. Er sieht sich nach einem vermittelnden Brett um, und glaubt es zu finden in dem Begriff der „symbolischen Personification", d. h. „eines zwischen Geschichtlichkeit und Idealität schwebenden Urbildes". Nicht der historische Christus ist Erlöser, sondern die symbolische Personification des unpersönlichen, rein geistigen Erlösungsprincips, welches ich nur mit dem geschichtlichen Christus verknüpfen soll!

Am meisten bemüht sich Lipsius, um vor seinen eigenen Augen seinen schlüpfrigen Standpunkt zu verbergen und dabei das ideale und historische Christusbild im Glauben wieder „zusammenzuschauen" (Dogmatik, § 552). Er klammert sich daran, daß Christus das Urbild einer geläuterten religiösen Moralität, daß in ihm das zuverlässige Wissen um die Verwirklichung der Gottmenschheit zum ersten Male in die Geschichte eingetreten sei (§§ 652—655). Aber unser Verfasser erinnert mit Recht daran, daß die protestantische Kritik nicht einmal soviel von dem historischen Christus übrig gelassen hat, um aus ihm ein Vorbild und einen Lehrer von so universaler Bedeutung machen

zu können. Lipsius behauptet alsdann, Christus sei darum als der geschichtliche Erlöser zu betrachten, weil er die, wenn auch nur indirecte geschichtliche Bedingung für die Heilserlangung des Einzelnen sei, insofern er diejenige religiöse Gemeinschaft gegründet habe, durch deren geschichtliche Vermittlung allein das Individuum zur persönlichen Verwirklichung der ewigen Heilsordnung gelange. Unmittelbar ist die Erlösung nach dem Sinne Lipsius' irgend ein subjectiver Geistesproceß, also ich selbst erlöse mich unmittelbar mit Hilfe der göttlichen Immanenz; mittelbar erlöst mich die religiöse Gemeinschaft, d. h. der Prediger oder sonst Jemand, welcher durch Lehre oder Beispiel das religiöse Bewußtsein in mir geweckt hat (§§ 733, 766). Und so gelange ich durch eine weitschweifige Mittelbarkeit hindurch zu Christus als dem entfernten Wecker meiner Wecker, der also auch mein mittelbarer „Erlöser" ist. Unser „Unbewußter" hingegen meint, wäre auch Christus der erste Erwecker des religiösen Principes gewesen, so wäre das ein historisch recht interessantes, aber religiös irrelevantes Factum, das auch nicht entfernt dazu berechtigen könnte, ihn als Erlöser zu bezeichnen. „In Wirklichkeit aber hat Christus ebenso wenig wie Moses oder Muhammed das immanente Erlösungsprincip im Menschheitsbewußtsein geweckt, und die ganze von Lipsius instruirte mittelbare geschichtliche Beziehung zwischen Christus und dem immanenten religiösen Bewußtsein eines heute lebenden Lipsiusianers beruht auf einer Reihe von historischen Fictionen" (S. 27).

Jeder denkende Leser wird uns Recht geben, daß es eine leidigere Vertheidigung des christlichen Centraldogmas kaum geben kann, als die vom speculativen Protestantismus gelieferte. Man begreift darum, wie der Berliner Recke sich bewußt ist, in vorliegender Schrift nicht gegen Festungen, sondern gegen Windmühlen aufzutreten, um ihnen zu erklären, daß sie keine Festungen, sondern bloße Windmühlen seien, aërem verberantes, die nur noch mit christlichen Redensarten im Winde herumschlagen. Steht es so mit der Rettung des christlichen Erlösungsdogmas, dann darf v. Hartmann mit Recht dieser protestantischen Theologie den Rath ertheilen, die christlichen, nunmehr sinnlos gewordenen Formen völlig wegzuwerfen. „Alle Rettungsversuche der modernen Theologie," sagt er, „haben den gemeinsamen Fehler, daß sie den neuen Wein (d. h. die All-Eins-Lehre) in alte Schläuche füllen wollen; aber der junge gährende Wein muß ganz gewiß die alten Schläuche sprengen, die schon den alten Wein nicht mehr zu halten vermochten. Als der

wahrste Freund der Religion muß unter solchen Umständen derjenige sich erweisen, welcher vor dem Fortsetzen der vergeblichen Bemühungen warnt, die nothwendig dazu führen müssen, daß beim Bersten der alten Schläuche viel edler religiöser Gehalt in den Sand verrinnt, und welcher dazu ermahnt, auf die rechtzeitige Beschaffung neuer Behälter für den wirklich schon vorhandenen und in der Stille reifenden Wein bedacht zu sein" (S. 28).

Der zweite Abschnitt wendet sich specieller gegen den speculativen Protestantismus. Nach einigen einleitenden Betrachtungen über Wesen und Aufgabe der Religionsphilosophie kommt der Verfasser zunächst auf Pfleiderer zu sprechen. Pfleiderer selbst bezeichnet seinen Standpunkt als Theismus, während er unter dem Ausdruck Deismus dasjenige zusammenbegreift, was man sonst als Theismus und Deismus unterscheidet[1]. Charakteristisch ist die Art, wie die Religion definirt wird. Pfleiderer definirt sie in wesentlicher Übereinstimmung mit Biedermann als: „sich in Gott wissen und Gott in sich, in Gott eins mit der Weltordnung, und durch Gott frei von der Weltschranke, und zwar Beides in untrennbarer Zusammengehörigkeit". Wie der Religionsbegriff, so wird auch der Gottesbegriff beibehalten, aber in vollpantheistischem Sinne umgedeutet. Den Begriff der Persönlichkeit will Pfleiderer von Gott ferngehalten wissen, weil er mit dem Begriff der Absolutheit unvereinbar sei. Biedermann setzt alle seine Verstandeskräfte ein, um diese Unvereinbarkeit als sicher zu erweisen; er will aber die Vorstellung einer göttlichen oder absoluten Persönlichkeit trotz ihrer vielen Widersprüche „im Interesse der religiösen Praxis" beibehalten wissen. Pfleiderer hingegen meint, die Frömmigkeit könne auch ganz gut ohne einen persönlichen Gott fertig werden. Ja noch mehr: „Da es dem religiösen Bewußtsein vor Allem um die den Zwiespalt der Gottentfremdung versöhnende Einheit mit Gott im höchsten und tiefsten Sinne zu thun ist, so soll der persönliche Gottesglaube mit der gegenseitigen Exclusivität der Personen gerade das Hinderniß

[1] Nach herkömmlichem Sprachgebrauch bezeichnet man mit Deismus die Doctrin, welche Gott zu sehr von der Welt hinwegrückt, als bekümmere sich Gott nicht um die Welt und das Verhalten der Menschen; als Pantheismus jene Doctrin, welche Gott zu sehr in die Welt hineinrückt, als sei Gott wesenseins mit der Welt und die Welt als purer Schein (abstracter Pantheismus) oder als bloßes Accidenz Gottes (concreter Pantheismus) anzusehen. Die Wahrheit, der Theismus, liegt in der Mitte.

für den höchsten Act praktischer Frömmigkeit sein, während die Wechseldurchdringung der göttlichen Immanenz ein leicht vollziehbarer Gedanke werden soll, sobald nur die Sprödigkeit der Persönlichkeit des Absoluten beseitigt sei." Dieß genüge, um zu zeigen, wie Pfleiderer und Biedermann Gott so sehr in die Welt hineinrücken, daß Gott und Welt zu einer Wesenheit werden. Der Verfasser recapitulirt von seinem eigenen monistischen Standpunkte aus den Inhalt dieses zweiten Abschnittes mit folgenden Worten: „Die speculative Theologie ist zwar in den Augen ihrer Urheber die eigentliche Ausschälung des religiösen Kerngehaltes aus der Schale des geschichtlichen Christenthums, aber in den Augen der unbefangenen Kritik ist sie der Übergang zu einer principiell neuen und höheren (?) Stufe des religiösen Bewußtseins. Sie vertauscht die theistische Wesensfremdheit von Gott und Mensch mit der pantheistischen Wesenseinheit beider, und dem entsprechend die christliche Lehre von der Erlösung des Menschen durch einen Dritten mit der Lehre von der pantheistischen Selbsterlösung. Kein Punkt der Kirchenlehre bleibt von der principiellen Umwandlung verschont; jedes einzelne Dogma wird formell in sein Gegentheil verkehrt, um seinen religiösen Gehalt dem Standpunkte der göttlichen Immanenz gemäß zur Darstellung zu bringen." „Als Protestantismus, d. h. als christliche Secte, gehört der speculative Protestantismus ideell schon heute einer todt'n Vergangenheit an, und stellt sich als letzter Ausläufer der ‚Selbstzersetzung des Christenthums' dar; als freie speculative Religionsphilosophie hingegen ist er der Embryo einer neuen pantheistischen Zukunftsreligion." Niemand wird dem Verfasser das Zeugniß verweigern können, daß er den pantheistischen Charakter des „wissenschaftlichen" Protestantismus voll und ganz bewiesen hat, daß folglich dieser Protestantismus das Christenthum höchstens noch als Maske benutzt.

Im dritten Abschnitt befaßt sich v. Hartmann mit dem „Theologen" Lipsius, welcher im Sinne von Friedr. Alb. Lange Anlehnung an Kant sucht. Die Dogmatik von Lipsius unterscheidet sich von der Biedermann'schen äußerlich dadurch, daß sie in der Behandlung eines jeden einzelnen Dogmas die Bibellehre, die katholische und protestantische Kirchenlehre, die kritische Auflösung aller dieser und endlich die speculative Überwindung der auf dem Boden der Kirchenlehre unlösbaren Antinomien zur Darstellung zu bringen sucht, während diese Punkte bei Biedermann die Haupteintheilung des ganzen Werkes begründen; innerlich unterscheiden beide sich dadurch, daß Biedermann

die speculative Überwindung (im Sinne des Pantheismus) für die wirkliche, d. h. principiell adäquate Lösung der Probleme hält, während Lipsius sie zwar als die relativ beste Lösung anerkennt, welche das Denken zu bieten vermag, jedoch auch sie noch für wissenschaftlich ungenügend und widerspruchsvoll erklärt. Lipsius ist der Ansicht, ein Fortschritt könne nur darin bestehen, daß man die unnützen und vermeidlichen Widersprüche mehr und mehr ausmerze, und bloß die unvermeidlichen, in der Sache selbst begründeten stehen lasse; das mysteriöse religiöse Bewußtsein soll sich aber durch keine noch so handgreiflichen Widersprüche beirren lassen, sondern allen Absurditäten zum Trotz fest glauben. Der Mensch soll wissen, daß der Versuch, die objective Wahrheit seines religiösen Anschauungsbildes theoretisch zu begründen, stets zur Einsicht in seine Unwahrheit führt, und er soll trotzdem den Glauben an seine Wahrheit festhalten, ohne sich beikommen zu lassen, diesen für eine nothwendige Illusion anzusehen. So wird also ein durchgreifender Zwiespalt zwischen Herz und Kopf für permanent, für normal erklärt! Darum sagt v. Hartmann mit Recht: „Es war die unglücklichste Zuflucht, welche die Theologie wählen konnte, bei dem Neukantianismus Unterkunft zu suchen.... Die wahre Consequenz des in sich durch und durch inconsequenten Neukantianismus ist die absolute Negation gegen alles Positive, d. h. der reine Skepticismus, welchem in praktischer Hinsicht nur der Nihilismus entspricht" (S. 71). Indessen steht trotz dieses Umstandes und zum Theil gerade wegen desselben der Lipsius'schen Theologie viel mehr Erfolg in Aussicht, als den andern Vertretern des denkenden Protestantismus. Während diese mit Vorliebe auf der dürren Heide der deutschen Speculation verweilen, kokettirt Lipsius mit den beliebteren Tagesströmungen. Sein theoretischer Skepticismus kommt der gegenwärtigen Zeitströmung überhaupt, sein Neukantianismus der herrschenden Richtung in der Kathederphilosophie, sein Christenthum den Wünschen und Bedürfnissen der protestantischen „Geistlichkeit" entgegen.

Der vierte Abschnitt geht genauer auf die neuhegel'sche und neukant'sche Dogmatik ein. Lipsius, dessen „Lehrbuch der evangelisch-protestantischen Dogmatik" rasch hintereinander (1876 und 1879) in zwei Auflagen erschien, erhält hier die lobende Anerkennung, daß er „vorzugsweise berufen erscheine, bei seinen Fachgenossen die negativen und positiven Resultate der speculativen Theologie zur Anerkennung zu bringen, und doch ihre grundstürzende Bedeutung für das Christenthum so geschickt als möglich zu verschleiern" (S. 86). Neukantisch wird die Theologie

Lipsius' genannt, nicht etwa in Bezug auf Kants Religionsphilosophie, sondern in Bezug auf ihr Fußen in der neukantischen Erkenntnißtheorie. Im Übrigen ist Lipsius, wie wir bereits andeuteten, ein ebenso perfecter Pantheist, wie Biedermann. Neuhegelisch heißt Biedermann, weil es ihm noch nicht gelungen ist, die Reste des Hegel'schen Panlogismus völlig abzustreifen und sich zum transscendent-realistischen Monismus im Sinne Hartmanns hindurchzuarbeiten. Ed. v. Hartmann betont nochmals in zutreffender Weise, daß sowohl Biedermann und Pfleiderer als auch Lipsius, trotz alles Sträubens gegen den gefürchteten Namen, in der Sache echte und wahre Pantheisten sind, wenn auch nicht im Sinne des abstract idealistischen, so doch im Sinne des concret-realistischen Monismus[1]. Für Biedermanns und Pfleiderers Standpunkt erweisen die „Beweise für das Dasein Gottes“, wenn auch nicht in ihrer gewöhnlichen, so doch in ihrer speculativen Gestalt, das, was sie erweisen sollen, das Dasein eines absoluten geistigen Weltgrundes, der als Grund und Zweck der Welt immanent ist. Für Lipsius' Standpunkt sind alle Beweise auch in ihrer speculativen Fassung an und für sich werthlos, weil sie nur durch Trugschlüsse das Dasein eines persönlichen außerweltlichen Gottes beweisen können (§ 278—279). Indeß sollen diese an sich falschen Beweise dennoch für das religiöse Bewußtsein als werthvoll anerkannt bleiben (§ 281, 289—291).

Der rein-pantheistische Standpunkt dieser Theologie-Professoren, welche dem christlichen deutschen Volke seine „Seelsorger“ bilden, tritt am unzweideutigsten in der Art und Weise hervor, wie sie die Persönlichkeit Gottes zu erklären suchen. Obgleich dieser Punkt bereits oben erwähnt wurde, ist er wichtig genug, um nochmals besprochen zu werden.

Biedermann will diese begrifflich als widerspruchsvoll nachgewiesene Vorstellung als nicht einmal mögliche, sondern als bewußtermaßen unmögliche Phantasievorstellung festgehalten wissen (in seiner Dogmatik § 716 Anm. 8 u. 9). Und während Pfleiderer die Vorstellung der Persönlichkeit Gottes schlechthin fallen läßt, hält sie Lipsius für das religiöse Bewußtsein als schlechthin unentbehrlich fest, macht aber dabei das Zugeständniß, daß sie für das Denken widerspruchsvoll und

---

[1] „Abstracter Monismus,“ sagt v. Hartmann, „ist ein solcher, der die Vielheit als bloßen Schein in der abstracten Einheit untergehen läßt; concreter Monismus ein solcher, der die Realität und Selbständigkeit des existirenden Concreten gegenüber der Einheit des Wesens wahrt“ (S. 88).

unvollziehbar und darum in einer philosophischen Weltanschauung unverwendbar sei (in seiner „Dogmatik“ § 229, 268; in den „Beiträgen“ 214). Während Biedermann die Unentbehrlichkeit seiner haarsträubenden Concession als eine vorläufige gemeint hatte, deutet Lipsius diese Unentbehrlichkeit als eine definitive, im Wesen der menschlichen Natur unabänderlich begründete. Das dürfte nun doch auch dem blödesten Auge klar sein, daß von diesen „christlichen“ Theologen die Persönlichkeit Gottes als Wahrheit preisgegeben, somit der mit dem Christenthum absolut unverträgliche Pantheismus constatirt ist.

Das Nämliche zeigt sich in der Lehre von der menschlichen Unsterblichkeit. Biedermann verbietet es entschieden, daß die das religiöse Bewußtsein um nichts fördernde, aber leicht schädigende Unsterblichkeitsvorstellung nach ihrer begrifflichen Auflösung auch nur phantasiemäßig, und wenn auch bloß als Möglichkeit der Hoffnung festgehalten werde (in seiner „Dogmatik“ § 949 u. 962). Herr Pfleiderer ist nicht so strenge; da der Unsterblichkeitsglaube seiner Ansicht gemäß ganz nebensächlicher Natur ist, so stellt er denselben dem Belieben der persönlichen Meinung anheim. Bei Lipsius ist dieser Glaube wissenschaftlich ganz unerweislich (§ 966—974), aber trotzdem als integrirender Bestandtheil der Dogmatik, als widerspruchsvolle, aber unentbehrliche Illusion festzuhalten (§ 977, 979) — sei es auch nur als Object der religiösen Hoffnung nicht auf Conservirung des Ich, sondern auf Conservirung seines religiös erzielten ewigen Geistesgehaltes. Zutreffend erinnert v. Hartmann daran, daß auf der Basis des Kantianismus, wo Zeit und Kategorien nur ein durch Gehirnorganisation erzeugter Schein sind, von einer zeitlichen Fortdauer nach Functionseinstellung des Gehirns ebenso wenig die Rede sein kann, wie von einer Unzerstörbarkeit des individuellen Wesens (da auch der Schein, ein Individuum unter vielen zu sein, dann nur auf der Gehirnorganisation und den aus ihr entspringenden Kategorien der Einheit und Vielheit beruhen würde).

Wie die portae inferi laut Zeugniß der Geschichte das Christenthum nur im Katholicismus erblicken, so hat auch der Berliner „Unbewußte“ von jeher die ganz richtige These zum Ausdruck gebracht, daß Katholicismus und Christenthum sich deckende Begriffe seien. Es kann also nicht überraschen, daß auch jetzt wieder die protestantische Theologie sich die schreckliche Vorhaltung machen lassen muß, insofern sie christlich sein wolle, katholisire sie. „In formeller Hinsicht,“ so erklärt v. Hartmann, „treten solche katholisirenden Tendenzen als unvermeidliche Reac-

tion überall da hervor, wo die Theologie das deutliche Gefühl gewinnt, daß der Boden ihr unter den Füßen zu wanken anfängt und der Individualismus dem objectiven Dogma über den Kopf wächst; in solcher Lage ist ja stets die nächstliegende Auskunft, durch Anlehnung an den consensus omnium in der religiösen Gemeinschaft einen Halt zu suchen gegen die vermeintlichen Ausschreitungen des Subjectivismus" (S. 98). Und nun steckt er seinen protestantischen Theologen einen fürchterlichen Scheuchvogel auf. „Solches Katholisiren," so fährt er fort, „hat auch wieder seine großen praktischen Bedenken; denn wenn es doch einmal die Kirche sein soll, die mich, gleichviel wie, zum Heile führt, dann werde ich mich wenigstens nach einer feststehenden Großmachtkirche umsehen und mich lieber an den Felsen Petri klammern, als an eine der zahllosen protestantischen Sectenkirchen.... Thatsächlich führt solches formelle Katholisiren auch inhaltlich zum Katholicismus zurück" (S. 99). Diese Warnung ist zunächst an die Adresse des Herrn Lipsius gerichtet, als welcher die Verkirchlichung des protestantischen Christenthums (d. h. des Pantheismus) anstrebe, während Pfleiderer die Entkirchlichung desselben im Interesse der Religion fordert. „Bei dem diametralen Gegensatz," erklärt der Philosoph des Unbewußten, „in welchem diese Lehre (d. h. die Lehre der heutigen protestantisch-speculativen Theologie) zur christlichen steht, kann sie in der That nur gedeihen, kann diese höhere (?!) Stufe des religiösen Bewußtseins nur dann Verbreitung finden, wenn nicht nur das Christenthum entkirchlicht, sondern Hand in Hand damit zugleich die vorhandene Kirche entchristlicht wird" (S. 99).

Im fünften Abschnitt weist uns Herr v. Hartmann direct auf dasjenige hin, was in Zukunft an die Stelle des ab- und ausgelebten Christenthums treten müsse. Den Quellpunkt der Zukunftsreligion erblickt er in dem religiösen Grundphänomen. Und dieses Fundamentalphänomen entdeckt er in dem Innewerden unserer Relation oder Bezogenheit zu Gott. „In diesem religiösen Urphänomen ist die Wurzel zu suchen für allen Inhalt, der das religiöse Bewußtsein erfüllt; die Auffassung, welche das religiöse Grundverhältniß findet, muß bestimmend sein für die gesammte Ausgestaltung des religiösen Lebens bis in seine feinsten Verzweigungen hinein" (S. 101). Da könnten wir Christen ja am Ende ganz zufrieden sein. Auch wir finden den subjectiven Quellpunkt des religiösen Lebens in der Erkenntniß unserer Abhängigkeit von Gott. Wir sind ganz von Gott und sind ganz für Gott! so

lautet die Wahrheit, welche der hl. Ignatius von Loyola zur Basis seiner Exercitien[1] gemacht hat. Das von Herrn v. Hartmann bezeichnete religiöse Grundphänomen wäre also der Quellpunkt unserer katholischen Ascese, der Stützpunkt der Reaction des katholischen Geistes gegen die hereinbrechenden Fluthen der modernen Revolution, der Lebenspunkt des gesammten Jesuitismus; denn die „Gesellschaft Jesu" ist weiter nichts als eine in die Praxis übersetzte Interpretation jenes Innewerdens unserer Abhängigkeit von Gott.

Doch halt! erinnern wir uns, wie diese „Abhängigkeit von Gott", „Weltfreiheit in Gott" im Munde eines Herrn v. Hartmann zu verstehen ist. Wer die Hartmann'sche Philosophie kennt, der argwohnt, nein, der weiß sofort, daß hier Worte gebraucht werden, um die Gedanken zu verbergen. Denn dieser Gott, das bin eben ich selber, oder „wissenschaftlicher" ausgedrückt: „das individuelle Subject des Menschen ist nichts anderes als eine individuelle Einschränkung Gottes" (S. 105). Die Wesensidentität von Gott und den Menschen soll also die Wurzel der Religion sein, die All-Eins-Lehre das Ei, aus welchem alle Religionsbegriffe, wie z. B. Inspiration, Wunder, namentlich auch Schuldbewußtsein und Erlösung — im pantheistischen Sinne rectificirt, geläutert, umgeformt — für die Zukunftsreligion ausschlüpfen!

E. v. Hartmann bekennt sich also zu derselben autosoterischen Immanenzreligion, wie die denkende Theologie des Protestantismus, nur daß er seine Lehre ohne Scheu „Pantheismus" nennt. Wie jene, so nimmt auch er für sein All-Eins den Namen Gott in Anspruch, und will, wenn man's nur richtig versteht, Theist sein. Die Religion bestünde also in der Hingabe an diesen „Gott" im Weltprocesse.

Hier erhebt sich nun die Frage von entscheidender Bedeutung, was denn „Gott" durch seine Erscheinung in dieser Welt und in so vielen menschlichen Individuen zu finden hofft und zu welchem Zwecke er sich in den Weltproceß hineinstürzt. Selbstverständlich bildet die Beantwortung dieser Frage das Centraldogma, um welches sich Alles in der neuen Religion drehen muß, den normgebenden Mittelpunkt für

---

[1] Die vom hl. Ignatius als Fundament bezeichnete Wahrheit lautet: „Creatus est homo ad hunc finem, ut Dominum Deum suum laudet ac revereatur eique serviens tandem salvus fiat." Ebenso finden wir hier „die Erhebung über die Welt, das Freiheitsgefühl in Gott", von welchem v. Hartmann spricht (S. 101): „Reliqua vero supra terram sita creata sunt hominis ipsius causa, ut eum ad finem creationis suae prosequendum juvent."

die gesammte Dogmatik und Moral. Wie lautet nun die Antwort auf diese Frage? „Die Kirchenlehre,“ so bemerkt v. Hartmann, „hat eine ganz klare unzweideutige Lösung des eigentlichen Problems; sie behauptet, daß die Welt geschaffen sei zur Beseligung aller Geschöpfe, welche allerdings nicht in der Prüfungszeit dieses irdischen Jammerthales, sondern am Ende der Zeiten — durch die Wiederbringung aller Dinge in Gott — erreicht wird. Da der speculative Protestantismus eine so naive Formulirung des Weltzweckes mit Recht (?!) verschmäht, so hat er unter Voraussetzung der Ewigkeit des Weltprocesses nur die Wahl, entweder das nothwendige Wesen Gottes, aus welchem die Welt folgt, für übel zu erklären, oder die Wirklichkeit optimistisch zu glorificiren und den Weltzweck, der in der ewigen Zukunft nicht gesucht werden kann, für erfüllt in jedem Augenblick zu erklären“ (S. 48). Der Protestantismus wählt den letztern Ausweg; er erblickt in der wirklichen Welt ein Eldorado von überschwänglichem Glück und reinster Heiligkeit, in welches sich das All-Eins fortwährend wie in ein erquickendes Bad hineinstürze, behufs seiner Selbstbeglückung. Wir müssen dem Berliner Philosophen unbedingt Recht geben, wenn er dem denkenden Protestantismus diese schreiende Verkennung der Wirklichkeit zum Vorwurf macht. „In diesem Optimismus,“ sagt er, „besteht die größte Schwäche des speculativen Protestantismus, und seine bedenklichste Ähnlichkeit mit dem liberalen Protestantismus und dessen schönfärberischem Rationalismus. Hier ist ohne Zweifel der Punkt, wo der speculative Protestanitsmus sich am weitesten von einer der Wirklichkeit entsprechenden Weltanschauung entfernt, und wo er noch der eingreifendsten Modificationen bedarf, um zu einer haltbaren Vorstellungsbasis des religiösen Bewußtseins zu werden“ (S. 49). Bis dahin, meint er, liefe der speculative Protestantismus, ebenso wie der liberale, Gefahr, die Religion derer zu sein, die keine brauchten. Wer wollte dem Philosophen des Unbewußten in diesem Punkte Unrecht geben? Man müßte ja wahrhaftig mit Blindheit geschlagen sein, wenn man nicht erkännte, daß die Welt zu beschränkt, zu elend und zu schlecht ist, um einem guten und glücklichen Gott als Selbstbefriedigung und Selbstbeglückung dienen zu können. Dieß war auch der Grund, warum Schopenhauer das Urwesen nicht „Gott“ genannt haben wollte, ja sogar das Wort „Pantheismus“ wegen des darin latenten Gottesbegriffes perhorrescirte. Bei der Annahme des Pantheismus, meint dieser, sei Gott selbst der endlos Gequälte, und zwar aus freien Stücken, das sei absurd. „Dem Pan-

theismus," sagt er, „ist die Welt eine Theophanie. Man sehe sie doch aber einmal darauf an, diese Welt beständig bedürftiger Wesen, die bloß dadurch, daß sie sich einander auffressen, eine Zeit lang bestehen, ihr Dasein unter Angst und Noth durchbringen und oft entsetzliche Qualen erdulden, bis sie endlich dem Tode in die Arme stürzen. Wer dieß deutlich in's Auge faßt, wird gestehen müssen, daß einen Gott, der sich hätte beigehen lassen, sich in eine solche Welt zu verwandeln, doch wahrlich der Teufel geplagt haben müßte." [1] Warum also, so lautet noch immer die Frage, warum soll sich das All-Eins in diesen beschränkten Weltlauf mit seiner Zufälligkeit, in das wirre Menschenleben mit seinen Wechselfällen hineinbegeben haben? Die zuletzt von Schopenhauer gebrauchte Redewendung deutet auf den einzig möglichen Ausweg hin; sie legt uns nahe, wie wir uns den inneren Zustand des vom denkenden Protestantismus statuirten Urwesens vorzustellen haben, damit es als Welt- und Menschheits-Erscheinung sein Glück finden könne.

E. v. Hartmann spricht sich nicht mit Unrecht dahin aus, „ein theologischer Denker müsse sich doch als Denker verpflichtet fühlen, den Begriff des Pantheismus unbefangen auszudenken und erst aus der sich dabei etwa ergebenden Unzulänglichkeit dieser Consequenzen für das religiöse Bewußtsein — den Grund zu seiner Verwerfung zu schöpfen, anstatt aus christlicher Scheu vor den antichristlichen Consequenzen dieses Begriffes ihn überall nur als ein Zerrbild seiner selbst aufzustellen" (S. 89). Dieß erklärt der „Unbewußte" vorwurfsvoll gegen Lipsius. E. v. Hartmann selbst hat die pantheistische Erlösungsreligion, die er in der Lehre des speculativen Protestantismus so freudig wiedererkannt hat, bis auf ihren tiefsten Grund ausgedacht. Er allein weiß einen Grund anzugeben, warum das Absolutum sich in diese elende Welt sollte hineingestürzt haben. In dieser Schrift schweigt der „Unbewußte" hierüber; in seinen andern Schriften [2] hat er es ja oft genug gesagt, wir müßten uns mit dem Gedanken vertraut machen, daß „Gott" der Abgrund aller Unseligkeit, daß er die personificirte Hölle sei. Unter dieser Voraussetzung, sagt v. Hartmann in der „Phänomenologie des sittlichen Bewußtseins" (S. 866), „müßte der Vernunftzweck sich von selbst darauf richten, diesen Zustand der Unseligkeit zu beseitigen

---

[1] Welt als Wille und Vorstellung, II. S. 676 u. 737.

[2] Siehe diese Zeitschrift, 1880. Bd. VI. S. 34.

und zu dem Zustand des Friedens und der unlustfreien Stille zu gelangen; dann wird es begreiflich, daß das Absolute sich in die unsäglichen Leiden des Weltprocesses stürzt, wofern dieser Proceß als das Mittel zur Beendigung jenes Zustandes der Unseligkeit gelten darf. Es ist dabei unerheblich, ob die transscendente Unseligkeit des Absoluten der Intensität nach größer oder kleiner ist, als sein immanentes Leiden im Weltproceß; denn da erstere ohne die Beendigung durch den Weltproceß endlos wäre, letzteres aber als endlich gedacht werden muß, so würde die endlose Unseligkeit auf jeden Fall schlimmer zu ertragen sein, als eine noch so intensive endliche Qual. Das Elend des Daseins in der Welt wäre also gewissermaßen wie ein juckender Ausschlag am Absoluten zu betrachten, durch welchen dessen unbewußte Heilkraft sich von einem innern pathologischen Zustande befreit, oder auch als ein schmerzhaftes Zugpflaster, welches das all-eine Wesen sich selbst applicirt, um einen inneren Schmerz zunächst nach außen abzulenken und für die Folge zu beseitigen.“ Um aber den Gedanken erschöpfend auszudenken, müssen wir daran erinnern, daß am Ende doch Alles umsonst ist, wie v. Hartmann an anderer Stelle weiter „gedacht“ hat. Ein so local-umgrenztes Heilpflaster, wie diese Welt ist, genügt nicht zur Beseitigung eines unendlichen Wehes; jener schmerzhaft-faulende Krankheitsstoff, wie er einem unendlichen Absolutum eigen ist, kann durch keinen noch so juckenden Ausschlag beseitigt werden. Darum beginnt nach Ablauf der jetzigen Weltentwicklung sofort eine andere, ebenso qualvoll und vergeblich, wie die erste, und so geht es fort in alle Ewigkeit [1]. Der idealste Trost für den gequälten Menschen bestünde also in dem Bewußtsein, eine Pustel am Absolutum zu sein für nichts und wider nichts. Die Religion bestünde darin, daß man, das Herz voll von verzweifeltem Ingrimm, sich rückhaltslos an den Weltproceß hingebe, d. h. das Leben in allen Formen genieße, so gut es gelingen will.

Das wäre der Endpunkt, bei welchem die pantheistische Erlösungsreligion unter logischer Durchführung ankommen müßte. Aber auch abgesehen hiervon verdient die Thatsache, daß so namhafte Vertreter des speculativen Protestantismus, angesehene Wortführer der protestantischen Theologie, so gründlich den Boden des Christenthums verlassen haben, alle Beachtung. Es ist das ein bedeutsames Zeichen der Zeit in unserem deutschen Vaterlande.

---

[1] Philosophie des Unbewußten, S. 797.

Ohne Frage werden oberflächliche Geister aus der Lectüre des Hartmann'schen Buches große Verwirrung ihrer religiösen Begriffe davontragen können. Wer aber klaren Blickes und aufrichtigen Willens ist, für den läßt sich das Facit der Lectüre dieses Buches in die Worte zusammenfassen: Extra Ecclesiam Catholicam nulla salus!

T. Pesch S. J.

Die Mechanik des Erdballs.

VI. Der Gewölbeschub der Erdkruste.

Wenn die Scheidung von Land und Meer, der Aufbau mächtiger Gebirge, die vielfachen Erschütterungen des Bodens und die gesammte vulkanische Thätigkeit unseres Planeten nur verschiedene Wirkungen ein und desselben Horizontalschubes der Erdkruste sein sollen, dann haben wir vor allen Dingen uns Klarheit darüber zu verschaffen, woher diese merkwürdige Kraft stamme, welches ihre Voraussetzungen und Nebenbedingungen seien, und ob sie zur Hervorbringung der genannten Erfolge hinreichende Stärke besitze.

Es sind mancherlei Versuche angestellt worden, welche einige Wirkungen der Tiefenkräfte im Kleinen nachahmen; doch riß man dabei die Erscheinungen auseinander, indem man jede für sich prüfen wollte, ohne auf die ihnen gemeinsame Grundkraft Rücksicht zu nehmen. So baute einmal ein fleißiger Erdbebenforscher aus Ziegelsteinmasse kleine Thürme auf, um zu erfahren, wie tief sie auf künstlicher Unterlage plötzlich sinken müßten, um den Erdbebenwirkungen vergleichbare Risse und Schäden zu bekommen — ein lobenswerther Versuch, um zu prüfen, ob die fragliche Erdbebenursache im plötzlichen Einsturz von Höhlen bestehe. Doch mit der plötzlichen Senkung ist das Spiel der Tiefenkräfte wahrlich noch lange nicht erschöpft und die Erdbebenursache kaum berührt. Hätte derselbe Erdbebenerklärer an seine Versuche die Forderung gestellt, daß sie auch die Bildung von Gebirg und Festland darthun sollten, so würde er bei der Idee des einfachen Herabfallens sicher nicht stehen geblieben sein. Und auf diese Forderung muß jeder Geolog kommen.

Wir erfahren ja aus der geologischen Geschichte des Erdballs, daß

an der nämlichen Stelle oftmals sich Meer in Festland und Festland in Meer umgewandelt hat: die starre Rinde unseres Planeten muß also in großartigem Maßstabe auf- und niederschwanken können. Gebirge wuchsen mittlerweile empor und vergrößerten sich langsam: soll ihr Entstehen denn keine Erschütterung verursacht haben? Oder sind wir völlig davon überzeugt, daß die heutigen Erdbeben auf bewegende Kräfte einer ganz andern Gattung zurückgeführt werden müssen?

Bei Versuchen, welche die Wirkung der Tiefenkräfte nachahmen sollen, kommt es wesentlich darauf an, daß man eine halbstarre Decke von schwerem Gewicht jene Bewegungen ausführen lasse, welche die Erdkruste seit den Zeiten ihrer Entstehung durchgemacht haben muß, damit sie ihre ursprünglich glatte Oberfläche in eine gebirgige und bald festländisch hohe, bald oceanisch tiefe umändern konnte. Ein Experiment dieser Art hat man leider nie angestellt, vielleicht, weil es in ein Gebiet hineinschlägt, in welches ein Naturforscher sich selten verliert. Einem Geologen und Chemiker, einem Astronomen und Physiker sind ja die Gesetze der Druckspannungen eines Gewölbes meistens nicht sehr bekannt, und ebenso wenig die Bedingungen, welche ein Gewölbe zu erfüllen hat, damit es sich im Gleichgewicht halte, wie auch die verschiedenen Arten von Zerstörung, welche es erleidet, wenn es diesen oder jenen Fehler besitzt. Selbst das Benehmen der starren Körper gegenüber den Kräften der Pressung, Verbiegung, Verschiebung, Zerreißung und Abscheerung war für Wenige ein Gegenstand ernsteren Studiums. Noch seltener pflegte man sich mit den Gesetzen des Erdschubes abzugeben, welche überall Geltung finden, wo gehäufte Massen einem horizontalen Druck ausgesetzt werden oder einen solchen bewirken. Dieß Letztere ist um so merkwürdiger, als bei Erforschung der gebirgsbildenden Kräfte gerade die seitlichen Verschiebungen so stark in den Vordergrund treten. Die in der Erdkruste sich vollziehenden Änderungen von einem solchen Standpunkt praktischer Mechanik aus zu betrachten, scheint freilich eher einem Architekten und Ingenieur als einem Naturforscher eigenthümlich zu sein: wenn aber der Letztere sich darauf nicht einläßt, so unterliegt er der Versuchung, die großartigen Eigenbewegungen der starren Erdrinde durch Kräfte erklären zu wollen, welche seiner Anschauung näher liegen und ihm besser bekannt sind, etwa durch die Spannkraft hoch erhitzter Wasserdämpfe und Gase, durch chemische Umwandlung, durch Bergschlipfe und Einsturz von Höhlen, durch Ebbe und Fluth des gluthflüssigen Erdkerns,

oder durch ein mysteriöses Herumwandern der Wärme innerhalb unseres Planeten.

Erst in den letzten Jahren wurde die Aufmerksamkeit einiger Forscher auf den horizontalen Zusammenschub der Erdkruste hingelenkt und ein Versuch gemacht, welcher die Entstehung von Kettengebirgen durch diese Grundkraft theilweise erklärt. Vermittelst Schraubenvorrichtungen streckte Alph. Favre[1] dicke Kautschukplatten um die Hälfte ihrer Länge aus und brachte auf ihre oberen Flächen dünne Schichten knetbaren Thones; der allmähliche Rückgang der Schrauben ließ die elastischen Platten ihre natürliche Ausdehnung wieder annehmen, wodurch die weichen Thonschichten zu faltigen Kettengebirgen zusammengeschoben wurden. Auch ganze Kautschukballone hat man zum Versuch gebraucht, sie durch Einpumpen von Luft kräftig auseinander getrieben und ihre Oberflächen mit ähnlichen Schichten plastischen Thones oder zäher Farbstoffe bekleidet; dann ließ man die eingepreßte Luft wieder langsam entweichen und es bildeten sich abermals Kettengebirge, doch nunmehr rings um eine Kugel vertheilt. Sehr fruchtreich scheinen diese Versuche nicht gewesen zu sein, weil Entdeckungen theoretischer Natur bei ihrer Gelegenheit nicht gemacht wurden. Wohl liegt die Ursache darin, daß weder die richtige Grundkraft, noch die wesentlichste Nebenbedingung zur Anwendung kam. Die aufgestrichenen, sehr dünnen und leichten Massen setzten sich erstens nicht durch eine innere Druckkraft, den durch die Schwere veranlaßten Gewölbeschub, in Bewegung, wie es bei der Erdkruste der Fall ist, sondern sie folgten einem rein äußerlichen Zuge, welcher in der Natur nicht gefunden wird, und zweitens waren sie an eine ganz bestimmte Art der Zusammenschiebung gebunden, da sie über der Unterlage nicht weggleiten konnten, sondern an allen Punkten derselben festhafteten.

Will man die Wirkung der Tiefenkräfte in kleinem Maßstabe möglichst genau darstellen, so muß man ein flaches Kuppelgewölbe construiren, welches für die angenommene Spannweite nicht Kraft genug besitzt, um sich in der Schwebe zu halten. Man entfernt also das tragende Gerüste nicht, sondern läßt es nach Anfertigung des Gewölbes vermittelst unten angebrachter Keile oder Schrauben sehr langsam und gleichmäßig nieder. Dabei wird der Architekt noch auf die Erfüllung gewisser Nebenbedingungen sehen: er legt das Gewölbe auf Walzen, da-

[1] Compt. rend. t. 86. p. 1092.

mit es seine einzelnen Theile verschieben könne, und construirt es in seinen unteren Lagen aus weichem, zusammendrückbarem Material, während er in den oberen Schichten theils harte, biegsame, theils harte, spröde Stoffe zur Anwendung bringt. Beim allmählichen Niedergange des Gerüstes schiebt sich dieses schwache Gewölbe durch eigene Kraft auf engeren Raum zusammen und läßt im Kleinen alle Erscheinungen sehen, welche die nordischen Eispressungen darbieten, manche sogar noch besser. Ruckweise und stoßend treibt es flache Tafelgebirge über schiefe Ebenen empor; sanfter und stiller faltet es wellige Kettengebirge; knallend öffnet es viele Risse, aus denen noch nicht erhärteter Mörtel in Form von Lavaströmen hervorquillt; unter heftiger Erschütterung der Oberfläche bringt es aufgestreuten Sand in hüpfende Bewegung, ja wirft aus dem eigenen Gefüge spröde Stückchen in die Luft; ansehnliche Strecken läßt es durch Stauchung zu bedeutender Dicke anschwellen, als wollte es daraus festländische Erhebungen schaffen; und wenn das Material, woraus es besteht, nicht gar zu weich ist, so zeigt es als wichtigste aller Umänderungen sehr mächtige Verbiegungen, wodurch es, hier aufwärts-, dort niederschwankend, in mehrere Theilgewölbe sich umsetzt. Diese Theilgewölbe sind für ihre kleinen Spannweiten nicht mehr zu schwach und können deßhalb ihre Unterflächen über das tragende Gerüste erheben, welches sie dafür längs den eingesunkenen Rändern um so kräftiger belasten. Hier nämlich, wo man von oben die sanft muldenförmigen Trennungsrinnen der Theilgewölbe erblickt, haben diese ihre Zwischenstützen und Füße, Zonen des Ganzen, welche gleich den Tragrippen der Kreuzgewölbe in der Länge und Breite einen verstärkten Druck erleiden. Aufmerksame Beobachtung zeigt in der That, daß innerhalb dieser flachen Gewölberinnen die Stauchungen und Gebirgsausschiebungen mit ihrem Geleite von erdbebenartigen Erschütterungen und vulkanischen Ausquetschungen lebhafter voranschreiten, als anderswo.

In ganz gleicher Weise scheint nun die Erdkruste ein zu schwaches Gewölbe zu sein, welches dem tragenden, aber beständig kleiner werdenden Erdkern nachsinkt und vermittelst des aus der Schwere sich entwickelnden Gewölbeschubes ohne Unterlaß auf engeren Raum sich zusammendrängt. Auch scheint die Erdrinde über dem allseitig stützenden Planetenkern ohne Erschütterung sich verschieben zu können und aus einem Material zu bestehen, wel-

ches mit zunehmender Tiefe seines Lagerungsortes weicher und stauchungsfähiger wird.

Wenn der Erdball und seine Rinde die hiermit bezeichneten Eigenschaften besitzen, so haben wir Alles, was zur einheitlichen Erklärung der mysteriösen Tiefenkräfte erfordert wird, und zu den letzteren rechnen wir namentlich auch die ganze vulkanische und plutonische Thätigkeit, obschon wir dieselbe durch unsere Versuche nur unvollständig nachahmen können. Genaue Beobachtungen (mit dem Thermomultiplicator) würden jedoch zeigen, daß alle Verbiegungen, Stauchungen und Verdrückungen, welche ein schwaches Gewölbe erleidet, an den gepreßten Stellen Wärme hervorbringen. Welche Hitze muß also bei den nämlichen Vorgängen die Erdkruste entwickeln, deren arbeitende Kraft die aller schwachen künstlichen Gewölbe millionenfach übertrifft?!

Die oben ausgesprochene Vermuthung betreffs der Natur unserer Erdkugel ist also die Hypothese, woraus sich unter steter Berücksichtigung der bekannten Thatsachen eine, wie ich denke, sehr brauchbare Theorie der Tiefenkräfte ableiten läßt. Ehe wir jedoch mit dieser Deduction beginnen, wird eine Klarlegung der einzelnen Bedingungen geboten sein, welche die Hypothese in sich schließt, denn es darf ja dieselbe nichts bringen, was den Denkgesetzen unseres Geistes zuwiderliefe oder mit sicheren Lehren der Wissenschaften nicht im Einklange stände.

Weil das Spiel der mysteriösen Tiefenkräfte in verjüngtem Maßstabe, aber mit getreuer Nachahmung auf den Eisfeldern der arktischen Meere erscheint, so handeln wir folgerichtig, wenn wir die Verhältnisse der letzteren, nur entsprechend geändert, auch im Erdball voraussetzen. Das Starre unter unseren Füßen, der Boden von Land und Meeresgrund, bestände hiernach aus gewaltigen Schollen, welche, fest aneinandergeschlossen und sich wechselseitig bedrängend, auf einer Riesenkugel flüssiger Massen schwimmen. Diese letzteren aber wären, gleich dem Wasser in Bezug auf Eis, stofflich von beinahe derselben Beschaffenheit wie die Erdkruste, welche sie durch ihr oberflächliches Erstarren gebildet hätten.

So weit enthielte unsere Hypothese nicht mehr, als man über die Natur unseres Planeten immer wieder gesagt hat: „Derselbe war ehemals, sonnengleich, ein licht- und wärmespendender Körper, vor höchster Weißgluth gasig ausgedehnt, dann tropfbar-feuerflüssig, bis er, seine Wärme stetig verlierend, in einen dunklen Schlackenpanzer sich einhüllte; unter seiner starr- und kaltgewordenen Decke birgt er aber vielleicht

heute noch eine unermeßliche Gluth, einen feuerflüssigen Kern von unbekannter, jedoch beträchtlicher Größe."

Es ist hier die Stelle nicht, um diese Fundamental-Hypothese ausführlich zu begründen; bei nächster Gelegenheit kommen wir darauf zurück. Jetzt müssen wir zu umfassende Erörterungen meiden und gleich auf die zweite Bedingung übergehen, welche unsere Hypothese in sich schließt: bei der fortschreitenden Abkühlung hat die Erdkugel in der Tiefe sich stärker zusammengezogen, als in der Nähe der Oberfläche. Können wir diesen Theil nicht genügend begründen, so hilft uns der erste nicht.

Wenn man einen mit flüssigem Roheisen gefüllten Ofen erkalten läßt, so sinkt die Temperatur seines Innern um mehr als 1000°, während die mäßige Temperatur seiner Außenwände sich nur um wenige Grade herabmindert. Schon habe ich einmal von dieser Thatsache gesprochen. Alle sehr heißen, durchgängig starren, oder mit einer starren Oberfläche versehenen Körper verhalten sich ebenso, wenn in ihren äußersten Schichten die Temperatur schon so weit gesunken ist, daß sie jene des einschließenden Raumes nur noch in mäßiger Weise übertrifft. Das Nähere der Erscheinung ist leicht zu begreifen. Die Wärme strömt immer dorthin, wo sich weniger Wärme vorfindet, und es ist die Verschiedenheit der Temperatur an je zwei benachbarten Orten für sie auch die nothwendige Bedingung, damit sie von einem Orte zum andern sich in Bewegung setze. Geht sie daher aus einem Schmelzofen durch die Umfassungsmauern in's Freie, so muß sie hintereinander Punkte durchlaufen, deren Temperaturen nach außen stufenweise abnehmen, weil sie es sonst zum Strömen nicht brächte; aber sie kann ihre Wanderung auch nicht früher beenden, als bis die Innen-Temperatur des Ofens gleich der äußeren geworden ist. Nehmen wir nun an, die Temperatur der umgebenden Luft sei 0°, die der äußeren Mauerfläche + 10° und die der schmelzflüssigen Masse im Innern + 1200°, welches ungefähr auch die Temperatur der Innenfläche sein wird, so treffen wir an jeder Linie, die von der letzteren bis in die Luft hinausgezogen wird, der Reihe nach alle möglichen Temperaturen von + 1200° bis 0°. Nach einiger Zeit der Abkühlung finden wir an den nämlichen Linien nur noch die Temperaturen von 1000° bis 0°, und hierauf von 800° bis 0°, dann von 600° bis 0°, und so geht es fort, bis die Abkühlung fertig ist und das Thermometer an allen Punkten sämmtlicher Linien auf 0° zeigt. Darnach ist die Temperatur nur in der umgebenden Luft un-

verändert geblieben, weil die Wärme in dieser wie in einem unendlichen Raume sich spurlos verliert; überall sonst ist sie gesunken, und zwar um so mehr, je weiter der betreffende Punkt von der Außenfläche entfernt liegt. Die letztere hat bei dem Vorgange alle innere Wärme hinausgeleitet, aber nur die geringe Temperaturabnahme von 10° erlitten.

Unser Erdball beobachtete das nämliche Erkaltungsgesetz. Seitdem er eine starre Rinde angenommen und äußerlich seine Gluth verloren hat, ging aus seinem Innern sehr viel Wärme hinaus, ohne daß seine Oberfläche eine bedeutende Temperaturabnahme erfahren hätte.

Um uns die Wirkung eines so einseitigen Wärmeverlustes recht klar zu machen, wollen wir für einen Augenblick voraussetzen, daß unser Planet schon ganz und gar zu fester Masse geworden sei, aber einigen Wärmevorrath noch in sich enthalte, so daß die Temperatur seines Centrums beispielsweise 1200° betrage. Wenn wir aus diesem nach einem Oberflächenpunkte von + 10° mittlerer Jahrestemperatur eine gerade Linie ziehen, so treffen wir an derselben der Reihe nach alle möglichen Temperaturen von 1200° bis 10°. Viele, sehr viele Jahrtausende später wird die Erde völlig erkaltet sein, d. h. jene Temperatur angenommen haben, welche die Sonnenbestrahlung ihr bei fortgesetzter Abkühlung zu erreichen gestattet und die etwa 0° betragen möge. An dem gedachten Erdhalbmesser wäre demnach die Temperatur des Oberflächenpunktes nur um 10°, im Centrum hingegen um 1200° gesunken, und auf dem Wege von jenem ersten Punkt bis zu diesem innersten und letzten träfe man nacheinander alle möglichen Wärmeverluste von 10° bis 1200°. Ähnliche Verhältnisse würden sich an sämmtlichen Erdradien vorfinden, wie immer man diese ziehen möchte.

Nun ist es eine bekannte Thatsache, daß alle festen Körper, so lange sie fest bleiben, ihr Volumen vergrößern, wenn sie Wärme aufnehmen, es dagegen vermindern, wenn sie Wärme verlieren. Dabei ändern sie, mit Ausnahme einiger Krystalle, ihre drei Dimensionen verhältnißmäßig gleich stark. Langgestreckte Körper, wie Stäbe und Drähte, zeigen natürlich nur die Längenänderung in auffallender Weise, und das Gesetz, wornach sie sich hierbei richten, ist einfach, wenn der Temperaturwechsel sich zwischen bescheidenen Grenzen hält. Ein Kupferstab, der bei 0° eine Länge von 1 Meter besitzt, verlängert sich um 1,71 Millimeter, wenn er durchgängig auf 100° C. erwärmt wird, und eine kupferne Kugel von 1 Meter Durchmesser vergrößert sich unter der

nämlichen Bedingung um 1,71 Millimeter nach jeder Richtung. Verschiedenartige Körper haben jedoch ein verschiedenes Ausdehnungsvermögen, der Granit z. B. nur ein halb so großes als Kupfer. Zwischen den Grenzen 0° und 100° kann man die lineare Ausdehnung als der Temperaturzunahme proportional betrachten; sie wäre also bei einer Erwärmung von 30° bis 40° ebenso groß, wie bei einer von 10° bis auf 20°, oder von 80° bis auf 90°, und in jedem dieser Fälle betrüge sie auch $^1/_{10}$ der Ausdehnung, welche die Erwärmung von 0° bis auf 100° hervorbringt. Streng genommen wächst indessen die lineare Vergrößerung mit jedem neuen Wärmegrad, welche Eigenthümlichkeit man nicht außer Acht lassen darf, wenn es sich um hohe Temperaturen handelt. Erhitzt man von zwei gleich langen Eisenstäben den einen um 1000°, den andern nur um 100°, so macht die Längenzunahme des ersten Stabes erheblich mehr aus, als das Zehnfache der Längenzunahme des zweiten Stabes.

Mit Hilfe dieser einfachen Gesetze können wir näherungsweise die Änderungen bestimmen, welche die als fest gedachte Erdkugel durchzumachen hat, wenn sie in Folge langsamer Abkühlung ihre Wärmereste verliert. Leider sind uns die Massen nicht bekannt, welche sie im Innern verbirgt; wir wissen nur, daß ihre Dichtigkeit[1] mit der Tiefe zunimmt, wie es in einem Planeten der Fall sein muß, wenn er feuerflüssig war. Nach Maßgabe der Schwere ordneten sich die ungleichartigen Stoffe, soweit es deren chemische Anziehungen erlaubten; die leichten blieben in der Höhe, die schweren sanken hinab. Weil nun die letzteren, insoweit ihr specifisches Gewicht das mittlere der Erde übertrifft, zu den stark ausdehnsamen Metallen gehören, so können wir in Bezug auf die Volumenverminderung für den im Centrum 1200° warmen, aber festen Erdball zwei Grenzen bestimmen: er schrumpft mehr ein, als wenn er lediglich aus granitischer Masse bestände, welche seine oberen Schichten bildet und wenig metallische Stoffe in sich enthält; er verkleinert sich aber nicht so stark, wie eine gleich große Kugel von reinem Metall.

Damit wir uns von der Art seines Einschrumpfens eine genaue

---

[1] Die Dichtigkeit oder das specifische Gewicht eines Körpers ist die Zahl, welche angibt, wie vielmal der Körper schwerer ist, als ein gleiches Volumen reinen Wassers bei 4,1° C. Man findet hiernach das specifische Gewicht eines Körpers, wenn man sein absolutes oder durch Wägen bestimmtes Gewicht durch das absolute Gewicht eines gleichen Volumens Wasser dividirt.

Vorstellung bilden, wollen wir ihn in lauter concentrisch sich umhüllende und von einander ablösbare Kugelschalen zerlegt denken. Weil seine Temperatur, wie wir vorausgesetzt haben, von + 10° an der Oberfläche bis auf + 1200° im Mittelpunkte allmählich anwächst, später aber durchgängig auf 0° herabgemindert werden soll, so verliert jede Kugelschale mehr Wärme, als die nächste über ihr, und deßhalb schrumpft sie auch stärker zusammen. Der Unterschied des Schrumpfens ist freilich für zwei sich berührende Kugelschalen nur gering, er ist aber bedeutend für zwei weit auseinander liegende: die innerste von allen — welche eigentlich eine volle Kugel darstellt — verkürzt ja bei ihrer hohen Temperatur jede Meterlänge ihrer Masse um ein Stück, welches reichlich 120mal größer ist, als die Verkürzung einer gleichlangen Masse in der äußersten Schale.

Bei genügender Festigkeit des Materials würden also zwischen den einzelnen Kugelschalen flache Hohlräume zur Ausbildung gelangen. Thatsächlich bilden sich diese nicht, weil die Schwere keine Lücken aufkommen läßt; überall sinken die Massen, eine Stütze suchend, so weit wie möglich nach unten. Jede Kugelschale drängt sich dabei auf einen Raum zusammen, welcher für sie zu enge ist, und dieß kann sie nur thun, indem sie durch *seitliche* Pressung sich etwas dicker gestaltet, als ihr natürliches Schwinden in der Richtung der Dicke zugeben möchte. Je weiter nach oben, desto größer wird der Gesammtbetrag des Sinkens, desto lebhafter die seitliche Pressung.

Innerhalb des ganzen Erdballs kommt also ein Druck zu Stande, welcher in allen möglichen horizontalen Richtungen oder rechtwinklig gegen die betreffenden Erdradien wirkt und durch die Schwere der Massen bedingt ist. Wir nennen ihn den *erdinnern Gewölbeschub.* Denn die ähnliche Kraft, welche wir in unsern Bauten so häufig benützen, hält bei genügender Festigkeit des von ihr gepreßten Materials dasselbe gewölbeartig in der Schwebe, zertrümmert es aber durch schiebende Bewegung, wenn der ausreichende Widerstand mangelt.

Sehr häufig setzt man voraus, daß innerhalb der Erde, insoweit dieselbe fest ist, die Temperaturen in dem nämlichen Verhältnisse wachsen, wie die Tiefen, oder, mit andern Worten, daß in der Richtung von oben nach unten zwischen je zwei Punkten, deren Temperaturen um 1° verschieden sind, gleich lange Wegstrecken liegen. Letztere nennt man *geothermische Tiefenstufen.* In dem uns vorliegenden Beispiele

herrscht oben die Temperatur von + 10° und im Centrum die von + 1200°, so daß die gesammte Temperaturzunahme 1190° beträgt. Hieraus ergibt sich als Tiefenstufe, wenn sie wirklich constant ist, 5362 Meter, d. h. so weit müßte man jedesmal tiefer in die Erde hinuntersteigen, um einen Wärmezuwachs von je einem Grad vorzufinden. Dabei haben wir, wie es auch in der Folge geschehen soll, der Einfachheit wegen den Erdhalbmesser gleich rund 860 geogr. Meilen angenommen, obschon er, selbst für den Äquator, etwas kleiner ist.

Die Kenntniß der Tiefenstufe führt zu jener des gesammten Wärmevorrathes, welcher nach den Bedingungen unserer Aufgabe in der Erde versteckt liegt. Nach einer Rechnung, die sich hier nicht wiedergeben läßt, ist er so groß, wie wenn die Erde innen und außen in jedem ihrer Punkte 307° warm wäre.

Wir denken uns jetzt, daß eine durchgängig 307° warme Granitkugel von der Größe unserer Erde überall gleichmäßig auf 0° erkalte. Bei dem Vorgang schrumpft sie zusammen, und wie eine andere, sehr einfache Rechnung zeigt, verkürzt sie den Halbmesser um 2,3 Meilen, also den Umfang um nahezu 14½ Meilen. Wenn wir aber annehmen, daß in der Granitkugel die Wärme ebenso vertheilt war, wie unser Beispiel für die Erde voraussetzt, so verliert der Umfang in Wirklichkeit nur 10°, und nicht 307°, von seiner Temperatur, und deßhalb ist auch seine Verkürzung nur in Bezug auf jene 10° eine Frucht wahrer Zusammenziehung, in Bezug auf die übrigen 297° hingegen die einer gewaltsamen seitlichen Stauchung, welche der Gewölbeschub vollbringt. Die 14 Meilen gezwungener Verkürzung, die in solcher Weise für den Umfang herauskommen, reichen vollständig hin, damit die Granitkugel sich mit einer Menge von Gebirgen bedecke, welche in Ausdehnung und Höhe mit unseren Alpen wetteifern könnten.

Dabei wäre noch zu berücksichtigen, daß die ungleiche Vertheilung der Wärme, wodurch dieselbe nach innen zu beständig reichlicher wird, ein etwas stärkeres Schrumpfen der Granitkugel bedingt; es ist ja nach dem früher Gesagten das Ausdehnungs- und Zusammenziehungs-Vermögen der festen Körper bei hohen Temperaturen größer, als bei den niedrigen Graden, für welche allein wir sichere Zahlenangaben besitzen, und die als mittlerer Werth des gesammten Wärmevorrathes hier auch allein in Rechnung gezogen wurden[1]. In Bezug auf die Erde selbst

[1] Wenn Granit von 0° bis 100° erwärmt wird, so dehnt er sich um 1/1151

käme noch ihr reicher Metallgehalt in Betracht, den sie wahrscheinlich in ihrer Tiefe verbirgt. Weil aber diese Metalle (nach den Meteorsteinen zu urtheilen, besonders Eisen, Kobalt und Nickel) gewiß nicht die ganze Erde zusammensetzen und auch zum Theil in der weniger ausdehnsamen Form chemischer Verbindungen vorhanden sein werden, so läßt sich — alle Bedingungen unserer Aufgabe mitberücksichtigt — kaum denken, daß unser Planet sein Volumen mehr als eine gleich große Kugel von Schmiedeisen zu ändern im Stande wäre, die eine überall gleiche Temperaturverminderung von 307° erlitte. Es würde sich aber eine solche Eisenkugel um 3,2 Meilen im Halbmesser und um 20,1 Meilen im Umfang verkleinern[1].

Damit hätten wir zwei von den fraglichen Grenzen bestimmt, welche unter den gemachten Voraussetzungen die Volumenverminderung der Erde in ihrem Weniger oder Mehr nicht leicht überschreiten dürfte, und von denen eher die letzte der Wahrheit näher liegen möchte. Sie zeigen, daß ein gebirgsbildender Zusammenschub der Rinde in den noch vor uns liegenden Zeiten selbst unter den *ungünstigsten* Bedingungen, die man erdenken mag, nothwendiger Weise eintreten muß. Die gewonnenen Resultate gelten nämlich, wenn die geothermische Tiefenstufe bis zum Erdcentrum hinab sich unveränderlich gleich bleibt. Viele Geologen indessen meinen, daß die Tiefenstufe nach unten zu immer größer werde. In einem solchen Falle träfe man beim Eindringen in die Erde sehr bald auf hohe Temperaturen, und wenn wir für das Centrum auch nur dieselben 1200° beibehalten, so ergäbe sich doch, daß der gesammte Wärmevorrath unseres Planeten erheblich größer sein müßte, als der gleichmäßig vertheilte, einer Temperatur von 307° entsprechende. Denn je nach Beschaffenheit des unbekannten Gesetzes der Tiefenstufe wäre für ihn fast jeder Werth zwischen 307° und 1200° möglich. Wer also diese letzte Voraussetzung lieber hat, der gibt damit auch zu, daß die Zusammenschrumpfung der Erde zwei- oder drei-, ja nahezu viermal so groß

---

oder 0,000 868 5 jeder seiner ursprünglichen Dimensionen aus. Diese Zahl ist der *lineare Ausdehnungs-Coefficient* des Granit für 100° und als solcher in der obigen Rechnung gebraucht worden, obgleich sie für die 307° schon etwas zu klein ist. Nun kommt noch hinzu, daß auch die 307° nur ein Mittel aus vielen Temperaturen sind, welche bis 1200° hinansteigen und so gewiß einen noch größeren Ausdehnungs-Coefficienten verlangen.

[1] Weiches Schmiedeisen hat zum Ausdehnungs-Coefficienten $1/_{819}$ oder 0,001 22 für 100°.

werden könne, als wir oben berechnet haben, und eine künftige Verkürzung des Erdumfanges um 60—70 Meilen recht wohl denkbar sei. Was aber erst, wenn die Temperatur des Centrums die angenommenen 1200° weit übersteigen sollte?

Dieß hiermit bis zu Ende durchgeführte Zahlenbeispiel lehrt also, daß unser Erdball auch heute am Zusammenschub von Gebirgen und Festländern arbeiten muß, wenn er im Innern noch Wärmereste aus früheren Zeiten besitzt, und er könnte dabei sogar durchgängig ein fester Körper sein, der freilich nur an der Oberfläche mit wirklicher Starrheit der Massen ausgerüstet wäre. Weil nun Gebirgsbildung durch seitlichen Schub ohne Erschütterungen des Bodens nicht denkbar ist, so hätten wir auch für die täglich wiederkehrenden Erdbeben einen ausreichenden Erklärungsgrund in dem unablässig fortschreitenden Einschrumpfungsproceß unseres wärmeausstrahlenden Planeten. Und was die Vulkane betrifft, sollten sie nicht durch die immense Reibung entzündet werden können, welche in gewissen Tiefen und Gegenden die erdinnern Massen zu erleiden haben?

Es ist nun aber weiter zu beachten, daß die wenigsten Geologen sich den Erdball in jenes greisenhafte Alter vorgerückt denken, welches ihn schon ganz zur Erstarrung gebracht und für sein Centrum nicht mehr als 1200° Wärme übrig gelassen hätte. Beobachtungen in Bergwerken und artesischen Brunnen geben für die uns zugänglichen Erdschichten die auffallend kleine geothermische Tiefenstufe von 31 Meter im Mittel, und wer die Meinung hegt, daß dieselbe sich constant bleibe, der gelangt nothwendig zum Schluß, daß schon in der mäßigen Tiefe von 37200 Meter oder wenig über 5 Meilen eine Temperatur von 1200° herrsche und bald darauf die Schmelztemperatur der Gesteine folgen müsse, da ja auch der entsprechende hohe Druck mit in's Spiel kommt. Dabei setzt er freilich auch noch stillschweigend voraus, daß die Wärme der uns zugänglichen Tiefen aus anderer Quelle als die erdinnere Hitze nicht stammen könne, oder daß, wenn derartige Wärmequellen noch bestehen, dieselben von verhältnißmäßig geringer Bedeutung seien. Wer die gleiche Voraussetzung festhält, aber der Tiefenstufe ein Wachsthum nach unten zuschreibt, der verlegt die Temperaturzone mit 1200° unbestimmt weiter hinab, doch denkt er sich gewöhnlich, daß nicht bloß sie, sondern auch die Schmelzhitze der erdinnern Massen, und damit auch ein glühendflüssiger Erdkern von großer Ausdehnung, in nicht gar zu bedeutender Ferne anzutreffen sei. Sicheres über diese

und alle ähnlichen Fragen weiß man nicht, weßhalb der Phantasie ein weiter Spielraum gegeben ist. Wir benützen die dargebotene Freiheit und wollen, um unsere Begriffe zu fixiren, die Dicke der festgewordenen Schichten, also der Erdrinde, gleich 30 Meilen, und die Hitze an der Unterseite der Kruste, oder die Erstarrungstemperatur der dortigen Gluthflüssigkeit, gleich 1500° annehmen. Wer mit diesen Zahlen nicht zufrieden ist, der mag sich andere auswählen; sie beeinflussen das Wesen der Dinge nicht, von denen wir hier zu reden haben. Einigen wird z. B. scheinen, als sei die letzte der genannten Ziffern zu hoch gegriffen; aber schwer schmelzbar dürften jene tiefliegenden Stoffe schon sein, und zudem ist nach physikalischen Gesetzen ausgemacht, daß der ungeheure Druck, welcher auf ihnen lastet und dem Gewicht von 30 Meilen dickem Felsgestein gleichkommt, die Erstarrung befördert, d. h. dieselbe bei viel höherer Temperatur eintreten läßt, als an der Erdoberfläche der Fall ist. Unterhalb der festgewordenen Rinde fände sich der schmelzflüssige Erdkern mit einem Halbmesser von 830 Meilen.

Die Wärmemenge, welche unser Planet nach dieser Annahme enthielte, wäre außerordentlich groß, und verhältnißmäßig noch größer wäre das Einschrumpfungsvermögen seiner vielen hochglühenden Massen.

Schon die Kruste besäße eine so reichliche Wärme, daß sie bei gleichmäßiger Vertheilung der letzteren auch äußerlich glühend würde; ihre mittlere Temperatur überstiege nämlich die Hälfte von 1500° bei Weitem, weil die Tiefenstufen oben nur klein sind und bald zu hohen Wärmegraden führen. Bei der fortschreitenden Abkühlung werden hiernach die oberen, harten Schichten der 30 Meilen dicken Rinde eine sehr geringe, die unteren, weichen hingegen eine sehr starke Contraction erfahren, und es ergibt sich, daß jene Schichten über diesen in dauernder Verschiebung begriffen sein müssen, weßhalb sie, auch bei unverändertem Volumen des Erdkerns, sich auf engeren Raum zusammendrängen und alle Wirkungen einer mächtigen Gewölbepressung erleiden werden.

Besondere Aufmerksamkeit haben wir jedoch den Wärme- und Einschrumpfungsverhältnissen des glühendflüssigen Erdkerns zu schenken.

Zuerst schreitet seine Erstarrung dicht unter der Kruste allmählich fort. Die festen Massen aber, welche dabei entstehen, sind räumlich weniger ausgedehnt und deßhalb schwerer, als sie eben zuvor im flüssigen Zustande gewesen. So wenigstens haben wir uns jene unterirdische Verwandlung des Flüssigen in Starres zu denken, wofern wir die bekannten Thatsachen der Erfahrung und nicht die Eingebungen un-

serer Phantasie zu Rathe ziehen. Alle flüssigen unorganischen Körper, deren Erstarrungsweise man geprüft hat, nehmen beim Übergang in den festen Zustand sehr plötzlich und meist auch in auffallendem Grade ein kleineres Volumen an, so daß sie, fest geworden, zu Boden sinken. Eine Ausnahme von dieser allgemeinen Regel bilden, so viel wir wissen, nur Wasser, Gußeisen (die chemische Verbindung von reinem Eisen und Kohlenstoff), Wismuth und wahrscheinlich auch Antimon. Wasser gefriert unter der Erdrinde sicher nicht, und die drei anderen Körper werden dort in so erheblichen Mengen nicht vorkommen, daß sie die regelrechte Zusammenziehung des Ganzen merklich stören sollten. Was aber das steinige Material betrifft, woraus die uns zugänglichen Theile der Erdrinde wesentlich bestehen, haben besondere Versuche dargethan, daß es bei der Erstarrung aus dem Schmelzfluß eine Zusammenziehung erleidet [1].

Wenn also der feuerflüssige Erdkern weiter krystallisirt, so bildet er an der Oberfläche glühende Schollen, die wegen ihrer größeren Dichtigkeit und Schwere in ihn versinken. Doch läßt er sie nicht zu tief hinabfallen, denn, wie wir bald sehen werden, vermehrt er in der Richtung nach unten auch seine Dichtigkeit und Schwere. Er häuft demnach die jungen Schollen zu schwimmenden Bänken von großer Mächtigkeit an, um daraus in langsamster Weise einen neuen Rindentheil zu schaffen. Unterdessen verkleinert er aber seinen Umfang, weil die frischerstarrten Massen weniger Raum als die Flüssigkeitsschichte einnehmen, woraus sie hervorgingen. Somit wird für ihn die alte Kruste, selbst in ihren untersten und glühendsten Theilen, zu groß. Allmählich muß er seiner ganzen Größe nach in einen festen Körper übergehen, was natürlich mit einer bedeutenden Verkleinerung des Erdballs verbunden ist. Die obersten Schichten der Rinde, welche schon vor uralten Zeiten fest geworden sind, mindern bei diesem Vorgang aus innerem Drang ihre Dimensionen nicht und arbeiten deßhalb während unendlich langer Epochen unausgesetzt mit ihrem Horizontalschub, damit sie durch seitliches Stauchen ihrer Massen auf dem schwindenden Kern den nöthigen Platz gewinnen. Die nämliche Stauchungsbewegung ergreift jedoch in abnehmendem Maße auch alle tieferen Theile der Kruste, welche später zur Bildung gelangten, und so bringt das Erstarren des feuerflüssigen Innern

[1] Siehe unter andern die Versuche von Robert Mallet mit Hochofenschlacken: Über vulkanische Kraft, Nr. 143 ff.

in die ganze feste Masse, welche darüber liegt, die seitlich pressende Kraft des Gewölbeschubes hinein. Wie groß aber der hierdurch bewirkte Zusammenschub ist, vermögen wir jedoch auch nicht einmal annähernd zu bestimmen [1].

Bei dieser Art von Erstarrung vermindert die Gesammtmasse des jedesmaligen Kernes ihr Volumen nur von außen, indem sie bloß am Umfange zusammenschrumpft; wichtiger aber scheint das innerliche Schwinden des Kernes zu sein.

Ein solches ist möglich, wenn der Kern aus dem Innern Wärme verliert; dieß aber setzt nur voraus, daß er dort eine höhere Temperatur besitze, als im Umfang.

Dabei könnte er noch, wie manche Forscher sich denken, innerlich krystallisiren, wenn das Schwinden der Wärme für bestimmte Gegenden und Stoffe schon so weit gediehen wäre, daß bei den vorhandenen Druckverhältnissen die Temperatur schon den betreffenden Erstarrungspunkt erreicht hätte — eine Bedingung, welche unter gewissen, aber nicht wahrscheinlichen Voraussetzungen über die Natur des Erdinnern zu bestehen vermag. Denn mit der Tiefe wächst der auflagernde Druck und tritt die Krystallisation schon bei höheren Temperaturen ein. Wird also der Umfang des glühendflüssigen Kerns, wie wir beispielsweise angenommen haben, bei 1500° zum Festwerden genöthigt, so kann eine 50 Meilen tiefere Gegend bei vielleicht 1600° der Krystallisation ebenfalls unterliegen, weil in ihr der Druck schon bedeutend größer ist und ihre um 100° höhere Temperatur der beim Krystallisiren frei werdenden Flüssigkeitswärme einen Abzug zum Umfang gestattet. Außerdem mögen im Innern wohl manche schwer schmelzbare Stoffe vorhanden sein.

Eine innere Krystallisation des feuerflüssigen Kernes ist also denk-

---

[1] Naumann versucht das Auspressen der vulkanischen Laven durch einen Zug zu erklären, welchen die Erdrinde ausüben müsse, wenn unter ihr die obersten Schichten des feuerflüssigen Kerns durch Krystallisation ein größeres Volumen annehmen, wobei er jedoch zuzugeben scheint, daß jene erdinnern Massen nicht zu den Stoffen gehören, die wegen der Erstarrung selbst sich ausdehnen. Vielmehr denkt er, daß die flüssigen Körper stärker zusammendrückbar seien, als die gleichartigen festen, und folglich ein größeres Volumen annehmen müssen, wenn sie unter einem gewaltigen Druck erstarren; letzterer findet sich aber unter der Erdrinde. Das hiermit vorausgesetzte Princip entbehrt der experimentellen Bestätigung; im Gegentheil ist sicher, daß die Flüssigkeiten, welche man einer Druckprobe unterworfen hat, auffallend wenig zusammenpreßbar sind (Naumann, Lehrbuch der Geognosie, I. S. 268 ff.).

bar, wenn es demselben an hinreichender Wärme fehlt. Nicht wenige Gelehrte, welche dieß stillschweigend annehmen und dem Druck, welchen die Schwere hervorbringt, eine um so größere Gewalt einräumen, sind deßhalb der Meinung, daß die Erde gleichzeitig von der Oberfläche her nach innen und vom Centrum her nach außen erstarre. Es gibt aber keine Gründe, welche zu einer solchen Anschauung zwingen. Denn das Verhältniß des Druckes zur Erhöhung der Erstarrungstemperatur hat man für beliebige Substanzen und Wärmegrade noch keineswegs in Ziffern so weit bestimmt, daß eine annähernde Schätzung der verfestigenden Kraft des Druckes möglich wäre; die letztere scheint im Gegentheil nur klein zu sein. Noch weniger aber hat man den Beweis geliefert, daß die Abkühlung des Erdinnern schon so weit gediehen sei, als man voraussetzt, oder daß sie überhaupt nur so weit gedeihen könne, um der innern Krystallisation im Verhältniß zur äußern eine merkliche Größe zu geben.

Mag aber dem sein, wie ihm wolle, wir sind jedenfalls zum Schluß berechtigt, daß Alle, welche die innere Krystallisation annehmen, damit auch ein Kleinerwerden des Erdkerns von innen heraus als nothwendig zugestehen, und hierauf kommt es uns gegenwärtig lediglich an.

Wer hingegen die gedachte Meinung nicht theilt und sich den glühendflüssigen Erdkern mit einer zu großen Wärmemenge begabt vorstellt, als daß derselbe von unten herauf krystallisiren könnte, der gibt seinerseits ohne Schwierigkeit zu, daß beim Fortschreiten der Krystallisation eben dieser Wärmeüberschuß den Kern verlassen und hierdurch zu einer innerlichen Contraction nöthigen werde.

Das äußere und innere Wegschrumpfen des flüssigen Balles, welcher die feste Rinde zu tragen hat, bewirkt nun, daß die letztere in Bezug auf den ersteren beständig zu groß ist und vermöge des Gewölbeschubes sich unablässig auf engeren Raum zusammendrängen muß; sie thut dieß natürlich in allen Tiefen, jedoch oben mehr als unten.

Welche Größe kann der Zusammenschub in den kommenden Zeiten noch erlangen, wenn die Erde mehr oder weniger feuerflüssige Stoffe in sich enthält? Auch nicht einmal annähernd vermögen wir es durch die Mittel zu bestimmen, welche wir bis dahin benützt haben. Leicht kann es aber einige hundert Meilen im Umfange betragen; denn flüssige Körper ziehen sich als solche und gewöhnlich auch beim Erstarren kräftig zusammen, worauf für die Erde noch die ganze Contraction übrig bliebe, die sie als glühendfester Körper durchzumachen hat. Und dabei mögen

die Temperaturen, welche sie gegenwärtig im Innern birgt, noch außerordentlich hohe sein.

Uns kommt es hier hauptsächlich auf den Nachweis an, daß die Erde unter der Voraussetzung des ersten Theiles unserer Hypothese und einer noch nicht vollendeten Erkaltung nothwendig kleiner werden und in der Gegend der Oberfläche ihren mächtigen Gewölbeschub zur Entwicklung bringen müsse. Beides versteht sich eigentlich von selbst, weßhalb die Ausführung des Gedankens mit objectiven Schwierigkeiten nicht zu kämpfen hat, sondern nur mit jenen verwirrenden Ideen, welche eine verkehrte Gelehrsamkeit in ihn künstlich hineintrug, indem sie wegen Mangel an Ruhe und Consequenz Entwicklungen a priori scheute und darum lieber das Unwahrscheinliche, was bequemer war, als wahrscheinlich darzustellen suchte.

Joseph Kolberg S. J.

Die irische Frage.

Seit mehr denn einem Jahre sind die Blicke von ganz Europa und der neuen Welt voll Erwartung auf Irland gerichtet. Immer unheilverkündender sammeln sich dunkle Wetterwolken über dem grünen Erin und drohen sich zu einem verheerenden Sturm zu entladen. Schon über zwei Monate tagen die englischen Staatsmänner in Westminster, um endlich das wahre Gesundheitselixir für die kranke „Schwesterinsel" zu finden. Aber es will nicht gelingen. Wiederum hat man es, wohl zum zwölften Male in diesem Jahrhundert, für nöthig erachtet, durch Suspension eines Theiles der stolzen englischen Verfassung, Irland Fesseln anzulegen und so wenigstens die Ruhe des ohnmächtigen Fieberkranken zu erzwingen. Gewiß ein Beispiel sonder Gleichen in der Geschichte, daß ein Land, wie die weltbeherrschende Britannia, welches den Ruhm beansprucht, in Asien und der neuen Welt der Pionier der Civilisation zu sein, es noch nicht zu Stande gebracht hat, daheim in einer eigenen Provinz dauernde Wohlfahrt zu schaffen, ja sich beständig genöthigt sieht, zur Herstellung der Ruhe brutale Gewalt anzuwenden. Wir begreifen vollständig den bitteren Unmuth, der sich des irischen Volkes und vieler seiner Parlamentsvertreter bei der immer deutlicher

werdenden Wahrnehmung bemächtigt, daß auch dießmal wieder die von Hunger und Elend so schwer heimgesuchte Insel auf ihren Nothschrei nichts erlangt, als die Fesseln des Belagerungszustandes, und vielleicht in ferner Zukunft eine halbe Gesetzesmaßregel. Staatsmännisch will uns dieses Vorgehen Englands nicht erscheinen, namentlich seitdem die in Maynooth versammelten Bischöfe, die ihr Land und Volk gewiß kennen, so nachdrücklich der ernsten Besorgniß Ausdruck verliehen, die Hinausschiebung einer gründlichen Reform der Landgesetze und die erneuerte Verhängung von Zwangsmaßregeln möchte das irische Volk in seiner Verzweiflung zu noch größeren Unruhen fortreißen.

Für den mit den englischen Verhältnissen nicht vertrauten Ausländer ist dieses Verhalten des englischen Parlamentes ein wahres Räthsel. Fehlt es etwa an gutem Willen, der irischen Nothlage abzuhelfen? Der anerkannt ehrliche Charakter der großen Mehrheit des britischen Volkes und seiner Staatsmänner an seiner Spitze verbietet eine solche Annahme. Wer längere Zeit inmitten des englischen Volkes zu leben Gelegenheit hatte, wird uns Recht geben. Auch zahlreiche in der Presse und im Parlament laut gewordene Stimmen beweisen, daß man Hilfe zu schaffen entschlossen ist. Oder fehlt es vielleicht an der nöthigen Einsicht? Man hat es auf dem Continent schon als einen großen Fortschritt bezeichnet, daß man in England endlich die wahre Wurzel der irischen Übel erkannt und dadurch den ersten Schritt zur Abhilfe gethan hat. An Zeit und Gelegenheit zu einer gründlichen Diagnose hat es allerdings nicht gefehlt. Seit den Commissionen von 1814 und 1819 ist fast jedes Jahr eine Commission nach Irland gewandert, um an Ort und Stelle sich über die wahre Ursache der Noth zu erkundigen. Umfassendes und zuverlässiges Material wurde jedesmal dem Parlament unterbreitet. Man sollte deßhalb meinen, an der erforderlichen Einsicht könne es nicht mehr gebrechen. Und doch glauben wir, daß eine unparteiische Beurtheilung der socialen Lage Irlands sich unter dem englischen Volke noch nicht genügend Bahn gebrochen. Noch jüngst klagte eine sehr gut informirte katholische englische Zeitschrift, die Ursachen des periodisch in Irland wiederkehrenden Nothstandes seien den Engländern so allgemein unbekannt, daß nur geringe Aussicht auf eine baldige Lösung der irischen Frage vorhanden sei [1]. Es zeigt sich eben hier, wie schwer es ist, sich über Jahrhunderte lange Vorurtheile zu er=

[1] „The Month“, Nov. 1880. p. 411.

heben, die mit den Gewohnheiten und Anschauungen einer ganzen Nation innig verwachsen sind. Dieß gilt natürlich besonders von England, wo mehr als anderswo Gewohnheit und Tradition noch eine Macht ersten Ranges ist. Ein Mitglied des gegenwärtigen englischen Ministeriums, Mr. Bright, wagte einst dem englischen Unterhause vorzuhalten: „Die Kernfrage ist die, ob Katzen im Stande sind, für Mäuse gute und weise Gesetze zu erlassen.“ Wenn man das Verhalten des englischen Parlaments Irland gegenüber in Betracht zieht, so wird man diesen Vorwurf bis zu einem gewissen Grade begründet finden. „Der große Angelpunkt,“ äußerte sich derselbe Mr. Bright bei einer anderen Gelegenheit, „um den sich die englische Regierung in Irland seit einem Jahrhundert gedreht hat, waren Gewalt und Almosen.“ England ist die Heimath der Smith'schen Schule mit ihrem: Laissez-faire. Dieses Laissez-faire wurde denn auch in der Politik in Bezug auf Irland mit großer Gewissenhaftigkeit befolgt. So lange die Noth bloß vor der Thüre stand, geschah für die Schwesterinsel nichts, und die Bitten und Klagen der irischen Abgeordneten wurden als „Bettlergestöhn“ (moans of beggars) abgewiesen. Erst wenn die Hungersnoth die Bevölkerung wieder decimirte, wenn in ihrem Gefolge sich Unzufriedenheit und Unruhen einstellten und es John Bull anfing ungemüthlich zu werden, dann kamen von England geistliche oder leibliche Almosen: politische Emancipation, Armenhäuser, Einführung nationaler Schulen, Abschaffung der irischen Staatskirche und Ähnliches; zugleich langte aber auch fast jedesmal die Aufhebung der Habeascorpus-Acte und eine Verstärkung der irischen Garnison an. In Bezug auf die eigentlichen Grundübel Irlands kam man kaum über einige Velleitäten hinaus bis zu der Landacte von 1870, und auch diese ist, wie heute allgemein anerkannt wird, nur eine halbe Maßregel. Wir finden es deßhalb vollständig erklärlich und müssen die englischen Staatsmänner selbst dafür verantwortlich machen, daß man in Irland nach so vielen bitteren Enttäuschungen immer mehr das Vertrauen auf das englische Parlament verliert und immer lauter Stimmen die schon von O'Connell proclamirte Aufhebung der Union verlangen. Diese Stimmen werden nicht verstummen, bis entweder England zu einer seiner Staatsmänner würdigen Politik sich erhoben und die bestehenden Übel gründlich beseitigt hat, oder aber Irland durch Hunger und Auswanderung völlig zu Grunde gerichtet ist.

I.

Wie wahr die hier gegen England erhobene Anklage einseitiger und mangelhafter Beurtheilung der socialen Lage der Grünen Insel ist, beweisen die Ursachen, welche man auch heute noch in der englischen Presse und selbst im Parlament für die gegenwärtigen Unruhen und die Nothlage Irlands überhaupt verantwortlich macht. Wir wollen etwas näher auf dieselben eingehen, nicht nur weil sie uns Gelegenheit bieten, die heutige Lage Irlands nach verschiedenen Seiten hin zu beleuchten, sondern auch weil die erste Vorbedingung zur Beseitigung eines Übels die richtige Erkenntniß der Quelle desselben ist.

1. Vor Allem wird die tiefgehende Gährung in Irland der Landliga, insbesondere ihren heißblütigen Führern, auf das Kerbholz geschrieben. Die Parnell'sche „Clique" wird in der englischen Presse mit den schwärzesten Farben als eine „Bande von Schuften" gemalt. Es fällt uns gewiß nicht ein, sie von Allem rein zu waschen oder ihr Vorgehen in Allem zu billigen. Wir verabscheuen alle ungesetzlichen, gewaltthätigen Maßregeln. Aber nur Kurzsichtigkeit kann die jetzige Aufregung ausschließlich oder auch nur hauptsächlich auf künstliche Agitation zurückführen wollen. Oder waren denn nicht fast alle Hungersnöthen daselbst von bedenklichen Unruhen begleitet, lange bevor es eine Landliga gab, die ja erst neuesten Datums ist? Und ist es überhaupt möglich, daß ein ganzes Volk sich für eine bloße Idee in der Weise aufregen lasse, wie dieß gegenwärtig in Irland der Fall ist? Nein, weder die Allgemeinheit, noch die Tiefe, noch die Andauer der jetzigen Bewegung läßt sich durch die Thätigkeit einiger Agitatoren erklären. Dieselbe muß vielmehr tiefgehende und weitverbreitete Mißstände zur Voraussetzung haben.

Übrigens möchten wir unsere Leser bitten, ja nicht allen Berichten über die sogenannten irischen „Greuelthaten" Glauben zu schenken. Daß traurige Ausschreitungen vorgekommen sind, ist allerdings richtig und aufrichtig zu beklagen, und es läßt sich nicht läugnen, daß die Sprache mancher Landliga-Führer eine äußerst aufreizende war und wenigstens indirect zu ungesetzlichen Gewaltthaten Veranlassung gegeben hat. Nicht umsonst haben deßhalb schon wiederholt die irischen Bischöfe im Bund mit dem heiligen Vater das leicht erregbare Volk ernstlich vor ungesetzlichen Maßregeln gewarnt, da nie und nimmer der Zweck die Mittel heiligt. Dabei steht es aber fest, daß die meisten vorgekommenen

Verbrechen nicht dem irischen Volke als solchem, ja wenigstens direct nicht einmal der Landliga zur Last zu legen sind, sondern von verkommenen Menschen, denen die herrschende Aufregung Gelegenheit dazu bot, auf ihre eigene Verantwortung verübt wurden. Ebenso gewiß ist, daß die englische Presse die irischen Zustände bis zur Unkenntlichkeit entstellt und übertreibt. Nach ganz zuverlässigen Berichten aus Irland verbreiten die irischen Landlords, und mit ihnen die englische Presse, vielfache Unwahrheiten, um das englische Volk aufzuregen. Im Unterhause haben deßhalb nicht bloß die Führer der Landliga, sondern auch die gemäßigten Home-Rulers unter Mr. Shaw entschieden gegen die tendenziösen Entstellungen der englischen Presse protestirt. Ja selbst mehrere irische Bischöfe haben schon ihr Veto eingelegt gegen die unzuverlässigen Nachrichten sogenannter Specialcorrespondenten der Londoner Blätter. Das hindert natürlich die deutschen liberalen Zeitungen nicht, nach wie vor die englischen Preßproducte über Irland nicht nur eifrig zu excerpiren, sondern wo möglich noch durch recht drastische Schilderungen der irischen Missethaten zu überbieten. Irland hält eben trotz Elend und Mißgeschick treu zur katholischen Kirche. Grund genug für den Liberalismus, das arme Land in der Presse zu verfemen. — Zur richtigen Beurtheilung der irischen Agrarverbrechen sei endlich noch bemerkt, daß es in vielen Fällen sehr zweifelhaft ist, ob dieselben, wenn man sich auf den Standpunkt der Irländer stellt, diesen Namen verdienen. Die meisten bestehen in der Verweigerung des Pachtschillings, sobald er die nach Griffith benannte officielle Schätzung (Griffith's valuation) übersteigt. Es wird aber allgemein zugegeben, daß die thatsächlich geforderten Renten nicht nur diese Höhe oft um 50 und 60 oder selbst 100 Procent übersteigen, sondern vielfach, wie wir noch zeigen werden, geradezu ungerecht sind, weil der Pächter für sein eigenes Capital Zinsen bezahlen muß. Da sich nun der Irländer für den widerrechtlich expropriirten Eigenthümer des Bodens ansieht, so wird man begreifen, daß er in sehr vielen Fällen die Zinsverweigerung über den genannten Betrag hinaus gar nicht als ein Verbrechen ansieht und es auch nicht für unrecht hält, sich mit Anderen zu einem Schutz- und Trutzbündniß gegen ungerechte Exmissionen zu verbünden, um so mehr, da die englische Regierung ihn bisher nahezu schutz- und wehrlos der Willkür der Grundeigenthümer überlassen hat. Enthielte sich die Landliga aller ungesetzlichen Gewaltmaßregeln, was leider nicht immer der Fall ist, so würde ihre Action die Grenzen der im politischen Leben Englands gestatteten Agitation

nicht überschreiten, und könnte schon deßhalb nicht mißbilligt werden, weil alle Concessionen für Irland nur durch Agitation erreicht worden sind.

Auch das sogenannte Boycotting, d. h. die sociale Isolirung eines Grundeigenthümers oder seines Agenten durch die Pächter, in Folge deren die Letzteren dem Ersteren alle (freiwilligen) Dienstleistungen versagen, nichts bei ihm kaufen oder verkaufen, ist vom irischen Standpunkte nicht so unzweifelhaft ungerecht, so lange Niemand durch ungerechte Mittel gezwungen wird, einem solchen Bündnisse beizutreten. Wie Mr. Ch. Russel selbst jüngst im Parlament erklärte, ist dieß nur eine schon längst an vielen Orten gebräuchliche Arbeitsverweigerung (strike), die für den schutzlosen Pächter das einzige ihm noch gebliebene Mittel zur Selbstvertheidigung ist. Leider sind auch hier schon bedauerliche Ausschreitungen und Gewaltthätigkeiten vorgekommen. Es ist dieß um so mehr zu beklagen, als sich Irland dadurch selbst am meisten schadet. Schon O'Connell hat jeden, der das Gesetz übertrat, einen Feind Irlands genannt.

Doch wie man auch immer über das Vorgehen der Landliga urtheilen und wie hoch man ihre Wirksamkeit auch anschlagen möge, so viel scheint uns aus dem bisher Gesagten hervorzugehen, daß man vollständig auf der Oberfläche bleibt, wenn man die gegenwärtige Bewegung bloß auf künstliche Agitation zurückführen will. Sie ist die Wirkung, nicht die Ursache der tiefgehenden Unzufriedenheit des irischen Volkes.

2. Auch die letztjährige Hungersnoth erklärt die irische Bewegung nicht zur Genüge. Wenn man sie bloß als die nächste Veranlassung derselben bezeichnen will, so ist dieß allerdings richtig. Die irische Bevölkerung, namentlich an der Westküste, lebt fast ausschließlich von Kartoffeln. Sehr Viele sehen Jahre lang kein Brod. Einen Trunk reichen die vielen Quellen und Bäche, an denen das Eiland so reich ist. Wenn man nun bedenkt, daß die irische Kartoffelernte bis zum Jahre 1876 einen Durchschnittswerth von 9 251 000 Pf. St. erreichte, dagegen in den folgenden Jahren nachstehende Ziffern aufwies: 1877 = 5 272 000; 1878 = 7 580 000; 1879 = 4 625 000 Pf. St., daß somit in den drei Jahren 1877—79 der Gesammtverlust an der Kartoffelernte allein nahezu 10 Millionen Pf. St. oder 200 Millionen Mark beträgt und dieser Verlust namentlich die ärmeren Districte, wie Connaught und Donegal, trifft, so bekommt man eine kleine Idee von dem Elend, das

letztes Jahr geherrscht und zum Theil auch dieses Jahr noch fortdauert, da in vielen Districten die letzte Ernte wieder eine sehr schlechte war. Hierzu brachte das Jahr 1879 noch ein anderes Mißgeschick. Jährlich wandern zur Erntezeit viele Tausende irischer Arbeiter nach England und Schottland, um im Herbst mit einem Durchschnittsersparniß von 8 Pf. St. heimzukehren. So sandte noch im Jahre 1878 Connaught allein 35 000 solcher Arbeiter nach Großbritannien. Wegen der schlechten Ernte fanden aber nach statistischen Angaben im Jahre 1879 daselbst 7000 Arbeiter weniger Beschäftigung. Das macht allein, wenn man zu den gewöhnlichen Ersparnissen noch die in England für Nahrung, neue Kleidung u. s. w. gemachten Auslagen, auf den Arbeiter durchschnittlich 14½ Pf. St., rechnet, für Connaught einen Verlust von 100 000 Pf. St. Außerdem brachten aber alle Übrigen wegen der niedrigern Löhne auch geringere Ersparnisse nach Hause, so daß man im Ganzen für Connaught den Verlust aus der genannten Erwerbsquelle auf 250 000 Pf. St. oder 5 Millionen Mark berechnete. Zählt man den Verlust der übrigen Provinzen noch hinzu, so wird das ohnehin schon düstere Bild noch trauriger, und man wird die völlige Zahlungsunfähigkeit sehr vieler Pächter leicht begreifen.

Von diesem Standpunkte gewinnen die Zinsverweigerungen und die damit zusammenhängenden Exmissionen eine von der in der englischen Presse üblichen sehr verschiedene Beleuchtung. Es ist für einen in London oder Manchester lebenden reichen Herrn, dessen Einkommen sich auf viele Tausende jährlich beläuft, sehr leicht, seinen armen irischen Pächtern den Gerichtsvollstrecker über den Hals zu schicken und im Nichtbezahlungsfalle sie mit Weib und Kind zum Verhungern auf die Straße werfen zu lassen. Trotz der großen herrschenden Noth wurden im vorigen Jahre nach Angabe einer Commission des Oberhauses 2111 Familien mit 10 657 Personen exmittirt, und dabei ist noch zu bedenken, daß in der zweiten Hälfte des Jahres in Folge der Agitation der Landliga die Austreibungen bedeutend abnahmen. Ist es ein Wunder, daß der arme Irländer in seiner äußersten Noth sich schließlich gegen die Polizei in seinen Hütten verschanzt? Wir billigen dieß nicht, vermögen uns aber auch nicht zu der wohlfeilen „sittlichen Entrüstung" zu erheben, mit der liberale Blätter solche Vorkommnisse behandeln.

Einen recht charakteristischen Fall erzählt der Engländer Mr. Tuke, der im Frühling des vorigen Jahres die von der Hungersnoth heim-

gesuchten Districte bereiste und einen in England mit vielem Beifall aufgenommenen Bericht darüber veröffentlicht hat [1].

Ein im Ausland lebender Speculant hatte sich ein ausgedehntes Gut käuflich erworben und durch allmähliche Erhöhung des Pachtschillings auf Grund der von den Pächtern angebrachten Verbesserungen diese immer mehr ruinirt, bis sie endlich durch die Mißgeschicke der letzten Jahre in die äußerste Noth geriethen. „Da keine Renten mehr einliefen, so wurden Processe angestrengt. Fünfzig bis sechzig Polizeiconstabler wurden herbeigeholt, um die Gerichtsvollzieher zu unterstützen. Als das Volk dieß hörte, strömte es zu Hunderten von allen Seiten herbei und hielt beinahe durch seine bloße Zahl die Polizei zurück, während die Dorfbewohner ihre Thüren mit Steinen, Reisig und Düngerhaufen verbarrikadirten. Schließlich mußte die Polizei unverrichteter Dinge wieder abziehen. Wie ich hörte, wurden später doch einige Processe durchgeführt und ein Theil der Rente erzwungen. Manche dieser Familien zählten acht bis zehn Mitglieder, und die 28 Pfund Mais, die sie wöchentlich als Almosen erhielten, waren kaum im Stande, ihr Leben zu fristen, die Kinder besonders sahen dünn und abgemagert aus. So arm diese Leute sind, so rührend ist die Liebe, mit der sie einander unterstützen ... Als wir das Dorf verließen, um uns zu einer in geringer Entfernung gelegenen Häusergruppe zu begeben, sahen wir, daß sich die armen Leute, welche uns mit den Renteneinnehmern verwechselten, ihre Thüren gegen die Eindringlinge zu verschanzen begannen. Alle waren eifrig damit beschäftigt, mit Düngerhaufen und anderen Dingen den Eingang zu ihren Hütten zu versperren. Sobald sie aber ihren Irrthum gewahrten und ihren guten Doctor (Johnson) erkannten, schämten sie sich herzlich und konnten nicht Worte genug zur Entschuldigung finden. Die Thüren, die man eben noch verrammeln wollte, wurden jetzt mit einem herzlichen: ‚Seien Sie willkommen, Herr!‘ weit aufgerissen."

Das diene als Illustration des, in vielen Fällen wenigstens, wahren Sinnes der Declamation: der Arm der Gerechtigkeit sei in Irland „gelähmt", das Gesetz sei „machtlos".

Doch obwohl die Hungersnoth die allernächste Ursache der heutigen irischen Bewegung ist, so hat diese selbst wieder ihre tiefer liegenden Quellen. Ungefähr achtmal in diesem Jahrhundert wurde Irland von schweren Hungersnöthen heimgesucht. Die sechsjährige Hungersnoth von 1845—1851 hat allein beinahe zwei Millionen entweder dem Hungertod überantwortet oder in's Ausland getrieben. Wie kommt es nun, daß die Hungersnoth auf der grünen Insel nahezu eingebürgert ist, jedes-

[1] Irish Distress and its remedies. A visit to Donegal and Connaught in the spring of 1880. London, by James H. Tuke, 1880. p. 56.

mal zahlreiche Opfer verlangt und sociale Unruhen im Gefolge hat? Zum großen Theile daher, weil das irische Landvolk auch in normalen Zeiten am Rande des Elendes lebt und jedes kleinste Mißgeschick durch Mißernte oder Krankheit die Noth auf's Äußerste steigert. Noch jüngst erklärte der Erzbischof von Dublin in einem Hirtenschreiben, die gewöhnliche Lage von Tausenden irischer Familien sei eine derart elende, daß sie selbst die Geduld eines Bewohners der afrikanischen Sklavenküste auf eine harte Probe setzen würde. Auch die Beschreibungen, welche uns englische Reisende von Irland entwerfen, sind haarsträubend. Hier nur eine Probe aus dem schon erwähnten Mr. Tuke.

„Von Bunbeg," schreibt er (S. 25), „begaben wir uns über Derrybeg, wo wir den hochwürdigen Herrn Mc Fadden abholten, nach dem Bezirk von Meenacladdy. Ein heftiger Wind blies uns entgegen, als wir über die wilde Straße daherzogen. Der genannte Landstrich dehnt sich über eine weite Sumpffläche aus. Im Westen wird er durch die Felsenküste begrenzt, an der sich die Brandung des Atlantischen Oceans brach und ungeheure Schaumwellen an den Felsenklippen hinaufschleuderte. Auf der andern Seite dehnt sich das Sumpfland bis zu den Bergen von Donegal aus, deren Abhänge mit frischem Schnee bedeckt waren. Denken Sie sich über diese weite Wüste eine Anzahl kleiner, weit von einander entfernter Stein- und Torfschollenhütten hingestreut, die man kaum von der Umgebung unterscheiden kann, und Sie haben ein kleines Bild von dem Districte, den wir durchforschen wollten. Einige Wohnungen lagen an der Straße, zu anderen aber konnten wir nur über den Sumpf gelangen, wo keine Spur von einem Weg zu sehen war. Wir müssen ohne Zweifel ein recht interessantes Schauspiel dargeboten haben, als wir, mit dem Priester an unserer Spitze, dessen langer Talar im Winde flatterte, nicht ohne mannigfaches Mißgeschick in unserem ungewohnten Beginnen, von einer Scholle zur anderen sprangen, um über die schlammigen Vertiefungen oder die mit Wasser gefüllten Gräben hinwegzusetzen. Das Elend und die Verlassenheit, welche ich in diesen Sumpfwohnungen gefunden, hat mich so ergriffen, daß ich auch jetzt noch, nach 24 Stunden, kaum im Stande bin, es zu beschreiben. Was mich so erschütterte, war nicht etwa die augenblickliche, außergewöhnliche Noth, sondern das tagtägliche Leben, die normale Lage von Hunderten, ja Tausenden von Familien an der Westküste Irlands ... Man gestatte mir, den Zustand einiger Wohnungen, die ich besuchte, hier zu beschreiben. 1) Ein Torfhäuschen an der Straße, von dem meine mit dem Westen noch unbekannten Begleiter nicht glauben wollten, es sei eine menschliche Wohnung. Gegen die Straße hin war die Hütte ungefähr 4—5 Fuß hoch; da aber auf der entgegengesetzten Seite der Boden steil sank, so konnten wir durch eine niedrige Öffnung hineingelangen. Drinnen erschien uns zuerst Alles dunkel,

da ein dichter Torfrauch den Raum füllte und unsere Augen blendete. Nur allmählich konnten wir uns an den Rauch gewöhnen. Durch eine Dachlucke, wo der Rauch hinausziehen sollte, aber es nicht that, drang etwas Licht in die Hütte und ließ uns eine Frau mit mehreren Kindern erkennen, die auf dem Boden um ein kleines Feuer herumkauerten. Sessel oder Tisch war keiner vorhanden, wahrscheinlich war ein kleiner Stuhl alles, was sie an dergleichen Möbeln besaßen. Die Bettstelle war mit einem zerrissenen Überzug bedeckt, unter dem man etwas Stroh über die Bretter ausgebreitet hatte. Die Kinder, welche auf dem Bette keinen Platz finden, legen sich in ihren dünnen Kleidern, die sie das ganze Jahr nicht ablegen, auf etwas Heu oder Stroh am Stein- oder Erdboden. Die Familie hatte gar keine Existenzmittel mehr; ohne die geringe ihr wöchentlich als Almosen gereichte Ration Mais hätte sie verhungern müssen. Der Mann, der recht arbeitsam zu sein schien, bemühte sich, trotz des schlechten Wetters, ein kleines Stück Boden für die kommende Jahreszeit umzuackern. Er hatte ‚kein Hausthier mehr, weder Kuh noch Schaf, nur noch vier oder fünf Hühner'. Er war zur Erntezeit in Schottland gewesen, hatte aber nichts verdient und war jetzt den Pachtzins und die Nahrung schuldig und völlig ruinirt. — 2) Eine Wittwe mit fünf Kindern; eine Steinhütte, die außer einer Bettstelle und einer kleinen Wiege kein Möbel enthält. Sie war jedoch besser erleuchtet als die vorige; aber es diente dieß nur dazu, die Noth und das Elend noch augenscheinlicher zu machen. Die Familie hatte nicht einmal Hühner mehr, um mit dem geringen Erlös aus den Eiern das zur wöchentlichen Armenration nöthige Salz und andere Kleinigkeiten zu kaufen. Die Frau, deren Mann vor einigen Monaten gestorben war, sah schwach und kränklich aus und litt an Augenentzündung. In ihren Armen trug sie ihr jüngstes Kind, ein armes schwächliches Wesen, dem man den Hunger auf dem Gesichte las und das laut weinte. Das einzige Kleidungsstück, welches dieses und noch drei andere Kinder trugen, war ein ihnen vom Priester geschenktes Hemd, das sie kaum genügend bedeckte und erkennen ließ, wie armselig und abgemagert sie waren. ..... 3) Eine andere große Familie. Vater, Mutter, Kinder und einige Nachbarn kauern alle müßig um das Feuer herum, nur eine Frau ist am Stricken. In dem einzigen vorhandenen Bett lag eine alte kranke Frau, die Mutter der früheren Hausfrau, die sorglich gepflegt wurde. Die Übrigen schlafen auf etwas Stroh oder Heu am Felsenboden. Auch hier wieder die alte so traurige Wahrnehmung. Absolut nichts mehr vorhanden und keine Arbeit; alle müßten ohne das ihnen gereichte Almosen verhungern. — Nur noch ein Beispiel von vielen. ‚Sehen Sie jene Hütte dort im Sumpf?' fragte mich der Priester. Obwohl mit den Sumpfwohnungen schon vertraut, konnte ich sie doch zuerst nicht entdecken, bis ich endlich aus einem kleinen Haufen Torfschollen Rauch aufsteigen sah. Wieder mußten wir über den Sumpf springen und erreichten endlich die armseligste dieser ärmlichen Hütten, welche wo möglich noch erbärmlicher ist, als die Sumpflöcher von Erris, die ich im Jahre 1847 besuchte. Hier leben ein alter Mann und eine alte Frau in einem in den Torf gegrabenen Loche, das ungefähr 3 Fuß unter der

Oberfläche lag und 6 Quadratfuß weit war. Von Thüre und Kamin keine Spur. Der Regen drang durch die einzige etwa 3 Fuß hohe Öffnung, welche dem Rauch und den Bewohnern als Ausweg diente."

3. Also nicht in künstlicher Agitation, auch nicht in den Mißernten der letzten Jahre, sondern in dem andauernden Elend, in der seit vielen Jahrzehnten fast beständigen Hungersnoth ist die wahre Ursache der heutigen irischen Bewegung zu suchen. Daran kann kein Zweifel sein. Aber nun fragt sich weiter, worin hat denn diese dauernde Nothlage selbst ihren Grund? Aus den oben angeführten Schilderungen geht schon zum Theil hervor, daß die Übervölkerung die wahre Ursache der beständigen Nothlage Irlands nicht sein kann, so gerne man auch in der englischen Presse diesen Grund betont, um die Verantwortlichkeit von der eigenen Schulter abzuwälzen und die Regierung zur staatlichen Unterstützung der Auswanderung zu vermögen. Auch nach den allerniedrigsten statistischen Angaben beläuft sich der noch uncultivirte Boden (waste land) auf weit über eine Million Acker (Statute acres). Dabei ist der zur Gewinnung des nöthigen Brennmaterials erforderliche Torfgrund und jener Theil des Landes, der die Kosten der Urbarmachung nicht lohnen würde, nicht mitgerechnet. Nimmt man hierzu noch, daß auch der angebaute Theil des sehr ertragsfähigen Bodens ganz vernachlässigt ist (ungefähr zwei Drittel des Gesammtgebietes ohne die größern Seen und Flüsse, oder 10 261 222 Acker, sind Wiesenland im primitivsten Zustande), so wird man kaum behaupten dürfen, daß Irland seine Bevölkerung bei besserer Bodencultur nicht zu ernähren vermöge. Zudem steht fest, daß schon im Jahre 1841 die Seelenzahl Irlands sich auf 8 175 124 belief und in den folgenden Jahren bis 1845 auf ungefähr 8½ Millionen stieg. Dagegen war sie schon im Jahre 1871 auf 5 412 377 herabgesunken. Seitdem dauert die Abnahme noch beständig fort, so daß sie heute nicht viel über 5 Millionen beträgt. Und dieser Verlust kommt ausschließlich auf Kosten der Landbevölkerung, da die größeren Städte einen bedeutenden Zuwachs an Einwohnern aufweisen. Wenn nun Irland vor 40 Jahren über acht Millionen ernähren konnte, sollte es heute, wo der Landbau über so viele technische Erfindungen verfügt, nicht im Stande sein, 5 Millionen zu erhalten? Auf dem Drittel des Bodens ernährt Belgien dieselbe Bevölkerung wie Irland. In der That hat man auch in England selbst schon berechnet, Irland vermöchte bei rationellerer Bodencultur 18 Millionen Einwohner zu ernähren.

4. Wir sprachen eben von vielfach unbebautem Lande, von vernachlässigter Bodencultur. Woher diese traurige Erscheinung? Der Engländer ist schnell mit der Antwort zur Hand: „Mit dem trägen Irländer (lazy Irish) ist nichts anzufangen. Er gehört einmal einer niedrigern Race an, er ist leichtsinnig und hat kein Verständniß für eine geordnete Haushaltung." Daß der englische Charakter dem irischen an Entschiedenheit und Ausdauer überlegen ist, geben wir gerne zu. „Paddy" ist vorwiegend Gefühlsmensch: er ist großmüthig, treuherzig und tapfer; aber leidenschaftlich, leichtbeweglichen Sinnes und den lärmenden Vergnügungen allzu sehr zugethan. Nur zu leicht läßt er sich von dem augenblicklichen Eindrucke beherrschen. Aber trotzdem geben wir nicht zu, daß die Ursache der Nothlage Irlands im „keltischen" Charakter zu suchen sei. Die Geschichte der Insel der Heiligen vor der englischen Eroberung beweist, daß es dem Sohne Erins weder an Kraft noch an Geschick gebricht, seine Heimath zu einer Wohnstätte blühender Cultur und Wohlhabenheit zu erheben. Und obwohl das Proletarierdasein, welches die ganze irische Nation Jahrhunderte lang geführt, den Volkscharakter schädigen mußte, so ist doch auch heute noch die Trägheit kein Nationalfehler der Irländer. Schon im Jahre 1823 erklärte eine nach Irland abgeordnete Commission des Unterhauses: „Weit entfernt davon, allgemein nachlässig und träge zu sein, sind die irischen Bauern ängstlich beflissen, sich Arbeit zu verschaffen." [1] Auch die Reiseberichte des schon genannten Mr. Tuke, des Parlamentsmitgliedes Mr. Ch. Russel [2] und Anderer liefern zahlreiche Beweise, daß es den irischen Bauern an Arbeitsamkeit nicht fehlt und die Ursache des mangelhaften Landbaues nicht im trägen Charakter der keltischen Race gesucht werden kann.

Man halte uns auch nicht die gedrückte Lage der Irländer in den großen Städten Englands und Amerika's entgegen, wo sie, trotz der scheinbaren Leichtigkeit, ihre Lage zu bessern, ein so großes Contingent zum Proletariate liefern. Wir könnten vor Allem darauf hinweisen, daß eine große Zahl Irländer, namentlich in Amerika, sich zu Reichthum und Ansehen emporgeschwungen hat. Allein die Censur der Volksvertretung der Vereinigten Staaten über die englische Mißregierung in

---

[1] Cf. O'Brien, The Parliamentary History of the Irish Land Question from 1829 to 1869. London 1880. p. 209.

[2] New views on Ireland. London, Macmillan, 1880.

Irland beweist, daß das irische Element in Amerika mächtig ist. In den Jahren 1848 bis 1864 haben die irischen Auswanderer über 13 Millionen Pf. St. oder 260 Millionen Mark in ihre Heimath zurückgeschickt, um die Noth ihrer daheimgebliebenen Verwandten zu lindern, ein Beweis, daß sie sich bedeutende Summen erspart haben. Trotzdem sind wir nicht gewillt, die vielfach elende Lage der Irländer in der Fremde in Abrede zu stellen. Wir begreifen recht wohl, warum der irische Klerus im Allgemeinen ein entschiedener Gegner des Auswanderungssystems ist. Sehr viele Auswanderer entgehen der Noth im Auslande nicht nur nicht, sondern verlieren dazu noch ihre Unschuld, ja selbst ihren Glauben, dieses höchste Kleinod, für dessen Erhaltung Irland mehr geduldet und gelitten, als irgend eine andere Nation der Welt. Bischof Spalding von Peoria entwirft in der neuesten Nummer der „Dublin Review“ ein recht düsteres Bild von der Lage der Irländer in Amerika und spricht sich entschieden gegen die Beförderung der Auswanderung aus. Weil jedoch voraussichtlich der irische Exodus nach den Vereinigten Staaten nicht sobald aufhören wird, so hat sich ein eigener Verein zur Ableitung des Auswanderungsstromes nach dem Ackerbau treibenden Westen Amerika's gebildet. Bischof Spalding erkennt gerade darin eine der Hauptursachen, warum der Irländer so leicht in Amerika in geistiges und leibliches Elend geräth, weil er durch Tradition und Gewohnheit auf den Ackerbau hingewiesen ist, aber bei der Übersiedelung in die neue Heimath in den großen Industriestädten sich niederläßt und hier bei seinem für Böses und Gutes gleich leicht empfänglichen Gemüthe der ihn umgebenden Verlockung nicht zu widerstehen vermag. Es ist dieß auch leicht erklärlich. Um sich im Westen als Ackerbauer ansiedeln zu können, muß der Auswanderer schon ein kleines Capital mitbringen. Der ganze Reichthum des Irländers bei seiner Ankunft in der neuen Welt besteht aber gewöhnlich in seinen kräftigen Armen und seinem reichen Mutterwitz. Technische Vorkenntnisse besitzt er meistens gar keine. So bleibt ihm denn, um seine zahlreiche Familie zu ernähren, nichts Anderes übrig, als sich der ersten besten ihm zugänglichen Erwerbsquelle zuzuwenden, das heißt Handlanger in irgend einer Fabrik oder beim Straßenbaue zu werden, oder aber als Kohlengräber in einem Bergwerke zu verschwinden. Wer wüßte nun aber nicht, wie schwer es bei der heutigen Lage der Industrie für die gewöhnlichen Arbeiter ist, ich sage nicht, sich zu Wohlhabenheit und Reichthum emporzuarbeiten, sondern auch bloß sich ehrsam zu ernähren

und an Tugend und Sitten nicht Schiffbruch zu leiden? Diese Schwierigkeit ist bei den Iren noch deßhalb viel größer, weil die Allermeisten wegen ihrer altererbten Bettlerarmuth daheim gar keine Gelegenheit hatten, sich an häuslichen Sinn zu gewöhnen und sich nun auf einmal in eine für sie höchst verderbliche Umgebung geworfen sehen.

Die hier gemachten Bemerkungen widerlegen auch zum guten Theil die Ansicht, welche die Hauptschuld am Nothstande Irlands der Trunksucht beilegen möchte. Allerdings hat der Whisky große Verheerungen unter dem irischen Volke angerichtet, wer möchte es läugnen? Aber Irland steht sich schließlich hierin nicht schlimmer als Schottland und England. Nur zu leicht bildet sich der Engländer seine Ideen über Irland nach den zerlumpten und leider nur zu oft betrunkenen irischen Arbeitern, die ihm auf der Straße der großen industriellen Mittelpunkte Englands begegnen. Aber es ist ungerecht, von diesen auf das gesammte irische Volk zu schließen. Überall herrscht minder oder mehr die Trunksucht unter den gewöhnlichen Fabrikarbeitern, und es ist anerkannt, daß die Irländer daheim viel nüchterner sind als in den englischen Städten. Der verhältnißmäßige Consum an berauschenden Getränken ist in Irland geringer, als in Schottland und England. Daß der Irländer sich zu beherrschen weiß, zeigen die großartigen Erfolge, welche die Mäßigkeitsvereine in Irland selbst erzielt haben. Und in der That, sollte ein Volk nicht verstehen, nüchtern zu sein, welches so zahlreiche Klöster mit Asceten füllte und der Kirche so viele Heilige schenkte? Wenn ein großer Theil des irischen Volkes sich der Trunksucht ergeben, so ist der Grund in dem äußersten Elend zu suchen, in welches es der englische Eroberer gestürzt und das es im Rausche zu vergessen suchte. Auch der Umstand hat viel zur Beförderung der Trunksucht beigetragen, daß dem Irländer keine Gelegenheit geboten war, seine geringen Ersparnisse auf eine vortheilhafte Weise im Ackerbau oder in der Industrie zu verwenden. Man verbessere die heutige ökonomische Lage des irischen Volkes, man verschaffe ihm ein sicheres Interesse an der Cultur des Bodens, auf dem es wohnt, und die Trunksucht wird unter dem Einflusse einer geregelten Seelsorge kein unübersteigliches Hinderniß zur Hebung der Wohlfahrt und damit zur dauernden Beruhigung Irlands sein.

Doch es ist Zeit, daß wir uns der eigentlichen Quelle des irischen Nothstandes, dem Verhältniß zwischen Grundeigenthümer und Pächter, zuwenden. Zuvor müssen wir aber einen flüchtigen Blick auf die Vergangenheit der Insel des hl. Patrick werfen. Nur an der Hand der

Geschichte vermag man die ganze Breite und Tiefe des schroffen Gegensatzes zwischen England und Irland zu begreifen und das Verhalten hüben und drüben im rechten Lichte zu würdigen.

(Fortsetzung folgt.)

Victor Cathrein S. J.

Ein Wort über die Vivisection.

(Schluß.)

Die Vivisection hat einen guten Kern: das sahen wir in einem früheren Artikel. Nach ihrem wahren, aller zufälligen Mißbräuche entkleideten Wesen steht dieselbe in voller Übereinstimmung mit den Gesetzen der Sittlichkeit; und daß sie bereits zur Rettung vieler Menschen geholfen hat und noch weiter zu helfen verspricht, scheint, trotz einer oder andern Gegenrede, außer Zweifel. Selbst Dr. Grysanowski, ein entschiedener Antivivisectionist, berichtet von Hr. Spencer Wells in London, wie derselbe durch vivisectorische Versuche die größte Fertigkeit in der Chirurgie erlangt und durch Operationen, die vor etwa dreißig Jahren nur höchst selten, und dann fast immer mit kläglichem Erfolge, versucht wurden, nahezu 800 Personen nicht nur dem Leben, sondern vollständiger Gesundheit wiedergegeben hat. „Wenn man die bisherigen Folgen,“ so schließt Dr. Grysanowski mit Recht, „und die ganze Tragweite dieser Versuche überlegt, so scheint es abgeschmackt, vereinzelte Vivisectionen dieser Art nicht billigen zu wollen.“ [1]

Aber die Medaille hat eine Kehrseite. Wenn wir in Pflügers „Archiv für die gesammte Physiologie“ (Bonn, bei Cohen), Bd. 13, S. 17 den Bericht des Prof. Goltz von Straßburg lesen: „Einer Bulldogge am 8. November 1875 zwei Löcher in den Kopf gebohrt und das Gehirn durchspült. Das Thier wird auf dem rechten Auge blind. Am 11. December schäle ich dem Hunde den linken Augapfel aus. Am 10. Januar 1876 neue Gehirnszerstörung; am 5. Februar die dritte,

---

[1] Die Vivisection, ihr wissenschaftlicher Werth und ihre ethische Berechtigung. Von Jatros (Dr. med. Grysanowski). S. 70. — Obgleich wir nicht alle Ideen in dieser Schrift theilen können, wollen wir hier doch rühmend hervorheben, daß sie zum Besten gehört, was über diese Frage geschrieben worden.

dießmal rechts. Stirbt am 15. Februar": — so dürfte vielleicht schon Jemand fragen: Ist das noch eine respectable Vivisection?

Das führt uns zur zweiten Frage: „Kommen bei Ausübung der Vivisection Mißbräuche vor, welche offenbar unmoralisch sind und gesetzliche Einschränkungen erfordern, oder soll die Vivisectionsfreiheit unangetastet fortdauern?"

Als zu Berlin das neue physiologische Institut der Königl. Friedrich-Wilhelms-Universität am 6. November 1877 feierlich eröffnet wurde, sagte dessen Director Hr. E. Du Bois-Reymond in seiner Festrede: „Gewiß kann die Vivisection mißbraucht werden." Damit ist jedenfalls betont, daß auch dem Vivisector in der sittlichen Ordnung „Schranken" gezogen sind.

Dieß ist in der That der richtige Standpunkt. Gott, der absolute Herr der Geschöpfe, hat die Thiere nicht der menschlichen Willkür vor die Füße geworfen; er handelt weise und verfolgt Zwecke, die seiner Heiligkeit und Güte entsprechen. Darum hat er Alles geordnet und bestimmt nach „Maß, Zahl und Gewicht". Die niedere Ordnung der Thierwelt, so sagten wir im vorigen Artikel, muß der höhern Ordnung der Menschheit dienen, als Mittel zum Zwecke ihrer Bestimmung. Mit dem Zweck sind aber sofort Schranken gezogen für die Mittel. Was keine Beziehung zum Zweck hat, was in keinem Verhältniß als Mittel zum Zweck steht, das ist von dem weisen Ordner der Schöpfung nicht gewollt, das hat keine Berechtigung, das existirt höchstens, wie die Schuld existirt, hervorgegangen aus dem Mißbrauch des freien Willens.

Wenn also Dr. Hermann in Zürich und Andere dem Menschen eine „schrankenlose" Herrschaft über die Thierwelt vindiciren, so können wir ihm nicht beistimmen. Nein! Schranken gibt es auf allen Gebieten, auch auf demjenigen der „Wissenschaft". Warum hier nicht? Die Wissenschaft ist doch kein Land, das von der allgemeinen göttlichen Weltordnung durch Grenzpfähle juridisch abgetrennt werden könnte, so lange der Schöpfer der unendliche, absolute Gott bleibt. Und etwa so eine moderne „République Française" zu sein, in welcher freigeistige Genies als Gambetta-Enormitäten schalten und walten könnten, ohne sich um Gott wie um anständige Menschen im Geringsten zu kümmern: das wird die deutsche Wissenschaft wenigstens auch nicht als höchstes Ziel ihres Ringens betrachten. Die Wissenschaft ist von Hause aus von höherem Adel; als ein bevorzugtes Geschöpf Gottes hat sie Vollmachten zu einer heiligen Mission: mit ihrer Fackel in die dunkelsten

Gebiete hineinleuchtend, soll sie Entdeckungen machen und Wahrheiten finden, welche nichts Anderes als Gottes Gedanken sind, hineingelegt in seine Schöpfung; und mit diesen Gedanken soll sie finden und verkünden Gottes Pläne und die Anordnungen seines ewigen Gesetzes, vor denen sie mit aller Ehrfurcht zuerst ihre Stirne zu beugen hat.

Die Gedanken und Pläne des Schöpfers findet die Wissenschaft, wie die Vernunft überhaupt, zunächst in der Natur der Wesen. Wenn nach Prof. Andreozzi's Zeugniß zwischen den Jahren 1545 und 1570 dreizehn Männer und Frauen seitens der toskanischen Regierung den Doctoren von Pisa zur Vivisection übergeben wurden [1], so ist das eine Mißachtung der menschlichen Natur und daher auch eine Mißachtung des göttlichen Gedankens und des göttlichen Willens. Der Mensch ist als Vernunftwesen keine Sache, sondern eine Person, bestrahlt „von dem Lichte des göttlichen Antlitzes": alle unpersönlichen Dinge sind ihm unter-, nicht übergeordnet. Auch die Wissenschaft ist nur ein unpersönliches Wesen, daher ist zum Beispiel die Physiologie für den Menschen, nicht der Mensch für die Physiologie da.

Die Thiere sind keine Personen; sie tragen durch ihre vernunftlose Natur, als dem Menschen untergeordnete Mittel, den Charakter von Sachen. Indeß muß auch hier ein Unterschied zwischen empfindungsfähigen und empfindungslosen Sachenwesen zur Geltung kommen.

Die Empfindung des Thieres hat in Gottes Absicht einen Zweck: wozu ist sie da? — Sie hat das Thier zu seiner bestimmungsgemäßen Thätigkeit anzuleiten; die angenehme Empfindung zeigt, was seiner Natur und Bestimmung entspricht, die schmerzliche offenbart das Gegentheil. Das Thier achtet darauf instinctmäßig; der Mensch soll vernunftmäßig darauf achten und weder diesen Schmerz völlig zwecklos erregen, noch an den Qualen des Thieres sich ergötzen. Daher kommt der Widerwille unverdorbener, sittlicher Menschen gegen Thierquälerei; die vernünftige, unbefangene Seele fühlt die Unordnung, den Mißbrauch und ruft Pfui! Wer hätte im Leben nicht schon Gelegenheit gehabt, ein directes Verhältniß zwischen Charaktergüte und dem Mitleid auch mit vernunftlosen Geschöpfen zu beobachten? Viele behaupten, wer gegen Thiere grausam sei, könne nimmer ein guter Mensch sein. In civilisirten Staaten bestehen darum Thierschutzgesetze.

Hierbei wissen wir wohl, daß den Thieren, auch bei dem sittlichsten

---

[1] Friedr. Zöllner, Über den wissenschaftlichen Mißbrauch der Vivisection, S. 77.

Gebrauch, nicht aller Schmerz erspart werden kann; selbst bei den Menschen ist das nicht der Fall. Auch die vernunftlose Creatur seufzt, dem Apostel zufolge, unter dem Fluche der Sünde. Ja, wo wir vor die Alternative von Menschenschmerz oder Thierschmerz gestellt sind; wo es sich darum handelt, ein wirkliches Bedürfniß des Menschen, eine schmerzliche Krankheit u. dgl. zu beseitigen, was nicht ohne den Schmerz eines als Mittel gebrauchten Thieres erreicht werden kann, da ist es ganz in der sittlichen Ordnung, das vernunftlose Geschöpf, so weit als nothwendig, zum Opfer zu bringen. Dabei bleibt die bezeichnete Schranke ja doch bestehen. Wer weiß das nicht? Etwas Anderes ist die schmerzliche Behandlung des Thieres, welche in einem höheren Interesse nöthig und darum wohlbegründet ist: sie bedeutet einen legitimen Gebrauch; etwas Anderes ist die schmerzliche Behandlung, welche unnöthig, muthwillig, frivol ist: diese nennen wir Mißhandlung, diesen Gebrauch nennen wir Mißbrauch.

Kommen nun in Betreff der Vivisection solche Mißbräuche vor, welche die von Gott gesetzten und aus der Natur der Thiere erkennbaren Schranken überschreiten?

Wir glauben ja, und dieß im Hinblick auf authentisch bezeugte, ganz unläugbare Thatsachen. Wir wollen die Leser nicht mit der Aufzählung abstoßender Experimente behelligen, sondern nur kurz einige Arten jener Mißbräuche berühren.

Für's Erste müssen ziel- und maßlose Experimente bei der heutigen Ausdehnung der Vivisection sehr viele vorkommen. Es ist ja die Vivisection eine Alltagsbeschäftigung von vielen Physiologen und von noch mehr Stümpern geworden [1]. Und mit welchem Nutzen? — Hervorragende medicinische Fachmänner, wie z. B. die berühmten Ärzte Nélaton, Sir William Fergusson und Sir Charles Bell, haben erklärt, daß unter jedem Tausend von solchen Vivisectionsversuchen kaum mehr als der zehnte Theil irgend einen, wenn auch nur geringen Werth für die Wissenschaft und Heilkunde beanspruchen könne, und daß die übrigen 900 als vollständig unnütz und werthlos erachtet werden müßten [2]. In dieser Überwucherung maß- und zweckloser Versuche liegt ein zweifelloser Mißbrauch der Vivisection vor.

---

[1] Nach Dr. G. Voigt (Für oder wider die Vivisection? Leipzig, bei H. Voigt) haben einzelne Fabriken ihre Instrumente zum Festschrauben der Hunde zu Tausenden verkauft, was doch gewiß über den Bedarf der Laboratorien weit hinausgeht.

[2] v. Weber, a. a. O. S. 11.

Und welche Rücksicht auf die Empfindungsfähigkeit der Thiere nimmt man bei diesen Experimenten? Werden unnöthige Quälereien vermieden, wie das die sittliche Ordnung fordert?

Leider ist das mißbräuchliche Gegentheil geradezu die Regel. Dieß folgt schon aus der Passion des Vivisectors für seine blutigen Experimente. Man glaubt kaum mehr an die Empfindungsfähigkeit und Qualen der Thiere. Es ist in der That widerwärtig zu lesen, wie alle von der englischen Commission verhörten Vivisectoren einstimmig behaupteten, daß zu Tode hungern, zwicken, vergiften, ersticken, innere Organe, wie Leber, Milz und Nieren ausschneiden u. s. w., den betreffenden Thieren durchaus keine Pein verursachten [1].

Übrigens kümmern sich die Meisten gar nicht um diese Frage. Wir können einem Vivisector, wie Prof. Klein aus Wien, gewiß glauben, wenn er, nach der Mittheilung der englischen Commission in § 3540, erklärte: „Ein physiologischer Experimentirer, dessen Aufmerksamkeit ganz durch die wissenschaftliche Seite seines Experimentes in Anspruch genommen wird, hat weder Zeit noch Lust, sich darum zu bekümmern, was das Opferthier bei seinen Versuchen fühlt.“ Er sagt überdieß in § 3546, daß es in den physiologischen Laboratorien auf dem europäischen Continente, also in Deutschland, Österreich, Frankreich und Italien, allgemein üblich sei, die Schmerzempfindungen der gefolterten Thiere gänzlich zu ignoriren [2]. Daher kommt es so häufig vor, daß, wo man an Chloroformirung gedacht und solche auch wirklich, wenigstens im Interesse des Experimentes, angewandt hat, man doch nachher sich nicht um die Tödtung der grausam zugerichteten Thiere kümmert.

Um die Frivolität gewisser Vivisectoren noch besser kennen zu lernen, müssen wir ihre „expériences morales“ berühren: so nennen sie die Experimente, welche zum Studium der „moralischen“ Eigenschaften der Thiere angestellt werden. Zwei Beispiele sagen uns genug.

Professor Magendie in Paris wollte wissen, ob die thierische Mutterliebe sich auch noch im Augenblicke des Todes beim Anblicke der Jungen kundgebe. Nicht wahr, ein wichtiges Problem! Er nahm also eine trächtige Hündin, band sie fest, schlitzte ihr dann den Leib auf, und siehe, die Hündin machte sterbend noch Anstrengungen, ihre Jungen zu lecken! Das ist nun eine Entdeckung der „Wissenschaft“.

---

[1] v. Weber, a. a. O. S. 21.

[2] v. Weber, a. a. O. S. 22.

Zweitens, das Experiment Brachet's von älterem Datum. Dieser wollte wissenschaftlich (!) constatiren, wie weit die Anhänglichkeit eines Hundes gegen den Herrn gehe. Zu diesem Zwecke quälte er seinen Hund eine Zeitlang, so oft er ihn sah; dann ging er weiter und zerstörte dessen Augen, damit das Thier die theure Gestalt seines Herrn nicht mehr erkenne; ferner, damit es auch seine gewinnende Stimme nicht länger höre, durchbohrte er in beiden Ohren desselben das Trommelfell und füllte das Innere mit geschmolzenem Wachs aus. „Dann liebkoste ich das Thier," fährt der Gelehrte in seinem Bericht an die Akademie fort, „und nun, da es mich weder sehen noch hören konnte, zeigte es nicht nur keinen Zorn, sondern schien nicht unempfindlich für meine Liebkosungen." [1] Der Leser wird übergenug mit diesen „moralischen Experimenten" haben.

Die Nachbarn sind von den Vivisectoren am meisten gefürchtet. Besonders um sie nicht mit dem Heulen und Wimmern der armen Thiere zu belästigen, war noch vor zwanzig Jahren die Anästhesirung durch Äther und Chloroform in Gebrauch. Indeß ist dieses Mittel von der Natur des Experiments oft ausgeschlossen und ohnehin nur von einer vorübergehenden Wirkung, die mit der langen Dauer des Versuchs in keinem Verhältnisse steht. Da machte man in neuerer Zeit die wichtige Entdeckung des „Curare".

Das Curare ist ein Pfeilgift der Indianer am Orinoco, welches man nur in das Blut eines thierischen Organismus überzuführen hat, um das System der Bewegungsnerven vollständig lahm, das Thier also bewegungslos zu machen. Wegen der Lähmung der Athmungsmuskeln aber muß eine künstliche Respiration dadurch bewirkt werden, daß man mittelst eines Blasebalgapparates Luft in die Lungen des curarisirten Thieres einbläst. Wohlgemerkt bleiben aber, nach Claude Bernard [2], hierbei die Empfindungsnerven vollständig unberührt. In diesem absolut gelähmten, aber empfindungsfähigen Zustande muß nun das unglückliche Thier stunden-, oft tagelang die fürchterlichsten Versuche schweigend über sich ergehen lassen, mit deren Beschreibung wir den menschlich fühlenden Leser hier billig verschonen können [3]. Ebenso wenig brauchen wir noch einmal das schon öfter Gesagte zu wiederholen, daß wir nicht gegen

---

[1] Jatros, a. a. O. S. 87.

[2] Revue des deux Mondes, Septemb. 1864. p. 173.

[3] Mehrere detaillirte Angaben über solche Versuche aus deutschen, österreichischen und schweizerischen Laboratorien s. v. Weber, a. a. O. S. 41 ff.

solche Vivisectionen sind, wenn sie wirklich der Wissenschaft nützen. Doch ist klar: je schauderhafter die Qualen der den Experimenten unterworfenen Thiere sind, um so mehr sollte man ganz zweck- und nutzlose Versuche vermeiden, was nach den oben angeführten Zeugnissen leider nicht der Fall ist.

Einen Punkt müssen wir noch berühren: die Vivisection als Anschauungsunterricht für die jungen Studirenden.

An den physiologischen Instituten der Universitäten pflegen die Professoren ihre Demonstration mit vivisectorischen Experimenten zu begleiten, zu stützen und interessant zu machen. Manche ernste Männer der medicinischen Wissenschaft betrachten dieselben als unnütz, ja geradezu als schädlich, und darum sucht man von vielen Seiten ein gesetzliches Verbot derselben zu bewirken. Auf der andern Seite erklärt sich das schon einmal erwähnte Gutachten der medicinischen Facultät von Zürich entschieden gegen ein solches Verbot; dasselbe findet den wahren Nutzen eines demonstrativen Versuchs in der Unmöglichkeit begründet, sich von complicirten Erscheinungen eine richtige Vorstellung zu bilden, ohne sie mit dem eigenen Sinne wahrgenommen zu haben.

Es ist in der That nicht zu läugnen, daß die physiologische Vorlesung eines Professors durch experimentelle Vorführung der betreffenden Thatsachen an Deutlichkeit und Wirkung bedeutend gewinnen muß. Aber auch hier, wie überall, ist Maßhalten geboten, damit nicht durch zweckloses, leidenschaftliches Viviseciren das Gefühl der jungen Mediciner verhärtet werde. Nothwendig ist allerdings dem Operateur, daß er sein Gefühl vollständig zu beherrschen vermöge, weil sonst die Sicherheit der Operationen gefährdet wird; und ohne Zweifel kann es ein Nutzen der Vivisectionen sein, daß sie dem Arzte hierzu verhelfe. Doch zwischen Beherrschung und Verhärtung des Gefühles ist ein gewaltiger Unterschied. Mit der Beherrschung des Gefühles ist Mitleiden vereinbar, nicht aber mit der völligen Verhärtung. Und was ist ein Arzt, dem Mitleiden mit seinen Patienten mangelt, der gefühllos gegen deren Schmerzen ist? Es ist nun aber eine ganz unläugbare Thatsache, daß leidenschaftliches Viviseciren bei der materialistischen Richtung unserer Zeit leicht das Gefühl ganz verhärtet.

In London allein gibt es fünf große Gesellschaften, welche zur Verhinderung solcher Mißbräuche und Folgen der Vivisection Alles aufbieten; den Vorsitz derjenigen in Victoria-Street z. B. hat der bekannte Staatsmann Earl of Shaftesbury, und unter ihren Vicepräsidenten

finden wir den katholischen Kirchenfürsten Cardinal Manning neben dem protestantischen Erzbischof von York und andern Bischöfen, Lords und Mitgliedern des Parlamentes. Dieselben verkennen die große Gefahr nicht, daß die Vivisection die Schranken der Thierwelt überschreite und zu verwerflichen Versuchen an den Menschen führe.

Diese Gefahr ist von medicinischen Schriftstellern selbst deutlich signalisirt. Die Petition an den deutschen Reichstag verweist auf Dr. med. Guardia, der in seinem Buche „System der Chirurgie" S. 733 sagt: „Man betreibt nur zu viel Experimentalchirurgie in den Spitälern. Man glaubt nicht, in wie hohem Grade die Gewohnheit des Vivisecirens die ganze heutige Operationspraktik beeinflußt." Sie verweist auf Professor Falck in Marburg, einen der leidenschaftlichsten Anhänger der Vivisection, der in Nr. 93 der „Didaskalia" constatirt, „daß in manchen Krankenhäusern der Mißbrauch herrsche, daß Kranke zu gewagten Experimenten verwendet werden". Sie verweist ferner auf den Vivisector Professor Cyon, der auf S. 8 seiner „Methodik der physiologischen Experimente" (Gießen 1876) bemerkt: „Gar manche chirurgische Operation wird weniger zum Heile des Kranken, als zum Nutzen der Wissenschaft vorgenommen." Sie verweist endlich auf die Schrift „La ligue contre les vivisections" (Paris 1879), wo es S. 54 heißt: „Wie gar nicht anders erwartet werden kann, die Moral des Laboratoriums und des Operationszimmers ist auch die des Spitals, und man widmet hier den Leiden der Kranken ebenso wenig Aufmerksamkeit, als dort denen der Thiere. Unter dem Vorwande, daß sie gratis behandelt werden, geht man nur zu oft mit ihnen um, als hätten sie weder Rechte noch Gefühle und als wären sie nur empfindungslose Objecte zur Experimentation."

Also dahin kommt man mit der Übertreibung vivisectorischer Studien? — Hier wird die „Thierschutzfrage" doch offenbar zur „Menschenschutzfrage", und ganz mit Recht ruft man gegen den Feind nach der Wehr und Waffe des Gesetzes. Nach obigen Thatsachen sind hier, in der That, Interessen der Humanität, der Sittlichkeit und Cultur gefährdet, also Güter, zu deren Schutz die obrigkeitliche Gewalt von Gott und den Menschen aufgestellt ist. Das englische Parlament hat solches auch anerkannt und durch eine Acte vom Jahr 1876 die Vivisection auf's Äußerste beschränkt; und in ähnlicher Weise fordern nun die deutschen Antivivisectionsvereine den Schutz des Gesetzes gegen eine barbarische Verwilderung.

Ob aber Gesetze hier einen praktischen Erfolg haben würden, das wird freilich von Vielen sehr bezweifelt oder gar in Abrede gestellt. Ihr Erfolg, meinen sie, wäre doch immer von der staatlichen Controle abhängig, und dieses Palladium scheint ihnen im Lichte unläugbarer Thatsachen illusorisch. Ohnehin, so fügen sie bei, haben wir schon zu viele positive staatliche Gesetze, die wie Fußangeln an allen Lebenspfaden herumliegen und anständige Leute genugsam geniren, während die gefährlichen Elemente sich immer noch zwischendurch winden.

Gewiß, auch wir könnten die Hauptbedeutung von Gesetzen, welche die Vivisectionsfreiheit in die Schranken der Vernunft und Sittlichkeit zurückweisen, wesentlich nur darin erblicken, daß sie ein authentischer, öffentlicher Protest gegen Dinge wären, die das unverdorbene, sittliche Gefühl des Volkes verwerfen muß. Den Hauptschutz gegen die Mißbräuche der Vivisection finden wir aber in der Stärkung der religiös-sittlichen Ordnung. Die ältesten, die heiligsten, die bewährtesten Gesetze, diejenigen nämlich, welche Gott der Menschheit durch die vernünftige Natur und die positive Offenbarung gegeben hat, sollte man wieder zu Ehren bringen, diese mit Hochachtung und mit staatlichem Schutze umgeben, auf allen Gebieten die sogen. Menschenrechte den Rechten Gottes wieder unterordnen. Wenn aber das Gegentheil geschieht, wenn auch Männer der Wissenschaft, wie die Physiologen, sich schrankenlos über die Forderungen der Sittlichkeit hinwegsetzen, was Wunder, daß es überall hapert, zu allermeist mit der Wirksamkeit der positiven Gesetze in dem „souveränen" Staat? — „O, wenn sie es wüßten, diese loyalen Professoren der Naturwissenschaften," spottete Karl Vogt in seinem Reisebriefe an Herwegh[1], „daß sie es eigentlich sind, welche mit jedem Zuge ihres Scalpells dem christlichen Staate in den Eingeweiden wühlen. — Aber sie träumen immer noch!"

Ja, selbst Liberale, durch und durch in der Wolle gefärbt, glauben bisweilen hinter den Coulissen der Bühne, auf welcher sie selbst die Hauptrollen spielen, das Lachen des Mephistopheles zu vernehmen, weil seine Saat überall so fröhlich in's Kraut schießt. Es ist nicht anders. Auch die Vivisectionsfrage reicht tief hinab bis auf die Felsenfundamente, auf welchen die Ordnung der Gesellschaft, wie der religiöse Bau des Christenthums, ruht; und auch in Bezug auf sie müssen wir mit einem liberalen Organe zum Schluß erinnern: „Die Krisis, die wir

---

[1] Aus „Ocean und Mittelmeer", angeführt bei Fr. Zöllner, a. a. O. S. 247.

durchmachen, ist wesentlich eine sittliche; wenn es uns nicht gelingt, den moralischen Begriffen und Vorstellungen wieder Geltung zu verschaffen, auf denen unsere Cultur beruht, so sind alle andern Mittel zu ihrem Schutze vergebens." [1]

N. Marty S. J.

Endymion.

Mehr als vierundfünfzig Jahre sind es, seitdem der heutige Lord Beaconsfield, damals Benjamin Disraeli, als Jüngling von 21 Jahren, nach einer sehr kurzen juristischen Studienzeit zugleich als Literat und Publicist vor die Öffentlichkeit trat, indem er seinen ersten Roman „Vivian Grey" herausgab und gleichzeitig die Redaction einer täglich erscheinenden Zeitung „Representative" übernahm, welche mit der „Times" concurriren sollte. Das Blatt fristete nur ein sehr kurzes Dasein. Nach einem halben Jahr ging es ein. Glücklicheren Erfolg hatte der Roman, welchem der junge Schriftsteller denn auch, von einer Reise in die Levante zurückgekehrt, eine Reihe anderer Romane folgen ließ, die theils durch ihre Sittenschilderungen aus dem Leben der höheren Stände, theils durch originelle, neue Gedanken und Auffassungen, theils durch ihre politische Färbung und satirische Anspielungen auf die Gegenwart die öffentliche Aufmerksamkeit erregten. Es sind die Romane: „Popanilla", „Alroy", „Der junge Herzog" (1831), „Contarini Fleming" (1832), „Irion im Himmel", „Henriette Temple" (1836), „Venedig" (1837). Obwohl sich in denselben eine scharfe Beobachtungsgabe, lebendige Phantasie und reiche poetische Anlagen verrathen, bekunden sie doch mehr Hinneigung zum praktischen, politischen Leben, als zu stiller poetischer Beschaulichkeit. Sobald er konnte, betrat der Romancier auch wirklich das Feld der Politik, schrieb rein politische Schriften, und verwerthete fürder sein poetisches Talent hauptsächlich dazu, seinen politischen Anschauungen Ausdruck zu leihen, denselben Freunde zu gewinnen und sich selbst im lebendigen Andenken seiner Zeitgenossen zu erhalten. „Coningsby" (1844), wohl der bedeutsamste seiner Romane, von welchem 50 000 Exemplare allein nach Amerika wanderten, enthält ein förmliches politisches Programm [2]. „Sibil oder die beiden Nationen" erweiterte dieses Programm nach anderen Gesichtspunkten. „Tancred oder der neue

[1] „Nationalzeitung" vom 8. Juni 1878.

[2] Das Programm des sogen. jungen England, dessen Anhänger die conservativen altenglischen Grundsätze der Tories mit den industriellen und merkantilen Fortschritten der Neuzeit auszugleichen und so die social-politischen Probleme der Gegenwart zu lösen suchten.

Kreuzzug" (1847) lenkte von den social-politischen und Reformfragen der vierziger Jahre auf religiöse Fragen und Ideen über, ohne es indeß hier zu einer glücklichen Lösung zu bringen, da der poetische Staatsmann von einer ganz phantastischen Verehrung des Judenthums eingenommen war und darum die Bedeutung des Christenthums für die moderne Gesellschaft nicht erfaßte.

Selbst in das politische Leben Englands hineingerissen, verstummte von 1848 an der Romancier Disraeli, bis ihn endlich nach 20 Jahren das Establishment der irischen Staatskirche aus dem Cabinet verdrängte und ein vorübergehender Unmuth ihn bewog, in einem neuen Roman „Lothair" die Hochkirche zu verherrlichen, katholische Institutionen und Persönlichkeiten aber mit satirischer Feder zu verfolgen. Im Jahre 1874 wieder an die Spitze der Regierung gelangt, fand er keine Muße zu weiterer novellistischer Thätigkeit. Er hatte Wichtigeres zu thun. Als ihn indeß die Parlamentswahlen von 1880, trotz seiner großartigen Erfolge auf dem Gebiete der äußeren Politik, abermals aus der Regierung verdrängten, griff der merkwürdige Staatsmann — nun ein Greis von 75 Jahren — auch abermals zur Feder und beschenkte die englische Lesewelt gegen Ende vorigen Jahres mit einem neuen Roman: Endymion.

Die Urtheile über diesen neuen Roman lauten sehr verschieden. Ein Schweizer Kritiker nennt ihn „das langweiligste Geschwätz, was je dagewesen", ein Amerikaner wirft den ehrenwerthen Lord ganz aus der Literatur hinaus, ein deutscher Recensent erklärt Endymion für „ein Niedagewesenes an Geistesöde, schriftstellerischem Dilettantismus und Schamlosigkeit". Ein französischer Kritiker im „Monde" dagegen hält Endymion für den besten Roman Disraeli's, für ein Muster des politischen Romans überhaupt.

Unstreitig erinnert der neue Roman in manchen Zügen an die früheren, besonders an „Coningsby". Wie dort, so wird auch hier die praktische Heranschulung eines jungen Mannes für's Staatsleben geschildert. Wie dort, vollzieht sich diese Heranbildung theils in den Kreisen der mercantilen, bürgerlichen Geschäftswelt, theils in den Cirkeln der hohen und höchsten Aristokratie. Allein während dort ein festes politisches Programm in einem künstlerisch abgerundeten Zeitbild Leben und Gestalt erhält, verfließt hier eine an sich anziehende Familiengeschichte in das Traumland eines märchenhaften Glückes, phantastische Gestalten und Namen stören die dazwischen liegende ganz realistisch beschriebene Zeitgeschichte; diese selbst, weil viel zu lange, ermüdet durch ihre ewigen Ministerwechsel und Parlamentsschwierigkeiten, während eine Menge räthselhafter Anspielungen und Phantasiesprünge die an sich schlichte, manchmal anmuthige Erzählung zum Vexierspiel gestalten.

Den Roman jedoch ein „Niedagewesenes an Geistesöde, schriftstellerischem Dilettantismus und Schamlosigkeit" zu nennen, wie es dem deutschen Kritiker beliebt hat, das scheint doch mehr als stark, und ihm Zola's „Nana", d. h. die Geschichte einer gemeinen Pariser Dirne vorzuziehen und zwar aus Gründen der Moralität, das setzt einen seltsamen Begriff von Moralität voraus. Den ganzen Roman durchwaltet nicht nur ein feines Anstandsgefühl und eine gemessene äußere Respectabilität, sondern auch eine sittliche Würde

und Reinheit, die äußerst vortheilhaft von sehr vielen Producten moderner Belletristik absticht. Was aber die Geistesöde anbetrifft, so braucht man nur die Charakteristik des neidischen, eiteln und hämischen Brodliteraten St. Barbe zu lesen, um sich zu überzeugen, daß Lord Beaconsfield ebenso viel Geist und Witz besitzt, um treffende Charakterköpfe zu skizziren, als Frl. Evans oder Madame Lewes; wie soll man sie nennen?[1] Auch an Humor, Phantasie und Herz fehlt es nicht, obwohl der Novellist es nicht liebt, rührende Situationen geschwätzig breitzuschlagen. Es genügt ihm, die ergreifende Lage flüchtig anzudeuten und die Rührung dem Leser zu überlassen. Überhaupt skizzirt er mehr, als daß er mühsam schattirt oder colorirt. Auf Stimmungsbilder legt er wenig Werth und verwendet darauf auch keine Mühe; aber die Charaktere bilden ein sehr reichhaltiges, scharfgezeichnetes und interessantes Skizzenbuch.

Der liberale und doch ritterliche Prinz Florestan, der kluge Minister Sidney Wilton, der energische Staatsmann Roehampton, der radicale Farmerssohn und Fabrikherr Job Thornberry, der phantastische Jakobit Waldershare, der stille Naturfreund und Prediger Penruddock, der abgelebte steinreiche Lord Simon Montfort sind lauter bestimmte, kenntliche Figuren, die sich gleich dem Gedächtniß einprägen. Auch die Frauencharaktere sind von interessanter Verschiedenheit und fein gezeichnet. Mißglückt zu nennen ist wohl bloß der Held der Titelrolle, den selbst seine künftige Frau einmal „Ritter von der traurigen Gestalt" nennt. So fein und psychologisch nämlich auch Endymion charakterisirt ist, so hat sein Charakter doch zu wenig Kraft und Leben, als daß er als Hauptträger der Handlung befriedigen könnte. Jedenfalls wird dieser Übelstand der Erzählung bedeutend dadurch gemildert, daß der Charakter Myra's, der Zwillingsschwester Endymions, nun um so schärfer hervortritt, der ganze Roman sich auf dem edlen Motiv treuer Geschwisterliebe aufbaut. Während Endymion ein passiver, stiller, weicher, fast mädchenhafter Charakter ist, der im rauhen Leben nothwendig zurückgedrängt und zerquetscht werden müßte, besitzt Myra Alles, was ihm fehlt, um es zu etwas zu bringen: Energie, Kraft, Muth, Ehrgeiz, männliche Festigkeit. Sie ist die eigentliche, active Heldin des Romans. Sie greift ein und gestaltet ihr und ihres Bruders Glück.

Die Erzählung holt ziemlich weit — beim Großvater der beiden Geschwister — aus, welcher unter Pitt und Grenville wichtige Ämter bekleidet und es zu einigem staatsmännischen Rufe gebracht hatte, ohne jedoch das ersehnte Ministerportefeuille zu erlangen. Das sollte, wie er hoffte, sein Sohn, William Pitt Ferrars, der sich denn auch schon während seiner Studien zu Eton und Oxford hervorthat und unter Lord Castlereagh noch als junger Mann Lord des Schatzamts und Unterstaatssecretär wurde und noch mehr zu

[1] Die jüngstverstorbene Schriftstellerin Mary Evans (die Übersetzerin von Strauß' „Leben Christi", bekannt unter dem Namen George Eliot) lebte mit dem Göthe-Biographen Lewes in einem ähnlichen Verhältniß, wie Göthe mit Mamsell Vulpia.

werden versprach, als beim Tode Liverpools die Tories sich entzweiten. Ferrars dankte ab, als Canning Minister wurde, und setzte seine weiteren Hoffnungen auf den Herzog von Wellington. Er hatte inzwischen die erste „Schönheit der Saison“ geheirathet, lebte auf hocharistokratischem Fuß und machte einen Aufwand, dem viele reichere Familien nicht nachzueifern wagten. Canning stirbt im August 1827, Lord Goderich hält sich nicht lange am Ruder. Wellington wird Premier und durch ihn gelangt Mr. Ferrars zwar noch nicht zu einem Ministersessel, aber doch zu einer Stelle im Privy Council und einem der höchsten Ämter. Bei einem großen Diner, das der glücklich emporgekommene Mr. Ferrars gibt, begegnen uns zuerst die beiden Geschwister, deren Schicksal der Faden des Romans bildet, artige, vielversprechende Kinder, aber noch vornehmer aufgeputzt, als ihre verschwenderische Mutter, altklug, verhätschelt und stolz. Sie träumen schon davon, einst in den höchsten Regionen der Gesellschaft zu glänzen. Was Wunder! Minister, Gesandte, Fürstinnen gehen im Haus und auf dem Landhaus der Ferrars aus und ein. Ein russischer Großfürst spielt im Garten mit den schönen, stolzen Kindern und ein deutscher Prinz frägt Endymion, ob er einmal in die Garde der Königin treten wolle.

Eine Zeitlang geht Alles gut. Der Austritt Huskissons', Dudley's, Palmerstons und Grants aus dem Ministerium führt zwar einige Besorgnisse herbei — Ferrars erhält den Ministerposten nicht, den er jetzt ganz sicher erwartet hatte. Er bleibt indeß in seiner Stellung, seine Frau gewinnt immer größeren Einfluß in der vornehmen Welt. Wellington lenkt das Staatsschiff glücklich durch den Sturm, den die Katholikenemancipation aufgewühlt, behauptet sich auch in den Schwierigkeiten des Jahres 1830 am Steuer. Aber der Tod Georgs IV. führt plötzlich einen unerwarteten Umschwung herbei. Das Ministerium Wellington, von dem die Tories sich eine lange, ewige Dauer versprochen, wird gestürzt und das ganze Lebensglück seiner Anhänger bricht mit seinem Sturz zusammen. Ferrars ist nicht der Crösus, für den er galt. Die Erbschaft seiner Eltern ist mit schweren Schulden belastet, der Aufwand seiner Frau nicht bezahlt, sein Gehalt — die einzige regelmäßige Einnahmequelle — versiegt, das Vermögen der Kinder sogar zum Theil schon aufgebraucht. Trostlos und innerlich gebrochen zieht sich der gebeugte Staatsmann aus der Hauptstadt auf ein kleines, vernachlässigtes Landgut, Hurstley in Berkshire, zurück, um hier einzig seiner Familie und der Erziehung für beide Kinder zu leben. Diese sind jetzt 13 Jahre alt. Endymion findet die Abwechslung nicht so übel; aber Myra sagt: „Mir ist, als wären wir von einem Stern herabgefallen.“

Der Sturz ist wirklich ein gewaltiger. Ferrars Frau, die hohe vornehme Weltdame, kann sich in die bescheiden ärmlichen Verhältnisse nicht finden. Statt der ganzen glänzenden Gesellschaft von London haben sie nun keine Freunde mehr, als die bescheidene Familie des Pfarrers Penruddock von Hurstley. Im Gespräch mit den Farmern des abgelegenen Dorfes hat der ehrgeizige Staatsmann Gelegenheit, zu beobachten, wie sehr er sich über die Macht seiner Partei verrechnet, wie tief die liberalen Ideen Broughams schon

in's Volk gedrungen. Von seiner Frau vertröstet, hofft er indeß und hofft noch immer eine bessere Wendung der Dinge. Diese Hoffnungen wachsen im Laufe des Jahres 1834. Das mächtige Reformcabinet geräth trotz seiner ungeheuren Schwierigkeiten in's Wanken; Grey resignirt. Lord Melbourne tritt an die Spitze. Im November demissionirt auch er und Wellington wird vom König mit der Bildung eines neuen Ministeriums beauftragt.

Bei dieser Nachricht lebt die Frau Ferrars neu auf. Sie läßt ihrem Mann keine Ruhe. Er muß alsbald nach London, um den günstigen Zeitpunkt zu benützen. Sir Robert Peel, der inzwischen der entscheidende Mann geworden, bietet ihm einen hohen Verwaltungsposten, wenn er seinen Sitz im Unterhaus sichern könne. Das kann Ferrars nicht. Eine zweite Reise nach London im folgenden Jahr bleibt ebenfalls erfolglos. Eine höhere Stellung wird ihm von den eigenen Parteigenossen nicht angeboten. Einen untergeordneten Posten verschmäht er, nicht aus eigenem Antrieb, sondern weil der Stolz seiner Frau ihn davon abhält. Er bringt von seiner zweiten Londoner Reise nichts mit nach Hause, als die bitterste Enttäuschung und eine Anstellung für Endymion als Schreiber im auswärtigen Ministerium. Hiermit ist so viel gewonnen, daß weitere Studienauslagen für den Knaben nicht mehr nöthig sind und er doch hoffen kann, noch Carrière zu machen. Aber was dem Vater eine Erleichterung der häuslichen Sorge zu sein scheint, ist der Mutter in diesem Moment ein namenlos schmerzlicher, unerträglicher Schlag. Sie bricht unter diesen Enttäuschungen zusammen. Endymion trifft sie noch bei einem Weihnachtsbesuch am Leben; aber es ist die alte lebensfrohe Dame nicht mehr; sie ist zusammengefallen, krank, elend — während des Besuches rafft sie ein jäher Fieberanfall dahin. Eine Zeitlang hält sich Ferrars noch aufrecht. Aber endlich erdrückt auch ihn seine Lage. „Er nahm," so sagt der Erzähler, „seine Zuflucht zum Selbstmord, wie es Viele thun, aus Mangel an Vorstellungsgabe[1]. Die Gegenwart wurde ihm zu hart, die Zukunft war ihm bloß ein chaotischer Nebel."

Der ganze Verlauf der furchtbaren Familienkatastrophe ist, obwohl kurz und oft nur andeutungsweise, doch mit dem feinsten psychologischen Tact und mit ergreifender Dramatik geschildert. Der Contrast zwischen dem glänzenden Leben in London und dem einförmigen Landaufenthalt zu Hurstley ist mit fesselnder Lebendigkeit gezeichnet, das tragische Loos des ehrgeizigen Staatsmannes mit stets sich steigernder Spannung erzählt. Die politische Zeitgeschichte bildet einen interessanten Hintergrund: das Hauptinteresse aber bleibt auf die beiden Kinder gelenkt, deren liebliche Gestalten voll Herzensgüte und Unschuld gewinnend aus dem düsteren Familiendrama hervorstrahlen.

Das Unglück, unter welchem ihre Eltern zusammensinken, gibt ihnen die einfache, schlichte Natürlichkeit der Jugend zurück, veredelt und läutert ihre Seele, stählt ihren Charakter. Endymion, so wird uns erzählt, fühlte

[1] Eine sonderbare Erklärung des Selbstmordes, da der Selbstmord doch in den meisten Fällen mit falschen, überspannten, krankhaften Phantasievorstellungen zusammenhängt.

sich anfänglich gar einsam in dem großen London, als er, so jung aus dem Familienleben herausgerissen, vor seiner neuen Laufbahn stand. „‚Morgen soll ich in Somerset House sein!‘ Und dann dachte er, was sie jetzt wohl in Hurstley machten — an die schreckliche Trennung von der Mutter, die ihm das Herz in der Brust zusammenschnürte, an die letzten Worte des Vaters. Und dann dachte er an Myra und Thränen rieselten verstohlen seine Wangen hinab. Er kniete an seinem Bette nieder und betete.“

Myra, in der Einsamkeit von Hurstley zum blühenden Mädchen herangewachsen, kann sich nicht, wie Endymion, mit dem bescheidenen Loose begnügen. Sie sehnt sich von Anfang an in die große Welt zurück; sie faßt den Gedanken, die Ehre und das Glück der gesunkenen Familie wiederherzustellen. Nigel Penruddock, der Sohn des Pfarrers von Hurstley, ein talentvoller junger Mann, erst Gespiele der beiden Kinder, später, nach glänzenden Studien, nach Hause zurückgekehrt, bewirbt sich um ihre Hand. Ferrars, der Vater, unterstützt diese Bewerbung, um seine pecuniäre Noth gemindert, sein Kind gesichert zu sehen. Aber Myra weist Nigels Hand von sich, weil, wie sie sagt, ihr Leben einem Andern gehöre, und dieser Andere ist Endymion. „Nie gedenke ich ihm mit meiner schwesterlichen Liebe Schwierigkeiten zu bereiten, vielleicht werde ich ihn später weniger sehen, als jetzt; aber was immer mein Loos sein mag, hoch oder niedrig, ich will in der Welt die thätige, regsame Welt sein, die nur für ihn arbeitet, nur an ihn denkt, ja, die alle Ereignisse und Verhältnisse zu seinen Gunsten gestaltet. Ich bin durch langes Nachdenken zu der Überzeugung gekommen, daß ein Mensch mit klarem, bestimmten Zweck ihn auch erreichen muß und daß Nichts einem Willen widerstehen kann, der selbst die eigene Existenz für die Erreichung seines Zieles einsetzt.“

So stehen die beiden jungen Leute nun allein. Die Hinterlassenschaft des Vaters genügt, um die Beerdigung desselben zu bestreiten. Für Myra bleibt eine kleine Summe von zehn Pfund. Endymion geht nach London zurück an seinen sehr untergeordneten Schreiberposten, Myra folgt ihm bald dahin, um Gesellschaftsdame und Erzieherin bei einer Bankiersfamilie zu werden. Hiermit beginnen nun Endymion Ferrars „Lehrjahre“, von denjenigen Wilhelm Meisters sehr verschieden, obwohl die ursprüngliche Charakteranlage viel Ähnliches bietet, Beide durch's wirkliche Leben herangeschult werden.

Die Kreise, in welchen sich Endymions Leben bewegt, sind anfänglich sehr bescheiden. Er findet Unterkunft bei Herr und Frau Rodney, früheren Bediensteten seines Vaters, die dem unglücklichen Staatsmann auch nach dessen Sturz die Anhänglichkeit treuer Dienstboten bewahrt haben und den Sohn ihres früheren Herrn wie ein Andenken eines entschwundenen goldenen Zeitalters verehren. Sie leben von dem Ertrag eines ansehnlichen Hauses, dessen Räume sie als möblirte Logis vermiethen. Endymion erhält darin ein Dachstübchen, klein, aber artig und comfortabel eingerichtet. Imogen, eine jüngere Schwester der Hausfrau, nimmt sich seiner an und scheint für eine Weile bestimmt, einst die Verlobte des jungen Schreibers werden zu sollen. Dieser hält sich indeß brav und solid und spinnt keine Liebesgeschichte an.

Er ist fleißig auf seinem Bureau, arbeitet sich in die technischen Kenntnisse seines Amtes hinein, gewinnt Freunde und lernt das politische Leben in seinen weiteren Kreisen kennen, ohne in die trüben Wirbel der Gesellschaft hineingezogen zu werden. Seine Kameraden sind gute Jungen, obschon einige von ihnen stark die Radicalen spielen. Mr. Jawitt verspricht einst Präsident einer englischen Republik zu werden, Mr. Seymour der elegante Mann des Tages, Mr. St. Barbe der Schriftsteller und Publicist der Zukunft. Alle sind liberal, auch Mr. Trenchard, der sich Endymions am meisten annimmt. In einem gemüthlichen Restaurant erholen sich die jungen Clerks von ihren Copistenarbeiten, treiben ihren Ulk, besprechen Theater und Literatur, hohe Politik und Presse. Sie bringen dem Neuling eine liberalere Richtung bei, obwohl Endymion Widerstand leistet und in seinen politischen Anschauungen sehr gemäßigt bleibt. Ein anderer Charakter, der auf ihn Einfluß gewinnt, ist Waldershare, ein junges Parlamentsmitglied, noch Junggeselle, ein merkwürdiges Original, strenger Tory und Hochkirchler, halber Jakobit und doch wieder halb Ungläubiger. Er setzt sich in den Kopf, Imogen, die Schwester der Hauswirthin, zu einer hohen, vornehmen Dame heranzubilden, und setzt das wirklich durch. Obwohl Phantast, hat er ausgebreitetes historisches Wissen, viele politische Connexionen — er nimmt Endymion mit in Parlamentssitzungen und in Restaurants, wo er zum ersten Mal sein Beefsteak mit Parlamentsmitgliedern und Senatoren verzehrt. Wieder ein anderer Pädagoge Endymions ist Mr. Vigo, ein Modeschneider, der es zum vornehmen Herrn gebracht, bei dem Opernsänger und Schauspieler verkehren und der zuerst dafür sorgt, daß Endymion ein eleganter, gutgekleideter Gentleman wird. Er bringt ihm jenen äußeren Tact bei, ohne den man in der höheren Gesellschaft nicht bestehen kann. Nicht ohne Bedeutung ist auch eine mysteriöse Persönlichkeit, ein Fremder, der als „Hauptmann Albert" ebenfalls ein Logis bei der Familie Rodney bezieht und sich später als derselbe entthronte und verbannte Kronprätendent entpuppt, der schon in den ersten Kapiteln eingeführt ist, dessen Mutter, Königin Agrippina, an Königin Hortensie erinnert und der bald auch selbst, nachdem er seine englische Erziehung vollendet — als handelnde Person in den Roman eingreift.

Myra tritt inzwischen ihren Dienst als Gouvernante an und erobert im Sturm alle Herzen. Der Bankier Neuchatel, ein zweiter Rothschild, seine Frau, die, vom Reichthum übersättigt, nach stillem einfachem Naturgenuß sich sehnt, ihre vielumworbene Tochter Adriana, welche nicht heirathen will, weil sie keinen ihrer Freier für uneigennützig und deßhalb ihrer würdig hält — kurz, das ganze Haus schwärmt bald für das noch immer schwarzgekleidete Fräulein. Denn Myra hält die Trauerzeit, so lang es die Schicklichkeit erlaubt, und nimmt deßhalb an den gesellschaftlichen Unterhaltungen vorläufig keinen Antheil. Kaum tritt sie jedoch hier auf, so übt sie auch hier einen mächtigen Einfluß aus und erwirbt ihrem Bruder den Vortheil, erst Gast und dann Hausfreund in den reichsten und vornehmsten Häusern Londons zu werden. Die Hauptpersonen, mit welchen die beiden Geschwister in Hainault-House, dem Sitze der Familie Neuchatel, zusammentreffen, sind der exilirte Prinz

Florestan, Sohn der Königin Agrippina — dann der Earl von Roehampton, nächst dem Premierminister augenblicklich das einflußreichste Mitglied des Cabinets, ein Mann in mittleren Jahren, seit zwei Jahren Wittwer — endlich Berengaria, Gräfin von Montfort, die junge Frau eines überaus reichen, alten Aristokraten von kolossalem Reichthum, der aber, nach bewegter Jugend, schon abgelebt ein einförmiges Privatleben führt, auf Curiositäten fahndet und mit der Angel fischt, während seine Frau eine große Rolle in den Salons spielt und hohe Politik treibt.

Diese geschäftige Dame hegt den Plan, Lord Roehampton wo möglich durch eine glückliche Heirath mit Adriane Neuchatel, der Tochter des hohen Finanzmannes, zu verbinden und schmeichelt sich schon mit der Hoffnung des Gelingens. Ihr Plan wird aber ganz unerwartet durchkreuzt. Ein paar Soireen genügen, um sowohl den Prinzen Florestan als den Minister Lord Roehampton zu Verehrern der armen Gouvernante Myra zu machen. Der Letztere kommt dem Prinzen mit rascher Erklärung zuvor — und noch ehe ein Jahr seit des Vaters Tode verflossen, ist Myra seine Braut, Endymion der Schwager eines der leitenden Staatsmänner von England. Die Hochzeitsreise der Schwester nach Spanien, eine Ferientour des Bruders nach Schottland trennt für einige Zeit die beiden Geschwister.

Endymion wird von der plötzlichen Wendung des Schicksals so wenig zum Ehrgeiz hingerissen, daß er sogar daran denkt, Imogen, die freundliche Schwester seiner Hauswirthin, der früheren Kammerfrau, zu heirathen und seinen Lebensplan auf denjenigen eines ruhigen Stilllebens zu beschränken. Aber Myra hält ihren früheren Lebensgedanken fest: aus Endymion soll noch Etwas werden. Dank dem Einfluß ihrer neuen Lebensstellung erhält er vorläufig eine höhere Beamtung beim Board of Trade und wird Privatsecretär des Ministers Sidney-Wilton, der einst mit seinem Vater befreundet gewesen, und dieser gewandte Staatsmann zieht ihn selbst zum höheren Staatsdienst heran und macht ihn zu seinem Vertrauten. Durch ihn wird er mit Lady Montfort bekannt, welche bereits eine Freundin Myra's geworden ist und ihn unter die Zahl der politischen Größen aufnimmt, die sie im diplomatischen Salonsverkehr patrocinirt. Auch der alte Lord Montfort hat Gefallen an dem jungen Mann und eröffnet ihm sein Haus. Das Glückskind kommt mit den höchsten Diplomaten und Staatsmännern in Berührung, Lady Montfort wetteifert mit Myra, um auch ihn zu einem solchen zu machen. Überall muß er mit dabei sein. So wird er auch als Zuschauer zu dem Turnier geladen, das Lady Montfort zur Unterhaltung ihrer vornehmen Freunde auf Montfort-Castle in Nord-England veranstaltet. Der Minister Sidney-Wilton fungirt als König des Turniers, Lady Montfort als Königin des Turniers und Lady Roehampton als „Königin der Schönheit". Der Graf Ferroll und Prinz Florestan kämpfen zuletzt um den Preis, und Endymion nimmt so lebhaft für letzteren Partei, daß er darüber fast in Mißhelligkeit mit Lady Montfort geräth. Der junge Idealist muß auch in den glänzenden Unterhaltungen und Festlichkeiten der großen Welt sein Lehrgeld zahlen.

Aus der poetischen Maskerade, in welcher die hohe Aristokratie mehr

den Glanz ihres jetzigen Reichthums als die Erinnerungen ihrer Herkunft von mittelalterlichen Rittern zur Schau trug, wird der politische Lehrling alsbald in die trockenste Prosa versetzt. Denn während man sich so trefflich amüsirte, lasteten nicht geringe finanzielle Schwierigkeiten auf dem Land. In Manchester bildete sich die Anti-Corn-Law-League und breitete ihre Thätigkeit immer weiter aus. Der Minister Sidney-Wilton ist darob nicht ohne Besorgniß und schickt darum seinen Privatsecretär nach Manchester, theils um ihn die wichtige Frage praktisch studiren zu lassen, theils um selbst durch ihn eine genaue Orientirung zu gewinnen. Für Endymion die nützlichste Schule. Er lernt die Nothstände und Bedürfnisse des Landes aus eigener Anschauung kennen. Bei den Fabrikherren und Arbeitern von Lancashire bekömmt er ganz Anderes zu hören, als bisher in den politischen Salons. In dem Redner eines Meeting gegen die bestehenden Korngesetze findet er einen alten Jugendbekannten wieder, den Sohn des Farmers Thornberry aus Hurstley, der inzwischen Fabrikbesitzer geworden und mit schlagender Beweisführung den Freihandel verficht. Endymion besucht ihn und bekommt noch derbere Auskunft. Job Thornberry weist ihn nach Glasgow und Paisley, und die Lage dieser Fabrikdistricte erregt in dem jungen Politiker noch mehr Bedenken. Die von Cobden ausgegangene Bewegung wächst dem Ministerium beinahe über den Kopf. Glückliche Erfolge in der äußern Politik, namentlich in der ägyptischen Frage, halten es während des Jahres 1840 noch über Wasser, aber im folgenden Jahre weiß es einer Abdankung nur durch Auflösung des Parlaments zuvorzukommen.

Nun soll Endymion in's Parlament. Er will nicht; denn noch immer schwebt ihm das Loos seines Vaters vor; darum zieht er es vor, sich nach einer untergeordneten festen Beamtung umzusehen, als seine Gegenwart und Zukunft dem Glücksspiel einer Wahl zu unterwerfen. Aber die ehrgeizige Myra gönnt ihm keine Ruhe: er muß in's Parlament. Die Damen bringen ihn gegen seinen Willen hinein. Es ist ein wunderlicher Abschnitt, diese Wahlcampagne. Lady Montfort stellt Endymion als Candidaten auf und dringt in die Bureaux der Minister ein, um ihm einen Sitz zu verschaffen. Lady Roehampton bearbeitet den Widerstrebenden mit unaufhörlichem Zureden, daß er annimmt. Von unbekannter Hand wird ihm plötzlich eine Summe von 20000 Pfund Sterl. zugestellt, wodurch allen Bedenken für seine zukünftige Stellung ein Ende gemacht wird[1]. Lady Montfort setzt es bei ihrem Gemahl durch, daß Endymion in einem Wahlkreis aufgestellt wird, über den er verfügt, und da sich hier wegen der Localverhältnisse unüberwindliche Schwierigkeiten zu erheben scheinen, wird die mächtige Patronin der Tories, Lady Beaumaris, die frühere Imogen, noch zu Hilfe gerufen: Lord Beaumaris, der über die Opposition verfügt, muß den Damen nachgeben und auf die Aufstellung eines Gegencandidaten verzichten. So braucht Endymion

[1] Der erwähnte deutsche Kritiker meint, es handle sich hier um Wahlbestechung. Das ist aber gar nicht der Fall. Es handelt sich nur darum, den jungen Mann finanziell unabhängig zu stellen.

Ferrars nichts, als endlich seine Bedenken fahren zu lassen und Ja zu sagen — und der schöne, junge Mann ist mit 22 Jahren Mitglied des Parlaments. Sein Schwager, Lord Roehampton, wählt einen glücklichen Moment, um seinen Schützling eine Interpellation einbringen zu lassen, wobei Myra und Lady Montfort natürlich als Zuhörerinnen dabei sein müssen. Er faßt Alles gut auf und macht die Interpellation, wie Lord Roehampton gewünscht. Die Sache ist wichtig genug, daß der Minister selbst darauf antwortet, und Lord Roehampton unterstützt darauf die Interpellation. Endymion ist nun auch kein stummes Parlamentsmitglied mehr, sondern ein hoffnungsvoller Redner. Es liegt ebenfalls nur an ihm, in raschester Zeit ein steinreicher Mann zu sein. Denn Adriana, die Tochter des großen Finanzmannes Neuchatel, der zum Lord Hainault avancirt, sieht ihn ganz gern; seine Schwester Myra, ihre frühere Gesellschaftsdame, mahnt einmal über das andere zu dieser Heirath. Aber dazwischen drängt sich die Liebe und Verehrung für die seltsame Dame, die ihn in's Parlament gebracht und von der er sich, fast wie ein Knabe, leiten und schulen läßt. Myra und Lady Montfort wetteifern und streiten sich fast darum, seine Minerva zu sein. Durch den Einfluß Jener wird er Privatsecretär bei Lord Roehampton, der aus den Reihen der Opposition wieder als Minister in's auswärtige Amt tritt; durch diese wird er über die ganze Tagespolitik auf dem Laufenden gehalten, auf's Beste unterrichtet, ja förmlich erzogen. Er läßt sich von ihr auf Reisen schicken; sie verschafft ihm die Bekanntschaft und Freundschaft der wichtigsten Diplomaten in Paris, durch diese wird er mit Fürsten und Königen bekannt. Während seines Pariser Aufenthaltes halten es auch die sämmtlichen Damen des Romans nicht mehr in London aus: Myra, Lady Montfort, Adriana und ihre Mutter, Lady Beaumaris, die frühere Imogen, und der sämmtliche Anhang ziehen nach Paris herüber und arbeiten an seiner Erziehung und Vervollkommnung. Das artige Schooßkind bewährt wirklich etwas von der Anziehungskraft des antiken Endymion.

Der Roman nimmt aber von da ab noch eine romantischere Wendung. Von Nachtarbeiten aufgerieben, stirbt Lord Roehampton rasch dahin. Er ist noch kaum begraben, da schickt Prinz Florestan der freigewordenen Myra die schönsten Juwelen seiner verstorbenen Mutter, verschwindet dann plötzlich aus England, erkämpft sich mit dem Schwerte die Krone seines Reiches etwas nördlich von Gibraltar und schickt dann den Herzog von St. Angelo zu der verwittweten Myra, um ihr seine Hand und eine Königskrone anzubieten. Der neue König ist liberal, aber katholisch. Myra entschließt sich sofort, katholisch zu werden. Dazu ist in England auch schon Alles vorbereitet. Denn Nigel Penruddock, der Pfarrerssohn von Hurstley, ist mittlerweile, nachdem er als Anglikaner schon immer strengeren kirchlichen Ansichten sich zugewandt, nach Rom gegangen, katholisch und Priester geworden, ja bereits als Erzbischof von Tyrus in partibus nach England zurückgekehrt, und genießt in der hohen, vornehmen Welt große Sympathie. Er nimmt Myra in den Schooß der Kirche auf und begleitet sie mit Endymion und einem glänzenden Gefolge in ihre neue Heimath. Die Brautfahrt ist sehr poetisch ausgemalt: Mondschein,

Meerleuchten auf dunkeln Wogen, herrliche Musik auf dem Schiff. Eines Abends während der Überfahrt nimmt der Erzbischof Endymion beim Arm, geht mit ihm auf dem Verdecke auf und ab und sagt:

„Ich sehe die Hand der Vorsehung in jedem Zufalle des Lebens Ihrer Schwester. Was wir für Leiden, Kummer, ja Unglück hielten, bildete einen Charakter heran, der schon ursprünglich mit entscheidender Willenskraft begabt und für die höchsten Ziele bestimmt war. Es war ein Augenblick in Hurstley, wo ich selbst zur Erde niedergebeugt war und nicht länger zu leben wünschte, ich eitler, kurzsichtiger Sterblicher! Unser großer Meister modelte damals Alles zu seinem Zweck und bereitete die Rückkehr einer Frau in die Kirche vor, welche, glaube ich, eine zweite Helena werden wird."

„Wir haben hierüber noch nie gesprochen," erwiederte Endymion, „und es wäre mir gleich gewesen, unser Stillschweigen fortzusetzen; aber jetzt muß ich Ihnen offen gestehen, der Austritt meiner Schwester aus der Kirche ihrer Väter war mir durchaus kein Gegenstand ungemischter Befriedigung."

„Die Zeit wird kommen, wo Sie denselben als die Erfüllung eines göttlichen Planes ansehen werden", sagte der Erzbischof.

„Ich hoffe zuversichtlich," sagte Endymion, „daß meine Schwester nie die Sklavin des Aberglaubens werden wird. Ihr Geist ist zu männlich dafür; sie wird sich erinnern, daß der Thron, den sie einnimmt, schon einmal durch den verhängnißvollen Einfluß der Jesuiten verloren ging."

„Der Einfluß der Jesuiten," erwiederte sein Gefährte, „ist der Einfluß der göttlichen Wahrheit. Und wie ist es möglich, daß ein solcher Einfluß nicht zur Geltung kommt? Was Sie Verluste, Niederlagen nennen, sind Ereignisse, die Sie nicht verstehen. Es sind lauter Fügungen, die einem großen Ziel entgegenführen — dem Triumphe der Kirche, d. h. dem Triumphe Gottes."

„Ich will nicht entscheiden, was große Ziele sind; ich begnüge mich, festzustellen, was eine weise Politik ist. Und es wäre, nach meiner Meinung, keine weise Politik, wenn der König sich auf die Jesuiten verlassen wollte."

„Die Jesuiten fielen niemals, außer durch Verschwörungen, welche sich gegen sie erhoben. Nie hat die allgemeine, öffentliche Stimme ihre Vertreibung begehrt, nie hat eine allgemeine, öffentliche Bewegung sie durchgesetzt. Das war immer nur die Sache der Souveräne, der Staatsmänner, der Politiker — kurz, die Sache von Männern, welche fühlen, daß eine Macht am Wirken ist, und zwar eine Macht, die ihre politischen Absichten oder Ziele nicht begünstigt."

„Gut, wir werden sehen," sagte Endymion, „ich sage Ihnen offen, ich hoffe, die Jesuiten werden in meines Schwagers Königreich ebenso wenig Einfluß gewinnen, als in meiner eigenen Heimath."

„Ebenso wenig," antwortete der Erzbischof etwas sarkastisch. „Ich wäre froh, wenn der heilige Orden in allen Ländern so viel Einfluß hätte, als er jetzt in England hat."

„Ich glaube, Ew. Gnaden übertreiben."

„Ehe zwei Jahre vergehen," sagte der Erzbischof sehr langsam, „das sehe ich voraus, werden die Jesuiten in England privilegirt und unsere kirchliche Hierarchie anerkannt sein."

Mit welchem von den Beiden er hält, läßt der Erzähler nicht durchblicken. Vielleicht mit Keinem.

König und Königin aber ziehen unter ungeheurem Jubel in ihre Residenz ein. Endymion macht freuderfüllt alle Festlichkeiten mit. Als ihn Geschäfte endlich nach England zurückrufen, mahnt ihn Königin Myra noch einmal, Adriana Neuchatel zu heirathen. Da trifft plötzlich die Nachricht ein, der alte Lord Simon Montfort sei gestorben. Er hatte sich beim Fischen mit der Angel eine Erkältung zugezogen. Nun beschleunigt Endymion seine Reise. Eine Ehe mit der reichen Bankierstochter wird plötzlich dadurch unmöglich gemacht, daß Waldershare sich mit derselben verlobt. Dafür heirathet Endymion die verwittwete Lady Montfort, welche von ihrem ersten Gatten ein ausgedehntes Vermögen ererbt; er wird in kurzer Zeit Minister des Auswärtigen und dann Premier, das Höchste, was man in England werden kann.

Auch in dieser Periode tritt er nicht aus seinem bisherigen Charakter heraus. Lady Montfort bringt nach dem Tode ihres Gemahls selbst ihre Familienangelegenheiten in Ordnung, bereitet ihre Familie auf ihre neue Heirath vor, richtet die neue Wohnung in Carlton Gardens ein und macht dann den jungen Mann, den sie zum Staatsmann herangebildet, zu deren Besitzer. Sie veranlaßt ihn, daß er auf einige Zeit auf Promotion verzichtet und abwartet, um bei günstigerer Zeit das Portefeuille der auswärtigen Angelegenheiten zu übernehmen. Sie leitet und beeinflußt ihn auch weiter auf seiner politischen Laufbahn. Seine Schwester besuchte Endymion auf seiner Hochzeitsreise, dann sieht er sie noch öfter an Badeorten; einmal besucht sie ihn in London und verlangt mit ihm noch einmal das Haus in Hill Street zu sehen, wo sie als Kinder gewohnt. Der Premier führt die Königin nach ihrem Wunsch in allen Gemächern des Hauses herum.

„Aber," sagt sie, „ich kam eigentlich nicht, um diese Zimmer zu sehen, obwohl es mich gefreut hat, sie zu sehen und die Flur im zweiten Stock, von wo aus ich dir zurief, als du für immer von Eton zurückkamst und dir schlimme Neuigkeiten ankündigte. Was ich sehen wollte, das war unsere alte Kinderstube, wo wir so lang und so traut zusammenlebten! Hier ist sie; da sind wir! Alles, was ich wünschte, was ich träumte, hat sich verwirklicht. Bruder, Liebling meiner Seele, bei all' unseren Leiden, bei all' unseren Freuden, hier, auf dem Schauplatz unserer Kindheit und entschwundener Tage, laß mich dich zum letzten Mal umarmen!"

So endigt Endymions Geschichte. Ein klares, bestimmtes, politisches Programm bietet sie nicht. Sie gibt auch kein annähernd vollständiges Bild der langen, politischen Zeitgeschichte, welche in flüchtigen Episoden den eigentlichen Roman unterbricht. Keiner der leitenden Staatsmänner, weder Grey, noch Peel, noch Palmerston, noch Russel, ist eingehender charakterisirt oder einer gründlichen Beurtheilung unterworfen; nur wenige der bedeutenderen politischen Ereignisse sind skizzenartig in die Erzählung eingeflochten. Der Erzähler nimmt weder für die Whigs noch für die Tories Partei, er registrirt anscheinend gleichgiltig die Fehler und Niederlagen, die Erfolge und Triumphe beider. Er läßt seinen jungen Helden aus dem Lager der Tories ruhig in das der Whigs übersiedeln, England geht dabei nicht zu Grunde und Endymion wird doch ein Doppelgänger Coningsby's.

Das müßte sonderbar erscheinen, wenn es dem Erzähler um einseitige Parteipolitik und beschränkte Parteiinteressen zu thun wäre. Aber sein Blick ist auf etwas Höheres gerichtet: es ist die Macht und Größe Alt-Englands und die erhaltenden Kräfte, auf denen sie ruht, Ehrfurcht für Familie, Religion und Kirche, historisches Standesgefühl und ritterliches Ehrgefühl, unbesiegliche Anhänglichkeit an die alte Verfassung und die geschichtlichen Traditionen des Landes. Als bevorzugte Träger dieser erhaltenden Kräfte erscheinen allerdings die Tories, aber auch die höhere Whig-Aristokratie hat ihren Antheil daran. Besonders die hohe Damenwelt ist es, in welcher sich das geschichtliche Adelsbewußtsein und mit ihm die conservative Gesinnung am kräftigsten ausprägt. In ihren glänzenden Cirkeln werden die künftigen Staatsmänner prädestinirt und für das große Turnier des Lebens herangeschult. Auch gesunkene Familien können in diesen glänzenden Kreis wieder eintreten, auch Bürgerliche können sich durch Verdienst, Reichthum oder Ehe zu demselben erschwingen; aber gehören sie demselben an, so ist die ehemalige Bankiersfrau Neuchatel und die frühere Zofe Imogen ebenso aristokratisch, als die Damen der ältesten Geschlechter; Lady Montfort, die Patronin der Whigs, ebenso conservativ, als die torystische Zenobia.

Als feindliche Mächte der conservativen Politik erscheinen vor Allem der continentale Liberalismus, der durch die geheimen Gesellschaften sein Netz über die ganze Welt spannt; dann der englische Radicalismus mit seinen Volksrednern, Publicisten und Wirthschaftspolitikern, die ewig unruhige Industrie- und Handelswelt, die Literaten und politischen Theoretiker, welche eine Aristokratie des Talents an Stelle der erblichen zu setzen wünschen. Wie indeß Endymion in all' diesen Kreisen Nützliches zu lernen sucht, ohne sich von ihnen in's Schlepptau nehmen zu lassen, so wird auch das englische Staatsschiff glücklich jener Mächte Herr, nimmt sie gewissermaßen in seine Dienste, arbeitet sich mit ihrer Hilfe durch die Krisen hindurch, welche sie ihm bereiten, und erhebt sich siegreich selbst aus Stürmen, wo finanzielle Noth, innere Aufregung und äußere Schicksalsschläge ihm gemeinsam den Untergang geschworen zu haben scheinen. Unter dem Einfluß der englischen Aristokratie wird selbst Prinz Florestan, der Zögling der geheimen Gesellschaften, ein zahmliberaler Monarch; Job Thornberry, der Vorkämpfer des Freihandels, ein ruhiger Kleingrundbesitzer, und der grundsatzlose Publicist St. Barbe zwar kein Anhänger conservativer Grundsätze, aber ein ergebener Parasit an vornehmer Tafel; der ehemalige Schneider und jetzige Eisenbahnkönig Vigo ein ganz nützlicher Mitarbeiter am allgemeinen Wohl.

Das ist ungefähr der politische Grundton des Romans. Die Gefahren, welche die Politik der Whigs mit sich brachte, sind in zahlreichen Winken und Bemerkungen angedeutet; aber der Staatsmann-Novellist verzweifelt ob denselben nicht an Englands Heil. Er sieht sie theilweise ja schon überwunden, andererseits aber auch Kräfte vorhanden, die ihnen gewachsen sind.

Zu den Letzteren rechnet er unzweifelhaft auch die Religion, obwohl er sich darüber nur episodisch, verschleiert und andeutungsweise vernehmen läßt.

„Das Jahr 1829," erzählt er im Anfang, „war reich an Ereignissen, aber für Ferrars mehr aufregend, als Besorgniß einflößend. Bei der ersten Kunde, daß der Führer des Cabinets, dessen College zu Clare geschlagen worden war, selbst die Emancipation der römischen Katholiken vorschlagen wolle, ging ein schriller Aufschrei durch das ganze Land hin; aber nach einiger Zeit wurde der Erfolg des Unternehmens nicht mehr angezweifelt, ja, als ein neuer Beweis von dem unwiderstehlichen Glück des heroischen Staatsmannes, schon zum Voraus begrüßt. Wohl rief der Vorschlag im Lande einiges Mißvergnügen hervor, aber dasselbe wurde hauptsächlich von den Dissenters organisirt und geschürt, und von jener Abtheilung der Hochkirchler, die ihnen am meisten glichen. Die eigentlich hochkirchliche Partei, die Abkömmlinge der alten Zunft, die sich um Sacheverell vereinigt, war in Formalismus herabgesunken und schreckte vor jeder thätigeren Mitwirkung mit ihren evangelischen Brüdern zurück.

„Die englische Kirche hatte keine tüchtigen Führer unter dem Klerus selbst. Der Geist, der unsere letzten Zeiten belebte und störte, schien ganz erloschen, und Niemand erwartete sein Wiederauferstehen. Die Bischöfe wurden aus der Zahl der Universitäts-Gelehrten gewählt, Leute, welche sich über die Lage und die Bedürfnisse des Landes in der tiefsten Unwissenheit befanden. Irgend ein griechisches Drama mit mittelmäßigem Erfolg edirt zu haben, oder Hauslehrer bei irgend einem bedeutenden Patricier gewesen zu sein, galt als die erforderliche und genügende Qualification für ein Amt, zu dem man heutzutage nur durch Beredsamkeit und Energie gelangt. Der sociale Einfluß der bischöflichen Bank (im Oberhaus) war gleich Null. Ein Bischof wurde selten in den Salons gesehen. Erst seit die Tiefe des religiösen Gedankens die Probe bestanden und seitdem der Einfluß der Frauen auf die Verbreitung und Erhaltung des religiösen Gefühls wieder zur Anerkennung gelangt ist, sind einnehmende und weltmännisch gebildete Prälaten beliebte Gäste in den feinen Salons der Mächtigen, und haben, während sie scheinbar flüchtiger Eitelkeit zu huldigen schienen, den Einfluß wieder hergestellt, welcher in alten Tagen eine Mathilde oder die Mutter Konstantins leitete."

Wie der englische Staatsmann mit dieser Wiederbelebung des religiösen Elementes überhaupt sich einverstanden zeigt, so äußert er auch nirgends eine Abneigung gegen die muthige That seines Vorgängers Wellington, der durch die Katholiken-Emancipation das Wiederaufleben des Katholicismus und die Wiederherstellung der katholischen Hierarchie in England ermöglichte. Ja er scheint sogar eine gewisse Sympathie für diese Kirche zu hegen, welche durch ihr kräftiges Leben auch die Hochkirche wieder zu größerer Thätigkeit anregte. Einen begeisterten Freund und Gönner der katholischen Kirche darf man in dem „Verfasser des Lothar" — so steht auf dem Roman — noch nicht erwarten. Er mag so ungefähr die Gesinnungen Endymions hegen, der zwar die Conversion seiner Schwester nicht gerne sieht, aber ihr darob doch nicht gram wird. Vielleicht, daß der Erfinder des „Endymion" noch freundlicher denkt, als Endymion selbst. Sonst würde er wohl nicht die Convertitin zur Heldin des Romans, zur Queen of Beauty, ja noch mehr: zur Königin des Charakters gemacht haben. Allerdings wird sie scheinbar bloß aus Ehrgeiz katholisch — um eben Königin zu werden und so im Stande zu sein, den Traum ihres Lebens auch an ihrem Bruder verwirklichen zu können. Aber dabei ist wohl im Auge zu behalten, daß dieser Ehrgeiz dem Verfasser weder als ein Laster noch als eine Untugend erscheint. Das Streben nach Macht

und Einfluß, der unbeugsame Wille im Erstreben solcher hohen Ziele ist der Antheil seiner Helden, ja die Grundkraft ihrer Größe. Nach den Grundsätzen, die er nicht nur hier, sondern auch in anderen seiner Romane verherrlicht, kann er Myra nicht verurtheilen — sie büßt durch ihren Ehrgeiz nichts ein, auch wenn sie aus Ehrgeiz katholisch wird. Für den katholischen Beurtheiler ergibt sich daraus freilich ein psychologisches Räthsel: ein so edler, opferfähiger, willensstarker und religiöser Charakter, wie er in Myra gezeichnet ist, kann die Religion nicht als bloßen Kaufpreis irdischer Vortheile behandeln. Der bloße „Wille" bringt in religiös-sittlichen Angelegenheiten nicht alles das zu Stande, was der Romancier ihm zuschreibt. Entweder verliert Myra's Bild den schönsten der Vorzüge, womit die Phantasie des Dichters sie zu schmücken sucht, sie sinkt zu einer ehrgeizigen Egoistin herab, die im Glücke ihres Bruders schließlich die eigene Ehre sucht — oder sie wird aufrichtig katholisch, eine wirkliche Genossin „der Helenas und Mathildas".

Was der englische Staatsmann überhaupt sich unter den „Tiefen des religiösen Gedankens" und unter „religiösem Gefühle" denkt, ist aus dem Roman nicht näher ersichtlich. Offenbar achtet er das positive Christenthum, wie es sich in der englischen Hochkirche darstellt, respectirt auch die katholische Kirche als eine weder dem Wohle Englands noch seiner Freiheit gefährliche Institution; aber an den Ansprüchen, welche die beiden Kirchen auf das Gewissen machen, und an ihrer wechselseitigen Beziehung geht er schweigend vorüber. Merkwürdig ist ein kurzes Gespräch zwischen dem liberalen Prinzen Florestan und dem jakobitischen Waldershare, der den Prinzen mit dem neuen Erzbischof in Beziehung setzen will.

„Sie sind ein römisch-katholischer Fürst," sagt Waldershare, „es ist völlige Thorheit, solch eine Quelle des Einflusses und der Macht, wie die katholische Kirche, aufzugeben. Hier ist ihr Mann, ein Mann für die Gelegenheit gemacht, ein Mann, der noch einmal Papst werden kann. Vereinbaren Sie sich mit ihm, und ich glaube, Sie werden in einem Jahr Ihren Thron wieder erlangen."

„Aber, mein lieber Waldershare, ich bin wohl römisch-katholisch; aber ich bin auch das Haupt der liberalen Partei in meinem Lande und vielleicht auf dem ganzen europäischen Continent, und diese sind Erzbischöfen und Päpsten nicht sonderlich zugethan."

„Altmodisches Geträtsche der liberalen Partei!" rief Waldershare aus. „Es steckt mehr wahre Demokratie in der römisch-katholischen Kirche, als in allen geheimen Gesellschaften von Europa."

„Darin ist etwas Wahres," sagte der Prinz nachdenklich, „und meine Freunde sind römische Katholiken, dem Namen nach römische Katholiken. Wäre ich nur sicher, daß Ihr Mann und die Priester überhaupt nur dem Namen nach römische Katholiken wären, so ließe sich etwas machen."

„Was das betrifft," sagte Waldershare, „sind vernünftige Leute allesammt von derselben Religion."

„Und bitte, was ist das für eine Religion?" fragte der Prinz.

„Das sagen vernünftige Leute nie."

Platter und leichtsinniger Indifferentismus mischt sich hier mit der richtigen Vorstellung, daß die „vernünftigen Leute" in einem confessionell ge-

mischten Lande beim praktischen bürgerlichen Verkehr vielfach von religiösen Differenzen absehen können und müssen. Daß die geheimen Gesellschaften eine der drohenden Gefahren des europäischen Staatslebens bilden, hat Lord Beaconsfield schon mehr als einmal ausgesprochen. Aber der katholischen Kirche stellt er sie hier zum ersten Mal gegenüber. Sie ist ein Hort wahrer Freiheit und demokratischer Institutionen, während jene bewußt oder unbewußt einem absolutistischen Parteigetriebe entgegenführen.

„Die Welt denkt an etwas Anderes, als an bürgerliche und religiöse Freiheit," so läßt er einen Diplomaten anläßlich der Julirevolution von 1830 sagen, „das sind Phrasen des 18. Jahrhunderts. Die Leute, welche diese ‚drei glorreichen Tage' in Paris gewonnen haben, wollen weder Civilisation noch Religion. Sie werden nicht eher ruhen, bis sie Beides zerstört haben werden. Es ist möglich, daß sie für einige Zeit aufgehalten werden, daß die gewandte Klugheit des Hauses Orléans, von Talleyrand geleitet, dieser Bewegung den Anschein, ja den Charakter einer Revolution der Mittelklassen gibt. Das ist sie aber nicht; nicht die Mittelklassen haben die Barrikaden aufgerichtet. Ich kenne diese Leute. Es ist eine Brüderschaft, keine Nation. Europa ist mit ihren geheimen Gesellschaften wie ein Bienenstock überzogen. Sie sind durch ganz Spanien verbreitet. Italien ist völlig unterminirt. Ich weiß mehr von den südlichen als von den nördlichen Nationen; aber ein Mann, der das wissen muß, versicherte mich, daß die Brüderschaft auch durch Deutschland, ja sogar durch Rußland hin organisirt ist. Ich habe den Herzog (Wellington) über diese Dinge gesprochen. Er ist nicht gleichgiltig, auch nicht ungläubig, aber er ist so wesentlich ein Praktiker, daß er nur das zu behandeln weiß, was er sieht. Ich habe mit den Führern der Whigs gesprochen. Sie sagen, daß es nur ein specifisches, aber auch ein durchschlagendes Heilmittel dagegen gibt — eine constitutionelle Regierungsform, daß geheime Gesellschaften mit repräsentativen Formen nicht zugleich bestehen können; aber es scheint mir, daß mit diesen geheimen Gesellschaften eher die repräsentativen Institutionen verschwinden werden."

Der Repräsentant des katholischen Lebens in der bunten Gesellschaft des Romans ist Nigel Penruddock, der Pfarrerssohn von Hurstley und künftige Cardinal-Erzbischof. Es ist zu bedauern, daß der Romancier ihn, nicht ohne einigen satirisch-ironischen Beigeschmack, als ersten Freier um Myra's Hand in die Haupthandlung des Romans verflochten hat. Es kommt so heraus, als ob der katholische Priesterstand sich nur aus verschmähten Freiern recrutirte, die dann, in einer Art Verzweiflung, sich den Interessen der Kirche zuwendeten und eine Art von Entschädigung darin fänden, den Wohlthätigkeitsvereinen vornehmer Damen zu präsidiren. Der erfahrene Staatsmann hätte in seiner nächsten Nähe Persönlichkeiten finden können, welche eine solche Fiction widerlegen, und sein sonst feiner Tact hätte ihm gebieten sollen, das Zartgefühl der Katholiken nicht durch eine solche Fiction zu verletzen.

Wenn man indessen hiervon absieht, so verräth sich in dem Charakterbild des Convertiten-Erzbischofs eher eine wohlwollende als übelwollende Gesinnung. Der Pfarrerssohn von Hurstley ist ein wackerer, tüchtiger junger Mann. Er hat durch seine Erziehung einen soliden Fond wahrer Religiosität, eine begeisterte Liebe zu seiner Kirche erhalten.

„Die Kirche," sagt er dem jungen Endymion, „muß ewig dauern. Sie ist auf den Felsen gebaut. Sie ist von Gott gegründet; alle übrigen Regierungen sind von Menschen gegründet. Wenn sie zerstört sind — und der Zerstörungsproceß scheint rasch voranzugehen — wird nichts übrig bleiben, die Menschheit zu regieren, als die Kirche."

Der fleißige Student verläßt die Universität mit dem glänzendsten Zeugniß, zeigt sich im Unglück der Familie Ferrars als einen liebevollen, mitfühlenden, aufopfernden Freund, auch in seiner Brautbewerbung als einen edeln, tadellosen Charakter. Der Aussicht auf bescheidenes, häusliches Glück opfert er die Aussichten auf die glänzendste Universitäts-Carriere, ist also nicht eben ein ehrgeiziger Mensch. Nachdem sein Traum unliebsam zerstört worden, weiht er sich unverdrossen seinem geistlichen Beruf, schließt sich der Orforder Richtung an, gewinnt durch seinen Eifer und seine Talente einen immer größeren Kreis von Anhängern, denen es mit Religion und Kirche ernst gemeint ist, und erweitert diesen Kreis seiner Thätigkeit als Prediger in London. Es würde das Zeitgemälde des Romans wie die Charakteristik des Mannes nicht benachtheiligt, vielmehr vervollständigt haben, wenn Einiges über die Motive und den Gang seiner Conversion eingestreut worden wäre. Aber bei dieser bedeutsamsten Epoche seines Lebens verschwindet er plötzlich und taucht erst als Erzbischof in partibus wieder in einem späteren Theil der Handlung auf. Seine Ankunft als „päpstlicher Legat" ist für das ganze Land ein Ereigniß und wird in den höchsten Kreisen mit geneigtem Interesse aufgenommen.

„Er hatte sich verändert. Statt des ängstlichen und trüben Blickes, welcher früher die Schönheit seiner Gestalt verminderte, war sein Auge jetzt ruhig, ja freudestrahlend. Er war hagerer, man möchte fast sagen abgemagert, aber das schien seine stattliche Figur zu erhöhen. — — —

„Wovon er sprach, war die Größe seiner Aufgabe, die ungeheuren, aber begeisternden Arbeiten, die seiner harrten, und das tiefe Gefühl seiner Verantwortlichkeit. Nur das göttliche Princip seiner Kirche könne ihn aufrecht erhalten. — — Der Zustand der katholischen Armen seines eigenen Districts war herzzerreißend. Er hätte sich nie solches Elend vorgestellt, und zwar unter dem Schatten der Westminster-Abtei. Die wenigen bestehenden Schulen waren elend, und seine erste Sorge sollte diesem dringendsten Mangel gewidmet sein. Er rechnete sehr auf die Hilfe der Frauen. Er hatte im Sinn, die hohen katholischen Damen zu einem gemeinschaftlichen Werk der Barmherzigkeit einzuladen. — —

„Anstatt die Gesellschaft zu meiden, wie er das in früheren Tagen gewohnt war, sucht der Erzbischof sie jetzt auf. Und in seinen socialen Beziehungen war nichts Ausschließliches; alle Klassen und alle Bekenntnisse, alle Stände und Berufsarten waren ihm gleicherweise interessant; sie waren ein Theil der mächtigen Gemeinschaft, für deren sämmtliche Bestrebungen und Leidenschaften und Interessen und Beschäftigungen er Theilnahme zu hegen schien, aber in Bezug auf welche er nur Eins im Auge hatte: sie wieder zurückzuführen in die königliche Hürde, aus der sie in einer Stunde der Finsterniß und des Irrsals elend entwichen waren. Die Bekehrung Englands war tief eingegraben in sein Herz — sie war sein Ziel, sie war sein Gebet bei Tag und Nacht.

„So sah man den Erzbischof überall, auch in den eleganten Cirkeln. Er war ein häufiger Gast bei Banketten, von denen er nichts verkostete, denn er war ein lächelnder Ascet. Obwohl es schien, als hätte er genug zu thun, allüberall in der Metropole zu predigen, Hochämter zu halten, Schulen einzurichten, Klöster zu gründen und Kirchen zu bauen, so wußte er sich dennoch Zeit zu verschaffen, um bei Versammlungen der mittleren Klassen philanthropische Resolutionen vorzuschlagen; er wohnte gelehrten Associationen bei und sandte sogar gelegentlich einen Aufsatz an die Royal Society."

Bei der Haute-Volée, welche in den handelnden Personen des Romans gezeichnet ist, findet er das freundlichste Entgegenkommen. Sogar der sonst apathische Lord Montfort interessirt sich für ihn, der Bankier Neuchatel unterstützt seine Schulen theils aus Humanitätsrücksichten, theils weil ihm der Erzbischof als ein clever man gefällt. Lady Montfort und Myra, deren Lieblingsprediger er früher gewesen, nehmen ihn überaus gnädig auf. Der conservative Waldershare schwärmt für ihn und sucht sogar den Prinzen Florestan für ihn zu gewinnen. Der Erzbischof tritt aber nach Myra's Brautreise nicht weiter in dem Roman auf; nur kurz wird noch am Schlusse die „Einführung der katholischen Hierarchie" erwähnt:

„Gegen Ende Herbst hatte Se. Heiligkeit der Papst ein halbes Dutzend neue Cardinäle ernannt, und zum Staunen der Welt und zum Ärger der Italiener erschien unter ihnen der Name eines Engländers, Nigel Penruddock, Erzbischof in partibus. Kurz darauf wurde, ‚Gegeben zu Sanct Peter in Rom, unter dem Fischerring', eine Bulle erlassen, welche eine römische Hierarchie in England einführte. Ihr folgte bald ein Hirtenbrief des neuen Cardinals, ‚erlassen am appischen Thore', und verkündete, ‚das katholische England habe seine Kreisbahn am kirchlichen Firmament wieder eingenommen'.

„Das Land war im ersten Augenblick mehr bestürzt, als aufgeregt. Es war sich bewußt, daß etwas Außerordentliches geschehen und daß eine bedeutende Action vollbracht war durch eine kirchliche Macht, die es überlieferungsgemäß immer mit Verdacht und einiger Furcht zu betrachten gewöhnt war. Aber es hielt eine Weile den Athem an. Nun fügte es sich, daß der erste Minister Mitglied eines großen Hauses war, das sich durch das Bekenntniß protestantischer Grundsätze, ja sogar durch Leiden in einer Sache berühmt gemacht hatte, welche England einst als eine heilige Sache ansah. Der Premier, ein Mann von ausgezeichneter Geschicklichkeit, sogar nicht ohne Genie, war zugleich ein schlauer Politiker und besaß eine fast unübertroffene Gewandtheit in der Behandlung politischer Parteien. Das Ministerium war schwach und fast abgearbeitet, und sein Chef, theils von edeln, historischen Gefühlen angewandelt, theils in der Meinung, daß eine günstige Gelegenheit gekommen sei, das Vertrauen des Landes auf sich und seine Freunde zu befestigen und den Ruf seiner politischen Verbindung wiederherzustellen, hielt für angemessen, ohne Berathschlagung seiner Collegen ein politisches Manifest zu erlassen, welches den Angriff des Papstes auf unsern Protestantismus als frech und boshaft und als Ausdruck von Suprematiegelüsten über das englische Reich denuncirte, welche ihn, den Minister, entrüsteten.

„Ein verwirrtes Publikum bedurfte der Leitung und hatte sie nun. Es sprang auf, wie ein gewaffneter Mann. Die Corporation von London, die Universitäten von Oxford und Cambridge hatten Audienzen bei der Königin, die Grafschaften hielten Versammlungen, die Municipalitäten reichten Denkschriften ein. Vor dem 1. Januar

waren nahezu 7000 öffentliche Meetings gehalten worden, welche die Suprematie der Königin betheuerten und Ihre Majestät aufforderten, durch zwingende Maßregeln dieselbe zu rächen.

„Aber unglücklicher Weise entdeckte der Minister bald, daß an dem Verfahren des Papstes und des Cardinals nichts Ungesetzliches gewesen, und ein ansehnlicher Theil der liberalen Partei begann die unangenehme Meinung zu äußern, daß das Manifest ihres Führers den Grundsätzen religiöser und bürgerlicher Freiheit zuwider sei, deren erblicher Vorkämpfer er bis dahin gewesen. Einige einflußreiche Mitglieder seines eigenen Cabinets enthielten sich nicht, eine Maßregel zu verurtheilen, über die man sie nicht zu Rathe gezogen hatte.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

„Bei Beginn des Parlaments hatte das Ministerium ein mißvergnügtes Unterhaus vor sich und widersprechende Ansichten in seinem eigenen Schooß. Das antipäpstliche Manifest war die geheime Ursache dieser schlimmen Lage; um aber ein so demüthigendes Geständniß zu vermeiden, benützte der Premier zwei andere ungünstige Abstimmungen und legte sein Amt nieder."

Dieses gänzliche Fiasko, welches Lord John Russell mit seinem Sturmlauf gegen die englische Hierarchie erlitt, so objectiv und humoristisch erzählt, wie es Lord Beaconsfield hier gethan, ist kein übler Wink für englische, vielleicht auch für nicht-englische Politiker.

Alles in Allem wird der Roman „Endymion" im Gemüthe des katholischen Lesers einen freundlichen, wohlthuenden Eindruck zurücklassen. Er versetzt in eine Sphäre, wo Culturkampf und Gewissenstyrannei ein überwundener Standpunkt sind, wo gesunde Vernunft, echter Freiheitssinn, vorurtheilslose Gerechtigkeit, wahre gesellige Bildung ein friedliches Zusammenleben der getrennten Confessionen ermöglichen. Diese Sphäre aber ist keine romantische Fiction, sondern Leben und Wirklichkeit. Wann wird einmal ein deutscher Staatsmann und Schriftsteller uns die Geschichte der Kölner Wirren so gemüthlich erzählen, wie Lord Beaconsfield die Wiedereinführung der katholischen Hierarchie?

A. Baumgartner S. J.

Recensionen.

David und seine Zeit. Historisch-exegetische Studien vornehmlich zu den Büchern Samuels. Von Dr. **Hugo Weiß**, ordentl. Professor der Theologie am königl. Lyceum Hosianum zu Braunsberg. Mit oberhirtlicher Approbation. 8°. 271 S. Münster, Theissing, 1880. Preis: *M.* 4.

Eine Biographie Davids — man frägt sich unwillkürlich: warum erst jetzt? Der Gedanke lag wahrhaftig nahe. Die Persönlichkeit des Mannes, das verhältnißmäßig reiche, in den heiligen Büchern niedergelegte Material, die leichtfertigen Bemängelungen der rationalistischen Exegese, das Alles forderte längst eine Monographie, welche, den ganzen Apparat der Wort- und Vers-Exegese, sowie der archäologischen Untersuchungen voraussetzend und bloß in Einzelfragen ergänzend, doch aber wieder enger als die bloße biblische Geschichte an den Schriftinhalt sich anschmiegend, diesen selbst in seiner organischen Einheit auffaßte und in seiner lebendigen Fülle darstellte. Passend müßte sich eine solche Monographie über David den aus der harmonischen Durcharbeitung der Evangelien erwachsenen neueren Leben Jesu, des Davidssohnes, an die Seite stellen. Nun gottlob! der Verfasser hat die hier vorhandene Lücke ausgefüllt und wir möchten ihm nur noch empfehlen, in gleicher Weise einige der anderen Hauptcharaktere des A. B., etwa Salomo, Moses, Abraham, zu behandeln.

Ein erster, einleitender Abschnitt zeichnet „Land und Leute zur Zeit Davids". Des heiligen Landes centrale Lage zwischen zwei Continenten, die in Bodenformation und Klima begründeten Kontraste werden als ebenso viele wirksame Erziehungsmittel der Nation skizzirt. Wir durchwandern das Land in allen seinen Theilen, wie es sich zu Ausgang der Richterzeit dem Besucher darstellte, und werden bekannt mit den politisch-religiösen Zuständen im Innern und mit den außen lauernden Feinden. In fünf, selbst wieder in Unterabtheilungen zerfallenden, Kapiteln wird sodann gehandelt von „Davids Jugendalter", „David, König von Juda", „David, König von Israel", „des Königs und des Reiches Schuld und Sühne", „der Lebensabend Davids". Die Ereignisse ziehen in ihrer logischen Verkettung an uns vorbei, allseitig beleuchtet durch die Würdigung der localen Verhältnisse, die Anschauungsweise des Orients, die Charaktereigenthümlichkeiten der handelnden Personen und des erziehenden Waltens der göttlichen Vorsehung.

So wird gleich an die Erwähnung des Hirtenlebens Davids S. 45 folgende Erklärung geknüpft:

„Aus guten Gründen hatte die göttliche Vorsehung den reichbegabten jüngsten Sproß Isai's während seiner ersten Entwicklungsjahre gerade in diese Lebensstellung hineingesetzt. Frisch und ungehindert konnten und sollten sich in derselben die mannigfaltigsten Kräfte der empfänglichen Seele Davids entfalten, angeregt durch den ebenso milden und freundlichen wie großartigen Charakter der nächsten Umgebung seiner Vaterstadt. Hier mußte sich in ihm jener feine Sinn für die Schönheit und Harmonie der Natur entzünden, den wir so oft in seinen Psalmen zu bewundern Gelegenheit haben; hier mußte sich ihm Gottes ewige Güte, Weisheit und Majestät wie in einem klaren Spiegel zu erkennen geben und sein religiöses Gemüth zu hohem poetischem Aufschwung begeistern; hier mußten aber auch die häufigen äußeren Gefahren des Hirtenlebens eine Helligkeit des Blickes und eine Umsicht, einen Muth und eine Gewandtheit erzeugen, wie sie in keiner anderen Bildungsschule eines zukünftigen Kriegers und Herrschers gewonnen werden konnten."

Als Harfenspieler am Hofe Sauls tritt David zum ersten Mal und auf kurze Zeit, gleichsam probeweise, heraus aus der heimathlichen Schule der Natur, wird vertraut mit jenen Lebenskreisen und Ideen, in welchen sich sein ganzes späteres Leben bewegen soll. Bei seinem durch Goliaths Lästerungen provocirten Auftreten erscheint David bereits geleitet von der lebendigen Überzeugung von Gottes absoluter Heiligkeit und Gerechtigkeit. „Gott", spricht er zu Saul, „läßt sein heiliges Volk nicht ungestraft von ungläubigen Heiden verspotten", und „der fest auf Gott vertrauende Gerechte wird auch über die mächtigsten Feinde triumphiren". Die Verfolgungen Davids leitet folgende treffende Bemerkung S. 66 ff. ein:

„Wie im Sturmesschritt hatte sich in wenigen Jahren der ehemalige Hirtenknabe von Bethlehem die höchste Ehre und die größte Liebe erobert; er hatte eine fast schwindelnde Höhe erstiegen, den Wohnsitz jenes Hochmuths und Eigendünkels, dessen Versuchungen gleich den meisten in solcher Stellung befindlichen Menschen auch der einst zu so schönen Hoffnungen berechtigende König Saul zu seinem und seines Volkes Verderben unterlegen war. Vielleicht nur wenige Schritte noch auf der Bahn eines allseitig gefeierten Volkslieblings, und David hätte, egoistisch geworden, trotz Jonathan und Michol seine Hand gegen den einzigen Störer seines Lebensglückes, gegen Saul erhoben, um dann freilich nach psychologischen Strafgesetzen denselben abschüssigen Weg wie jener zu wandeln. Seiner selbst und des Volkes wegen also mußte David aus den nicht minder gefahrvollen als glänzenden Anfängen seines Lebens in eine ernste Leidensschule übertreten, worin, wie in einem feurigen Ofen, jede Schlacke unreiner Selbstsucht und eines menschlich-trotzigen Wesens ausgeschieden und das lautere Gold eines unerschütterlichen, demüthigen Gottvertrauens gewonnen werden konnte."

Nicht minder war es die göttliche Vorsehung, welche dem flüchtigen Sohne Isai's eine Schaar ergebener Gefährten zuführte. Nicht bloß schützten dieselben sein Leben, halfen ihm, Angriffe der Grenznachbarn auf die Habe seiner Landsleute zurückzuweisen: sie bildeten um ihn eine Kerntruppe aus fast allen Stämmen Israels, den ersten Ansatz der später von ihm durch-

geführten militärischen Organisation, sie boten ihm das erste Übungsfeld für die Entfaltung seines angeborenen Herrschertalentes. Noch mehr war dieß der Fall, als ihm König Achis von Geth die Stadt Ziqlag überließ; war dieses ja nicht mehr ein bloßes Kriegslager, sondern der feste Wohnort für die Familien seiner Leute, „so daß er von Ziqlag aus in sein späteres Reich gleichsam hinübertrat, wie aus einer kleinen, wohlgeschmückten Vorhalle in einen zwar größeren, mit jener jedoch stilverwandten Palast" (S. 116 f.). „Unter den schwierigsten Lebenslagen mußte er lernen, sehr lose gefügte Elemente zusammenzuballen und mit Elasticität und Schwerkraft zu begaben, mußte lernen, wenig disponirte Massen mit Begeisterung für ideale Güter zu erfüllen, Lohn und Strafe auszutheilen nach Verdienst — kurz: im Kleinen zu herrschen, um es später desto besser und leichter im Großen zu können" (S. 89).

Der Verfasser liebt es, jedesmal darauf hinzuweisen, wie einzelne Psalmen der naturgemäße Ausdruck gerade derjenigen Situationen sind, in welche die Überlieferung ihre Entstehung verlegt. Die im Vergleiche zur Richterzeit ganz außerordentlichen militärischen Leistungen Israels unter David veranlassen im dritten Kapitel einen Excurs über „israelitische Streitmacht". Der zweite Abschnitt desselben Kapitels handelt über „Religion und Cultus". Die den König durchdringende theokratische Gesinnung war es, die ihn, bald nach der Erwerbung Jerusalems als eines politischen Reichsmittelpunktes, zur Überführung der von Saul vernachlässigten Bundeslade, sowie zur Organisirung des Priester- und Levitenthums veranlaßte und ihm den Plan des Tempelbaues, sowie seine auf die Hebung des Cultus berechneten dichterisch-musikalischen Schöpfungen eingab. Ein dritter Abschnitt handelt von „Staatsverfassung und Verwaltung".

Daß man — zur Beruhigung der Buchhändler sei es gesagt — auch nach des Verfassers Schrift über manche Einzelheiten wird streiten, wohl auch einige der von ihm vorgetragenen Ansichten und Vermuthungen wird beanstanden können, versteht sich, in Anbetracht der Natur der hier erörterten Fragen und der dem Menschen und namentlich den Gelehrten eigenthümlichen Widerspruchsfreudigkeit, im Grunde von selbst, thut im Übrigen der Vortrefflichkeit des Buches auch keinen Eintrag, welcher wir hier zum Schlusse nochmals freudiges Zeugniß geben. Die folgenden Bemerkungen könnten einer etwaigen zweiten Auflage zu gute kommen.

S. 19 scheint der Verfasser semitische Abstammung aus semitischer Sprache zu folgern. Allein daß die Nachkommen Chams, jedenfalls theilweise, semitische Idiome redeten, steht fest; daß sie derselben nicht schon von der Sprachenverwirrung ab sich bedienten, sondern dieselben von angeblich semitischen Ureinwohnern ihrer späteren Wohnsitze überkamen, ist unerweislich. Es ist nicht undenkbar, daß von der Sprachenverwirrung ab sowohl Semiten als Chamiten „semitisch" redeten. Also läßt sich aus der Sprache nicht so ohne Weiteres auf die Abstammung schließen. Enthält der Name Amalekiter in biblischer Schreibweise zwei specifisch semitische Consonanten, so mag das seinen Grund auch darin haben, daß die Hebräer durch diese Consonanten am besten die entsprechenden Laute des fremdländischen Namens wiedergeben zu können

vermeinten. „Die Horiter," meint der Verfasser, „kennzeichnet ihr rein semitischer Name als Höhlenbewohner"; allerdings; darum waren sie aber nicht mehr Semiten, als die von alten Autoren Τρωγλοδύται geheißenen Völkerschaften Hellenen waren. — In dem Umstande, daß die Ephraimiten das schin nicht auszusprechen vermochten (Jud. 12, 6), erblickt der Verfasser S. 24 „den Beginn einer dialectischen Zersetzung der hebräischen Volkssprache" und findet durch diese „die Zersetzung des Volkes selbst signalisirt". Jedenfalls hatte hier die dialectische Zersetzung auf Seite der Ephraimiten Platz gegriffen, nicht der übrigen Hebräer. Aber würde es der Verfasser in der Ordnung finden, wenn Jemand aus dem Umstande, daß die Münsterländer das Sch unrichtig aussprechen, auf eine „Zersetzung des deutschen Volkes" schließen wollte? — Daß 1 Kön. 21 (vgl. S. 76) David zu dem Hohenpriester Achimelech von seinen „Knappen" spricht, trotzdem er augenblicklich allein erscheint und auch bei der Unterredung mit Jonathan allein war, begründet wohl noch nicht die Anklage der Lüge. Warum sollte er, einer der Oberfeldherren, nicht einige seiner Knappen an einen Ort, etwa jenseits der Grenze, bestellt haben? Die Evangelien scheinen denn doch das Vorhandensein solcher Knappen gar zu bestimmt anzunehmen. Und warum weilte gerade damals der Idumäer Doeg in der Nähe der Stiftshütte? Die beste Antwort ist wohl die, daß uns die heilige Schrift über die Ursache dieses Verweilens keinen Aufschluß gibt und somit auch wir einen solchen zu geben verzichten müssen. — Zu 1 Kön. 29, 3 wäre S. 120 zu bemerken, daß der heilige Text den Achis nicht einfach sagen läßt, David sei „seit Jahren" bei ihm, sondern „seit Tagen oder Jahren". — Die Annahme einer bloß einmaligen Salbung S. 139. 263 scheint uns dem heiligen Texte doch etwas Gewalt anzuthun. — S. 186, Anm. 1 wäre unseres Erachtens besser weggeblieben. — S. 235 wird der Grund, warum Joab dem Absalom das Leben nahm, darin gesucht, daß er ihm wegen der 2 Kön. 14, 30 berichteten Schädigung grollte oder von ihm nach dessen früherer Aussöhnung mit David sei ignorirt worden. Aber 2 Kön. 14, 33 spricht eher gegen die Fortdauer jenes Grolles und die behauptete Ignorirung ist rein hypothetisch. Joab zeigt sich uns sonst als ein recht politischer, freilich egoistisch-politischer Kopf und mochte es für unpolitisch halten, den Störefried noch einmal entwischen zu lassen; sicherlich hatte er sich geringer Gunst seitens Absaloms zu versehen, falls dieser bei Hofe wieder zu Gnaden wäre aufgenommen worden. — Aus 3 Kön. 2, 36 ff. vermögen wir eine „Befeindung der davidischen Dynastie" durch Semei (S. 261) nicht herauszulesen.

Fr. v. Hummelauer S. J.

Philosophia Lacensis sive Series institutionum Philosophiae Scholasticae edita a presbyteris Societatis Jesu in collegio quondam B. Mariae ad Lacum disciplinas philosophicas professis.
Institutiones Philosophiae naturalis secundum principia S. Thomae Aquinatis ad usum scholasticum accommodavit *Tilmannus Pesch* S. J. Cum approbatione Rev. Vic. Gen. Friburgensis. 8⁰. Pag. LII et 752. Friburgi Brisgoviae, Sumptibus Herder, 1880. Preis: *M.* 7.50.

Die neu in's Leben tretende Philosophia Lacensis verdankt ihren Namen dem Umstande, daß die vormals in Maria-Laach thätigen Docenten der Philosophie die Verfasser des neuen Lehrbuches sind. Einen kräftigen Anstoß

zur Beschleunigung des schon länger geplanten Unternehmens gab die Encyklika Aeterni Patris vom 4. August 1879. Denn die Philosophia Lacensis will gerade an jener Rückkehr zur gesunden Lehre der Scholastik arbeiten, welche der heilige Vater so warm und eindringlich empfiehlt. Die einzelnen sechs Bände — Logik, Naturphilosophie (Kosmologie), Psychologie, Metaphysik, Ethik und Naturrecht, Geschichte der Philosophie — sollen zwar jeder für sich ein Ganzes bilden, dessen Benützung auch unabhängig von den übrigen Bänden stattfinden könne; dennoch ist zu hoffen, daß die Herausgeber die einzelnen Bände nicht in zu gedehnter Zeit, sondern, wie sie in Aussicht stellen, parvis temporum intervallis werden erscheinen lassen [1].

Die vorliegende Philosophia naturalis des P. Pesch ist ein stattlicher Octavband von 752 Seiten. Der bloße Anblick oder auch das oberflächliche Durchblättern des Buches könnte zu dem Bedenken Anlaß geben, das Werk sei zu umfangreich angelegt, um als Schulbuch, wie es sich auf dem Titel charakterisirt, dienen zu können. Bei genauerer Durchsicht muß jedoch dieses Bedenken schwinden, es sei denn, man gehe von einer irrigen Voraussetzung bezüglich der intellectuellen Entwicklungsstufe unserer Philosophie-Studierenden aus. Die moderne Erziehungsmethode ist freilich von dem groben Mißgriffe nicht freizusprechen, daß sie vielfach die angehenden Gymnasiasten oder gar die Elementarschüler sich als fertige Denker vorstellt, denen alles Mögliche ex causis zu erklären sei, hingegen die „akademischen Bürger" als unentwickelte Schüler behandelt wissen will, denen man die Wissenschaft in bequemen Compendien behufs leichten Auswendiglernens vorzulegen habe. Anders die alte Schule. Bei der Verstandesbildung, wie sie in der Philosophie zu betreiben ist, appellirte die Scholastik an die Selbstthätigkeit der Studierenden und legte Alles darauf an, zu selbständigem Arbeiten und Denken anzuregen. Die Rückkehr zur Scholastik führt von selbst auf die erneute Geltendmachung auch dieses Grundsatzes. Soll er aber praktisch durchgeführt werden, so muß den Studierenden ein reiches Material geboten werden — freilich in richtiger Unter- und Überordnung und mit Ausscheidung alles wirklich Überflüssigen. Über das praktische Maß des Aufzunehmenden mag immerhin Meinungsverschiedenheit herrschen. Jedenfalls bringt es bei der Naturphilosophie die Natur des Lehrstoffes mit sich, daß die Orientirung auch auf den ihr verwandten Gebieten besonders heutzutage eine etwas weiter greifende sein muß. Wo möglich soll aber alles Wesentliche und Wichtige als das den ganzen Bau tragende Gerippe deutlich hervortreten, während das minder Wichtige schon durch seine äußere Erscheinung leicht erkenntlich sein muß. Auf solche

[1] Während des Druckes geht uns der erste Band eines neuen philosophischen Lehrbuches zu: Institutiones Metaphysicae specialis auctore P. Ludovico De San S. J., in collegio Lovaniensi S. J. olim Philosophiae nunc Theologiae Dogmaticae Lectoris. Tomus primus. Cosmologia. Pars prima. Lovanii, Fonteyn, 1881. Der Band umfaßt 606 Seiten. Ihm soll laut Vorrede noch ein zweiter Band Kosmologie folgen. Ein dritter Band wird die Psychologie und ein vierter die Theodicee behandeln.

Weise ist alles Wesentliche auch allen Studierenden unschwer zugänglich, während die Befähigteren für weiter gehende Studien allseitig orientirt werden. Wer die Philosophia naturalis einer genauen Prüfung unterzieht, wird finden, daß ihre ganze Anlage nach diesen Gesichtspunkten getroffen ist. Die 68 Thesen mit ihren scharf gegliederten Argumenten enthalten die Hauptsache, während das minder Wichtige in den Corollarien und Scholien, sowie bei Lösung der Schwierigkeiten behandelt wird. Dazu kommt nun, daß die Thesen mit ihren Argumenten hier nicht mehr Raum einnehmen, als es in einem gewöhnlichen Schulcompendium der Fall zu sein pflegt. Fast wie ein Compendium des ganzen Buches nimmt sich übrigens der höchst ausführliche Index partium aus; jedenfalls wird er bei Repetitionen sehr gute Dienste leisten. So erweist sich das Werk schon in seiner Anlage als die Frucht langjähriger Katheder-Praxis, und wenn die Editores vom Plane geleitet wurden, Bücher zu schaffen, „qui et docenti et discenti commodo sint", so ist diese Absicht beim vorliegenden Bande gewiß verwirklicht.

Natürlich wurde auch diejenige Form der Behandlung in Anwendung gebracht, welche der Zweck des Buches erheischte. Eine „freiere Behandlungsweise" mußte principiell ausgeschlossen werden, schon deßwegen, weil dieselbe der Bündigkeit und Kürze in der Beweisführung Eintrag gethan hätte. In dieser Beziehung, wie in der ganzen Anlage, unterscheidet sich die Philosophia naturalis des P. Pesch wesentlich von den Elementa philosophiae christianae des Neapolitaner Domherrn Sanseverino. Während bei letzterem Werke von den italienischen Bischöfen gerade in der „ampla et erudita forma" ein Hinderniß für den Schulgebrauch gefunden werden konnte, hält sich die Philosophia naturalis streng an der syllogistischen Beweisführung, welche sie in ihre vollen Rechte treten läßt. Uns scheint es, daß dieser Umstand, auch abgesehen vom speciellen Zwecke des Schulgebrauches, dem Werke einen besonderen Werth verleiht. Denn wo es sich darum handelt, die scholastische Philosophie für Philosophen und Theologen und überhaupt für die wissenschaftliche Welt in eingehender und umfassender Weise zu behandeln, da ist es ein unzweifelhaft richtiges Verfahren, dieselbe in dem ihr eigenthümlichen Gewande auftreten zu lassen. Dazu kommt, daß die scholastische Form allen denen, welchen es um ernstliches Studium und tieferes Erfassen der Wahrheit zu thun ist, die erheblichsten Vortheile bietet. Doch letztere wollen wir hier weder aufzählen noch andeuten, verweisen vielmehr unsere Leser auf die Ausführungen des Verfassers der Philosophia naturalis in dieser Zeitschrift (Jahrg. 1875, Bd. VIII. S. 125 ff.). Es ist freilich zu bedauern, wenn mancherorts die Vorurtheile gegen die scholastische Form der Beweisführung so tief eingewurzelt sind, daß selbst in Kreisen, die ausgesprochenermaßen der scholastischen Lehre zugethan sind, in Bezug auf die Lehrmethode des hl. Thomas doch noch zuweilen eine große Befangenheit zu Tage tritt.

Die Eintheilung des Werkes ist im Wesentlichen die in der scholastischen Philosophie von jeher übliche. Hierin, wie in allem Andern, weht uns aus dem Buche ein conservativer Geist entgegen, der vom Herkömmlichen nur

da abweicht, wo zwingende Gründe vorliegen. So haben wir denn von vornherein zu erwarten, daß für die Gliederung des Ganzen die Beantwortung der drei Kapitalfragen maßgebend sein wird: Was sind die Naturdinge? Was für Eigenschaften sind mit dem Wesen der Naturdinge verbunden? Woher rühren die Naturdinge? Hierüber geben in der That die drei ersten Bücher allseitig Aufschluß. Das erste Buch erörtert die Natur und Wesenheit der Körper; an den positiven Aufbau der scholastischen Körperlehre schließt sich eine historisch-kritische Darlegung der übrigen Lehrsysteme an. Im zweiten Buche kommen die Eigenschaften der Körper zur Besprechung. Die sieben Disputationen handeln: über Quantität und Ausdehnung, über die Qualität, über die Bewegung, über das Unendliche, über Ort und Raum, über Compenetration und Reduplication der Körper, über Zeit und Dauer. Die einzelnen Glieder stehen zwar nicht im Verhältnisse strenger Coordination zu einander, aber sie ordnen sich doch dem Titel des ganzen Buches „De affectionibus corporis naturalis" recht gut unter. Nur die vierte Disputation De infinito sträubt sich ein wenig gegen diese Einfügung; wir glauben jedoch, beinahe eine Titeländerung allein — etwa: De finito et infinito — würde die Unfügsamkeit schon genügend heben. Das dritte Buch, welches de rerum naturalium ortu et interitu handelt, ist besonders deßhalb von Interesse, weil die Zulässigkeit einer (beschränkt) mechanischen Weltbildungstheorie im Lichte der alten Philosophie dargethan wird, und weil die verschiedenen Descendenz-Theorien einer eingehenden Kritik unterworfen werden. Das vierte Buch endlich bringt als Anhang die nothwendigen Erörterungen über Naturgesetz und Wunder.

Müssen wir es uns auch versagen, auf den reichen Inhalt der vier Bücher näher einzugehen, so wollen wir doch wenigstens einen Punkt herausgreifen, um an ihm das Verfahren zu illustriren, welches der Verfasser auf dem vielfach so schlüpfrigen Boden der Naturerklärung einschlägt. Wir wählen die in den letzten Jahren vielbesprochene Frage nach der Constitution der Körper. Daß ein Buch, dem es vor Allem um die Darstellung der Lehre des Aquinaten zu thun ist, auch in dieser Grundfrage sachlich sich auf's Engste an den hl. Thomas anschließt, bedarf keiner Erklärung. Aber der Weg, auf dem P. Pesch zur Begründung der peripatetischen Lehre vorschreitet, verdient eine genauere Beachtung. Früher ging man gewöhnlich synthetisch voran, indem man die These über die innere Constitution aus Materie und Form als eine fast selbstverständliche an die Spitze stellte. Allein in Anbetracht der vielen Bedenken, welchen heute die gedachte Grundfrage des Hylomorphismus begegnet, hat der Verfasser den analytischen Weg eingeschlagen und sucht durch intellectuelle Zergliederung der Naturphänomene zur Erkenntniß der inneren Körperconstitution vorzudringen; aus der Art und Weise, wie die Dinge sich nach außen darstellen, schließt er auf die Art und Weise ihres inneren Seins. Wenn er zu diesem Zwecke Einiges, was man ehedem in späteren Theilen zu behandeln pflegte, schon vorher besprechen mußte, so hat er sich hierin doch auf das absolut Nothwendige beschränkt. Er geht vom Begriff der stätigen Größe (continuum) aus, da sie es ist,

welche sozusagen das Substrat aller Naturerscheinungen bildet. Der Begriff der Stätigkeit war um so genauer zu erörtern, als schon an ihm, wie der moderne Empirismus vermeint, das menschliche Denken auf unlösliche Widersprüche stößt. Bei der Frage, wie die Theile im Stätigen enthalten seien, bestand freilich in der Redeweise sogar unter den Peripatetikern bis in die neueste Zeit keine Einhelligkeit. Der Verfasser hebt das Richtige der verschiedenen Ansichten heraus und sucht diese selbst der Sache nach in Einklang zu bringen. Dann wird die Theilbarkeit und der Grenzbegriff des Stätigen ganz im Sinne des hl. Thomas und der alten Schule behandelt. Erst jetzt wendet sich der Verfasser der Betrachtung der körperlichen Thätigkeit zu — der bewirkenden oder ausführenden sowohl, als auch der zweckstrebenden oder dirigirenden. Die Naturdinge werden als wahre Wirkursachen hingestellt, und die exclusiv-mechanische (mechanistische) Naturerklärung, welche in den Dingen nichts als passive Bewegungszustände erblicken will, erhält eine gründliche Abfertigung; dabei findet indessen Alles, was der Mechanismus Wahres enthält, volle Anerkennung. Um aber die Wirkursächlichkeit der Naturdinge gegen jeden Angriff zu sichern, durfte auch der sogen. Occasionalismus nicht übersehen werden; der Verfasser liefert den unanfechtbaren Nachweis, daß die Dinge selbst sich uns in der Natur als wirkende Ursachen darstellen. Im Anschlusse hieran wird der Begriff der „Kraft" erörtert, indem zugleich die Irrthümer Helmholtz' u. A. nach Verdienst abgewiesen werden. Mit der Frage nach der Wirkursächlichkeit der Naturdinge hängt die nach ihrem gegenseitigen Einwirken innig zusammen. Der Verfasser läßt sich die dargebotene Gelegenheit nicht entgehen, zu zeigen, was von der actio in distans zu halten sei. Nach der Wirkursächlichkeit der Naturkörper kommt ihre Zweckstrebigkeit zur Sprache. Der Verfasser fragt: Gibt es überhaupt Zweckursachen? Und sind die Naturdinge selber einigermaßen als Träger einer Zweckstrebigkeit anzusehen? Hier müssen wir es als einen überaus glücklichen Griff bezeichnen, daß die Lehre der Alten von der Naturstrebigkeit (appetitus naturalis), welche in der ganzen scholastischen Philosophie eine so bedeutsame Rolle spielt, gegenüber den Irrthümern der einseitig mechanischen Naturerklärung zur Geltung gebracht wird. Aber auch das andere Extrem, als offenbarten alle Dinge wegen dieser ihrer Zweckstrebigkeit Leben, Empfindung, Willen, kommt zur Sprache.

Alle bisherigen Erörterungen hatten nur den Zweck, die nothwendigen Mittel zu schaffen, um das innere Wesen der Naturdinge zu erschließen. Diese Frage nach der inneren Körperconstitution gehört, wie P. Pesch mit Recht hervorhebt, ausschließlich vor das Forum der Philosophie, während die Chemie der Zahl und Verschiedenheit der chemischen Ingredienzen und den Gesetzen ihrer Verbindung nachforscht. Zunächst zwingt der diffusionelle Charakter sämmtlicher Naturphänomene zu der Annahme, daß das tiefste Substrat ein Diffuses, ein irgendwie Zusammengesetztes ist, welches als das Princip der Ausdehnung und Passivität sozusagen das Material zu den Naturdingen abgibt. Die Naturthatsachen drängen aber dazu, in den Naturdingen zugleich ein Formalprincip ihres Seins und Wirkens anzuerkennen.

Ein solches mit dem Charakter der Substantialität auftretendes Formalprincip wird zuerst in den Organismen und dann in den übrigen Naturdingen nachgewiesen. Bei den Organismen liegt der Schwerpunkt der Frage darin, wie ein von dem Materialprincip verschiedenes Formalprincip dennoch mit ersterem zu einer Natur und einer Substanz zusammentreten kann. Der Verfasser bietet uns hier in ausführlicher Darlegung die Auffassung des englischen Lehrers, wobei alle irgendwie abweichenden Erklärungsversuche moderner Denker eingehend zurückgewiesen werden. Gleich hier stellt sich P. Pesch zu den Philosophemen von Tongiorgi u. A. in einen so entschiedenen Gegensatz, daß von einem Einlenken in die Denkweise dieser Gelehrten bezüglich der Körperconstitution nicht mehr die Rede sein kann. Wir rechnen es dem Buche zu hohem Verdienste an, die Substanzeinheit in jedem Organismus genau im Sinne des hl. Thomas zur Darstellung gebracht zu haben, und wir stehen nicht an zu behaupten, daß diese Partie eine der gelungensten ist, ja einen wahren Glanzpunkt des Werkes bildet. Bei den anorganischen Dingen unterliegt die Substanzeinheit keinerlei Bedenken; hier kommt es vielmehr darauf an, zu zeigen, in welcher Weise bei der einheitlichen Substanz die zwei sachlich verschiedenen Principe zu fassen sind. Zur Aufhellung dieses dunklen Punktes werden zahlreiche, sowohl dem platonischen als dem aristotelischen Gedankenkreise angehörige Beweismomente herangezogen und zur Herstellung eines einheitlichen Beweisverfahrens verwerthet. Während der Dualismus von Materie und Form sich durch alle Naturwesen ohne Ausnahme hindurchzieht, trennt hinwiederum ein wahrer Wesensunterschied die zwei großen Reiche der organischen und anorganischen Natur: dem Nachweise dieser wesentlichen Verschiedenheit wird eine besondere Sorgfalt zugewandt. Der detaillirten Darlegung der scholastischen Anschauungen über Materie, Form und Privation ist ein dreitheiliger Excurs gewidmet. Wir können auf diese Einzelheiten hier nicht näher eingehen, wollen aber noch mit einigen Worten der Art und Weise gedenken, wie P. Pesch die vielumstrittene perduratio elementorum in mixtis zur Sprache bringt. Was geschieht, wenn z. B. chemische Stoffe einem Organismus einverleibt werden? Wird alsdann dieselbe Materie durch den Hinzutritt der Lebensform eine Mehrheit von Formen besitzen, oder verlieren die Elemente ihren eigenartigen Formcharakter? In der Beantwortung dieser Frage stellt sich der Verfasser im Wesentlichen auf den Standpunkt des hl. Thomas: es ist schlechterdings unmöglich, daß mehrere Formen in einer Substanz vorhanden seien; darum bleiben die Elemente nicht formaliter, wohl aber virtualiter. Der Verfasser sucht indessen diesen höchst dunklen Gegenstand noch tiefer zu ergründen und stellt sich die weitere Frage: In welcher Weise geschieht es nun, daß zwar die Vielheit der Formen ausgeschlossen werden, dennoch aber die Kraft (virtus) der einzelnen Elemente bleiben kann? Werden die Formen der Elemente schlechthin abgeworfen, oder aber verlieren sie nur durch den wesensinnerlichen Hinzutritt der Lebensform ihren bisherigen specificirenden und informirenden Charakter? Das erstere ist die dem hl. Thomas geläufigere Anschauung, wie der Verfasser ausdrücklich anerkennt, wohingegen das andere der

Lehre des sel. Albertus Magnus entspricht[1]. Der Verfasser stellt nun beide Meinungen mit ihren Gründen als wahrscheinlich neben einander, ohne sich für die eine oder die andere zu entscheiden. So ist er dem Gedanken, welcher ihn durch das ganze Werk hindurch leitete, treu geblieben: überall das Sichere und das Zweifelhafte von einander zu scheiden, niemals aber das Sichere auf Unsicheres zu basiren. Dieser Verfahrungsweise müssen wir unsere volle Anerkennung zollen. Nichts schadet der echten Wissenschaft mehr, als überall, auch in den dunkelsten Fragen, mit apodictischer Gewißheit vorangehen zu wollen. Wir billigen es um so mehr, daß der Verfasser in der Behandlung der perduratio elementorum sich diese Reserve auferlegt hat, als man in unserer Zeit, wo es galt, sich auf dem Gebiete der Scholastik erst wieder zurechtzufinden, nicht selten diesem Gegenstande eine so unverhältnißmäßig große Bedeutung beigelegt hat, daß man beinahe versucht wäre, zu glauben, das Heil der gesammten Philosophie hinge von der Stellungnahme in *dieser* Frage ab.

Die christliche Philosophie unserer Tage würde ihren hohen Beruf verkennen, wollte sie eine endgiltige Lösung der spitzesten Schwierigkeiten und der dunkelsten Fragen, über die bereits seit Jahrhunderten in den Schulen gestritten wurde, als ihre Hauptaufgabe betrachten. Diese liegt vielmehr in dem *Kampfe wider die glaubensfeindlichen Systeme der modernen Philosophie*. So belehrt uns die herrliche Encyklika Aeterni patris, indem sie uns auffordert, zu diesem Kampfe jene Waffen zu ergreifen, welche die alte Philosophie und insbesondere der Engel der Schule uns bietet. Darum heißt es von Letzterem: „Philosophicas conclusiones Angelicus Doctor speculatus est in rerum rationibus et principiis, quae quam latissime patent et *infinitarum fere veritatum semina suo velut gremio concludunt, a posterioribus magistris opportuno tempore et uberrimo cum fructu aperienda*. Quam philosophandi rationem cum in erroribus refutandis pariter adhibuerit, illud a se ipse impetravit, ut et superiorum temporum errores omnes unus debellarit, *et ad profligandos, qui perpetua vice in posterum exorituri sunt, arma invictissima suppeditarit*.“ Auf diesen in der Encyklika gekennzeichneten Standpunkt hat sich der verdienstvolle Verfasser der Philosophia naturalis voll und ganz gestellt. Er bekundet dabei eine umfassende Erudition, welche sich nicht nur auf die philosophische Literatur, sondern auch auf die verschiedenen Zweige der Naturwissenschaft erstreckt. Fast

---

[1] Daß auch der hl. Thomas, wenigstens zeitweilig, dieser Meinung nicht abhold war, geht am deutlichsten aus der p. 228 mitgetheilten Stelle (Opusc. de nat. mat. cap. 8.) hervor. — Mit welcher Vorsicht und Zurückhaltung übrigens der englische Lehrer die verschiedenen Meinungen über diesen so dunklen Gegenstand beurtheilte, ist besonders aus Opusc. in lib. Boëtii de Trin. qu. 4. a. 3. ad 6. ersichtlich, wo er sogar gegenüber der Avicenna'schen Meinung für seine eigene Ansicht nur größere Probabilität in Anspruch nimmt. Es ist nur zu loben, wenn P. Pesch diesem Beispiele der Mäßigung und Zurückhaltung folgt.

jede Seite des Werkes legt Zeugniß dafür ab, wie erfolgreich dieselbe verwerthet wurde. Im Interesse der nichtdeutschen Leser, bei denen das Buch bereits eine recht gute Aufnahme und sehr günstige Beurtheilungen gefunden hat, wäre nur zu wünschen gewesen, daß die vielen deutschen Citate dem Wesentlichen nach auch lateinisch wiedergegeben wären.

Mit den Meinungsdifferenzen, welche wir für einzelne Ausführungen des Werkes zu verzeichnen hätten, wollen wir unsere Leser nicht behelligen, da wir denselben kein so großes Gewicht beilegen und zudem in der Lage sind, dieselben durch unmittelbareren Gedankenaustausch zum Austrag zu bringen.

Aug. Langhorst S. J.

Die göttliche Komödie des Dante Alighieri, nach ihrem wesentlichen Inhalt und Charakter dargestellt von Dr. **Franz Hettinger.** Ein Beitrag zu deren Würdigung und Verständniß. 8⁰. XII u. 586 S. Freiburg i. B., Herder, 1880. Preis: *M.* 5; elegant geb. *M.* 6.

Aus seiner staatsmännischen Laufbahn gewaltsam hinausgedrängt, aus seiner Heimath verstoßen, im Falle der Rückkehr mit dem Feuertode bedroht, als Flüchtling von Stadt zu Stadt irrend, schrieb der große Florentiner im Anfang des 14. Jahrhunderts seine Divina Commedia, eine der gewaltigsten Schöpfungen der gesammten Weltliteratur, eine stets fortsprudelnde Quelle neuer Poesie, eine unerschöpfliche Fundgrube gelehrter Studien und Commentationen. Das Gedicht trägt durch alle seine drei Theile hindurch das deutliche Gepräge seines Ursprunges. Aus den Tiefen der Hölle heraus hält der zürnende Flüchtling Gericht über Päpste und Kaiser, Könige und Herren, Städte und Länder, mitten in den Läuterungsqualen des Fegfeuers straft und verurtheilt er die Sünden und Gebrechen seiner Zeit, ja selbst von den lichten Räumen des Paradieses herab verkündet er noch sein politisches Programm und rechtet mit den höchsten Gewalten der Erde. Nirgends glüht sein Wort mächtiger und gewaltiger, als wenn er aus dem tiefen, eigenen Seelenschmerz heraus in seinem eigenen Leid das Leid der inniggeliebten Heimath, und in ihr hinwiederum das bittere Weh der wild umhergepeitschten Christenheit erfaßt, klagt, zürnt, rächt und richtet. Das ist der Dante, welchem die neuere Zeit wieder ihre Aufmerksamkeit zugewandt hat, nachdem die zwei vorausgegangenen Jahrhunderte sich kaum mit ihm beschäftigt hatten. Durch Mißverständniß seiner Zeit und seines Wesens gewann er Freunde und Verehrer der wunderlichsten Art und vom allerverschiedensten Charakter. Zürnende Verschwörer, wie er von Land zu Land getrieben, doch um ganz verschiedener Sache willen, bemächtigten sich seiner Flammenworte und gaben ihn für ihren geistigen Ahnherrn aus. Neue Ghibellinen, doch von sehr verschiedenem Schlag, schmückten ihre langweiligen, mechanischen Staatstheorien mit der poetischen Pracht des von ihm geträumten Imperium. Lehrer des Evangeliums mit weißen Cravatten freuten sich kindlich, daß er einige Päpste in die Hölle gebracht, und versetzten ihn dafür neben Wicliff und Huß in den reformatorischen Heiligenkalender. Josephiner und Gallicaner, pantheistische

Philosophen und materialistische Naturforscher, Mazzinisten und Garibaldianer holten sich bei ihm Verse zum oratorischen Hausbedarf, und das neue, „eine, freie Italien“ feierte ihn bei der sechshundertsten Wiederkehr seines Geburtstages (1865) als „den Vorläufer der politischen Einheit des Vaterlandes und als den Anwalt für Freiheit und Recht in der christlichen Welt“.

Eine andere, wohl nicht geringere Zahl von Verehrern erlangte Dante durch die sprachliche, literarische und historische Bedeutung seiner Dichtung, die großartige Universalität derselben, das viele Räthselhafte und Dunkle, das sie bot, durch ihren Zusammenhang mit der ganzen Zeitgeschichte, ja mit dem gesammten mittelalterlichen Wissen und Leben. Hunderte von Manuscripten luden zur Textkritik ein, zahlreiche Commentationen forderten zur Vergleichung und schließlich zu neuer Commentation heraus. Specialgeschichte und allgemeine Geschichte, Philologie und Ästhetik verlangten ihren Antheil an dem ungeheuern Bergwerk, dessen Adern sich in all diese Bezirke hineinverzweigten. Einige Terzinen, ja einzelne Verse boten Stoff und Gelegenheit zu ganzen Abhandlungen, und das Detail, das Einzelne aufgespeichert, wurde wieder von Anderen in größeren Werken gesammelt oder von neuen Übersetzern in Anmerkungen verwerthet.

Ein dritter Kreis von Verehrern schaarte sich um Dante den „Dichter“, den die Romantiker schon im Beginn des Jahrhunderts aus dem Dunkel der Vergessenheit hervorholten und auf den Leuchter stellten. Sie fanden in ihm das ganze Mittelalter beisammen, Glauben und Wissenschaft, Politik und Geschichte, Alles zu einer großen Dichtung gestaltet und von dem Zauber jener Poesie belebt, nach der sie im wirren Gedränge der Revolution emporrangen. Dante war wie sie Dichter und Troubadour; ja in der Lichtgestalt seiner Beatrice schien der Minnedienst des Mittelalters seinen höchsten und erhabensten poetischen Ausdruck gefunden zu haben. „Im Allerheiligsten,“ verkündigte Schelling, „wo Religion und Poesie verbunden, steht Dante als Hoherpriester und weiht die ganze moderne Kunst für ihre Bestimmung ein; es ist die Durchdringung der Begebenheiten der ganzen Zeit des Dichters mit den Ideen der Religion, Wissenschaft und der Poesie in dem überlegensten Geiste jenes Jahrhunderts.“ Diese Verehrung des Dichters gewann aber auch außerhalb des Kreises der Romantiker zahlreiche Adepten. Leute, die an keine Hölle glaubten, lasen mit Schauer und Bewunderung die Strafe Ugolino's, und freigeistige Damen, die nichts von materia und forma wußten, folgten mit Entzücken der engelgleichen Beatrice, die ihren Schützling von Stern zu Stern dem höchsten Himmel entgegenführt. Künstler malten ihn, Dichter begeisterten sich an ihm, Übersetzer haben ihn in allen civilisirten Ländern eingebürgert, Kritiker haben ihn mit Homer und Göthe an die Spitze der ganzen Literaturgeschichte gestellt — — und doch wird man gestehen müssen, daß der Vielgefeierte und Vielgelesene wenige Verehrer und Leser zählt, die ihn eigentlich in seinem innersten Wesen erfassen und lieben. Es ist, wie Longfellow sehr wahr von ihm sagt:

„Schon ist dein Lob von allen Höh'n gedrungen,
Durch alle Länder brausend hingeklungen,
Wie Sturmwind zu den Völkern aller Zungen.

„Von tausend Pilgern, welche romwärts gehen,
Hört Jeder es in seiner Sprache wehen,
Und Viele staunen — Viele zweifelnd stehen."

Als der gestürzte Prior von Florenz, das geächtete Haupt der „Weißen", in der Verbannung umherirrend, schmerzlichen Blickes sich nach Trost umsah, begnügte er sich eben nicht mit den flachen Vorstellungen und luftigen Gefühlen, welche die moderne Welt Religion nennt; es war ihm auch nicht darum zu thun, das VI. Buch Virgils mit etwas Zeitgeschichte zu einer literarischen Novität zu erweitern oder seinem Zorn in einer scharfen, politischen Satire Luft zu machen. Selbst das liebliche Traumbild seiner Jugendliebe vermochte den gereiften Geist des Dichters nicht über den tiefen Schmerz einer zertrümmerten Laufbahn hinwegzuheben. Er suchte einen gründlichen, wahren Trost in seinem Schmerze und er fand ihn, einmal in dem tiefen, religiösen Glauben, der ihn beseelte, und dann in der philosophisch-theologischen Wissenschaft seiner Zeit, welche man mit dem Namen Scholastik zu bezeichnen pflegt. Aus diesem tiefen, ernsten Studium ist sein Weltgedicht hervorgegangen, und muß darum Jedem räthselhaft bleiben, der sich nur bruchstückweise mit seinen theologischen Äußerungen beschäftigt, ohne die Scholastik in ihrem inneren Zusammenhang zu kennen, oder ohne jene Gewißheit des Glaubens zu besitzen, welche die Wissenschaft des Glaubens voraussetzt. Eine dichterische Fiction war es allerdings, wenn der Verbannte in seinem Leide sich in einer Vision das liebenswürdige Kind zurückrief, dessen Anblick ihm einst die ersten Lieder entlockt hatte; mehr als bloße Fiction war es schon, wenn er seinen Blick der seligen Welt zuwandte, in welche ihm Beatrice bereits vorausgeeilt war; volle Gewißheit aber war ihm das Dasein jener ewigen Welt, die Seligkeit, die seiner dort harrte, die Nothwendigkeit, sich durch innere Läuterung darauf vorzubereiten. Diese Gewißheit gab seinem gedrückten Geiste Trost, Muth, geistige Spannkraft und schöpferischen Impuls, jenes ganze Weltsystem des Glaubens und Wissens in einer Dichtung zu verkörpern. Von dieser Gewißheit getragen, unternahm er seine dichterische Wanderung durch Hölle, Fegfeuer und Himmel, ein Bild des Läuterungsprocesses, den er selbst innerlich durchgemacht, und ein Bild zugleich der gesammten Weltanschauung, an der er Trost und neues Leben gefunden hatte. So ward er der Dichter der Theologie, der Theologe unter den Dichtern und setzte der Summe des Aquinaten gewissermaßen eine zweite, poetisch verklärte Summe der Theologie an die Seite, die auf dem Gebiete der Kunst eine ähnliche Fruchtbarkeit bewährte, wie jene auf dem Gebiete des Wissens, an geistiger Tiefe und Erhabenheit, ähnlich wie jene, noch immer unerreicht dasteht.

Wir mußten die verschiedenen Arten von Dante-Freunden etwas näher skizziren, um die Bedeutung des vorliegenden Werkes klarzustellen. Das-

selbe führt uns nämlich aus dem fast unübersehbaren Detailstoff, welchen die kritische, philologische, historische und ästhetische Dante-Forschung aufgehäuft, wieder auf die inneren Grundlinien der Dichtung zurück, zerstört das falsche Bild, das Mißverständniß und politische Tendenz von ihr entworfen, erfaßt dagegen ihren unerschöpflichen Reichthum in seiner wahren Quelle und vertieft die an sich nicht unrichtige Auffassung der Romantiker, indem sie dem religiös-wissenschaftlichen Gehalte der Dichtung auf den Grund geht. Wir haben keinen Commentator vor uns, der sich erst mühsam in die scholastischen Vorstellungen und Formeln hineinarbeiten mußte, sondern einen Theologen, dem die Scholastik in ihrem ganzen Umfange durch Schule und Leben geläufig ist, und der deßhalb die Theologie Dante's in ihrem lebensvollen Zusammenhange zu erfassen weiß, der aber andererseits auch freundlich und künstlerisch genug denkt, uns die Blüthenkränze der Dichtung nicht durch syllogistische Disputationen zu zerpflücken. Der Theologe ordnet sich dem Dichter unter, dessen Vollgenuß er uns verschaffen will, und zieht die Thesen und Responsa der Schule nur insoweit heran, als es nöthig ist, um jenen Genuß zu verstatten. Die anmuthige Darstellungsweise, welche die „Apologie des Christenthums" längst zu einem Lieblingsbuch der gebildeten Stände gemacht hat, überwindet auch hier mit fesselnder Gewalt das Knochenhafte der scholastischen Form und läßt uns auch die zarten Blüthen kosten, mit welchen Dante — nach Macaulay's sinnigem Vergleich — den gigantischen Alpendom seiner Dichtung geschmückt hat. Allen Freunden ernsterer Dichtkunst kann deßhalb dieser tüchtige Commentar auf's Beste empfohlen werden. Für solche, denen Dante eine zu hohe und schwere Lectüre ist, mag er bis zu einem gewissen Grade die Lesung der Dichtung selbst ersetzen, obschon er auch diese anregen und anziehen wird, die Göttliche Komödie selbst herzhaft zur Hand zu nehmen, ganz zu lesen und zu genießen. Das kostet allerdings eine gewisse Entschlossenheit. Denn Dante liest sich nicht so vom Blatt weg, wie das durchgängige, belletristische Lesefutter unserer Tage. Er erfordert auch trotz dieses schönen Commentars Studium, Nachdenken, Sammlung, inneren Ernst, ja auch einen größeren Vorrath philosophischer und theologischer Kenntnisse, als sie bei der heutigen Erziehung durchschnittlich Gemeingut sind.

Das Buch ist in acht größere Abschnitte — Kapitel — getheilt, von welchen das erste (S. 1—50) uns in kurzer Lebensskizze die Schicksale Dante's vorführt, das zweite (S. 54—121) die Grundidee und den Charakter der Göttlichen Komödie entwickelt, die drei folgenden, drei bis fünf (S. 137—281), die drei Theile des Gedichtes: Hölle, Fegfeuer und Paradies, eingehend erklären. Im sechsten Kapitel (S. 285—320) sammelt der Verfasser aus den zerstreuten Elementen des Gedichtes das Bild der sittlichen Weltordnung, das ihm zu Grunde liegt; im siebenten: „Die Theologie der Göttlichen Komödie" (S. 330—467), weist er die einzelnen Bestandtheile der christlichen Weltordnung in der Dichtung nach; im achten Kapitel endlich beschließt er das Ganze, indem er die Politik Dante's (S. 510—553) auseinandersetzt, beurtheilt und, soweit erforderlich, vertheidigt.

Die einleitende Biographie bietet zunächst ein ansprechendes Zeitbild der

ganzen Epoche, welcher Dante angehörte, dann die wichtigsten Angaben über das Leben des Dichters, seine Erziehung, seine Studien, sein Verhältniß zu Beatrice, seine politischen Bestrebungen und Kämpfe, die Leiden seiner Verbannung und seinen Tod zu Ravenna (14. Sept. 1321): die Charakteristik Dante's nach Villani und Boccaccio krönt das kurze und doch umfassende Lebensbild. Nach einer ebenso gedrängten Charakteristik der übrigen Schriften Dante's (Vita nuova, Convito, De vulgari Eloquio, De Monarchia, De duobus elementis aquae et terrae) tritt der Verfasser sodann an Dante's Hauptwerk, die Divina Commedia, heran, und sucht dem Leser vor Allem ein Totalbild der gewaltigen Dichtung zu verschaffen. Es hätte uns vielleicht mehr befriedigt, wenn er dabei von der Grundidee ausgegangen wäre, wie sie Dante selbst in seinem Briefe an Can Grande della Scala gar schlicht und einfach zum Ausdruck bringt, und dann gezeigt hätte, wie der einheitliche, vom Dichter selbst formell begrenzte Gegenstand sich seiner Natur nach zu einer Darstellung der gesammten christlichen Weltordnung, zur Lösung des höchsten menschlichen Problems und zum Ausdruck jenes großartigen Gedankens gestaltete, welchen der Verfasser (S. 61) als Centralidee des Gedichtes bezeichnet: „Das ganze irdische Dasein auf allen Gebieten menschlicher Wissenschaft und Kunst ist nur eine Ausstrahlung des Lichtes, das aus Gott, der ewigen Wahrheit und Liebe, stammt." Die künstlerische Einheit des Gedichtes wäre durch diese Anordnung klarer hervorgetreten, ohne daß der universelle Charakter des Weltgedichtes dabei zu kurz gekommen wäre. Die Ausführungen des Verfassers über Charakter, Centralidee, Inhalt und Grundidee der Göttlichen Komödie dienen übrigens auch in ihrer vorliegenden Anordnung trefflich dazu, die falschen und beschränkten Auffassungen des Gedichtes zu widerlegen, die Eingangs der Kapitel erwähnt sind, und seine hohe universelle Bedeutung in's rechte Licht zu stellen.

Treu, reichhaltig, lebensfrisch ist die erklärende Analyse des Gedichtes (Kap. III—V). Sie gibt annähernd den Eindruck der ganzen Dichtung wieder. Am Schluß derselben kehrt der Verfasser noch einmal auf die Grundidee des Werkes zurück, welche zwar allerdings zunächst nur die ewige Sanction des göttlichen Gesetzes, mittelbar aber die „Idee der sittlichen Weltordnung" überhaupt in sich schließt. Indem die einzelnen Züge dieser Weltordnung nach ihrem philosophisch-theologischen Zusammenhang gesammelt und vereinigt werden, erhalten wir ein wissenschaftliches Gesammtbild jener großartigen sittlichen Weltordnung und zugleich den Nachweis, daß dieselbe wirklich den Kern und Hauptgehalt der Dichtung ausmacht. Im folgenden Kapitel wendet sich die Darstellung von dem Einheitsgedanken wieder zu dem weiten religiösen Umfang der Dichtung, von dem theologischen Princip, auf dem sie ruht, zu dem großartigen System theologischer Wahrheit, die sie einschließt. Dieser Theil, welchen der Verfasser auch separat als eigene Schrift im Cyclus der Görresvereins-Broschüren erscheinen ließ, dürfte wohl als der trefflichste und werthvollste Theil der Schrift bezeichnet werden. Er setzt die innigste Vertrautheit mit der ganzen Dichtung voraus und führt in den theologischen Reichthum derselben ein. Das ganze System der scholastischen Theo-

logie — eine wahre Summa — baut sich hier vor unserem Auge auf, durchaus nicht willkürlich in die Dichtung hineingetragen, sondern zwangslos aus derselben erwachsend. Jeder der kleineren Abschnitte dieses Theiles schließt einen ganzen Tractat der Theologie in sich, bald durch den lebendigen Ausdruck, bald durch reiche Bilder, bald durch begeisterte Auffassung mit dem Zauber der Poesie umwoben. Als Beispiel sei die Mariologie Dante's erwähnt (S. 393 ff.), welche das Bild der Gottesmutter, ihre Stellung im gesammten Heilsplan, ihre Gnadenvorzüge, ihr Walten hienieden zugleich mit dogmatischer Klarheit und mystischer Innigkeit entfaltet. Ein strenger Dogmatiker entwirft gleichsam die Umrisse, ein liebeglühender Mystiker belebt sie mit Farbengluth, ein Dichter gibt dem Ganzen künstlerische Harmonie und Schönheit. Ähnliches wäre von der Theodicee, der Gnadenlehre, der Engellehre u. s. w. zu sagen. Wir können aber auf das Einzelne nicht näher eingehen. Im letzten Kapitel ist zur Erklärung der „Politik der Göttlichen Komödie" hauptsächlich das Buch De monarchia herangezogen, dessen Gedankengang und Beweisführung in einem sehr vollständigen Auszuge mitgetheilt. Die Beurtheilung desselben ist sachlich sehr objectiv, in der Form sehr mild und rücksichtsvoll gehalten, vielleicht etwas gar zu milde. Uns scheint Scartazzini nicht ganz Unrecht zu haben, wenn er Dante Inconsequenz vorwirft, obwohl man diese Inconsequenz eine glückliche nennen kann. Dante's Cäsar ist ganz offenbar nicht der vom Papst gesalbte und gekrönte Kaiser — Schutzherr der Kirche, sondern der von der kirchlichen Gewalt in allen zeitlichen Dingen ganz unabhängige Cäsar des altheidnischen Rom, den, nach ihm, die göttliche Providenz zum Weltmonarchen gemacht und den Christus in seiner Geburt und seinem Leiden formell als solchen anerkannt hat. Seine ganze Gewalt ist von der Kirche unabhängig, geht ihr voraus, sie wird auf die heidnischen Pseudowunder eines Numa, auf den Weltberuf des frommen Äneas und seiner drei Frauen, Creusa, Dido und Lavinia — kurz, auf die Anschauungen gestützt, mit welchen Virgil und Livius das römische Kaiserthum verherrlichten. Consequent ist es sicher nicht, wenn Dante am Schlusse seines Buches diesen altrömischen Weltmonarchen, dem Christus selbst als Unterthan unterworfen war, als „Erstgebornen" pietätsvoll dem Papste als „Vater" unterordnet und, ohne die Grenzen dieses Verhältnisses näher zu bezeichnen, doch angibt, daß sich der Erstgeborne dem Vater, das Kaiserthum dem Papstthum gegenüber in ähnlicher Unterordnung befinde, wie das Irdische gegenüber dem Himmlischen, die zeitliche Wohlfahrt gegenüber der ewigen Glückseligkeit. Über das richtige geschichtliche und rechtliche Verhältniß zwischen Kaiserthum und Papstthum war sich Dante eben selbst nicht klar; er schwankte zwischen den Eingebungen seiner Parteianschauungen, die er aus seinem Lieblingsautor Virgil sich poetisch und phantastisch erklärte, und zwischen den theologischen Anschauungen seiner Zeit, welche selbst hinwieder über das Verhältniß von geistlicher und weltlicher Macht weit auseinandergingen. Dieser ungelöste Widerspruch zwischen Dante's religiösem Credo und seiner politischen Leidenschaftlichkeit als Ghibelline spiegelt sich vielfach durch die ganze Dichtung hin, am frappantesten wohl darin, daß er Bonifaz VIII., einen der größten mittel-

alterlichen Päpste und gerade den vorzüglichsten Repräsentanten der kirchlichen Anschauung über das Verhältniß von Kirche und Staat, schon in der Hölle, unter den Simonisten anmeldet, und dann anderswo doch wieder seine Würde als Statthalter Christi zu retten sucht. Daß er „die ganze Entwicklung des Papstthums und der Kirche seit Konstantin d. Gr. als eine verfehlte bezeichnet" (S. 561), hätte, scheint uns, nicht so sehr der Entschuldigung als kurzer Widerlegung bedurft. Dante ist und bleibt dabei ein wackerer Katholik, ein großer katholischer Dichter. Ob er nun nicht bloß Klopstock, Milton, sondern auch Calderon und Shakespeare, Homer und Göthe in den Schatten stellt, diese Frage kann man getrost offen lassen. Es thut der christlichen Weltanschauung keinen Eintrag, daß die hellenische in Homer zum schönsten poetischen Ausdruck gelangt ist, und es schadet Dante nicht, wenn Calderon in den Mysterien der Eucharistie die großen katholischen Dogmen mit ähnlicher Tiefe von anderer Seite aus behandelt. Daß aber die katholische Weltanschauung hoch und herrlich über die Welt Homers hinausragt, das wird wohl Keiner bezweifeln, der entweder die Dichtung oder den vorliegenden Commentar derselben aufmerksam gewürdigt hat. Möge darum der begeisterte Anwalt Dante's viele liebevolle Leser finden, um sie aus der leichtfertigen Zerfahrenheit unserer Tage in die Herrlichkeit der christlichen Weltanschauung einzuführen und, was Dante ja selbst bezweckte, „Jene, welche in dieser Welt leben, dem Zustande des Elendes zu entreißen und hinzulenken zu dem Zustande der Seligkeit"!

A. Baumgartner S. J.

Geschichte der Katechese im Abendlande vom Verfalle des Katechumenates bis zum Ende des Mittelalters. Von **Peter Göbl**, Priester der Erzdiöcese München und Freising. Gekrönte Preisschrift. X u. 295 S. Kempten, Kösel, 1880. Preis: *M.* 3.20.

„Zu wünschen wäre, daß, wie über die Erzdiöcese Mainz, so auch über andere deutsche Bisthümer oder Länder die Geschichte der Katechismen (und des katechetischen Volksunterrichts), und wenn möglich noch von früherem Zeitpunkte an, eine eingehende Bearbeitung fände. Ich bin überzeugt, daß daraus neben dem praktischen Nutzen auch eine Rechtfertigung derer sich ergeben würde, denen die besondere Pflicht obgelegen, für die christliche Belehrung des Volkes Sorge zu tragen." Mit diesen Schlußworten der Vorrede sandte vor drei Jahren der hochverdiente Mainzer Domcapitular Dr. Moufang sein sehr empfehlenswerthes Büchlein über „die Mainzer Katechismen" in die literarische Welt hinaus. Die darin ausgesprochene Erwartung hat sich im vorstehenden Werke vollkommen bewährt. Dasselbe behandelt den katechetischen Volksunterricht in allen europäischen christlichen Ländern des Mittelalters und zerfällt in drei Haupttheile, von denen der erste „die Katecheten", der zweite den „katechetischen Lehrstoff" und der dritte „die Methode des katechetischen Unterrichts im Mittelalter" zur Darstellung bringt.

Der erste Theil ist wahrhaft eine glänzende Rechtfertigung aller derer,

denen die Volkserziehung obgelegen hat. Der Verfasser legt die Urkunden vor, aus denen klar zu ersehen ist, daß Bischöfe, Priester und Mönche nicht bloß selbst Alles thaten, um dieses Amt getreu zu erfüllen, sondern auch Alles aufboten, um die Eltern und Pathen anzuleiten und aufzumuntern, ihren Kindern resp. Täuflingen sowohl den ersten Unterricht zu ertheilen, als auch den Unterricht in Kirche und Schule zu unterstützen. Der Herr Verfasser ist weit davon entfernt, die Schäden und Übelstände, welche durch Nachlässigkeit Einzelner oder auch Vieler in gewissen Gegenden auf eine Zeitlang zu Tage getreten sind, zu verschweigen oder zu entschuldigen; aber auf Grund eingehender Forschungen erklärt er, daß es dabei auch „immer und überall eifrige Bischöfe, Priester und Ordensmänner gab, welche sich warm und thätig um das Volk und seine religiösen Bedürfnisse annahmen“ (S. 293). Ja er nimmt keinen Anstand, nicht bloß am Ende des ersten Theiles, sondern mit denselben Worten auch im Schlußworte des Werkes die Erklärung abzugeben, „daß es um den religiösen Jugendunterricht, um die religiöse Volksbildung jener Zeit eben so gut und vielleicht verhältnißmäßig noch besser bestellt war, als in den Zeiten vorher und nachher“ (ebendas.).

Daß solche Studien aber auch einen großen praktischen Nutzen mit sich führen, zeigt uns der zweite Theil dieses Werkes, der, wie gesagt, vom „katechetischen Stoff im Mittelalter“ handelt und offenbar die Perle des ganzen Werkes ist. Der Stoff wird uns in vier Lehrstücken — 1) vom Glauben (apostolisches Glaubensbekenntniß), 2) vom Gebete (Vater unser, Ave Maria), 3) vom Gesetze und seiner Übertretung (Gebote Gottes und der Kirche) und 4) von den Sacramenten — vorgeführt, und zwar in der Weise, daß zu allen Glaubensartikeln, Gebetsbitten, Geboten und Sacramenten Proben der Erklärung derselben aus den verschiedenen Jahrhunderten des Mittelalters beigefügt werden. Die mitgetheilten Proben sind theilweise so schön, praktisch und gründlich, daß auch jetzt noch jeder Katechet Vieles daraus lernen kann und viele derselben geradezu heute noch mustergiltig sind. Da ist es aber allerdings kaum zu begreifen, mit welcher Stirne ein Melanchthon zu schreiben wagte: „apud adversarios nulla prorsus catechesis“, und Langemack (Historia catechetica, I. 267) behaupten konnte, daß es vom Anfang des Mittelalters, von Jahrhundert zu Jahrhundert, „immer dunkler und dunkler wurde, bis es endlich im 15. Jahrhundert zu tagen begann, worauf dann im 16. Jahrhundert das volle Licht aufging“.

Der dritte Theil endlich behandelt zunächst den mündlichen Unterricht und die „Sprache im mittelalterlichen Unterricht“, eine allerdings auf den ersten Schein sonderbare Überschrift, in welcher der Verfasser auf zehn Seiten urkundlich die Verleumdung der Gegner gründlich zu Schanden macht, als hätten die Priester aus Trägheit und aus Unkenntniß der Volkssprache im ganzen Mittelalter das Volk in der ihm unbekannten lateinischen Sprache unterrichtet. Der zweite Abschnitt dieses dritten Theiles führt uns den Unterricht durch Schrift und Bild vor. Der Verfasser bespricht in einer Kürze, die uns doch etwas zu knapp erscheinen will, den Unterricht durch Bilder, durch Armenbibeln, durch Wandkatechismen, durch das geistliche Schauspiel

u. s. w., und schließt zuletzt mit Aufzählung der hauptsächlichsten katechetischen Schriften, nebst gedrängter Inhaltsangabe.

Dieß in Kürze der Inhalt des ebenso gründlichen als mit vieler Pietät gegen die Kirche geschriebenen Werkes. Dasselbe bekundet eine große Begabung für geschichtliche Darstellungen. Die Sprache ist einfach, allgemein verständlich und warm; man sieht ihr überall an, daß der Verfasser nicht bloß mit dem Verstande, sondern auch mit dem Herzen gearbeitet hat. Wir fügen zum Schlusse den Wunsch bei, der Verfasser möge aus dem unermeßlichen Quellenmaterial, das die rege katechetische Thätigkeit des Mittelalters mehr in's Licht zu stellen geeignet ist, noch mehrere Beiträge liefern, in denen, wie in dem oben angezeigten Werke, die Wissenschaft und die warme Liebe zur Kirche sich so innig die Hand reichen, und er möge auf dieser Bahn recht viele Nachfolger finden. Das Werk des Herrn Göbl sei ihnen als Wegweiser und dem hochw. Seelsorgeklerus als ein nützliches Werk zur Belehrung und Erbauung recht sehr empfohlen.

W. Sander S. J.

1. **Mario von Martigny.** Von **E. Arwed.** 8°. 320 S. Mainz, Franz Kirchheim, 1880. Preis: *M.* 4.
2. **Karl Martel, der große Majordomus.** Romantische Erzählung von **L. A. Hoppensack.** Zwei Theile. 8°. 194 u. 338 S. Paderborn, F. Schöningh, 1880. Preis: *M.* 4.50.
3. **Die Rheinbacher Hexe. Die Holländer in Rheinbach.** Zwei historische Erzählungen von **Cl. Wüller.** 8°. 280 S. Paderborn, F. Schöningh, 1881. Preis: *M.* 2.50.

1. Es ist nun wohl fünf oder gar sechs Jahre her, seit der damals vielversprechende Verfasser (oder Verfasserin?) von „Aus jüngst verflossenen Tagen" und „Der Saphir" die Leserwelt auf ein neues Werk seiner Muse warten ließ. Zwischen der ersten und zweiten der genannten Novellen konnte ein Fortschritt in der künstlerischen Behandlung nicht verkannt werden, und man war mit Recht gespannt, ob wohl unter Beibehaltung der ernsten, in's öffentliche moderne Leben eingreifenden Tendenz die nächste Erzählung nicht auch in der äußeren Abrundung, Lebendigkeit, treffenden Kürze und in der leichten Mache sich den bessern Erzeugnissen katholischer Novellistik anreihe. Unsere Erwartung ist in etwa getäuscht worden. Die Lebensauffassung, die Gedanken und Bestrebungen, überhaupt der Geist des neuen Werkes zeigt eine Vertiefung, Erstarkung und Klärung. Es kommen gar ernste und schwierige Dinge zur Rede, und Manches ist herrlich behandelt. Fragen, wie der Zusammenhang von Religion und Politik, von der ewigen Unwandelbarkeit der Principien und der schwankenden Vorstellung derselben durch fehlerhafte Träger sind eben auch dem heutigen Leben nicht fremd, wenngleich der Dichter sie speciell nur für die Zeit der letzten Regierungsjahre Napoleons, seines Sturzes, der ersten kurzen Herrschaft Ludwig' XVIII. und der 100 Tage behandelt. Auch die Einkleidung jener Ideen ist im Allgemeinen wohl keine

unebene. Dadurch, daß die Erzählung in dem ruhig conservativen Tirol beginnt, in der schwankenden Apenninhalbinsel sich entfaltet und in dem vom Sturm erschütterten Paris zum Abschluß kommt, hat der Dichter Gelegenheit, seinen Gegenstand auf die vortheilhafteste Weise zu beleuchten und ihm die den Ereignissen entsprechende Steigerung zu geben. Unglücklicher war er jedoch in der eigentlichen Fabel und der künstlerischen Darstellung derselben. Nachdem man sich mühsam durch die mit wahrhaft penibler Langsamkeit dahinschleichenden ersten Kapitel hindurchgearbeitet, gelangt man — nicht zur Erholung! — in die schwüle Atmosphäre der genuesischen Villa. Welche Geheimnisse sittlicher Unmöglichkeiten sich in den Marmorsälen und Rosenlauben derselben nicht bloß verbergen, sondern auch offenbaren, sei hier besser nicht näher bezeichnet, und mag auch die Behandlungsweise noch so züchtig sein — es bleibt doch immer starker, ja sehr starker Tabak, den wir höchstens starknervigen Männern zumuthen dürfen. Einen directen Vorwurf möchten wir dem Dichter aus der Behandlung solcher Stoffe in seiner Weise nicht gerade machen; den wohlgemeinten Rath aber geben wir ihm, zum Wohle seiner Werke und seiner Leser niemals mehr so tief hinabzusteigen in die Senkgrube „historischer" Verderbtheit. Freilich gewinnt mit jener Reise nach Italien die Erzählung einen rascheren Fortgang; allein der Leser hat das Gefühl, als sei der Autor fast immer besorgt, seinem natürlichen Erzählungsfluß künstliche Dämme entgegenzustellen, und besonders gern würde man die langen historisch-politisch-socialen Abhandlungen vermissen. Derlei wird vom allerkleinsten Procentsatz gelesen, und dient in dieser Ausdehnung nur dazu — überschlagen zu werden. Unter den Charakteren, von denen mehrere wohl gut gezeichnet sein mögen, ist es einer vortrefflich. Die Tante Mariana, „Fürstliche Gnaden", ist von ihrem ersten Auftreten bis zur letzten Seite dem Leben abgelauscht, lebendig und wahr, sie allein ist wirklich originell. Die Darstellung und Durchführung dieses Charakters, sowie einige lakonisch hingeworfene satirische Bemerkungen verrathen ein wirkliches Talent für höhere Komik, das der Dichter in sich vielleicht selbst in diesem Maße nicht vermuthet hat. So ist z. B. das Wiedersehen der alten Liebenden, des Marquis von Sanleonardo und der Fürstin Mariana, von einem unwiderstehlichen Effect (S. 158 ff.). Vielleicht dürfte auf diese Andeutung hin der Verfasser sich einmal angeregt fühlen, sein Glück mit einer größeren humoristischen Studie zu versuchen. An Stoff dazu fehlt es in der heutigen Gesellschaft nicht, und zu viele Mitbewerber wird er auch nicht finden.

2. Aus den bei Gelegenheit des letzten Preisausschreibens eingelaufenen Erzählungen hat F. Schöningh einige der besten käuflich für seinen Verlag erworben und aus diesen die vorliegende „Romantische Erzählung", oder besser, diesen Versuch einer culturhistorischen Erzählung aus den Tagen des großen Heristaler Hausmaiers herausgegeben. Der Verfasser, L. A. Hoppensack, trat zuerst 1865 mit seinen „Liedern vom Schwarzwald" vor die Öffentlichkeit und bekundete schon damals, daß ihm ein originelles, aber nicht durchgebildetes Talent zu Gebote stand. Über die Mehrzahl seiner seitherigen

Productionen, von denen jedenfalls die in ungebundener Sprache jene in Versen überragen, lautete das unbefangene Urtheil so ziemlich gleich, und die Kritik mußte bedauern, daß die Schlacken sich noch immer nicht vom Golde getrennt hatten. Nur eine Erzählung Hoppensacks kennen wir, die uns durchweg und ganz gefiel, nämlich die historische Novelle: „Der letzte Herzog von Zähringen ꝛc.“ im „Deutschen Hausschatz“; in dieser kam die Schönheit der Composition, der ganze poetische Reichthum der Sprache zu einer fast fleckenlosen Klarheit der Darstellung; Stoff und Form, Gedanke und Ausdruck, deckten und hoben sich gleichzeitig. Mit den „Erzählungen aus dem Schwarzwald“ sank unsere Meinung wieder um ein Bedeutendes, denn so groß auch manche der Vorzüge waren, gab es doch auch wieder Formlosigkeiten, die kein gereiftes Talent über sich gebracht hätte. Um so größer war daher unsere Neugier, als wir die zweibändige, so herrlich ausgestattete Erzählung: „Karl Martel“ in die Hand nahmen. Sollen wir es sagen? Gleich die erste Seite erschütterte ganz gewaltig unseren Lesemuth; — denn wenn man Zeit und Augen an ein Buch wagt, möchte man doch auch etwas davon verstehen, zumal wenn es sich um Unterhaltungslectüre handelt. Uncorrect kann man den Stil in grammatikalischem Sinne wohl nicht nennen, aber von krystallheller Klarheit ist er auch so weit entfernt, daß gewiß Niemand bei einer ersten Lesung den Sinn ganz erfaßt hat. Da die Sache sich nicht auf den Eingang beschränkt, sondern im Verlauf der zwei Bände noch häufiger zu Tage tritt, so erlauben wir uns, zur Erhärtung des Gesagten ein Beispiel anzuführen. Das zehnte Kapitel des zweiten Bandes wird folgendermaßen eingeleitet: „Bannte nicht die Weihung des Bodens alles böse Wesen ferne, so hockte im schwefelgelben Mondlicht der ersten Nacht, welche über dem frischen Grabe auf St. Germans Litefriedhof an ihren düstern Träumen spann, auf dessen Mauern der Dämon neidischer Ehrsucht, zog die Fratze des Mauruntes und feierte in grinsender Schadenlust den jüngsten seiner Triumphe. Übrigens klangen mit dem tragischen Ende des Priors von St. Avitus, das den Glauben der Alten: Schicksal und Gemüth fielen in einen Begriff, und ersteres wäre nur die äußere Auswickelung des letzteren, oder dieses der Schmied jenes, mit einem neuen Nachtstücke besiegelte, klangen andere, vorangegangene Schauerereignisse aus, die Viena in Blut und Asche umgekehrt hatten.“ Wer will noch Weiteres hören? Das mag, Gott weiß welcher Stil sein — der Franzose würde ihn „Phébus“ nennen — aber auch im Deutschen ist er jedenfalls nicht schön. Ein Künstler, der etwas auf sich und sein Werk hält, mag auf solche Art wohl im ersten Wallen der Begeisterungsfluth seine Gedanken zu Tage fördern, aber bereits beim ersten flüchtigen Überlesen wird er den letzten Tintentropfen, die letzte Spitze seines Stiftes daransetzen, ein solches Sprachungeheuer aus der Welt zu schaffen. Derlei Ausschreitungen des Stiles müssen um so mehr getadelt werden, weil es sich hier um ein Werk der Kunst und besonders um einen Verfasser handelt, der mehr als einmal selbst in diesem Roman gezeigt hat, daß er bei einigem Fleiß ein Meister der Sprache sein kann. Wie es in einer neueren Literaturgeschichte heißt, erinnert Hoppensack besonders durch den Reichthum

an neuen farbenreichen Wortbildungen an den Dichter des „Ekkehard“ und des „Trompeters von Säckingen“. Wirklich ist in „Karl Martel“ eine glückliche Anpassung des Vocabulariums an den altdeutschen Sprachschatz und eine maßvolle Anwendung urkräftiger Stammwörter und geschickter Zusammensetzungen durchaus nicht zu leugnen. Die ganze Sprache, zumal die lebhaft schlagenden Dialoge, erhalten dadurch nicht bloß die nöthige Localfarbe, sondern auch jenes Mark und jene Kraft, wie sie den geschilderten Helden zukommt.

Diese Helden, meist geschichtlich bekannte Persönlichkeiten, sind lebensvoll und interessant geschildert, an Wechsel fehlt es nicht und die ganze Scala menschlicher Charaktere vom idealen heiligen Bonifatius bis hinab zum „Teufel Mauruntes“ ist in dem Roman in allen Mittelgliedern vertreten. Fragt man sich jedoch, ob der Titelheld auch der Hauptheld sei, so geräth man etwas in Zweifel, besonders in Anbetracht des zweiten Bandes. Man schaut noch einmal nach dem Titel und liest da: „Romantische Erzählung“. Heißt das vielleicht: „Skizzen oder Bilder zur Zeitgeschichte unter Karl Martel“? Nun, dann mag das Buch angehen, sonst müßte wenigstens im zweiten Bande mehr als die Hälfte dem unerbittlichen Gesetz von der Einheit des Kunstwerkes geopfert werden. Anfangs sieht der Autor diese Sünde noch ein; nachdem er den Leser durch sechs Kapitel hindurch mit Dingen und Personen beschäftigt hat, die den Haupthelden wirklich nur indirect angehen, bittet er gleichsam noch um Verzeihung und sucht sich zu entschuldigen durch die Nothwendigkeit, den Schauplatz und die Zeit erst zeichnen zu müssen, ehe er den Helden auftreten läßt. Allein wer sollte es denken! Nach dieser Erklärung folgt als Schluß der Satz: „Auch jetzt kehren wir noch nicht zum großen Sohne des Heristalers zurück“ — —. Da wäre man versucht, das Buch aus den Händen zu legen, denn das heißt doch, sein Publikum etwas zum Besten haben. Und doch, wir lesen weiter, ohne mehr als bisweilen Karls Namen zu begegnen, Kapitel um Kapitel, bis Seite 208 das zwölfte beginnt und dieses zwölfte die Überschrift trägt: „Episode!“ Das ist jedenfalls verblüffend! und gewiß höchste Zeit, daß mit dem dreizehnten endlich der Roman zu seinem Helden zurückkehrt. Solche Radicalfehler mußte der Autor selbst fühlen und verbessern. Und dennoch: der Leser zürnt dem Dichter gewiß nicht halb so viel, als der Kritiker. Das Beiwerk ist nämlich an sehr vielen Stellen von unläugbarer Schönheit und höchstem Interesse. Sind auch eigentlich in diesem zweiten Bande drei Romane: Mauruntes — Othman — Karl — so hat doch jeder derselben seine eigene Anziehungskraft, und ständen sie als Geschichtsbilder neben einander, statt hier als unproportionirte Auswüchse ein Monstrum zu bilden, so wäre das Einzelne durchgängig nur zu loben. Über die Zulässigkeit der Schilderung des Abtes von St. Avitus könnte man in einem solchen für das Volk berechneten Werk wohl verschiedener Ansicht sein — wenngleich wir dem Autor Recht geben in der Tendenz. Es ist ihm ja bloß darum zu thun, den raschen und tiefen Verfall eines Klosters zu zeigen, sobald Staat, Familienrücksichten und Geld mehr Einfluß üben, als Kirche und Regel. Zudem

hat er in der deutschen Communität Ohrdruf dem Kloster von Vienne ein leuchtendes Ideal gegenübergestellt.

Sollten wir nach diesen verschiedenen Ausstellungen nun auch die wirklichen Schönheiten des Romans hervorheben, so würden wir nicht gleich eben so kurz sein können. Eine unparteiische Bilanz zwischen Fehlern und Vorzügen dürfte wohl nur zu Gunsten der letzteren ausfallen. Um nur eine Nebensache zu bemerken, ist die Episode oder die eingeschaltete Novelle „Othman Abu-Neza und sein Schreiber" von der größten Wirkung. Wir glauben deßhalb die Erzählung allen, für ernstere Geistesnahrung empfänglichen Lesern empfehlen zu können. Einen Vorzug hat der Roman vor tausend und aber tausend anderen — er hat als Triebfeder keine Liebschaft!

3. Gleich dem „Karl Martel" von Hoppensack hat die Schöningh'sche Verlagshandlung aus den zur Preisbewerbung eingelaufenen Arbeiten die erste der beiden Erzählungen angekauft, und obwohl dieselbe nicht für des Preises würdig befunden worden, sie doch der Veröffentlichung für werth gehalten. Im Ganzen können wir uns mit dieser Schätzung nur einverstanden erklären. Mag auch in der Form sich bisweilen die Unbeholfenheit des Anfängers sehr stark geltend machen, im Ganzen hat die Sache doch Hand und Fuß und auch eine nicht üble Manier. Das Hauptverdienst liegt jedenfalls im Stoff. Die Erzählung bringt uns, auf locale Documente gestützt, eine Episode aus den schrecklichen Zeiten der Hexenverfolgung. Die Dinge waren haarsträubend, und ein besonderes Verdienst Wüllers besteht in der Art, wie er die Grundlosigkeit jener scheußlichen Anklagen gegen Unschuldige — die schmutzigen Beweggründe der Richter und Hexenriecher — aber vor Allem die wankelmüthigen Ansichten der Menge in dieser Hinsicht zum Bewußtsein des Lesers bringt. — Eine fleißigere Durchsicht seiner Arbeit dürfte dem Autor nicht schaden. Er würde dann nicht Sätze, wie folgenden, stehen lassen: „In dieser Laube stand Hermann Löher.... Den breitrandigen Hut hatte er auf die Steinplatte des Tisches gelegt, an welchem er saß" (S. 3). Auch würde er den alten engbrüstigen Thorwart, der keine zwei Worte nach einander sagen kann, ohne zu schnaufen, kein so jugendliches Kampffeuer entwickeln lassen, wie es S. 263 geschieht. Nicht immer hält sich der Stil von falschem Pathos fern. Sonst ist die Darstellung, wenn auch nicht gerade poetisch, so doch kräftig und anschaulich.

W. Kreiten S. J.

Empfehlenswerthe Schriften.

(Kurze Mittheilungen der Redaction.)

Sanctissimi Domini Nostri Leonis Divina Providentia Papae XIII. Epistolae Encyclicae. Sämmtliche Rundschreiben, erlassen von unserem heiligsten Vater Leo XIII. Erste Sammlung: 1878—1880. Freiburg, Herder, 1881. Preis: *M.* 2.

Erst drei Jahre sind es, daß Leo XIII. den apostolischen Stuhl bestiegen hat, und schon verkündet eine Reihe der herrlichsten Monumente die Liebe, Weisheit und Kraft, mit welcher der Nachfolger Pius' IX. sein großartiges Hirtenamt erfaßt hat. Die civilisatorische Macht der Kirche — die Gefahr der socialistischen und communistischen Ideen für Staat und Gesellschaft — die Bedeutung der scholastischen Philosophie für die Restauration der Wissenschaft — die Einheit und Unauflöslichkeit der christlichen Ehe und deren sociale Tragweite — — das sind die Gegenstände der vier ersten apostolischen Hirtenschreiben. Sie greifen alle ein in die brennendsten Fragen der Zeit: Herrscher und Völker werden sich nicht beklagen können, daß der gottgesetzte Lehrer ihnen aus dem Wirrsal politischer, wissenschaftlicher und socialer Gefahren nicht den einfachsten, klarsten Weg zu Heil und Frieden gezeigt. Das fünfte dieser Rundschreiben ist gleichsam ein Gruß des Friedens an die morgenländische Kirche, die einst in Einheit mit dem römischen Stuhl Leben und Freiheit genoß, getrennt von ihm trauriger Erstarrung anheimgefallen ist. Das sechste bringt die weltumspannende Missionsaufgabe der Kirche in Erinnerung. Einzeln genommen schon von tiefgehender Bedeutung, bringen diese wahrhaft apostolischen Sendschreiben in ihrem Zusammenhang noch mehr die Größe und Herrlichkeit zum Ausdruck, mit welcher das Papstthum noch zur Stunde, trotz aller Stürme und Verfolgungen, in Mitte des europäischen Völkerlebens dasteht, klar und wahr, ruhig und friedvoll, voll Kraft und Autorität, voll von dem Bewußtsein göttlicher Sendung und göttlichen Schutzes, in lebensvoller Verbindung mit der langen, geschichtlichen Vergangenheit, voll Hoffnung und Muth in die Zukunft schauend, während Jahr für Jahr die wechselnden launenhaften Einfälle des modernen Menschenwitzes begräbt. Es ist sehr dankenswerth, daß ein so hervorragender Mann wie Dr. Hettinger es auf sich genommen, diese kostbaren Sendschreiben selbst in's Deutsche zu übertragen und so in weiteren Kreisen zum bleibenden Gemeingut zu machen.

Die katholische Lehre von der Kirche. Von Dr. Paulus Melchers, Erzbischof. 12°. 210 S. Köln, Bachem, 1881. Preis: 50 *Pf.*

Tief ergreifend ist das Bild, welches der verbannte Erzbischof am Schlusse dieser Schrift von der augenblicklichen Lage der katholischen Kirche in Deutschland entwirft. „Es gibt kein anderes Land in der Welt, wo durch den unheilvollen sogen. Culturkampf gegen die Kirche die für dieselbe nothwendigsten Anstalten und ihre segensreichsten Einrichtungen in einem solchen Maße zerstört und vernichtet sind, als in unserem Vaterlande. Die zur Erziehung und Bildung des Klerus unentbehrlichen Seminarien, Convicte und Lehranstalten sind geschlossen. Von den zwölf Bischöfen des Landes sind nur noch drei auf ihren Sitzen. Alle anderen sind entweder durch die gegen sie ergriffenen Maßregeln genöthigt worden, die Grenzen des Vaterlandes

zu verlassen, oder durch frühzeitigen Tod in die Ewigkeit abgerufen, ihre Diöcesen aber sind der Verwaisung preisgegeben. Die bischöflichen Behörden sind aufgehoben; die Güter werden von Staatsbeamten verwaltet, und selbst die bischöflichen Archive und Acten sind vom Staate in Besitz genommen. Das Staatsgehalt der Geistlichen ist gesperrt. Von den Pfarrgemeinden sind mehr als tausend, ungefähr der vierte Theil der Pfarreien jeder Diöcese, durch den Tod ihrer Hirten beraubt. ... Die noch übrigen Pfarrgeistlichen und Seelsorger gehen in Folge der so enorm verminderten Arbeitskräfte und der dadurch ihnen an den meisten Orten aufgelegten doppelten oder dreifachen Arbeitslast einer beschleunigten Auflösung oder Dienstunfähigkeit entgegen. Schon sehr viele von ihnen sind durch Krankheit oder Altersschwäche ganz dienstunfähig geworden, so daß, wenn nicht bald eine Abhilfe eintritt, ein gänzlicher Priestermangel entstehen wird, zumal da auch die zahlreichen Ordensgeistlichen, welche früher in der Seelsorge eine sehr bedeutende Hilfe leisteten, sämmtlich ohne Ausnahme aus ihrer segensreichen Wirksamkeit vertrieben und ihr Vaterland zu verlassen genöthigt worden sind. ... Die katholischen Schulen sind der Aufsicht und Leitung der Kirche fast gänzlich entzogen. ... Daher fast überall Verwilderung und Entsittlichung der Jugend."

Ein solches Zeugniß, das Zeugniß eines der ersten Kirchenfürsten Deutschlands, wird die Geschichte der Nachwelt überliefern. Keine liberale Entschuldigung und Schönfärberei wird dasselbe entwerthen.

Nur vorübergehend indessen erwähnt der verbannte Erzbischof diese ernste, traurige Lage. Seine Schrift ist weder eine Klageschrift über das Unrecht, das der katholischen Kirche angethan worden, noch ein Aufforderungsruf zu dessen Beseitigung, sondern ein Hirtenwort in so ernster, bedrängter Lage, ein Mahnwort in so großer Gefahr, ein Trostwort in stets wachsendem Leiden. Sie ist vor Allem an das treue katholische Volk gerichtet, das, vielfach seiner Hirten beraubt, von allen Seiten bedrängt, nach Trost, Hoffnung und Belehrung zugleich aufseufzt. Einen schöneren Trost aber gibt es nicht, als eben die katholische Lehre von der Kirche, die Gewißheit ihrer göttlichen Stiftung, ihr unvergängliches Lehr-, Priester- und Hirtenamt, ihre untheilbare Einheit und apostolische Würde, ihre Heiligkeit und ihr weltumfassender Beruf, die Wohlthaten, die sie den Einzelnen spendet, der Segen, den sie auf die menschliche Gesellschaft ergießt. Aus dem Herzen kommend, wird dieses apostolische Trostwort auch zum Herzen dringen. Das katholische Volk weiß, daß ein Nachfolger der Apostel dieses Büchlein geschrieben hat, und es wird fühlen, daß es mit der väterlichen Liebe und Salbung eines seiner gottgesetzten Hirten geschrieben ist. Möchten auch die Gegner der katholischen Kirche einmal ein solches Büchlein zur Hand nehmen, um zu wissen, gegen wen sie eigentlich zu Felde ziehen, und um die Überzeugung zu gewinnen, daß sich diese Kirche nicht mit Gesetzen und nicht mit Kanonen überwinden läßt.

Kurzer Unterricht über den katholischen Glauben. Von Bischof Dr. Johann Bernard Brinkmann. Zweite Auflage. 218 S. 12⁰. Münster, Regensberg, 1879. Preis: 75 *Pf.*

Klar, anschaulich und überzeugend entwickelt dieser kurze Unterricht so ziemlich die ganze Lehre vom Glauben in ihren Hauptgrundzügen, mit steter Rücksicht auf die praktischen Bedürfnisse der Gegenwart, auf die falschen und irrigen Anschauungen, welche in Folge des Naturalismus, Rationalismus und Indifferentismus allüberall verbreitet sind; auf die Gefahren, mit welchen der Unglaube unserer Tage in den mannigfachsten Formen das Glaubensleben des Katholiken bedroht; auf die ernsten

Pflichten, welche die Bewahrung und Vertheidigung des Glaubenslebens uns Allen auferlegt. Das vaticanische Concil hat selbst diesen Gegenstand als den zeitgemäßesten und dringlichsten an die Spitze seiner Verhandlungen und Beschlüsse gestellt: er hat seither an Bedeutsamkeit und Dringlichkeit nicht abgenommen. Immer erschreckender dehnt sich die Herrschaft des Unglaubens aus, durchdringt mit Macht und List alle Verhältnisse des Lebens, zerwühlt alle Grundlagen des Glaubens und erschleicht sich mit lockender Maske auch da Eintritt, wo offener Angriff muthigen Widerstand gefunden haben würde. Mit tiefem Einblick in die ganze Taktik des Unglaubens und in all' die Anhaltspunkte, welche ihm die Schwäche des Menschenherzens gewährt, stellt der hochwürdigste Verfasser diesem System des Unglaubens das lichte, tröstliche, herrliche System des göttlichen Glaubens gegenüber; mit liebevoller Klugheit zeigt er, wie viel der Einzelne zum Schutze des köstlichsten Erbgutes selbst zu thun im Stande ist; mit ruhiger Kraft und Überzeugung nährt und weckt er die Liebe und Begeisterung für diesen heiligen Glauben. Das Amt und das Leidensloos der Apostel theilend, theilt er auch ihre unbesiegliche Glaubenskraft und Glaubensfreudigkeit. Ungebeugt ruft uns aus seinem Exil der verbannte Bischof zu:

„Staaten gehen zu Grunde, Fürsten- und Königsthrone werden umgestürzt; das stolze römische Kaiserreich, welches einst die ganze Welt unter sein Scepter beugte, ist nicht mehr; philosophische Systeme, Ketzereien und falsche Secten, welche vordem den katholischen Glauben mit unversöhnlichem Hasse bekämpften, sind verschwunden und wie vom Winde weggefegt. Der katholische Glaube aber steht da mit ungebrochener Kraft und Lebensfrische und ist wie in seinen Lehren, so in seinen Sitten und Gebräuchen heute unverändert derselbe, der er war vor achtzehnhundert Jahren. Weder die Verfolgung von Außen durch die Tyrannen, noch die Verrätherei der Ketzer im Innern haben denselben wankend machen können. Er steht unerschütterlich fest, wie ein Fels im Meere, den die stürmenden Wogen wohl reinigen und glätten, aber nimmermehr erschüttern oder umstürzen können. Das ist das Werk des allmächtigen, unveränderlichen, ewigen Gottes."

Geschichte der heiligen Passion nach den vier Evangelisten, oder: Betrachtungen über das Leiden und Sterben Unseres Herrn Jesu Christi. Von P. Luis de la Palma, Priester der Gesellschaft Jesu. Nach der englischen Übersetzung des P. Coleridge S. J. in's Deutsche übertragen. Mit einem Vorwort von P. Th. Schmude S. J. 8°. VIII u. 411 S. Regensburg, New-York und Cincinnati, Fr. Pustet, 1881. Preis: *M.* 2.80.

Die vorliegende Übersetzung bringt uns eine kostbare Bereicherung unserer ascetischen Literatur. Noch heute gehört die „Geschichte der heiligen Passion" von P. Palma unstreitig zu den allerbesten über das Leiden unseres Herrn geschriebenen Werken. Was an dem vortrefflichen Buche namentlich gefällt, ist der enge Anschluß an die in der heiligen Schrift und den Aussprüchen der Kirchenväter in Bezug auf das Leiden Christi gegebenen Anhaltspunkte, der dasselbe charakterisirt; sodann die edle, salbungsvolle Einfachheit, im Bunde mit Reichhaltigkeit und Fülle an treffenden Gedanken: Eigenschaften, die in hohem Grade den eigenthümlichen Stempel der großen ascetischen Werke der zweiten Hälfte des 16. und der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts bilden. — Daß dem Übersetzer das spanische Original nicht zu Gebote stand, werden gewiß Manche bedauern, weil ja gewöhnlich das Wasser um so reiner und frischer ist, je näher man an der Quelle schöpft. Trotzdem wird, so hoffen wir, diese

deutsche Herausgabe recht Vielen eine willkommene Gabe für die eben begonnene Fastenzeit sein und sie gewiß zur häufigen und frommen Betrachtung des Leidens Christi, welche die tägliche Nahrung des Christen sein sollte, veranlassen. Die Übertragung würde vielleicht gewonnen haben, wenn sich der Übersetzer weniger ängstlich an den englischen Text gehalten hätte.

Bei Anlaß der heiligen Fastenzeit machen wir noch auf folgende Werke aufmerksam:

Predigten von Adrian Gretsch, Benedictiner des Schotten-Stiftes in Wien. Neue Ausgabe in vier Bänden durch C. Vidmar, Capitularpriester desselben Stiftes. Erster und zweiter Band: Sonntagspredigten. 8°. 426 und 433 S. Freiburg, Herder, 1880 und 1881. Preis: à *M.* 3.50.

Fastenpredigten in fünf Cyclen. Von P. G. Patiß, Priester der Gesellschaft Jesu. Zweite Auflage. 388 S. Innsbruck, Rauch, 1880. Preis: *M.* 3.

Blätter für Kanzelberedsamkeit. Redigirt von A. Steiger. Wien, Kirsch, 1881. Preis: jährlich *M.* 8.40.

Das bittere Leiden und die Auferstehung und Himmelfahrt unseres Herrn Jesu Christi. Von A. Kamper. 224 S. Mainz, Kirchheim, 1881. Preis: *M.* 1.50.

Anleitung zur Ertheilung des Erstcommunicanten-Unterrichtes. Von Dr. J. Schmitt. Sechste Auflage. 336 S. Freiburg, Herder, 1880. Preis: *M.* 2.40.

Das kirchliche Predigtamt nach dem Beispiele und der Lehre der Heiligen und der größten kirchlichen Redner. Von Nikolaus Schleiniger, Priester der Gesellschaft Jesu. Dritte Auflage. Gr. 8°. XX u. 630 S. Freiburg i. B., Herder'sche Verlagshandlung, 1881. Preis: *M.* 7.50.

Daß ein so gediegenes und umfangreiches Werk, wie das vorliegende, schon die dritte Auflage erreicht hat, betrachten wir als ein sicheres Lob für den gegenwärtigen Stand der deutschen Kanzelberedsamkeit. Es beweist, daß man sich immer mehr von der hochwichtigen Aufgabe des Predigtamtes durchdringt und deßhalb nicht mehr damit begnügt, schon fertige Predigten aus Sammelwerken zu reproduciren, sondern eifrig an der eigenen Ausbildung arbeitet und dem katholischen Volke das Wort Gottes aus dem eigenen Herzen heraus in unmittelbarer Frische und Lebendigkeit bieten will. Möge das herrliche und gründliche Werk des P. Schleiniger noch recht viel zur Beförderung dieses Strebens beitragen und dadurch die segensreiche Wirksamkeit der Verkündigung des göttlichen Wortes in den deutschen Gauen erhöhen.

Centrums-Briefe. Briefe vom deutschen Reichstag. Von Konstantin Burgwald. 8°. 304 S. Leutkirch und Saulgau, Roth, 1881. Preis: *M.* 2.50.

Zu den besten Erzeugnissen der Tagespresse gehören ohne Zweifel die Centrums-Briefe, welche seit 1876 über die Verhandlungen des deutschen Reichstages regelmäßig

im „Deutschen Volksblatt" erschienen sind. Sie wurden nicht nur in Württemberg mit Begeisterung aufgenommen: die reichlichen Citate aus denselben in norddeutschen Blättern zeigen, daß man ihre Vortrefflichkeit weit über die Grenzen der Heimath des Verfassers hinaus zu würdigen wußte. Unter dem Pseudonym Burgwald verbirgt sich ein Reichstagsabgeordneter, der aus erlauchtem fürstlichen Geschlechte stammt. Seine Briefe zeichnen sich in gleicher Weise durch Inhalt und Form aus. Ihr lebensfrisches Colorit läßt deutlich fühlen, daß sie unter dem unmittelbaren Eindruck der Verhandlungen geschrieben sind. Aber daneben besitzen sie andere Vorzüge, welche sie weit über die gewöhnlichen Tagesleistungen der Presse erheben: Geist, Humor, Belesenheit, solide Principien, kirchliche und kerndeutsche Gesinnung, eine seltene Beobachtungsgabe und einen scharfen Blick, der immer das Richtige trifft und nie die Wahrheit scheut. Nichts Gekünsteltes ist in diesen Correspondenzen, Alles quillt und fließt so natürlich, wie die silberhellen Brünnlein des Schwarzwaldes. Wir glauben daher nicht zu übertreiben, wenn wir urtheilen, daß die „Centrums-Briefe" ihren Werth für die Geschichte behalten, da sie ein anziehendes, wahrheitsgetreues Bild des deutschen Reichstages und seiner Thätigkeit geben.

Geschichte der Norddeutschen Franziskaner-Missionen der sächsischen Ordensprovinz vom heiligen Kreuz. Ein Beitrag zur Kirchengeschichte Norddeutschlands nach der Reformation. Mit Unterstützung der Görres-Gesellschaft herausgegeben von F. W. Woker, Pfarrer zu Halle a. d. S. 8°. XII u. 735 S. Freiburg, Herder, 1880. Preis: *M.* 8.

Vorstehende Schrift enthält in Wahrheit einen werthvollen Beitrag zur Kirchengeschichte Norddeutschlands. Das mit großem Fleiß gearbeitete Werk gereicht sowohl dem Verfasser zur Ehre, welcher seinen unbekannten oder doch unbeachteten Gegenstand fast ganz aus ungedruckten Quellen geschöpft, als auch dem Görresverein, welcher diese echt wissenschaftliche Leistung großmüthig unterstützt hat. Dasselbe beginnt mit der Geschichte der sächsischen Franziskaner-Ordensprovinz von ihrem ersten Beginn, der noch in die Zeiten des hl. Franziskus fällt, bis in die Gegenwart. Drei Katastrophen kamen über dieselbe: die Reformation, die französische Revolution und der Culturkampf. Trotz dieser furchtbaren Schläge lebt und blüht die Provinz, nicht freilich in ihrem Vaterland, sondern in der Verbannung, die sie um Christi willen erduldet. Was Wunder, daß ein so kräftiger Baum, da er noch in den deutschen Gauen stand, die herrlichsten Früchte hervorgebracht hat! Der Verfasser beschreibt uns diese Früchte, indem er die einzelnen Stationen der Reihe nach durchgeht. Dabei hat er mit Recht der Erzählung von dem Wirken der Franziskaner-Missionäre eine kurze Geschichte der betreffenden Pfarreien vorausgeschickt. Hierdurch bietet die Schrift auch einen werthvollen Beitrag zur Kirchengeschichte Norddeutschlands vor und während der Reformation und gewährt zugleich einen reichen Wechsel. Blüthe, Verfall und Erneuerung des katholischen Lebens gehen Schlag auf Schlag vor unseren Augen vorüber; von der einen Seite sehen wir die Gewaltthätigkeiten zur Zeit der Reformation mit den ihr folgenden zahllosen Plackereien, von der anderen Seite das stille Dulden und Wirken der Ordensleute, welches zahllose Seelen gerettet hat. Sehr wichtig und interessant ist besonders die Geschichte der Conversion Anton Ulrichs von Braunschweig.

Adolph Kolping, der Gesellenvater. Ein Lebensbild, entworfen von S. G. Schäffer, Rector und Generalpräses des katholischen Gesellen-

vereins. Mit dem Bilde und einem Facsimile Kolpings. 8°. VI u. 348 S. Münster, Nasse'sche Verlagshandlung, 1880. Preis: *M.* 4.50.

Das herrliche, anziehend geschriebene Lebensbild des großen „Gesellenvaters" wird, wie wir nicht zweifeln, seinen Weg in die weitesten katholischen Leserkreise finden. Bietet es doch ein wahrhaft großartiges Stück praktischer Lösung der socialen Frage im Rahmen eines einzigen Priesterlebens. Es ist uns wie aus der Seele geschrieben, wenn der Verfasser in der Vorrede sagt: „Die Geschichte Kolpings und der Gesellenvereine ist, davon wird man sich bei der Lectüre dieses Buches . . . überzeugen, ein zur Bewunderung und Andacht stimmendes Kapitel aus der Geschichte der göttlichen Vorsehung." Gewiß Niemand wird in den Lebensschicksalen des Gründers der Gesellenvereine das besondere Walten der Vorsehung verkennen, die den armen Schustergesellen zu der ihm gewordenen Aufgabe heranbildete und sein Wirken mit so wunderbarem Segen begleitete. Wir freuen uns, daß der hochw. Verfasser so zahlreiche, treffende Stellen aus den originellen und populären Reden Kolpings, sowie aus dessen Privataufzeichnungen und Briefen in das Lebensbild verflochten. Erst an ihrer Hand wird es uns so recht möglich, einen Blick zu thun in die schöne, liebeglühende Seele des Gesellenapostels und das Geheimniß seines großartigen Wirkens zu verstehen. „Wahre Liebe," so lautet ein Wahlspruch Kolpings, „heilt alle Wunden, bloße Worte mehren nur den Schmerz." Die katholische Kirche kann auf Kolping und seine Gesellenvereine stolz sein, denn beide sind ihr Werk; in ihnen hat sie wieder einmal recht auffällig den Beweis geliefert, daß sie an erster Stelle zur Lösung der socialen Frage bestimmt ist und daß ohne ihre Mitwirkung alle Lösungsversuche verlorene Mühe sind. Kolping selbst hat dieß klar ausgesprochen. „Die Lösung der socialen Frage," schreibt er (S. 221), „soweit sie überhaupt auf dieser Welt gelöst werden kann, hat als erste, nothwendigste Voraussetzung das Bekenntniß und die Pflege der Religion, d. h. für uns des Christenthums; und da dieß nur bekannt und gepflegt werden kann durch eine feste, positive Confession, bleibt eben trotz allem Geschrei gegen ‚ultramontane Exclusivität' . . . für uns nichts übrig, als unsern alten, guten, katholischen Christenglauben zum Ausgangspunkt, zum Fundament, oder auch als Quelle für unser sociales Wirken gelten zu lassen." Und wiederum (S. 222): „Man würde vor Bäumen den Wald nicht sehen, wenn man übersehen wollte, daß allein der Umstand, daß der Verein so recht eigentlich aus katholischem Boden entsprossen, aus der Religion seine ganze Triebkraft erhalten und diese ihm die ganze Wichtigkeit mitsammt dem ungeahnten Erfolg gegeben hat. Gerade weil der Verein katholisch ist, darum ist er geworden, was er ist, kann er werden, was er sein soll."

Die liberalen Lehrer der modernen Schule nach ihrem eigenen Bekenntniß und Geständniß. Von G. Osthoff. Zweite, durch einen Nachtrag vermehrte Auflage. VIII u. 219 S. Frankfurt a. M., A. Fösser, 1880. Preis: *M.* 1.80.

Im Jahre 1867 sprach sich der österreichische Episkopat in seiner Kaiserabresse bezüglich der Volksschule in folgenden Worten aus: „Es sind die Grundsätze der Religion und Sittlichkeit, auf die man es abgesehen hat. Die Schule soll zur Propaganda des Unglaubens umgestaltet werden; das ist die Hauptsache. Der Lehrer muß hierzu brauchbar sein, das ist sein erstes, wichtigstes Verdienst. Je frecher er Religion und sittliche Scheu verhöhnt, desto würdiger ist er der Beförderung. Um solche Werkzeuge in hinreichender Anzahl zur Verfügung zu haben, sollen Lehrerbildungs-Anstalten

gegründet und darauf berechnet werden, ihre Zöglinge zur Geringschätzung alles Heiligen und Hohen einzuschulen." Dieses Urtheil über die liberalen Schulen und Lehrer und ihre Tendenzen, von so berechtigten Richtern gefällt, ist wohl mehr als geeignet, nicht bloß Eltern und Priestern, sondern ebenso allen denen, welche die Zügel der Staaten in Händen haben, die Augen zu öffnen und sie zur größten Wachsamkeit zu veranlassen. Zur Zeit, wo dieses Urtheil gefällt wurde, und noch manche Jahre später, mochten sich Manche in Deutschland gratuliren, daß so was in unseren Schulen nicht möglich sei, und doch ist es in den wenigen Jahren der Ära Falk so schrecklich bergab gegangen. Wer sich davon überzeugen will, lese obengenanntes Werk. Er findet darin die wörtlich abgedruckten Auszüge aus der liberalen Lehrerpresse und den bei liberalen Lehrerversammlungen gehaltenen Reden; ebenso auch die authentischen Berichte über den Zustand eines großen Theiles unserer Schulen und unserer Lehrer. Diese authentischen Mittheilungen der Thatsachen reden lauter, als Worte es je vermöchten, wie nothwendig es ist, daß „alle christlichen Eltern, welchen die Erziehung ihrer Kinder nicht gleichgiltig ist, die Gesinnungen jener Männer prüfen möchten, denen sie ihr Bestes und Liebstes anvertrauen." Zugleich fordern die im Buche mitgetheilten Thatsachen alle Regierungen Deutschlands, alle Schulbehörden, alle christlichen und patriotischen Männer auf, ihre Aufmerksamkeit der Schule zuzuwenden, soll die christliche Schule gerettet werden. Sie lassen uns in einen klaffenden Abgrund hineinschauen, der sich immer weiter und weiter zu öffnen und alles Bestehende zu verschlingen droht, wenn man das liberale Schulsystem fortbestehen und die liberalen Lehrer fortarbeiten läßt. — Man würde aber sehr irren, wenn man in der Schrift nur diesen negativen Inhalt zu finden glaubte. Sie hat auch einen sehr positiven und bleibenden Inhalt. Der Herr Verfasser versteht es, mit wahrer Kenner- und Meisterhand im Eingange eines jeden Kapitels und Paragraphen, in welchem er uns einen weiteren Schritt, den die liberale Lehrerschaft auf dem Wege zum Abgrund gethan, vorführt, die wahren pädagogischen Grundsätze anschaulich und gründlich darzulegen, und setzt dadurch einen Jeden in Stand, das Falsche und das Verderbliche der liberalen Grundsätze selbst zu beurtheilen. Der ruhige Ton, in welchem die Schrift gehalten ist, und das warme Interesse, das der Verfasser überall für den guten Lehrer an den Tag legt, ist gewiß sehr geeignet, zur Verwirklichung seines Wunsches beizutragen, daß „alle Lehrer, welche guten Willens sind, dieses Büchlein so lesen, daß sie selber erkennen, welchen Bestrebungen und Vereinigungen sie fern bleiben müssen, wenn sie nicht an der heiligen Sache der Jugend zum Verräther werden wollen".

Über Erziehung und Erziehungsvereine. Allen Kinderfreunden, insbesondere den Müttern und Vätern gewidmet von Dr. H. Meurer. 12°. 112 S. Münster i. W., Nasse'sche Verlagshandlung, 1880. Preis: *M.* 1.

Die zahlreichen neuen Schriften über Unterricht und Erziehung und die mannigfaltigen, verschiedenerorts entstehenden Unterrichts- und Erziehungsvereine sind ein erfreuliches Zeichen der Zeit. Sie beweisen, daß das katholische Volk seine volle Aufmerksamkeit diesem hochwichtigen Gegenstande zugewandt hat und daß es nicht gewillt ist, widerstandslos seine Kinder dem um sich greifenden ungläubigen Liberalismus zum Opfer fallen zu lassen. Jeder Beitrag zur Unterstützung dieser Bestrebung des katholischen Volkes, sei es nun durch schriftliche Belehrung oder praktische Propaganda, verdient gewiß alle Anerkennung. Einen solchen Beitrag enthält vorliegendes treff-

liches Schriftchen, das über die Wichtigkeit und Aufgabe der Erziehung, sowie über die Bildung und Leitung von Männer- und Mütter-Erziehungsvereinen klar und kurz Aufschluß ertheilt.

Das Thierreich. Mit einer Einleitung über den Körperbau des Menschen. Für den Unterricht in den unteren und mittleren Klassen höherer Lehranstalten bearbeitet von Karl Berthold, Lehrer an der höheren Bürgerschule zu Bocholt. Gr. 8°. 406 S. Münster, Aschendorff'sche Buchhandlung, 1880. Preis: *M.* 3.

Die Reihe der Schulbücher im Fache der Naturgeschichte hat in jüngster Zeit viele gute und selbst ausgezeichnete Beiträge erhalten. Der durch seine zahlreichen Schriften sowohl in dieser Branche als ganz besonders im Gebiete der ästhetischen, christlichen Naturschilderung längst bewährte und beliebte Verfasser hat unter obigem Titel soeben ein bedeutsames Glied ihr eingefügt und stellt ein ferneres über das Pflanzenreich in nächste Aussicht. Da sein Werk in mehr als einer Hinsicht sich ganz wesentlich von den anderen Schulbüchern desselben Inhalts, und zwar, wie es scheint, zu seinem Vortheil unterscheidet, so zweifeln wir nicht, daß es in kurzer Zeit Eingang in die Schulen finden wird. Sein geringer Preis von nur *M.* 3 wird dazu auch das Seinige beitragen. — Anerkennenswerthe pädagogische Rücksichten waren bei Anlage des Ganzen und bei Ausführung des Einzelnen in erster Linie bestimmend. Durch lebensvolle, naturgetreue, ansprechende Schilderung, durch möglichst einfache, klare Darstellung soll der Schüler in angenehmer Weise in die Kenntniß der Thierwelt eingeführt, mit gesunder Liebe für sie erwärmt und zum Beobachten und Sammeln in ihr angeregt werden. Zerhacktes, trockenes Systematisiren und Schematisiren wurde deßhalb grundsätzlich vermieden. Das Allgemeine wird nach Art eines Naturgemäldes mit kräftigen, großen, anschaulichen Zügen entworfen, das Specielle erst an typischen Einzelbildern der bekanntesten und wichtigsten Arten voll Leben und Frische des Weiteren vorgeführt und dann durch Anreihung kurzer, beschreibender Charakteristiken der weniger wichtigen Thiergestalten ergänzt. Bei alledem kommt das ganze zoologische System sowohl nach seiner wissenschaftlichen, inneren Gliederung, als auch bezüglich seiner wechselvollen Vertretung nach Familie, Gattung und Art mit mehr als hinreichender Vollständigkeit deutlich und durchsichtig zum Ausdruck. Gerade in dieser neuen, anziehenden Weise der Verarbeitung des so reichen Lehrstoffes, in der meisterhaften Verwebung all' der tausend losen, bunten Fäden zu einem einheitlichen, harmonisch gefügten, lebendigen Bilde der Thierwelt, in welchem das Hauptsächliche vom Nebensächlichen nicht durch größeren Druck, sondern durch die Darstellung selbst lichtvoll sich abhebt, in welchem nicht die bloßen Thiere geschildert werden, sondern auch ihre vielfältigen Beziehungen zum Menschen und zu seiner Umgebung sie mit einer reichen Staffage umgeben, dürfte der größte Vorzug des Buches liegen. — Wenn der Verfasser die jetzt mehr beliebte „aufsteigende" Methode verläßt und mit den dem Schüler bekannteren höheren Thieren beginnt, wenn er ihnen viel mehr Raum widmet, als den niedrigeren und niedrigsten, so finden wir dieses dem Zwecke des Buches ganz entsprechend. Gegen die darwinistisch-evolutionistischen Auffassungen wird gelegentlich Front gemacht und das teleologische Moment in richtiger Weise hervorgehoben. Auch im Übrigen ist die Darstellung edel und correct und dazu angethan, belehrend und bildend auf das jugendliche Gemüth einzuwirken. — Eine besondere Aufmerksamkeit schenkte der Verfasser der deutschen Sprache, indem er sich von dem gewiß richtigen Grundsatze leiten ließ, daß „das Ziel des Unterrichtes höherer

Bildungsanstalten am besten erreicht wird, wenn der Betrieb des einen Faches den des anderen möglichst fördert". Es ist in der That nicht zu verkennen, daß er es verstanden, in seinem Buche einerseits eine überaus ergiebige Quelle zur Bereicherung des Sprachschatzes zu eröffnen, andererseits auf die sprachlich-stilistische Durchbildung des jugendlichen Lesers kräftig hinzuwirken. Überall wird die für Schulbücher vorgeschriebene officielle Orthographie angewandt. Ein reicher Bilderschmuck 204 fast ausnahmslos gut gewählter Holzschnitte — darunter manche Gruppendarstellungen — erhöht den Werth und die Brauchbarkeit des wirklich warm zu empfehlenden Schulbuches.

Miscellen.

Über prähistorische Linguistik. Jederzeit begrüßen wir es mit Freuden, wenn Christen sich in das Studium des heiligsten der Bücher vertiefen, sei es, um darin für sich und Andere neue religiöse Anregung zu finden, sei es auch nur, um dessen Inhalt im Interesse der Sprach-, der Geschichts- oder einer anderen Wissenschaft zu durchforschen; und freudig begrüßen wir es ebenso wohl, wenn Forscher jüdischen Bekenntnisses sich mit diesem, ihrem Volke in specieller Hinsicht eignenden Buche befassen, in welchem die Verheißungen Israels niedergelegt sind. Freilich, nicht gerade um die Verheißungen Israels war es Herrn Leopold Einstein zu thun, als er in Nr. 16—18, Jahrg. 1880, des „Ausland" seine „prähistorischen Entdeckungen auf dem Gebiete der hebräischen Sprache" deponirte. Nur eine Würdigung der sprachlichen Bedeutsamkeit jenes hehren Buches wollte er versuchen, ja auch diese nur unter Beschränkung „auf das lexikalische, und zwar speciell auf das prähistorische Wortmaterial, woraus allerdings die culturhistorischen Momente sich von selbst ergeben".

Aber was ist das „prähistorische Wortmaterial"?

„Wir stoßen nämlich auch hier," so erklärt sich der Verfasser, „wie im Reiche der Botanik und Zoologie, je tiefer wir in den Eingeweiden der Sprache wühlen, auf Schichten, die uns ein Zeitalter bloßlegen, wo der menschliche Geist noch nicht zur Schrifterfindung vorgeschritten war, das also nicht nur hinter der geschriebenen Geschichte, sondern selbst der mündlichen Überlieferung liegt, von welchem aber diese der Ausgangspunkt oder die Quelle gewesen, aus welcher die Sagen geschöpft sind, die erst später durch die Griffel der alten Priester festgehalten und dadurch zu unserer Kenntniß gekommen."

Gewiß, an vorstehender Periode ist Alles prähistorisch, Construction und Gedanke; die Construction, welche über ein coordinirtes „wo", „das" und „von welchem" hinweg zur simultanen Verschlingung zweier disparater Hilfszeitwörter fortschreitet; aber auch der Gedanke, denn einem historischen Denkvermögen wird es nachgerade schwer, sich ein Zeitalter vorzustellen, welches

selbst „hinter der mündlichen Überlieferung“ liegt, und von welchem doch wieder diese (die mündliche Überlieferung) „der Ausgangspunkt oder die Quelle“ gewesen sein soll.

„Da steh' ich nun, ich armer Thor,
Und bin so klug als wie zuvor.“

Indessen, der Verfasser unserer „Originalstudien“ kommt unserer Schwäche zu Hilfe und setzt uns des Weiteren auseinander, was er unter „prähistorischem Wortmaterial“ verstanden wissen will. So viel sind wir aus den angeführten Worten bereits inne geworden, daß dem Verfasser die biblischen Erzählungen, insgesammt oder doch großentheils, als Sagen gelten. Diese Sagen liegen uns vor in der Umschrift des „nacherilischen monotheistischen Hermeneuten“; dieser arbeitete nach einer Urschrift; die Urschrift hatte eine mündliche Überlieferung zur Voraussetzung; aber diese selbst hatte das „hebräische Sagenmaterial“ keineswegs unverändert fortgepflanzt — behüte! Wie der Geist des Urmenschen die Jahrtausende hindurch einer Entwicklung unterworfen war, seine Denkweise und seine Weltanschauung sich veränderte, so mußte auch das Wortmaterial, über welches er verfügte, einen entsprechenden Umwandlungsproceß durchmachen; der Urmensch dachte sich bei den gleichen Worten etwas ganz Anderes, als was später der griffelbewehrte Priester in dieselben hineindeutete; der sagenhafte Inhalt, welcher im Schlafrock dieses Wortmaterials die Jahrtausende durchwandelte, ist ein Anderer und wieder ein Anderer geworden — Raupe, Puppe, Schmetterling. Wie nun zurückgelangen zu der „reinen Urgestalt der Sage“, in welcher sie im Gehirne des Urmenschen herumkroch?

Ein Durchschnitts-Rationalist würde sich hier etwa darangeben, auf dem Wege der sogen. höheren Kritik aus der Umschrift die Urschrift herauszudestilliren, um dann mit dieser auf die Überlieferung zu reagiren. Allein dann setzte es ja keine „Originalstudien“ ab, da besagte Procedur sogar bei den Rationalisten selbst bereits halbwegs aus der Mode gekommen ist. Unser Original, Herr Leopold Einstein, bricht hier eine neue Bahn. Der Zauberschlüssel, der uns aus dem jetzigen Bibeltext unvermittelt zurückversetzen soll in des lieben Urmenschen Sinnen und Denken, ist — man staune! — die darwinistische Sprachforschungs-Methode.

Wahrhaftig, es ist an der Zeit, daß der Verfasser nochmals unserer Schwäche nachhelfe, und er entledigt sich dieser Liebewaltung, nach der Weise der Orientalen, in Gleichnißreden. Wer sich an die von ihm befürwortete Procedur hält, der handelt ungefähr wie der Paläograph, „wenn er an einem gefundenen Urweltthiere diejenigen Glieder, welche an seinem“ (wessen?) „fossilen Leibe verloren gegangen, aus anderen ähnlich erhaltenen zu einem einheitlichen Ganzen wieder hergestellt, oder wo solche überhaupt fehlen, durch eigenes logisches, der Wirklichkeit entsprechendes Weiterdenken in Gedanken anfügt“ [1]. Aber das Gleichniß vom Paläographen ist immer noch zu hoch,

[1] Zu dieser Stelle macht der Verfasser die — wer möchte es ihm verübeln? —

irgend ein Leimsieder könnte gar zu leicht den Paläographen mit einem Lithographen, oder Logographen, oder Paläologen verwechseln; also greift der Verfasser zu einem anderen Vergleich, der jedwedem Leser, mag er nun an der Mutterbrust oder am Krückenstock hängen, vollkommen durchsichtig sein muß. „Wie sehr die Volkssage," spricht er, „von Mund zu Mund die Thaten ihrer Helden ausschmückt, davon gibt ja selbst noch heute die Verbreitung einer Zeitungsente einen Begriff, oder schon eine Stadtneuigkeit, die bis zu ihrem gänzlichen Umlaufe oft so mächtig anschwillt, daß man zuletzt das Wahre vom Unwahren nicht mehr zu unterscheiden vermag. Erst die nüchterne Zeit der besonnensten Forschung vermag diese dichterischen Zusätze abzustreifen." Köstlich! unvergleichlich! die darwinistische Sprachforschungs-Methode — eine Anleitung, Zeitungsenten zu rupfen! Wie jubelt da allen „Nüchternen" das Herz! Schade nur, daß die Methode so häufig mit dem Gefieder zugleich den Braten zerrupft; so namentlich in ihrer Anwendung auf die biblische Exegese, wo die Erklärung in der Regel darin besteht, daß Alles forterklärt wird.

Man kann das Verfahren des Verfassers nicht wohl als ein voraussetzungsloses bezeichnen, vielmehr stellt sich derselbe auf die Schultern der gesammten neuesten, d. h. der rationalistisch-darwinistischen Wissenschaft und setzt dieselbe als unwiderruflich bewiesen voraus. Ursprünglich besaß das hebräische Volk — das ruft uns der Verfasser gleich in den einleitenden Bemerkungen in's Gedächtniß zurück — eine Natursage, welche sich um die vielen kosmischen und namentlich astralen Naturwesen drehte; erst später, als in Folge des Sieges des Idealismus über den Sensualismus die ganze Natur unter die Herrschaft eines einzigen, geistigen Oberherrn Adonaj-Zebaoth gebracht worden war, wurden Sonne, Mond und die übrigen Sterngeister für bloße Lichter erklärt, ihre vormals göttlichen Namen zu menschlichen Patriarchen und Helden degradirt, ging somit die Natursage in die Nationalsage, die Naturgeschichte des Himmels in eine Menschengeschichte der Erde, und zwar, von Abraham an, in eine specielle Nationalgeschichte über.

„Nach diesen allgemeinen Voraussetzungen," so schließt der Verfasser seine Vorbemerkungen, „will ich nun das praktisch darthun, was ich bisher nur theoretisch angedeutet habe, und wähle ich aus dem gegebenen Sprachschatze der biblischen Literatur nur zwei aus" (was: zwei?), „welche genügen werden, den Fachmännern auf diesem Gebiete zum Muster zu dienen" (wie bescheiden!), „wie man in darwinistischer Weise verfahren müsse, um in den Geist der Urmenschen einzudringen." Wohlan, folgen wir dem Meister in sein geheimes Laboratorium der darwinistischen Sprachforschungs-Methode. Wir machen selbstverständlich mit der Nummer Eins unter den beiden na-

etwas selbstgefällige Bemerkung: „Hier ist der Punkt, wo meine Forschungen über die von Abraham Geiger hinausgehen, wie er sie namentlich in seiner ‚Urschrift' entwickelt hat; dagegen knüpfen sie an denen von Lazar Geiger an, die sich gleichfalls in das vorhistorische Sprachgebiet verlieren." Letzteres Wort gehört zu dem Treffendsten, was Verfasser in seinen drei Artikeln geschrieben.

menlosen Zwei den Anfang; sie führt uns in die Epoche der hebräischen Natursage zurück.

Dem Hebräer der Steinzeit war der Blitz eben nur die vom Himmel niederfahrende, gefräßige, züngelnde Schlange. Erst mit der Erfindung des Feuers erschloß sich ihm die Einsicht, daß die Himmelskörper feuriger Natur seien. Jetzt „mit dem prometheischen Funken erhellt sich plötzlich der ganze geistige Horizont der noch auf der starren Stufe der Steinzeit lebenden Menschheit, die Erfindung des Feuers und sein umfassender Gebrauch durchdringt alle Bezüge des menschlichen Lebens von seiner Geburt bis zu seinem Tode". Namentlich in der Sprache hat der prometheische Funke diese seine Brandspuren zurückgelassen. Von hier z. B. datirt die Auffassung der Seele als der neschmah, d. i. der dem erkaltenden Leichnam entströmenden Feuerluft, die sich unsichtbar erhaben in den Himmel verliert; oder aber sie wird als ebendahin verfliegender Schatten gedacht und jetzt der Himmel und die ganze Natur mit Gespenstern, Dämonen, Engeln bevölkert. Der Leser mag sich hier ein Exempel nehmen, wie Wissenschaft gemacht wird: Behauptungen, ab und zu eine Berufung auf Caspari, und damit basta.

Wahre Wunderdinge leistet hier der Verfasser mit dem harmlosen Worte nes, welches ein aufgerichtetes Zeichen, eine Fahne, eine Stange bedeutet und in seiner Hand, ähnlich wie die Stäbe in denjenigen der ägyptischen Zauberer, sich in alles Erdenkliche verwandelt, von der „Wahrheit" angefangen bis zum „gebackenen Kuchen" — gebacken selbstverständlich durch obbenannten prometheischen Funken. Da nennt z. B. Moses den zum Denkzeichen des über die Amalekiter erfochtenen Sieges errichteten Altar Jah-Nissi, „Jehova, mein Panier". Flugs setzt Herr Einstein die Gleichung an:

Jah-Nissi = Dio-Nysos;

Dionysos ist aber der Lichtgott des Morgenlandes, die Frühlingssonne; also — ja, was: also? Je nun, also bezeichnet hier „die Stange nez das Aufsteigen des flammenden Herrn des Tages, der Sonne"; Amalek ist Moloch, die Wintersonne; und Moses, dessen Name so viel wie „Wanderer", „Führer" bedeuten soll, ist der Sonnenherr, selbst im Grunde identisch mit der Feuersäule, die als „holder Adonis" in der Wüste vor dem Volke herzog. Mit dem göttlichen „Zauberstab" auf des Berges Spitze, die beiden Hände ausgestreckt, ist er „das Bild des Sonnengottes (der ursprüngliche Verfasser dieser Stelle kannte sicherlich noch solche Statuen im alten, heidnischen Kanaan) mit von Osten gen Westen ausgebreiteten Händen, während sein Scheitel nach Norden, seine Füße nach Süden reichen, in der Hand den Zauberstab des Osiris als Symbol des Sonnenstrahls".

Der Verfasser möge uns gestatten, zu seiner frappanten Nebeneinanderstellung von Jah-nissi und Dio-nysos eine Folie zu liefern. Wie? sollte ihm wirklich die unläugbare Consonanz entgangen sein:

Jah-nissi = Jah-nitschar?

Also der Janitschar weiter nichts, als unser Jah-nissi oder Dio-nysos, unter Verschärfung des ss zum tsch und Anhängung von ar = ur = or = Licht, Feuer; also die Janitscharen Sonnenstrahlen und die Türkenkriege eben wieder nur ein neuer natursaglicher Ausdruck für den Siegeslauf der im Osten aufsteigenden Sonne, worauf übrigens auch die kaum zu bezweifelnde Corruption von Soliman aus Sonnemann hinweist.

Doch wir sind noch nicht fertig mit dem Wörtlein nez. Dasselbe bezeichnet auch eine auffallende Erscheinung, ein Wunder. Nez ist nämlich „zunächst der Wunderstab [1] als Symbol des Sonnenstrahls, welcher im Jahresmorgen zauberhaft auf die Verjüngung der Natur wirkt". „Da der Stab Bild des Sonnenstrahles war, so blühte auch Aarons Stab; denn die Blüthen sind die Zeichen von der Lebenskraft, die in der Erde schlummert und die nur der Berührung mit dem Zauberstabe des Sonnengottes bedarf, um erweckt zu werden. Darum heißt die „Blüthe" nez, wie der Stab nez „von dem glänzenden Schimmer". Es kommt uns allemal so sonderbar an, wenn der Verfasser mit einem „darum" oder „also" anhebt; es geht dabei her, wie wenn Signor Cagliostro eine Uhr in seinen Hut wirft und sie als Omelette wieder herauszieht.

Auf die der Sonne Haupt umwallenden Strahlen bezieht der Verfasser die Weihung des Haupthaares seitens der Nasiräer und das Haupthaar Samsons. Warum nicht ebenso wohl dasjenige des Absalom und des Holophernes (die Wittwe Judith zur Abwechslung als Wintersonne aufgefaßt), ferner die Behaarung Esau's, den Bart des Sündenbockes, überhaupt sämmtliche Haare und Härlein sämmtlicher Abrahamskinder bis auf den heutigen Tag?

Dem goldenen Sonnenlichte wurde das Gold zugeschrieben, „daher die bekannten Wortableitungen: aurum, aurora, Orient, franz. or, hebr. or, Licht, chald. ur, Feuer, als das Urwesen, dessen Gegensatz das schwarze Eisen bildet, welches deßhalb hebr. barsel, von bar-zel = Sohn des Schattenreichs, heißt, wie bei den Ägyptern: ‚Knochen des Typhon'". Der Verfasser thut wohl daran, die Ableitung von aurum aus chald. ur bloß eine „bekannte" und nicht etwa eine „als richtig bekannte" zu nennen. Was seine Zerlegung von barsel in bar-zel angeht, so ist dieselbe durchaus „originell". Als gleichwerthige Ableitungen wären derselben anzureihen:

Bretzel = bre-zel,
Bürzel = bür-zel,
Purzel = pur-zel,

Alles „Schattenkinder" — wie sinnig und wie tief!

So viel über Nummer Eins unter den namenlosen Zwei; sollen wir den geduldigen Leser nun auch noch mit einer Blumenlese aus Nummer Zwei heimsuchen? Nein, sicherlich nicht. Sat prata biberunt.

---

[1] Diese Bedeutung wäre denn doch zu belegen, da die einfache Bemerkung, das Wort matteh, „Stab", gehöre „demselben Wurzelcompler" an, doch kaum ausreichen dürfte.

Herr Leopold Einstein schließt seine Arbeit, nicht ohne einige Selbstgefälligkeit, mit dem Göthe'schen Motto: „Alles Gescheidte ist schon gedacht worden, man muß nur versuchen, es nochmals zu denken." Alles Gescheidte? — mag sein.

Summa Summarum geht unsere Ansicht dahin:

1. Das „Ausland" würde sicherlich dabei nichts verlieren, wenn es seine Spalten Productionen, wie derjenigen des Herrn Leopold Einstein, oder vergangenes Jahr derjenigen des Seelenriechers Dr. Jäger, unbarmherzig verschlösse. Eine vernünftige Erörterung des Darwinismus finden gewiß auch wir berechtigt, aber die Spalten einer sonst geachteten Zeitschrift sind doch nicht da für Herren, die sich durch Hyper-Darwinismus eine geistige Unverdauung zugezogen haben.

2. Speciell Herrn Leopold Einstein betreffend, möchten wir in schuldiger Bescheidenheit folgende Rathschläge aussprechen:

a) der Herr möge doch vor Allem und mit allem Fleiße eines correcten deutschen Satzbaues sich befleißigen; es kommt Einem das in jedweder Lebensstellung zu gute;

b) auch in der Logik wäre eine tüchtige Weiterbildung wünschenswerth — freilich sozusagen in entgegengesetzter Richtung wie bisher;

c) dabei bliebe es immerhin das Beste, wenn der Herr, unter Darangabe der prähistorischen Bibel- und der darwinistischen Sprachforschung, ein Handwerk erlernte und darin in Einfalt dem Gotte Abrahams, Isaaks und Jakobs zu dienen sich bestrebte.

Fr. v. H.

Zur Calderon-Feier am 25. Mai 1881.

Am 25. Mai sind es 200 Jahre, daß Don Pedro Calderon de la Barca (nach seiner Mutter auch wohl Henao y Riaño zubenannt), Ritter des Ordens von San Jago, Priester, Ehrenkaplan des Königs und der reyes nuevos der heiligen Kirche von Toledo, friedlich seinen Geist in die Hände seines Herrn und Schöpfers zurückgab. Er starb in einer anspruchslosen Wohnung nahe beim Thore von Guadalajara in der Calle Major 173, Nr. 4 der alten, Nr. 95 der neuen Zählung. Die Front des Hauses ist 17½ Fuß breit und hat nur einen Balkon in jedem Stockwerk. Still und anspruchslos, wie sein Tod, war auch sein Leben. Nachdem er als junger Mann einige Feldzüge mitgemacht, scheint er um das Jahr 1625 an den Hof von Madrid berufen worden zu sein (die Zeit seiner Berufung ist nicht einmal genau bekannt) und dichtete hier fortan für das königliche Hoftheater, wohl das glänzendste der damaligen Zeit. Mit 50 Jahren (im Jahre 1650) trat er in den Priesterstand, aber nicht, um, wie sein Freund Antonio de Solis, auf die Dichtkunst zu verzichten, sondern sich ihr mit noch mehr Fleiß und Eifer zu widmen, bis in das hohe Alter von 81 Jahren. Die Untersuchung über Zahl und Echtheit seiner Stücke ist noch nicht zu vollem Abschluß gelangt. Gewöhnlich wird die Zahl seiner weltlichen Dramen (Comedias) auf 111 angegeben; die älteste Sammlung seiner geistlichen Schauspiele (Autos) von Pando y Mier zählt 72 Stücke. Obwohl seine Dichtungen nicht von gleichem Werthe sind, bilden sie doch in ihrer Gesammtheit das Höchste und Vollendetste, was spanische Bühnenkunst geleistet. Mag Calderon an Fülle der Erfindung, Leidenschaft, mystischer Innigkeit und phantasiereichem Schwung hinter Lope de Vega zurückstehen, so übertrifft er diesen durch künstlerische Vollendung der Form, Klarheit und Tiefe des Gedankens. Als Dramatiker steht Calderon Shakespeare sehr nahe (Göthe selbst hat seine technische Bühnenkenntniß und sein dramatisches Geschick bewundert); als theologischer Dichter steht er unzweifelhaft über ihm und ringt mit Dante um die Palme. Er verdient die Liebe und Anerkennung der katholischen Welt um so mehr, je weniger er an Ruhm bei der Nachwelt gedacht, je mehr er, als schlichter Priester und Künstler, sein glänzendes Genie vorzugsweise der Verherrlichung Gottes und seiner Kirche, dem Culte des allerheiligsten Altarssacramentes und der Verehrung der Heiligen in anspruchsloser Demuth gewidmet hat. Auch als Priester hielt er es indeß nicht unter seiner Würde, weltliche Stücke zu schreiben, ja im eigentlichsten Sinne für das Theater zu arbeiten. Durch ihn, Lope de Vega und andere gleichgesinnte Dichter gelangte das katholische Spanien zu einer Glanzperiode der Schauspielkunst, zu der nur wenige Nationen etwas Ähnliches aufzuweisen haben.

Die weltlichen Schauspiele Calderons sind von Verschiedenen verschieden gruppirt worden. Das vorliegende Festspiel nimmt nur auf die hauptsächlichsten Gruppen derselben Rücksicht. Eine klar getrennte Gruppe bilden die mythologischen Schauspiele, welche Calderon meist für glänzende Hoffeste gedichtet hat; eine an-

dere die sogen. Stücke mit Mantel und Degen, Intriguenstücke, in welchen Liebe und Ehre meist den Grund der Verwicklung bilden; eine dritte heroische Stücke mit sagenhaftem Stoff; eine vierte heroische Stücke, deren Stoff der spanischen Geschichte entnommen ist; eine fünfte Gruppe zeichnet sich durch die fremden historischen Stoffe aus; eine sechste pflegt man als romantische zu bezeichnen (unter diesen ragt „Die Tochter der Luft" und „Das Leben ein Traum" hervor). Die glänzendsten weltlichen Dramen Calderons sind fast alle religiös-historisch oder Legenden-Dramen. An sie schließen sich endlich die 72 Autos oder religiösen Festspiele an, welche zu Ehren des allerheiligsten Altarssacramentes aufgeführt wurden.

Die Festfeier eines so katholischen Dichters in unserer Zeit drängte unwillkürlich den Gedanken auf, ihn im Gegensatz zum modernen Geiste zu betrachten. Als prägnante Typen des letzteren stellten sich Spinoza, Lessings Nathan und Göthe's Faust dar: Spinoza, der Stammvater unserer gesammten ungläubigen Philosophie; Nathan, der Typus der süßlich-verfolgungssüchtigen, modernen Toleranz; Faust, das von der christlichen Civilisation emancipirte Genie, der schrankenlose Streber in's Unendliche.

Auf ihrer Stellungnahme zu der Poesie Calderons beruht das folgende allegorische Festspiel. Was im nicht-katholischen Deutschland die Aufmerksamkeit auf Calderon lenkte und Sympathien für ihn erweckte, waren hauptsächlich seine weltlichen Stücke, seine romantischen Dramen, wie „Das Leben, ein Traum" und „Die Tochter der Luft"; seine verwickelten Intriguenstücke, wie „Das offene Geheimniß", „El escondido y la tapada" („Der Versteckte und die Verschleierte" oder, wie Gries das Stück überschreibt, „Der Verschlag"); seine erschütternden tragischen Stücke, wie „Der Arzt seiner Ehre", „Der Maler seiner Schande", „Der Alcalde von Zalamea", „Die Locken Absalons" und „Die Andacht zum Kreuze". Auf diese ist in den ersten Scenen angespielt. Faust fühlt sich von der kühnen Erfindung, dem Phantasiereichthum und der Berechnung dieser Stücke angezogen, während Spinoza und Nathan mehr von der großartigen Fülle der Calderon'schen Bühnenwelt eingenommen werden. Über die größeren Dramen Calderons kann der Leser das Nöthige in der trefflichen Übersetzung Lorinsers finden. In den letzten Scenen wurde ein Versuch gemacht, die reiche Mannigfaltigkeit der geistlichen Festspiele (Autos) nach ihrem leitenden Grundgedanken in ein einheitliches Gesammtbild zu drängen.

Man hat Calderon getadelt, daß er in einem seiner Autos (A Dios por razon de estado) den Gedanken als „lustige Person" auftreten läßt. Mit Unrecht; denn das Stück selbst rechtfertigt diese Allegorie in vollstem Maße. Das Verhältniß von Geist und Gedanke zur älteren und neueren Philosophie ist für die Beurtheilung Calderons so wichtig, daß die Benützung dieser Allegorie nicht unpassend erschien.

Möge das kleine Festspiel recht manchen Leser anregen, mit Calderon näher vertraut zu werden und aus ihm selbst die Überzeugung zu gewinnen, daß „scholastische Philosophie und Theologie", „spanische Inquisition", „Priesterherrschaft" und „hierarchischer Zwang", und wie die Schreckdingerchen alle heißen, die spanische Bühne nicht in ihrer glänzendsten Entfaltung verhinderten. Denn der Reichthum Calderons ist so groß, daß er in einem kleinen Festspiel nur sehr andeutungsweise und erinnerungsweise zur Darstellung kommen konnte. Mit mehr Grund als der große Dichter muß es sich deßhalb an die Nachsicht des Lesers wenden:

Pidiendo de nuestras faltas
Perdon, pues de pechos nobles
Es tan proprio perdonarle.

Calderon.

Festspiel zum 25. Mai 1881.

Ein reicher, phantastischer Park.

(Im Hintergrund eine festlich gezierte Bühne. Im Vordergrund rechts ein königlicher Thron und um denselben Sitze für das Gefolge. Decoration der inneren Bühne: rechts ein Ritterschloß, links eine Tempelruine, im Hintergrunde das Meer.)

Gesang (hinter der inneren Bühne):

Zieh' in segensvoller Stunde,
Siegeszeichen höchster Macht,
Heil'ges Kreuz der Welterlösung,
Ein in deines Tempels Pracht!

Spinoza: Immer noch das alte Lied
Von dem Kreuze, von dem Kreuze.
Kann die Welt es nicht vergessen,
Daß der arme Nazarener
Nur als Vorbot' eines bessern
Evangeliums hat gelitten
An dem Kreuz den Martyrtod?
Ist das Licht nicht aufgegangen
Der alleinigen Substanz,
Die in tausend Wechselformen
Spielt mit sich den ewigen Tanz,
Liebend, hassend, fliehend, ringend,
Immer bauend und zertrümmernd,
In uns zweifelt, in uns schaut,
In uns Himmelwonne kostet,
In uns Höllenpeinen leidet,
In uns werdend und vergehend,
Denkt und liebt und lebt und stirbt.
Doch schon lichtet sich der Morgen,
Und der Schwarm des Nachtgevögels
Flieht in seine dumpfen Nester;
Selbst das orthodoxe Spanien
Ruft uns heut' vor seinen Dichter,
Daß die Meister wie des Wissens
Seien auch der Dichtung Richter.

(**Faust** schleppt den gefesselten **Gedanken** herbei, **Nathan der Weise** den gefesselten **Geist**. Der **Geist** ist als junger Edelmann, der **Gedanke** als „lustige Person“ costümirt.)

Gedanke: Laß mich los!
Faust: Du bist ja frei!

Geist: Löse endlich meine Banden!
Nathan: Banden? Keine sind vorhanden.
Spinoza: Du bist mündig, du bist frei.
Gedanke: Reißt die Fesseln erst entzwei.
Geist: Laß mich geh'n, wohin ich will!
Spinoza: Lern erst denken klar und still.
Geist: Frei war ich, aus eig'ner Macht,
Von der Gnade nur beflügelt,
Hab' ich mich nicht Menschenwort,
Sondern Gott nur unterworfen.
Freien Flugs, auf Gnadenschwingen,
Durft' in's Reich ich der Natur,
In des Himmels Wunder dringen —
O, wie hast du mich getäuscht!
Gedanke: Faules Korn habt ihr gemaischt,
Ihr verspracht ein himmlisch Prassen
Und habt stets mich hungern lassen.
Nathan: Habt Geduld — euch geht's wie Blinden,
Denen sich das Licht enthüllt,
Könnt euch in die Pracht nicht finden,
Welche jetzt das Auge füllt.
Geist: Pracht? Was sagst du? Nichts als Nacht!
Gedanke: Hast in's Elend mich gebracht.
Geist: Sprachst von Duldung stets und Liebe —
Gedanke: Gabst mir Schwarzbrod nur und Hiebe.
Geist: Licht und Wahrheit sollt' mich laben —
Gedanke: Hast im Erdstoff mich begraben.
Geist: Wolltest mich zum Gott umschaffen —
Gedanke: Gabst zum Bruder mir den Affen.
Geist: Alles sollt' ich selbst entscheiden —
Gedanke: Nur was ihr wollt, könnt ihr leiden.
Geist: Was sind eure Liebesflammen?
Gedanke: Zweifeln, hassen und verdammen.

Nathan: So ist alle Müh' vergebens,
Die ich liebend aufgewendet,
Um im sanften Frühlingshauch
Edler Duldung, zarter Nachsicht
Aufzuthau'n des Geistes Starrheit,
Seines Stolzes Eis zu lösen,
Leben ihm und Lust zu geben.

Faust: Kein Geheimniß der Natur,
Und kein Erdgeist und kein Dämon
Will erfreuen den Gedanken,
Der des Lebens Frühlingszeit

Hat in finst'rer Haft durchschmachtet.
Zweifelscheu sehnt er zurück
Sich zum alten Gängelbande.

Spinoza: Nicht gerathen scheint es mir,
Zu dem heut'gen Fest die Beiden
Zuzulassen, eh' sie sich
An das heil'ge Recht des Zweifels,
An uneingeschränkte Forschung,
An ein nimmermüdes Streben,
An der Freiheit Licht gewöhnt.

Faust: Dort die Höhle möchte passend
Sie auf kurze Zeit umfangen,
Daß sie Sehnsucht nach der Freiheit,
Sehnsucht nach dem Licht empfangen.

Nathan: Wenn dann Calderon gerichtet,
Wollen wir heraus sie bringen,
Und es mag sie dann entzücken
Die Geschichte mit den Ringen.

Spinoza: Wohl, es sei! Ganz ohne Zwang
Kommt die Freiheit nicht zum Siege,
Ohne Nacht ersteht kein Tag,
Keine Wahrheit ohne Lüge.
Schließt sie ein drum, wohlgemuth,
Bis wir unsern Spruch gefällt,
Bis in unsern Händen ruht
Ganz das Scepter dieser Welt.

(**Nathan** führt den Geist, **Faust** den Gedanken zur Höhle und schließt sie ein. **Hispania** tritt auf als Königin mit stattlichem Gefolge und begibt sich auf den Thron.)

Hispania: Seid ihr's, die ich mir als Gäste
Von Germania, der mächt'gen,
Hab' zu diesem Freudenfeste
Heut' erbeten?

Spinoza: Edle Herrin,
Ja wir sind von ihr entsendet,
Über Calderon zu richten.

Hispania: Wie, zu richten? Hat der Liebling
Aller Musen nicht schon längst
Sich den Lorbeerkranz errungen,
Der die Heldenstirne krönet;
Nicht den Myrtenkranz, den trauten,
Der den Liebessänger schmückt;

Ziert ihn nicht die Passiflore,
Nicht die Palme heil'ger Dichtung?
Blumen, Sterne, Sonnenstrahlen,
Lichte Wolken, blauer Himmel,
Land und Meer soll heut' zum Kranze
Um Don Pedro's Bild sich winden,
Der den schönen Erdengarten
Mit des Himmels Engeln schmückte,
Der die ganze weite Welt
Hob empor mit sich zum Himmel!
Wie? ihr wollt den Sel'gen richten,
Der mit herrlichen Gedichten
Seine Heimath hat gekrönt,
Dessen Lob im Himmel tönt?

Spinoza: Königin! Es ehrt dein Herz,
Daß in jugendlicher Freude
Du den hohen Dichter rühmst.
Doch des Schönen Grund und Quelle
Ist die Wahrheit, ist das Licht.
Und seitdem des Grabes Raum
Deinen Dichter hat umfangen,
Hat die Wahrheit enger Grenzen
Damm und Brüstung umgestürzt,
Wie ein Ocean sich ergossen,
Frei die ganze Welt errungen
Und mit hellem Licht erfüllt;
Soll darum der alten Freude
Nachhall heute sich bewähren,
Muß der Anwalt erst der Wahrheit
Deines Dichters Werth erklären.

Hispania: Wer seid ihr denn, daß die Wahrheit
Euch sich nur erschlossen hätte,
Daß bei euch nur Licht und Freiheit
Kühn gesprengt der Knechtschaft Kette?
Ist die Wahrheit nicht in Gottes
Ewigen Ideen gegründet,
Licht von seinem Licht, ein Abstrahl
Seiner Harmonie und Ordnung,
Unvergänglich, wandellos?

Spinoza: Baruch Spinoza bin ich, der Befreier,
Als Jude einst aus deinem Reich verbannt,
Als Denker in der ganzen Welt genannt;
Vor mir neigt heute Scepter sich und Leier.

Durch mich schloß sich der Vorzeit Gottesfeier,
Dem alten Zeus hab' ich den Blitz entwandt,
Die hehre Gottheit der Natur erkannt,
Erschlagen des Prometheus Rachegeier.

Frei magst du nun in's Herz der Gottheit blicken,
In tausendfachen Bildern lacht sie dir,
Selbst Geist und Leib, entgegen voll Entzücken.

Du bist selbst Gott, des Weltalls höchste Zier.
Leb' und genieße sonder Furcht und Bangen;
Denn sterbend hältst das Leben du umfangen.

Hispania: Wie, ein Jude? Willst als Richter
Über meinen Glauben schalten,
Und des höchsten Amtes walten
Über meines Glaubens Dichter?

Nathan: Nathan bin ich, wie Baruch ein Hebräer,
Wie er irrt' ich verkannt einst durch die Welt,
Erwarb durch weisen Handel etwas Geld
Und duckte mich vor manchem bösen Späher.

Doch Lieb' und Duldung bringt die Menschen näher.
Was Christ und Moslim auseinanderhält,
Was Jud' und Heiden trennt, das sinkt und fällt:
Es naht das große Weltreich uns'rer Seher.

Nimm hin den Ring, den Gott uns einst gegeben,
Ist es der rechte? Ach, ich weiß es nicht!
Halt' ihn nur fest und führ' ein menschlich Leben,

Dann führt der falsche Stein dich auch zum Licht;
Bald wird ein Wahlspruch alle Welt vereinen:
Lieb' dich und mich, thu' recht und scheue Keinen!

Hispania: Wie, auch du bist ein Hebräer?
Wohl vom Stamme des Barabbas,
Oder gar ein Sohn des Schächers,
Der am Kreuze noch uns fluchte —
(zu Faust)
Zwar nicht künden's deine Züge —
Doch, die Dreizahl voll zu machen,
Bist am End' auch du ein Jude?

Faust: Ich bin der Faust und bin als Christ geboren,
Hab' Jus studirt und auch Philosophie,
Und Medicin, sowie Theologie,
Als Alchymist den Glauben dann verloren.

Ein wenig Christenthum blieb in den Ohren,
Im Herzen auch. Denn ich bin ein Genie.
Der Mensch ist etwas mehr doch als das Vieh,
Hat er den Teufel auch zum Herrn erkoren.

Gelebt, geliebt, gestrebt hab' ich wie Keiner,
Das arme Gretchen kam dafür an's Rad.
Mit mir macht' es der Satan etwas feiner.

Er taucht' mich in ein heit'res Läut'rungsbad,
Ohn' Buß' und Reu', in lauter Spaß und Wonne
Bracht' er zu Gretchen mich und zur Madonne.

Hispania: Solches wagst du mir zu sagen,
Vetter des Arias Gomez,
Der die liebende Geliebte
Schmählich untreu ließ im Stiche,
An die Mauren dann verkaufte?
Calderon ließ ihn erhängen,
Und verspottete auf ewig,
Was du rühmst als Lebensweisheit.
Ginez, sag' ihm deine Rolle.

Ginez: „Ei, nicht läugnen will ich, Herr,
Es sei wirklich ein Geheimniß
Der Naturphilosophie,
Daß der Mann sich neigt zum Weibe.
Aber alle Weiber lieben,
Die man sieht; in jedem Weichbild,
Eben angelangt, sogleich
Eine Liebschaft haben, scheint mir
Doch zu viel Philosophie."

Hispania: Nun, ihr deutschen Philosophen,
Richtet denn, wie's euch beliebt,
Über Spaniens größten Dichter,
Während wir an seinem Fest
Seines Bühnenspiels uns freuen.

Spinoza: Eile zürnend nicht hinweg.

Nathan: Lasse Lieb' und Duldung walten.

Hispania: Kommt mit mir, wenn's euch gefällt,
Nach dem Schlosse Buen Retiro,
Seht die bunten Schaaren an,
Die zum Festzug schon sich rüsten.
Spiegelnd sich in eurem Auge,
Werden sie euch meines Dichters
Hohen Reichthum offenbaren,

Und mit Farbenpracht beleben,
Was in Büchern längst ihr laset.

(**Spinoza** und **Nathan** folgen ihr; auch **Faust** will folgen, da erblickt er auf der inneren Bühne die **Semiramis** in königlichem Schmuck.)

Faust: Himmel! Welche Götterschönheit
Ist zur Erde hier gestiegen,
Gretchen gleich an süßem Liebreiz,
Himmlisch hehr gleich Helena?
Sprich, o Jungfrau, nein, nicht Jungfrau,
Königin muß ich dich nennen,
Königin ist nicht genug:
Göttin, sprich, was ist dein Name?

Semiramis: Bin die Tochter nur der Luft,
Bloß ein Phantasiegebilde,
Das Don Pedro dichtend schuf.
Was von Lieb' und Leidenschaft,
Kühnem Amazonenstolze,
Haß und jäher Eifersucht,
Höchstem Glück und tiefstem Falle,
Götterwonne, Menschenqualen
In stets wachsender Verwicklung
Dichterphantasie mag träumen,
Hat er in's Titanenauge,
In die Seele mir geschrieben,
In des Wortes reichste, schönste
Melodien mir gestaltet.

Faust: Laß mich küssen deine Hand,
Reizend schöne Amazone.

Semiramis: Hüte dich. Denn den Geliebten
Hat der Augen sie beraubt.

Faust: Laß mich huldigen dir zu Füßen.

Semiramis: Tod wird meine Huld nur bringen;
Tod nur dem Gemahl sie brachte.

Faust: Tod durch dich muß Leben sein.

Semiramis: Traum, nicht Leben und nicht Sterben —
Bin die Tochter nur der Luft.

Faust: Lasse deinen Traum mich träumen.

Semiramis: Freue dich am Traum der Dichtung,
Aber ford're nicht vom Leben,
Daß das Leben Dichtung werde.

(**Semiramis** entschwindet. **Celia** und **Lisarda** eilen fliehend über die innere Bühne, hinter ihnen **Don Cäsar**, der sich, halbvermummt, mit gezücktem Degen gegen **Don Diego, Don Felix** und **Don Juan** vertheidigt.)

Faust: Welch Getümmel!
Don Diego: Steh'!
Don Cäsar: Wohlan denn!
Faust: Ein Duell! Doch fehlt der Teufel,
Der zum rechten Stoß mir half.
Don Cäsar (sich enthüllend): Ich bin Cäsar. Was erblaßt ihr?
Don Diego: Du, der mir den Sohn erschlug?
Don Felix: Du, der Celien mir entwandte?
Don Juan: Du, im Hause meiner Braut?
Don Cäsar: Ja, doch Keinen von euch Allen
Hat mein Muth beschimpft. Drum freundlich
Reicht mir Alle nur die Hand.
Don Diego: Wer hat Alle uns verblendet?
Don Felix: Uns mit Eifersucht gequält?
Don Cäsar: Mir des Freundes Herz entwendet?
Don Juan: Lieb' mit Haß und Wuth vermählt?
Faust: Wahrlich, meine Abenteuer
Sind hier übertroffen weit,
Ohne daß ein Ungeheuer
Gott und Menschheit ganz entzweit.
Don Cäsar: Wer hat den Verschlag ersonnen,
Der uns Alle hat verwirrt?
Don Felix: Daß in Pein der Hoffnung Wonnen,
Liebe sich in Haß verirrt?
Celia: Ach, das Alles hat erdichtet
Meister Pedro Calderon.
Lisarda: Laßt uns froh sein; denn geschlichtet
Ist der ganze Handel schon.
(Alle ab, bis auf Faust.)

Faust: Großer Meister, der des Lebens
Wirre, drollige Komödie
Scherzhaft malt in leichtem Bilde,
Daß der Liebe reine Knospe,
Ungetrübt durch Qual und Irrung,
Treu von Ritterhand beschützt,
Öffnet sich zur vollen Blume!
Großer Meister, der des Lebens
Dunkeln Traum so klar erfaßte,
Daß das Märchen ward zur Wahrheit
Und die Wahrheit ward zur Fabel.
Aber wo, wo ist die Schuld,
Ist das schreckliche Verhängniß,
Das den freien Menschenwillen
Faßt in selbstgeflocht'nem Netze
Und die Schuld zermalmend rächt?

(Auf der inneren Bühne erscheinen **Julie**, **Thamar** und der **Alcalde von Zalamea.**)

Julie: Hier bin ich, des Greuels Greuel!
Sünde, Blutthat, Gottesraub,
Vaterfluch, Tod meiner Ehre
War das Ende meiner Liebe —

Thamar: Hat in Fluch verkehrt den Segen,
Hat in unermess'ne Schmerzen
Davids Königshaus gestürzt.

Alcalde: Und als Maler meiner Schande,
Und als Arzt der eig'nen Ehre
Mal' in Blut ich meine Schande,
Heil' in Blut ich meine Ehre,
Bau' ich auf den blut'gen Trümmern
Falscher Liebe wahre auf.

Thamar: Kann des Frevels trübe Woge
Höher auf am Felsen schäumen?

Julie: Kann die Höllengluth der Sünden
Grauser alle Fesseln lösen?

Alcalde: Kann die Rache grimmer strafen,
Kann das Recht gewalt'ger siegen?

Thamar: Doch kein finst'res Schicksal waltet
Über Sünde, Tod und Nacht.

Julie: Gnade, Rettung noch gestaltet,
Gottes Vaterauge wacht.

Alcalde: Liebe und Erbarmung küssen
Sich im strengen Strafgericht.
Nimmer will den Tod der Seele,
Der dem Leib das Urtheil spricht!

(Sie gehen ab, **Faust** folgt ihnen.)

(Auf der vorderen Bühne tritt die **Theologie** auf, ihr links zur Seite die **Philosophie** als **Ancilla.**)

Philosophie: Selten dürfen wir uns freuen,
Wenn Poeten krönt das Land;
Denn die meisten bloß zerstreuen
Das Gehirn und den Verstand,
Seit die selbstbewußten Geister
Sich von dir und mir gewandt;
Ohne Schule, ohne Meister
In den Urbrei sich verrannt;
Seit der Geist im Stoff versunken,
Seit das Unbewußte denkt,
Seit der Zufall, freudetrunken,
Das entgleiste Weltall lenkt.
Racheglühend klagt dem Sturme

Jener seines Daseins Qual,
Dieser schlürft, gequält vom Wurme,
Taumelnd noch der Lust Pokal.
Jener jauchzt unsinn'ge Freuden,
Dieser heult vor Wuth und Pein,
Alle Lust verrinnt in Leiden
Und in's Nichts der leere Schein.

Theologie: Heut' doch dürfen wir uns freuen.
Meister Pedro Calderon
Ist noch von den alten Treuen,
Weiß Princip, Distinction,
Läugnet nicht, was kaum er sagte,
Baut die Welt in's Blaue nicht,
Gibt nicht Antwort, eh' man fragte,
Nacht ist Nacht — und Licht ist Licht.
Klar und hell schaut er der Wesen
Ordnung, Schönheit, Harmonie,
Leben hauchen deine Thesen,
Deine Scholien Poesie.
Von des Glaubens Licht gezügelt,
Dringt Vernunft in sicherem Lauf,
Nicht geknechtet, nur beflügelt,
In den höchsten Himmel auf.
Glaube dringt, vereint mit Wissen,
In der Welt Geheimniß ein.
Ach, wer hat das Band zerrissen —
Uns in Kampf gestürzt und Pein?

Geist: Hilfe! Hilfe!

Gedanke: Weh' uns Armen!

Theologie: Horch, was ist das?

Geist: Helft!

Gedanke: Erbarmen!

Philosophie: Ist das nicht des Geistes Stimme,
Der sich wider uns empört?

Theologie: Des Gedankens, der im Grimme
Dich und mich nicht mehr gehört?

Philosophie: Der Gedanke thut mir leide —
Freiheit rief man überall,
Und im bunten Narrenkleide
Flog er auf den Maskenball.

Theologie: Und der Geist entwich den Schulen,
Die genährt ihn mild und traut,
Irrt umher mit frechen Buhlen,
Nahm die Vanitas zur Braut.

Philosophie: Und nun sind sie hier gefangen.

Theologie: Sind in Schulden wohl und Noth.
Philosophie: Mögen wohl nach uns verlangen —
Theologie: Licht ersehnen, Luft und Brod.
Philosophie: Wollen wir sie nicht befreien?
Theologie: Nach so schnödem Saus und Braus?
Philosophie: Horch, wie flehentlich sie schreien!
Theologie: Nun, so lasse sie heraus.

(Die **Philosophie** öffnet das Thor der Höhle — der **Geist** und der **Gedanke** eilen heraus; jener fällt vor der **Theologie**, dieser vor der **Philosophie** nieder.)

Geist: Dank, o Dank! Verzeihe mir,
Daß so schnöd' ich dir entsprungen.
Gedanke: Herrin! ach, wie dank' ich dir,
Daß ich meiner Haft entrungen.
Theologie: Wer hat euch hier eingeschlossen?
Geist: Neuere Philosophie —
Gedanke: Liebe, Duldung und Genie.
Philosophie: Wie? Was sagt ihr? Das sind Possen.
Geist: Nein, die bitt're Wahrheit nur.
Gedanke: Dieses Loch ist die Natur,
D'rin des neuen Wissens Meister
Sperren ein die kleinern Geister —
Geist: Doch nachdem ihr uns befreit,
Nehmt uns wieder an in Gnaden.
Gedanke: Übt an uns Barmherzigkeit.
Theologie: Wohl, es sei! Folgt unserm Pfade.

(Während sie abgehen, kommen von der anderen Seite **Spinoza** und **Nathan** zurück.)

Spinoza: Welchem Feenlabyrinthe
Sind wir mühsam nur entronnen!
Nathan: Süßer Duft berauscht die Sinne,
Ich weiß selbst kaum, wo ich bin.
Spinoza: War's ein Traum nur?
Nathan: War es Leben?
Spinoza: War es Täuschung?
Nathan: War es Wahrheit?
Spinoza: Traumgestalten mich umschweben —
Nathan: Zu viel Licht nahm mir die Klarheit.
Spinoza: In dem schönsten aller Gärten
Prangt der fürstliche Palast,
Gold schmückt seine Prunkgemächer,
Marmor trägt die stolze Last.
In dem schönsten aller Säle
Thronet hier der Musen Reich,
Und der Dichter, der Tragöde
Wird dem mächtigen König gleich.

Weit und herrlich ragt die Bühne,
Von der Logen Gold umstrahlt;
Reizend stolz in reicher Fülle
Sie die Welt, die ganze, malt.

Nathan: Mit dem König froh im Bunde
Lebt der Priester hier der Kunst,
Nützet nur im Dienst des Schönen
Des Gebieters hohe Gunst.
Fast als Märchen ist erschienen
Mir die Inquisition;
Denn die Herren vom Gerichte
Lauschten süßem Liederton;
Viele, unter ihnen Dichter,
Reichten Calderon die Hand,
Als des Beifalls dumpfe Wogen
Rauschten hin von Wand zu Wand.

Spinoza: Und das ganze bunte Leben
Zog hin durch das Bretterhaus.

Nathan: Bunter kann es Keiner malen,
Leid und Freude, Wonn' und Graus.

Spinoza: Der Olymp schickt seine Götter
Aus dem Himmel, aus dem Meer;
Nereus tanzt mit den Sirenen
Um Odysseus' Schiff daher.
Um Medea's Hand wirbt Jason,
Einsam Ariadne klagt,
Herkules, entflammt von Liebe,
Seine kühnsten Thaten wagt.
Zarter Rosen blasse Wangen,
Röthet des Adonis Blut,
Fliehend in den Lorbeerzweigen
Die verfolgte Daphne ruht.
Echo's Klage um Narcissus
Trauernd durch die Berge tönt,
Prometheus, der Himmelstürmer,
Mit Minerva sich versöhnt.
Phaeton büßt tief im Meere
Den verwegenen Sonnenlauf,
Über Perseus, dem beglückten,
Thut sich froh der Himmel auf.
Neubelebt vom Hauch der Liebe
Feiert in dem Bühnenzelt
Ihre Kämpfe, ihre Siege
Hellas' schöne Sagenwelt.

Nathan: Unter uns, es sei gestanden,

Unverletzt ich alle fand.
Keinen von den alten Göttern
Hat man in Madrid verbrannt.
Selbst Cupido's lose Flügel
Trugen ihren Blüthenstaub,
Keines Inquisitors Zangen
Fiel das Götterkind zum Raub.
Unversehrt war auch sein Bogen
Und sein frischer Blüthenkranz;
Ach, ich glaube, viel gelogen
Haben wir aus Toleranz!

Spinoza: Von der Sagenwelt der Alten
Nicht befangen, nicht gebannt,
Schwang der Dichter seine Flügel
In das eig'ne Heimathland.
Unter Silberstrahl des Mondes
Tönet im Kastanienhain
Stolzer Ritter Serenade,
Stiller Liebesklage Pein.
In den Kampf der Lieb' und Ehre
Mischt sich schnöde Eifersucht,
Degen klirren im Duelle,
Irrung wächst durch kühne Flucht.
Überfall, verborg'ne Thüren,
Masken, ein geheim Versteck,
List und Gegenlist, Verwechslung,
Tollkühnheit und blinder Schreck,
Schnöd getäuschte Freundestreue,
Vaterliebe, heiß und blind,
Sehnsucht, Haß und Wuth und Reue
Weben sich zum Labyrinth,
Bis in schreckenvollen Thaten
Schmach und Falschheit unterliegt,
Oder Scherz den Wirrwarr löset
Und verklärt die Liebe siegt.

Nathan: Welche Ritter!

Spinoza: Welche Damen —

Nathan: Fast hätt' ich mich noch verliebt.

Spinoza: Jedem seiner Abenteuer
Neuen Reiz der Dichter gibt.

Jetzt scherzt und spielt mit Sternen er und Blüthen,
Wie die Fontaine spielt im Mondesstrahl,
Jetzt wühlt den Sturm er auf und läßt ihn wüthen
In wilder Riesenkraft durch Berg und Thal;
Die Leidenschaft ist länger nicht zu hüten,

Zum Untergang stürmt sie in Lust und Qual,
Titanenhaft zermalmt sie die Gesetze
Und sinkt dann hin in selbstgeflocht'nem Netze.

Nathan: Wie lebt und glüht Geschichte da und Sage,
Vom Moderstaub der Büchergruft befreit!
Zu Poesie wird Jubelruf und Klage,
Des Raumes Schranke fällt und die der Zeit,
Ob der Chronist darob auch jammernd zage,
Die Weltenbühne dehnt sich riesenweit,
Und läßt der Menschheit Streben, Leiden, Ringen
Warm und lebendig in die Seele dringen.

Spinoza: Die dunkle Vorzeit öffnet ihre Hülle,
Aus ihren Gräbern steh'n die Kön'ge auf,
Helden und Völker und in bunter Fülle
Erneuert die Geschichte ihren Lauf:
Mit Gottessatzung kämpft der Menschenwille,
Unschuld und Recht wird frecher Lust zum Kauf;
Doch auf der Sündfluth grauen, trüben Wogen
Kommt licht und leis des Glaubens Schiff gezogen.

Nathan: Nicht trostlos ringt der Mensch in dunklem Drange,
Der Himmel reicht ihm rettend seine Hand,
Er mag befrei'n sich von des Dämons Zwange;
Dann wandelt sich des Leidens Bußgewand
In Siegeszier —, die Pilgerschaft, die lange,
Führt endlich doch empor zum Vaterland
Und durch das düstre, wirre Weltgetriebe
Dringt freudehell der Blick der ew'gen Liebe.

Spinoza: Mein Freund, du bist Romantiker geworden.
Nathan: Du sprichst wie einer aus dem Predigerorden.
Spinoza: Ei sieh, der Spanier hat's dir angethan.
Nathan: Nun, war's ein Wahn, es ist ein schöner Wahn.
Spinoza: Geht's Faust auch so, was sollen wir dann sagen?
Nathan: Wir müssen mit den Schwarzen uns vertragen.

(Faust kommt.)

Faust: Ha! Was sagt ihr? Solche Dichter
Hab' ich wen'ge nur gefunden.
Unerschöpflich ist das Füllhorn
Seines Geistes. Wie im Frühling
Sprossen tausendfält'ge Blumen
Unter seinem Zauberstabe —
Und doch ist von einem Geiste
Seine schöne Welt beseelt.
Wie ein weiser Architekt
Fügt er ordnend Stein zu Steine

Auf dem wohlbemess'nen Raum,
Bis in weiten Blüthenbogen,
Thürmen, Spitzen und Kapellen
Sich der Bau, selbst eine Blume,
Licht und frei zum Himmel hebt.

Spinoza: Also werden wir den Lorbeer
Dennoch ihm erkennen müssen?

Faust: Die Geheimnisse der Bühne
Hat wie Keiner er verstanden.
Satz und Gegensatz, Verhältniß,
Licht und Schatten, Maß und Farbe,
Sanftes Gleichgewicht, Bewegung,
Alles weiß als kluger Rechner
Er zu nützen, und doch lebt,
Flammt und glüht sein buntes Spiel
Wie berauschende Musik,
Wie ein freier Traum des Herzens.

Spinoza: Schade, daß er war katholisch.

Nathan: Doppelt schad', er war ein Priester.
Doch wir müssen uns vertragen.

Faust: Ob katholisch oder nicht,
Seines Volkes Glaubensmuth,
Seines Volkes Heldenthaten,
Seines Volkes Liederschatz
Hat sein glühend Herz umfangen,
Und aus diesem einen Quell
Ist der Dichtung Strom erquollen.
Wo wir zweifeln, schaut er sicher,
Wo wir streben, da besitzt er,
Wo wir ringen, da genießt er
Und erfaßt das Alte, Neue,
Das Einheimische, das Fremde,
Gott und Welt, Natur und Mensch
Wie in einem Silberspiegel
Ungetrübt und makellos.

Spinoza: Schon reut mich, daß ich ihm lauschte.

Nathan: Reu' ist eben keine Tugend.

Spinoza: Was beginnen? Offen dürfen
Wir nicht aus der Rolle fallen.

(**Hispania** mit Gefolge tritt auf.)

Hispania: Habet ihr, hochweise Richter,
Den Proceß nun instruirt
Oder schon gefällt das Urtheil?

Faust: Heil dir, Fürstin, deinen Dichter
Darfst du kühn den größten Sängern

Aller Zeiten rechnen bei.
Nimm den Lorbeer, Deutschland reicht ihn,
Des Don Pedro Haupt zu schmücken.

Hispania: Wie, ihr seid mit ihm zufrieden?

Spinoza: Viel Verstand hat er, bei Dichtern
Ist als Seltenheit das kostbar —

Hispania: Fandet ihr nicht, sein Verstand,
Den ihr hell nennt, unterwarf sich
Liebevoll dem dunkeln Glauben?

Nathan: Laßt uns von dem Glauben schweigen.
An dem Glauben liegt nicht viel,
Wenn wir uns nur freundlich lieben.

Hispania: Fandet ihr nicht, daß der Glaube
Ist die Seele seiner Seele?
Konnt' die Andacht er zum Kreuz
Ohne Kreuz und Andacht dichten?
Konnt' im höchsten Seelenjubel
Er die Kreuzerhöhung feiern,
Ohne daß an's Kreuz er glaubte?
Ist des Orients Sibylle
Eine Ahnung nicht des Glaubens?
Ist der große Prinz von Fez
Ein Triumph nicht auch des Glaubens?
Ist der Principe costante
Nicht ein Martyrer des Glaubens?
Schimmert in dem Morgenroth
Von Copacabana nicht
Hell der Glaube neuen Welten?
Fragt den wunderthätigen Magus,
Fragt Eugenia, die Heilige,
Fragt die Liebenden des Himmels,
Fragt St. Patrick, Irlands Boten,
Welches Licht des Dichters Geist,
Welche Gluth des Dichters Ader
Hat durchflammt? Ob nicht derselbe
Heilige kathol'sche Glaube?
Drum hat auf der Sonnenhöhe
Seines Lebens, seines Ruhmes
In den Staub er sich geworfen
Vor dem Bischof, um als Priester
Segnend zum Altar zu steigen,
Um als Priester auch die Bühne
Für den Glauben zu erobern.
Ja, des Priesters Segen ruht
Auf dem Garten seiner Dichtung.

Faust: Glücklich preise ich dein Volk,
Das in seines Glaubens Vollkraft
Nicht des Zweifels Hader fühlte,
Nicht der Zwietracht trübe Nacht,
Die mir Glück und Kraft zerstörte.

Nathan: Wie ich sage, ist der Glaube
Heute nicht mehr an der Mode,
Halten wir uns an die Liebe.

Spinoza: Ich bedaure, daß der Glaube
Deinen Dichter so gefesselt,
Daß er frei sich nimmer rührte.
Ja, was wär' aus ihm geworden,
Hätt' er frei sich aufgeschwungen?

Hispania: Nichts! — Der Fluch des Unfruchtbaren
Lastet auf des Zweiflers Geist.
Ohne Hölle, ohne Himmel,
Ohne Gottheit, ohne Dämon,
Ohne Tugend, ohne Sünde
Starret öd' der Menschheit Garten,
Wird die Welt zum schaurig dumpfen
Räderwerk, das seine Kolben
Zwecklos dreht im weiten Raum,
Nimmer satt und nimmer hungernd,
Friedlos, ruhlos, unermüdlich
Stets zermalmt, was es gebiert.
Nur das Göttliche vermag,
Leben in den Staub zu hauchen,
Aus dem flücht'gen Traum der Erde
Uns zu Ew'gem aufzuraffen,
Daß wir ew'ger Schönheit Strahlen
In dem Spiegel des Geschaff'nen
Hier auf Erden schon genießen.

(Fanfaren.)

Spinoza: Welcher Kriegsruf!

Nathan: Willst du uns
Gar der Inquisition
Übergeben, weil wir offen
Als ungläubig uns bekannt?

Hispania: Nein, die Zeiten sind vorüber,
Und der Jud' wird nicht verbrannt.

Spinoza: Also kein Auto-da-fé
Willst du über uns verhängen?

Hispania: Bloß ein Autos, wenn ihr wollt;
Eigentlich ist's nur ein Festzug,

Den ich zu des Dichters Ehre
Halte. Laßt ihn euch gefallen.

(Sie setzen sich: **Hispania** auf ihren Thron, **Spinoza**, **Nathan** und **Faust** zu ihrer Seite. Die innere Bühne schließt sich.)

Hispania: Seht, da kommen eure Götter.

(**Festzug. Jason** und **Medea. Hercules** und **Dejanira. Theseus** und **Ariadne. Perseus** und **Andromeda. Odysseus. Prometheus. Minerva. Apoll. Jupiter.** — Hinter ihnen die **Idololatrie** gefesselt vor dem Triumphwagen **Konstantins des Großen.**)

Spinoza: Warum schlägst den Götzendienst
Du in unduldsame Fesseln,
Während frei die Götter laufen?
Hispania: Weil der Götzendienst ist Sünde,
Frevel an der Majestät
Gottes und an Menschenwürde.
Doch die alte Fabel birgt
Schöner Wahrheit echte Perlen,
Die mit Recht der Dichtergeist
Aufnimmt als Ägyptens Beute,
Um mit Hoheit und mit Pracht
Seiner Könige Fest zu feiern.

(**Festzug.** Bauern. Fuhrleute. Zigeuner. Musikanten. Diener und Zofen. Cavaliere und Damen.)

Nathan: Ach, da sind die Cavaliere
Und die schwarzgelockten Damen
Mit den dunkeln Feueraugen.
Spinoza: Sieh! Ein heit'res Weltkind war
Doch am End' dein Dichterkönig.
Frauendienst und Liebesscherz,
Was soll das mit deinem Glauben?
Hispania: Eh' das Kreuz die Welt befreit,
War das Weib des Mannes Sklavin,
Ohne Ehre, ohne Recht;
Erst der Glaube gab ihm Würde,
Heiligte der Liebe Band
Mit der Gnade höchster Weihe.
Doch wie Schatten folgt dem Lichte,
Folgt der Scherz dem hohen Ernste,
Folgt dem Ritter der Gracioso,
Folgt der Dame die Criada,
Folgt der Liebe auch der Scherz,
Und in wunderlichem Spiele,
Stets verwickelt, vielgestaltig,
Webt das Glück des Lebens Fäden,

Stört das Mißgeschick das Glück,
Flicht im Wechsel des Geschickes
Liebe endlich ihren Bund.

(Festzug. Ritter, Fürsten, Helden aus den Heldendramen. **Rugero. Astolfo. Federigo von Sicilien. Arias von Parma. Cäsar Colonna.** Der **Graf von Montpellier. Karl von Burgund. Ines von Thüringen. Enrique von Mantua.**)

Spinoza: Italiener und Franzosen
Kommen hier — es scheinen Fürsten,
Hohe Herrn und Edelleute.

Hispania: Deutsche auch und Castilianer
Sind dabei, romant'sche Helden,
Die für ihre Ehre stritten,
Die für ihre Liebe litten,
Die in unbezwung'ner Treue
Durch des Lebens Kämpfe schritten.

Nathan: Grausam find' ich die Gesetze
Deiner Ehre —

Spinoza: Spielerei.
Soll den unerlaubten Wunsch
Schon des Eh'bruchs Strafe treffen?

Hispania: Rittersinn kann ich erklären
Dem nur, der als Ritter denkt,
Den das Unrecht, den die Sünde
Schon in ihrer Wurzel kränkt.
Spielten auch in frevlem Zweikampf
Viele mit der Ehre Schein,
Blieb der Geist des Ritterthumes
Groß und edel, kühn und rein.
Scheltet nicht die wackern Männer;
Großes that ihr Mannesmuth,
Großes ihrer Ehre Gluth.
Wo die makellose Ehre
Gilt als unverletzlich Gut,
Da ist tapf'res Heldenblut
Auch des Vaterlandes Wehre.

(Festzug. Helden aus der spanischen Sage und Geschichte. **Alfonso von Castilien. Isabella von Castilien. Don Pedro der Rechtspfleger. Cespo der Alcalde von Zalamea. Gutiere Alfonso de Solis. Luiz Perez der Galicier.**)

Spinoza: Sind das nicht die alten Banner,
Welche gegen die Moriskos
Deine Heldensöhne trugen?

Nathan: Wozu dieser schnöde Kampf
Um den Glauben?

Hispania: Glauben war

Ihrer Seele Hort und Heimath.
Für der Seele und des Leibes
Heimath fochten sie zugleich,
Für Gott und den König fechtend.
Was wär' aus Europa worden,
Hätten diese Wackern nicht
Ihren Degen und ihr Herzblut
Für des Glaubens Gut verpfändet?

(**Festzug. Alexander der Große.** Die große **Zenobia.** Der zweite **Scipio. Judas der Makkabäer. Ninus** und **Semiramis. Sigismund von Polen.**)

Spinoza: Mit dem großen Macedonier
Kommt hier Scipio der Zweite
Und Palmyra's Königin.
Nathan: Ist das Sage? Ist's Geschichte?
Spinoza: Hier erscheint der Makkabäer,
Ninus und Semiramis.
Hispania: In der Fremde war mein Dichter
Nicht so heimisch wie zu Hause.
Seine Römer, Macedonier,
Briten und Orientalen,
Spanier sind's im Herzensgrunde,
Spanier auch in Wort und Sitte,
Sprechen manchmal gongoristisch;
Auch Homer schläft wohl, der Alte.
Doch wo der Geschichte Reich
Mit dem freien Reich der Sage
Trifft zusammen, ha! wie glüht
Da des Dichters Phantasie!
Und wie flammt sein edles Herz,
Wo die heil'ge Religion
Sage und Geschichte leitet!
Schaut, hier nahen seiner Dichtung,
Seines Herzens Lieblingshelden.
Doch sie mögen selbst euch sagen,
Was so mächtig ihn durchglüht,
Daß in späten Greisentagen
Neu der Frühling ihm erblüht.

(**Festzug.** Die Helden der größeren religiös-historischen und Legenden-Dramen, zuerst die **Sibylle des Orients** zwischen **Thamar** und **Mariamne**; dann **St. Bartholomäus, Cyprian, Chrysanthus** und **Daria, Eugenia**; darauf Kaiser **Heraclius** mit dem Kreuze, neben ihm der Mönch **Anastasius**; dann **St. Patrick** mit **Ludovicus, Eusebio** und **Julie**; **St. Ildephons** mit dem Madonnenbilde von Toledo, gefolgt von **Leocadia**, Gothen, Mauren und Spaniern; **Jupangui, Guacolda** und Indios, und der **Prinz von Fez**; endlich **Katharina von Spanien** und der **standhafte Prinz** in Ketten.)

Thamar:

Schmerz und riesengroße Schuld
Lastet schwer auf Davids Haus,
Und doch ruht, uns zu erlösen,
Auf ihm Gottes süße Huld,
Von ihm geht der Heiland aus
Und befreit die Welt vom Bösen.

Mariamne:

Eifersucht, der Ungeheuer
Größtes, knickt der Schönheit Blume.
Doch schon naht dem Heiligthume
Der Ersehnte, der Befreier,
Und des Idumäers Krone
Stürzt vom blutgetränkten Throne.

Die Sibylle des Orients:

Cedern, Palmen und Cypressen
Bring' ich zu dem Tempelbau,
Der, nach Kreuzesform gemessen,
Aufragt in des Himmels Blau
Und die Völker aller Zonen
Ladet ein, mit Gott zu wohnen.

St. Bartholomäus der Apostel:

Auf Armeniens Felsenzinnen,
Wo die Arche einst geruht,
Ragt das Kreuz. Der Sünde Fluth
Muß vor Gottes Macht zerrinnen;
Gott kam selbst, uns zu erretten
Aus des Dämons Sklavenketten.

Cyprian der Magier:

Erloschen ist des Magus Zauberkraft,
Das Götterbild voll trügerischer Reize,
Das himmlisch mich entzückt, berauscht, entrafft,
In Asche fiel's vor dem siegreichen Kreuze.
Nur neue Qual des Dämons List sich schafft,
Ob er als Herr der Welt auch stolz sich spreize.
Die Handschrift ist getilgt, die mich verdammte,
Zum Himmel eil' ich, dem ich einst entstammte.

Chrysanthus der Martyrer:

Ohnmächtig klingen Cynthia's Liebeslieder,
Umsonst haucht Wollustduft der Götterhain,
Rein lebt des Geistes Hauch im Menschen wieder,

Und trotzt der süßen Lust, der grimmen Pein;
Der Löwe läßt sich vor der Jungfrau nieder,
Um ihrer Ehre Schutz und Schirm zu sein,
Die Wolke öffnet sich, um voll Verlangen
Die Liebenden des Himmels zu umfangen.

St. Eugenia:

Die Thebais wird zum reichen Paradiese;
Ein Blüthenflor, den nicht die Welt gekannt,
Durchhaucht mit süßem Duft die Gotteswiese
Und Wunder sprießt der Wüste dürrer Sand.
Vergeblich hebt sein Haupt der Höllenriese,
Entsagung hält der Lüge Macht gebannt;
Von Meer zu Meer flieht er auf irren Wegen,
Von Gotteslob verdrängt und Gottessegen.

St. Anastasius:

Es steigt empor aus Katakombentiefen
Das heil'ge Kreuz an's frohe Tageslicht,
Und tausend Keime, die verborgen schliefen,
Blüh'n auf an seinem Strahlenangesicht;
Es löst der Vorzeit dunkle Hieroglyphen,
Ruft Fürstenmacht und Völker zum Gericht,
Verkündet Gottes unverjährte Rechte
Und siegt im Leiden über alle Mächte.

St. Patrick:

Zu Erins fernem Strand ist schon gedrungen
Des Psalmensanges Himmelsmelodie.
Der Wüstling lauscht, von Höllennacht umschlungen,
Des ernsten Liedes trauter Harmonie,
Und von des Jenseits Schreckenswelt bezwungen,
Beugt stumm und büßend er das stolze Knie,
Und küßt die Hand, die ihn von Schuld befreite,
Und tritt als Bruder an des Heil'gen Seite.

Eusebio:

Ja, in dem tiefsten Abgrund auch der Sünde
Sucht noch der Vater den verlor'nen Sohn;
Des Kreuzes Bild schaut er an seinem Kinde,
Sein Fleisch und Blut, den schwer erworb'nen Thron,
Reißt ihm vom Aug' der Täuschung finst're Binde,
Grüßt ihn mit der Erbarmung Friedenston;
Nur wer dem letzten Ruf verschließt die Ohren,
An dem ist des Erlösers Blut verloren.

St. Leocadia:

Hold, mütterlich zieht mit erschloss'nen Armen
Vor Christus her der Gottesmutter Bild,
Ihr Auge strahlt nur Liebe und Erbarmen,
Der Moslim grüßt die Jungfrau süß und mild.
Des Christen Herz, wie muß es erst erwarmen,
Es weiß, Maria ist ihm Schirm und Schild,
Sie trägt das Heil der Welt in ihren Händen,
Sie kann und will der Gnaden Fülle spenden.

Iupangui der Indio:

Wie auf Toledo's altersgrauen Zinnen,
Im fernen Inkareich dieß Bild erstrahlt;
Nichts Schön'res kann die neue Welt ersinnen,
Nichts Schön'res hat die alte Welt gemalt,
Die ganze Schöpfung muß Maria minnen,
Weil Aller Schuld ihr trautes Kind gezahlt;
Verklärt erblüht an ihrem Mutterschoße
Der Reinheit Lilienflor, der Liebe Rose.

Muley, der Prinz von Fez:

Auch ich hab' sie geschaut, die himmlisch Hehre,
Und es zerstob des Korans Paradies;
Ihr süßer Blick mich von dem Feld der Ehre
Empor zum Land des ew'gen Ruhmes wies.
O Welt, o Welt! Was folgst du falscher Lehre?
Schau' deines Schicksals Bücher, nimm und lies!
Wahrheit und Falschheit kannst du nicht vereinen:
Drum folg' der Jungfrau Ruf, der ewig Reinen!

Katharina von Spanien:

Scheu' nicht den Stolz, den Haß nicht der Tyrannen,
Die Lüge stirbt, es siegt der Wahrheit Licht.
Mag man verschmäh'n dich, lästern und verbannen,
Zerstören kann man deine Ehre nicht.
Wolsey's erschlich'ne Macht zieht bald von dannen,
Anna's erbuhltes Glück wie Glas zerbricht,
Mondsüchtig wandelt sich, wie Heinrichs Liebe,
Und sinkt und stirbt der Häresie Getriebe.

Der standhafte Prinz:

Harr' aus beim Kreuz und laß dich nicht besiegen,
Und opf're nichts von deinem heil'gen Recht.
Die Wahrheit wird und kann nicht unterliegen,
Drum widersteh' dem makelnden Geschlecht!
Theil' Christi Ruhm — du kannst nicht höher fliegen —

Mit ihm verkauft, mißhandelt, Sklave, Knecht,
Mit ihm gekreuzigt, leide froh und gerne;
Der Tag der Auferstehung ist nicht ferne!

(Die Personen des Festzuges gruppiren sich auf den Stufen vor der inneren Bühne in malerischen Gruppen, zu unterst die mythologischen, zu oberst die der religiösen Dramen.)

Nathan: Was soll Alles dieß bedeuten?
Spinoza: Mir davon die Ohren läuten.
Nathan: Das ist eitel Mittelalter.
Spinoza: Besser gingen wir, mein Alter!
Hispania: O bleibt, und seht den Festzug noch zu Ende.
Nathan: Ob sich zuletzt vielleicht das Blatt noch wende?
Viel hoff' ich nicht, der Quark scheint mir ganz Dantisch —
Spinoza: Verzwickt, confus, katholisch und romantisch.

Hispania:

Und doch — so hat mein Calderon gedichtet.
Drum bleibt und seht, eh' ihr verdammt und richtet.
In seinen großen Dramen glüht ein Geist,
Ein Grundgedanke — und das ist das Kreuz!
Nehmt es hinweg — und Alles ist verwaist,
Ein Blumenräthsel ohne Salz und Reiz.

Faust (sinnend):

Auch ich besaß dich einst, du schöne Welt!
Warum hast meinem Blick du dich entzogen?
Einsam und zweifelnd treib' ich auf den Wogen,
Der Ruf Versinkender mein Ohr umgellt. —
Woher? — Wohin? — Kein Kompaß mehr mich hält.
Des Jubels müd, durch süße Lust betrogen,
Den Köcher leer, mit abgespanntem Bogen,
Erwart' ich, bis mein Schiff zusammenfällt.
Kein Hoffnungsstrahl durchschimmert uns're Leiden,
Vernichtungskrieg ward Menschheit und Natur,
An leeren Namen muß der Geist sich weiden.
Gold, Blei und Eisen stützt die Völker nur,
Kein Gott versöhnt erbarmend Arm und Reich,
Kein Heiland macht in Lieb' uns Alle gleich!

(Der Festzug setzt sich fort. **Kinder** mit Blumen, Kränzen, Guirlanden. **Sage und Geschichte**, **Theologie** und **Philosophie**, je Hand in Hand, **Geist** und **Gedanke**, hinter ihnen **der Dichter** in schlichter Priestertracht.)

Gesang.

Spaniens Ruhm, Castiliens Ehre,
Heil, Don Pedro Calderon!

Über Länder, über Meere
Schalle deines Namens Ton.

Der Dichter:

Nehmt vorlieb mit meinen Stücken!
Einfach dient' ich, schlicht und recht,
Meinem großen Herrn, dem König,
Und hab' eifrig seine Bühne
Stets mit neuem Stoff versehen.
Nicht gedacht' ich, meine Dramen
Auf die Nachwelt zu vererben.
Mehr als Priester, denn als Dichter,
Wollt' ich leben, wollt' ich sterben.
Drum seid mir nachsicht'ge Richter.
Sollt' ich gegen wahren Glauben,
Sollt' ich gegen gute Sitten
Irgendwo verstoßen haben,
Bitt' ich kindlich Gott, den Herrn,
Bitt' ich Alle um Verzeihung,
Widerrufe und vernichte
Alles, was Gott kann mißfallen.
Wenn ich Gutes that, ihm dank' ich's,
Ihm, der Quelle alles Guten;
Laßt in seiner Liebe Fluthen
Tilgen uns des Dankes Schuld,
Loben, preisen seine Huld.

Gesang.

Spaniens Ruhm, Castiliens Ehre,
Heil, Don Pedro Calderon!
Über alle Länder, Meere
Schalle deiner Lieder Ton!

Der Dichter:

Lenkt die Blicke, lenkt die Herzen
Auf ein größ'res Schauspiel hin,
Von der Menschheit Lust und Schmerzen
Auf des ew'gen Wortes Sinn.
Liebend thront in uns'rer Mitte
Christus, Gott und Mensch zugleich,
Fleht für uns mit mächt'ger Bitte,
Baut in uns sein Gottesreich.
Wein und Weizen, Korn und Reben
Wob er sich zum heil'gen Kleid,
Und verklärt zu ew'gem Leben
Kurzen Traumes Lust und Leid.

Über seinen stillen Zelten
Wölbet sich die Gottesstadt,
Lacht das Meer der seel'gen Welten,
Das nicht Grund, nicht Grenzen hat.
Dorthin wallt in raschem Gange
Uns'res Lebens Bühnenspiel.
Dorthin eilt in buntem Drange
Menschheit und Natur zum Ziel.
Raub des flücht'gen Elementes,
Stirbt der Erde Poesie,
Doch das Lob des Sacramentes,
Es verhallt auf ewig nie.

(Er tritt auf die linke Seite des Vordergrundes — rechts von ihm **Theologie** und **Philosophie**, links **Sage** und **Geschichte** — die Kinder gruppiren sich zu beiden Seiten von ihm.)

Gesang.

Mit ew'ger Liebe hab' ich dich geliebt,
Erbarmend hab' ich dich an mich gezogen.
Komm' aus dem Nichts! Nimm, was dein Gott dir gibt,
Trink' seine Seligkeit in vollen Wogen.

(Während des Gesanges öffnet sich die innere Bühne. **Der Herr** im Sternenmantel, mit Scepter und Krone, schwebt auf Wolken daher.)

Der Herr:

Es werde Licht!
Flammt, Sonne, Mond und Sterne!
Trenne dich, Meer, vom festen Erdenkerne!
Schmück', Erde, dich mit Blumen, Sträuchern, Bäumen!
Auf, Leben, reg' dich in des Meeres Räumen!
Fliegt auf, ihr Vögel — schreitet hin, ihr Thiere!
Die ganze Welt, sie sei ein Freudensaal:
In der Natur, die ich dem Nichts entführe,
Lad' ich den Menschen heut' zum Krönungsmahl!
(Die Vision verschwindet.)

Gesang.

Mit ew'ger Liebe hab' ich dich geliebt,
Erbarmend hab' ich dich an mich gezogen,
Komm' aus dem Nichts! Nimm, was dein Gott dir gibt,
Trink' seine Seligkeit in vollen Wogen.

(Vision des Paradieses. **Der Herr** auf königlichem Throne — vor ihm **Adam** und **Eva** in wallenden weißen Gewanden — um sie die Gestalten der **fünf Sinne**, der **vier Jahreszeiten**, der **vier Elemente**, der **fünf Welttheile. Der Herr** setzt Adam ein Diadem auf.)

Der Herr:

Nimm hier der Freiheit heil'ges Diadem,
Nimm hin den Abstrahl meiner eig'nen Sonne,
Entraffe dich der starren Form von Lehm,
Und theile deines Schöpfers sel'ge Wonne!
Doch willst du selig sein durch eig'ne Wahl,
Muß deine Freiheit das Gesetz erproben,
Nimm und genieß' die Früchte sonder Zahl,
Des Wissens Frucht nur laß am Baume droben.
Verzichtest du auf sie, wird dein sie werden,
Und ich dein sein, dein Himmel schon auf Erden.

Die Schlange: Brich dir die Frucht — dann wirst wie Gott du sein!
Eva: Dich, süße, süße Frucht, dürft' ich allein.
Adam: Wie Gott sein? — Was sind alle andern Gaben?
Frei bin ich. Diese Frucht — ich muß sie haben!

(Er rafft sich auf. Die Vision versinkt in Nacht.)

Nathan: Das war die Muhme, die berühmte Schlange.
Spinoza: Pah, Kinder nur macht noch das Märchen bange.

(Aus der Nacht steigt **die Schuld** empor, mit Medusenhaupt, mit Schlangen gegürtet.)

Die Schuld:

Gott hat sie gut gemacht, die schöne Welt,
Des Menschen Wille hat sein Werk verdorben.
Warum hast zürnend du uns nicht zerschellt?
Warum bin ich im Keime nicht gestorben?
Denn groß, ja riesengroß bin ich, die Schuld:
Nach Gottes Majestät bin ich gemessen.
Zertreten ist sein Ruhm und seine Huld,
Der Menschheit Lebensbaum im Keim zerfressen.
Was zögerst du, zur Hölle mich zu raffen?
Sie brennt in mir — ich hab' sie selbst geschaffen.

(**Die Schuld** entschwebt.)

Gesang.

Mit ew'ger Liebe hab' ich dich geliebt,
Erbarmend hab' ich dich an mich gezogen.
Die Sünde hat den Gotteshauch getrübt,
Die Lieb' entreißt dich ihren düstern Wogen.

(Die Nacht hellt sich auf. **Der Herr** auf seinem Throne, wie vorher; vor ihm **Noe, Japhet, Abraham, Isaak, Jakob, Joseph, Moses** und die **Propheten, Johannes der Täufer.**)

Der Herr:

Ich will verzeih'n, will nicht mein Werk zerstören,
Mein Festmahl halt' ich nicht umsonst bereit.

Auf, meine Boten! Laßt die Völker hören
Den ew'gen Rathschluß der Barmherzigkeit.
Schwach war der Mensch — drum ließ er sich bethören;
Er ist mein Kind — der Vater ihm verzeiht.
Gott wollt' er gleich sein — ja, er soll es werden,
Ihm gleich in Liebe, Demuth und Geduld;
Der Sohn, des Vaters Wort, wird Mensch auf Erden,
Es büßt sein göttlich Blut der Menschheit Schuld.
— — Ihr staunt, ihr zagt — betroffen und verwundert?
Ihr faßt den unerforschten Rathschluß nicht.
Doch auf! Und von Jahrhundert zu Jahrhundert
Laßt wachsen meiner frohen Botschaft Licht!
Zieht hin, bereitet meinem Sohn die Pfade,
Von fern hat schon sein Bild Erlösungskraft,
Die eh'rne Schlange spendet Heil und Gnade,
Das Osterlamm der Knechtschaft euch entrafft.
Ruft, fleht und betet, weckt ein heilig Sehnen
In jeder Brust, bis sich die Zeit erfüllt,
Der Heiland stillt des treuen Volkes Sehnen,
Und der Dreieinige sich euch enthüllt.

Noe: Die Arche steht — die Menschheit ist gerettet.
Japhet: Der Thurm von Babel sinkt in Trümmer hin.
Abraham: Das heil'ge Volk ist seiner Schuld entkettet.
Joseph: Des Lebens Traum enthüllt den schönsten Sinn.
Moses: Des Herrn Gesetz flammt zündend aus der Wolke.
David: Errichtet ist der ew'ge Königsthron.
Isaias: Sein Weltreich zeigt der Herr dem treuen Volke.
Jeremias: Ich seh' das Opferlamm der Sühne schon.
Daniel: Weltreich um Weltreich sinkt hinab zum Grabe,
Malachi: Doch ewig strahlt die neue Opfergabe.

(Das Bild verschwindet.)

Gesang.

Mit ew'ger Liebe hab' ich dich geliebt,
Erbarmend hab' ich dich an mich gezogen.
Als Bruder heut' sein Herz dein Gott dir gibt;
Gib mir dein Herz — nicht sei mein Fleh'n betrogen!

(Die innere Bühne öffnet sich wieder. Nacht. Die Nacht hellt sich während des Gesanges auf — man sieht die Grotte von Bethlehem. **Maria** und **Joseph** vor dem **Kinde**. **Hirten**. **Könige**. **Simeon** und **Anna**. Die **Engel**.)

Maria: Magnificat! Der Heiland ist erschienen.
Joseph: Ich hab' vergeblich nicht auf Gott gebaut.
Anna: O selig Loos, dem Herrn der Welt zu dienen!
Simeon: Froh sterb' ich nun, ich hab' das Licht geschaut.
Erster König: Das Gold der Liebe leg' ich dir zu Füßen.

Zweiter König: Den Weihrauch des Gebets bring' ich dir dar.
Dritter König: Des Leidens Myrrhe wird dein Blick versüßen.
Hirt: Armuth wird reich an deinem Festaltar.
Erster Engel: Ehre sei Gott im Himmelszelt.
Zweiter Engel: Friede, Friede der armen Welt.

(Die Vision entschwindet.)

Gesang.

Mit ew'ger Liebe hab' ich dich geliebt,
Erbarmend hab' ich dich an mich gezogen.
Sein Leben selbst der Gottmensch für dich gibt,
Vom Kreuze fließen seines Blutes Wogen.

(Die innere Bühne öffnet sich. Dunkel. Der Kalvarienberg mit den drei Kreuzen — auf der einen Seite **Paulus** am Boden — auf der anderen **Petrus** mit den Schlüsseln, und der **Chor** der **Zwölfboten**.)

Paulus: Wer bist du, Herr?
Stimme: Christus, den du verfolgst.

Petrus:

Das Opfer ist gebracht. Ein göttlich Blut
Durchströmt mit neuer Kraft der Menschheit Adern,
Erfüllt das Herz mit frohem Siegesmuth.
Umsonst versucht die Schuld mit ihm zu hadern.
Wir sind erlöst. In dichten Schaaren wallen
Die Völker hin zum heil'gen Berg des Herrn,
Es füllen sich die festgebauten Hallen,
Und freudig schimmert der Verheißung Stern,
Und fröhlich quillt der reiche Siebenstrom
Vom Kreuz herab im weiten Gottessaale,
Und jubelnd ruft der Herr in seinem Dom
Die Völker nah und fern zu seinem Mahle.

(Die innere Bühne schließt sich.)

Gesang.

Mit ew'ger Liebe hab' ich dich geliebt,
Erbarmend hab' ich dich an mich gezogen.
Sein Fleisch und Blut dir dein Erlöser gibt,
Es fluthen in dir seiner Liebe Wogen.

(Die innere Bühne öffnet sich und zeigt einen hohen Dom. Auf dem Altar das Tabernakel mit der Monstranz, von **Engeln** umschwebt, links davon in malerischer Gruppe die **Patriarchen** und **Propheten**, rechts die **Apostel** und **Heiligen** — zuvorderst links die symbolische Gestalt des **Alten Bundes** mit den Gesetzestafeln, rechts die des **Neuen Bundes** mit Kelch und Evangelium. Während des Gesanges tritt **der Dichter** aus dem Vordergrund zu der inneren Bühne hin, kniet nieder und reicht seinen Lorbeerkranz der Theologie, diese dem Neuen Bunde, der ihn an den Stufen des Altars niederlegt.)

Das Gesetz:

Was ahnend ich geschaut, es ist vollendet,
Die Menschheit schaart sich um das Liebesmahl;
Was ich erhofft, ersehnt, ist uns gespendet,
Der Himmel senkt sich in das Erdenthal.

Die Gnade:

In die Natur stieg selbst der Schöpfer nieder
Und rafft zu sich die Schöpfung mit empor.
Auf! Singt das schönste aller Jubellieder,
Das Erd' und Himmel eint in vollem Chor.

Gesang.

Tantum ergo Sacramentum
Veneremur cernui
Et antiquum documentum
Novo cedat ritui,
Praestet fides supplementum
Sensuum defectui.

(Das Bild entschwindet. **Hispania** steigt vom Throne nach der Mitte hin, mit ihr **Spinoza**, **Nathan** und **Faust**.)

Spinoza:

Was wir geschaut, es ist ein schöner Traum:
Wär's nur ein Traum, ich möcht' ihn gerne glauben.
Doch du verbietest mir des Wissens Baum;
Die stolze Frucht — ich muß sie dennoch rauben.

Nathan:

Was wir gehört, klingt wie ein Liebeslied,
Wie die Romanze einer ew'gen Liebe.
Doch, daß ich werde deiner Kirche Glied,
Das ist zu viel für meine frommen Triebe.

Faust:

Was wir geseh'n, gehört, hat mich erbaut,
Es ist der Schluß, nach dem ich selber strebe,
E i n s soll die Menschheit sein, des Höchsten Braut:
Ob ich dieß Glück der Menschheit noch erlebe?

Hispania:

In deine Hand ist ganz dein Glück gelegt.
Mein Dichter hat die Palme sich errungen.
Glaubst du, daß er nach ird'schem Lorbeer frägt,
Seitdem ihn ew'ge Schönheit hält umschlungen?

(Der Vorhang fällt.)

A. Baumgartner S. J.

Das Jubiläum.

Unsere Zeitlage ist ganz darnach angethan, Jedem klar und lebhaft die Thatsache in's Bewußtsein zu rufen, daß die in den heiligen Schriften niedergelegten Weissagungen betreffs der Bedrängnisse der Kirche Jesu Christi sich fort und fort erfüllen. Macht ja doch eine vielseitige Bekämpfung der Kirche heutzutage so recht den Rundgang um die Welt; es ist, als ob nahezu alle Länder um die Wette es versuchen wollten, den für die Ewigkeit gegründeten Gottesbau zu untergraben und zu stürzen. Unwillkürlich denkt man an Gottes Wort beim Propheten Zacharias: „Ich mache Jerusalem zum Laststein für alle Völker", d. h. an Jerusalem versuchen alle Nationen ihre Kraft, eine um die andere probirt es mit aller Anstrengung, diesen Stein zu heben. Die hingeschwundenen Geschlechter, Könige, Fürsten und Reiche haben auch der Versuchung zu einer solchen Kraftprobe am Gottesbau nicht widerstehen können; freilich, sie haben an sich den zweiten Theil des eben angeführten Gotteswortes erfahren: „Alle, welche selben aufheben wollen, werden sich durch Quetschung schwer verwunden" (Zach. 12, 3) — allein die klügeren Nachkommen kehren sich nicht an diese Lehre der Weltgeschichte. Und wie sollten sie es auch? Ist doch schon die bloße Existenz einer Kirche, die dem stolzen Menschen gegenübertritt mit der Forderung, auf sie als die göttlich beglaubigte Lehrerin und Gesetzgeberin zu hören, ganz geeignet, den in der Menschenbrust lauernden Geist des Hochmuthes, der Unbändigkeit zu einem erbitterten Widerspruch zu reizen. Der Mensch will unabhängig, nach eigenem Gutdünken sich die Wege bahnen; wie der Einzelne in seiner Sphäre, so die Nationen in dem erweiterten Kreise der nationalen Bestrebungen und Thätigkeiten — Jeder will sich selbst höchstes Gesetz sein. Kein Wunder, daß der Hinweis der Kirche auf die unverrückbare übernatürliche Ordnung Gottes, die auch tief in's natürliche Leben eingreift und alle Factoren und Motive desselben vor ihr Forum zieht, den Geist der Rebellion in seiner tiefsten Tiefe aufstört. So sind denn auch die Anfeindungen und Bekämpfungen der Kirche Gottes so verschieden und vielgestaltig, als es Leidenschaften der Einzelnen und der Völkerganzen gibt.

Nicht am wenigsten trägt zu diesem Sturmlaufen gegen die Kirche ein Umstand bei, den der Prophet Ezechiel bereits in der zusammen=

fassenden Schilderung der Anfeindungen des Messiasreiches als besonders verlockend für die Angreifer schildert. „Ich will hinaufziehen zum Lande," so führt er die Feinde des Messiasreiches redend ein, „zum Lande, das keine Mauern hat; ich will kommen zu den ruhig und sicher Wohnenden, die alle wohnen ohne Mauern, und Riegel und Thore nicht haben; da will ich Raub erbeuten und Beute holen" (Ez. 38, 11). Ist es nicht so? Die Kirche Gottes stützt sich nicht auf Bajonnette; sie scheint wehrlos — was riskirt man, wenn man sie in ihren vitalsten Interessen schädigt? Sie scheint so hilflos und schwach — ist nicht diese scheinbare Schwäche selbst eine Anreizung für den Übermuth?

Die Kinder der Kirche werden an diesen Anfeindungen nicht irre. Sie wissen ja, daß die Kirche das Bild ihres göttlichen Stifters an sich abprägen muß. Hat er nicht, kaum eingetreten in dieses Erdenleben, eben die Verfolgung als Angebinde erhalten? Und sollte denn der Schüler über dem Meister sein? Hat er es nicht vorhergesagt, damit, wenn es einträfe, wir uns dessen zur Ermunterung erinnerten? Der Christ sieht klar. Auf dem Wege, auf welchem der Heiland wandelte, da wallen auch seine Apostel; da wallen auch die Tausende und Millionen, die im Laufe der Jahrhunderte vor uns an den Heiland und seine Kirche glaubten; da muß auch die Kirche Christi wallen, um Christi Braut und Nachfolgerin sein zu können.

Aber — und das ist das Trostreiche — gerade auf diesem Leidenswege hat die Kirche Gottes die tausendfältige Zusage der Unüberwindlichkeit. So oft die Propheten vom Messiasreiche sprechen, fast ebenso oft heben sie diese Idee der Unbesieglichkeit hervor. Gottes Werke sind eben unzerstörbar. Wenn also Gott ein Reich errichtet, so wird dieses, wie Daniel sagt, in Ewigkeit nicht zerstört (Dan. 2, 44). Und Alles, was die Propheten darüber verkündet haben, faßt der Heiland in das Wort zusammen: „Die Pforten der Hölle werden sie nicht überwältigen".

So sicher nun auch der Sieg der Kirche ist, stellt sich doch, wie für das einzelne Volk, so auch für den Einzelnen, die Zeit der kirchlichen Bedrückung und Verfolgung als eine Zeit der Gefahr, der Versuchung dar. Die Kirche wird bestehen; aber dieses oder jenes Volk kann um den Glauben gebracht oder in seinen heiligsten Interessen auf manche Generation hin tief geschädigt werden. Der Sieg der Kirche ist gewiß; aber die Art des Sieges, ob früher oder später, ob mehr oder minder segensreich für die Kinder der Kirche und

fruchtbar für die Vereinigung der Getrennten mit der Mutterkirche — das Alles hängt von der treuen und eifrigen Mitwirkung der Glieder der Kirche ab. Gott hat, wie in der natürlichen, so in der übernatürlichen Ordnung, seine Normen und Gesetze; aber in beiden Ordnungen hat er der freien Bethätigung des Menschen einen weitgreifenden Spielraum gegeben — zum Bösen und zum Guten. Es ist also an uns, einerseits die uns drohenden Gefahren durch eigene, von Gottes Gnade getragene Thätigkeit abzuwenden, andererseits die für uns möglichst fruchtreiche Verwirklichung des Sieges der Kirche durch einen erleuchteten Eifer in Ausnutzung der gebotenen Mittel anzubahnen. Wie können und sollen wir Beides bewerkstelligen?

Die Antwort ist sehr leicht. Der oberste Feldherr der streitenden Kirche auf Erden, der sichtbare Stellvertreter Jesu Christi, der von der höchsten Warte aus die Bedrängnisse der Kirche und den nahezu überall wogenden Kampf überschaut und am besten weiß, welche Interessen auf dem Spiele stehen, erläßt einen Aufruf an die gesammte Christenheit und zeichnet uns den Weg, den Jeder nach Maßgabe seiner Kräfte und seines Eifers beschreiten kann und soll, um von seiner Seite zur Beschleunigung und zum segensreichen Umfang des Sieges beizutragen. Der heilige Vater kündigt ein außerordentliches Jubiläum an. In der Ansprache an die Cardinäle vom 20. Februar (vgl. Civiltà cattolica, 5 marzo, p. 615; „Germania", Nr. 46, Beil.) schildert er zunächst in großen und allgemeinen Zügen die Bedrängnisse der Kirche und die gegen sie allenthalben verübten Ungerechtigkeiten, weist auf die den Völkern drohende sociale Gefahr hin und beklagt das Loos Jener, die, um den Glauben ihrer Väter rein zu bewahren und den Pflichten der katholischen Glaubensübung nachzukommen, seit langer Zeit unter der Last der schwersten Prüfungen und der härtesten Entbehrungen seufzen. Dann übergehend auf seine eigene Lage, betont Seine Heiligkeit wiederum, daß sie durchaus nicht weder seiner Würde noch der göttlichen Sendung entspreche, die Christus seinem Stellvertreter zum Nutzen der allgemeinen Kirche anvertraut habe. Dieses traurige Schauspiel trifft zwar sein Herz schmerzlich, ist aber nicht im Stande, seine Hoffnungen zu schwächen, noch seinen Muth zu vermindern. Denn dergleichen Kämpfe und Angriffe sind ja für die Kirche Gottes nichts Neues; sie wußte vermöge der ihr innewohnenden Kraft stets den Unbilden der Zeit und der Menschen Widerstand zu leisten. Aber „überzeugt, daß in erster Linie vom Himmel die rechte Hilfe zu gelegener

Zeit erwartet werden muß, ohne welche alle unsere Anstrengungen und Bemühungen vergebens sind, und eingedenk, daß in den Zeiten der Stürme und in den Augenblicken der größten Gefahr die Kirche stets öffentliche Gebete und Bußwerke anzusagen pflegte, haben Wir uns entschlossen, in diesem Jahre ein außerordentliches Jubiläum für die ganze Christenheit zu eröffnen, damit durch Vermehrung der Gebete und frommen Werke der Herr uns bälder seine erbarmende Huld zuwende und der Kirche bessere Zeiten sende".

Wir wollen uns kurz zwei Fragen beantworten: Was ist das Jubiläum? und wie kann das Jubiläum zum gewünschten Ziele, zum rascheren und segensreicheren Siege der Kirche beitragen?

I.

Im Alten Bunde war der Vorschrift des Gesetzes gemäß (Lev. 25, 8 u. f.; 27, 17. Num. 36, 4) jedes fünfzigste Jahr ein annus jubileus, ein Jobel- oder, wie wir gewöhnlicher sagen, ein Jubeljahr, ein Jubiläum. „Du wirst die sieben Jahrwochen abzählen, das ist siebenmal sieben, welche zusammen 49 Jahre ausmachen; da lasset erschallen die Posaunen im siebenten Monate, am zehnten Tage des Monates, am Tage der Versöhnung in eurem ganzen Lande. Das fünfzigste Jahr nun wirst du heilig halten und Erlaß ankündigen allen Bewohnern deines Landes, denn es ist Jubeljahr. Jeder gelange wieder zu seinem Besitze und zu seiner ursprünglichen Familie; denn es ist ja Jubiläum, das fünfzigste Jahr" (Lev. 25, 8—11). Es wurde demnach am großen Feste des Alten Bundes, am Versöhnungstage, durch feierlichen Posaunenschall im Voraus als für das nächste Jahr bevorstehend und eintretend angekündigt. Dieser Ankündigung durch Posaunenschall, oder durch den weithinhallenden Schall der Hörner, großer, hornförmiger Instrumente, verdankt es auch am wahrscheinlichsten den Namen Jobeljahr, denn Jobel ist nach dem hebräischen Texte in Ex. 19, 13 und Jos. 6, 5 ein Horn (Widder, Widderhorn), ein lautschallendes Instrument, dessen Klang das Herniedersteigen des Herrn zu seinem Volke und die Offenbarung seiner Macht und Gnade ankündigen sollte. Wie demnach der Jobelschall bei der Gesetzgebung auf Sinai das Zeichen sein sollte, daß die Vertreter des Volkes, die Ältesten, den heiligen Berg besteigen durften, um das feierliche Bundesverhältniß zwischen Gott und seinem auserwählten Volke durch Empfangnahme des Gesetzes zu besiegeln; wie der Jobelschall vermöge göttlicher Verheißung die Mauern

Jericho's niederwerfen und so dem Volke Israel den Eingang in's verheißene Land eröffnen sollte: so war der gleiche Jobelschall in passender Weise geeignet, das je fünfzigste Jahr, das Jahr der Wiederherstellung, das Jahr der Rückkehr zum ursprünglichen Familienbesitze, das Jahr der Befreiung für israelitische Sklaven, also das Jahr der Erneuerung des Bundesverhältnisses und der besonderen Huld und Gnade des Bundesgottes einzuleiten. Diese erinnerungsreiche Ceremonie gab also der heiligen Festzeit den Namen Jahr des Schalles, Halljahr, hebr. Jahr des Jobel, was dann die Vulgata im Anschlusse an den Laut des hebräischen Wortes jubileus übersetzte; und daher stammt die Benennung Jubiläum.

Der Alte Bund mit seinen religiös-politischen Einrichtungen ist längst zu Grabe getragen. Er hatte nur die Bestimmung, auf den verheißenen Erlöser hinzuweisen, und als dieser Erlöser am Kreuze das große Opfer der Versöhnung durch seinen Tod brachte, da erlosch der Alte Bund (vgl. Gal. 2, 19); zum äußeren Zeichen zerriß der Tempelvorhang und zur weltkundigen Bestätigung gegen jüdische Hartnäckigkeit ward bald darauf der Tempel und die heilige Stadt, das Centrum des Bundes, einer unwiderruflichen Vernichtung preisgegeben. Hatte so der Alte Bund mit seinen theokratischen Institutionen aufgehört, so verblieb ihm doch und wird ihm ewig bleiben seine ideelle Geltung. Er steht da nicht bloß als die Periode der Vorbereitung und der allmählichen Anbahnung des messianischen Heiles, sondern im innigen Zusammenhange damit als das typisch-prophetische Bild des Messias und seines Reiches. Am einfachsten und klarsten belehrt uns über diese Auffassung der hl. Paulus, wenn er den Alten Bund den „Schatten", Christus aber und Christi Werk den „Leib" nennt, der diesen Schatten vorausgeworfen habe (Kol. 2, 17). Hiermit ist das Verhältniß des Alten und Neuen Bundes und der bleibende Werth jenes, seine Bedeutung für diesen und die Erhabenheit des Neuen über den Alten, in unübertrefflicher Kürze und Präcision gezeichnet. Weil Christus und sein Werk so gestaltet sind, wie es thatsächlich ist, deßwegen ist der Alte Bund von vornherein unter göttlicher Leitung in dieser Form und in diesen schwachen abschattenden Umrissen in's Leben eingeführt worden; er ist so geformt, wie er ist, weil er eben ein Schatten ist, den der künftig zu errichtende Bau des Messiasreiches bereits, weil in Gottes Idee voll und ganz existirend, nach Gottes Willen vorausgeworfen hat.

Schon dieses principielle Verhältniß zwischen der Kirche, dem Reiche

und Werke des Messias, und dem Alten Bunde, zwischen Erfüllung und Vorbild, zwischen geistig himmlischer Vollendung und irdisch schwacher Abschattung (das nach den verschiedensten Seiten hin durchgeführt werden kann und die Kirche Christi eben als die Erfüllung aufweist und aufweisen muß), legt es uns nahe, daß das christliche Jubiläum wohl nicht bloß die rein äußerliche Namensähnlichkeit mit dem des Alten Bundes theile, sondern daß an den gleichen Namen sich eine höhere und geistige Ähnlichkeit, entsprechend dem Charakter des Neuen Bundes, knüpfe. Und so ist es in der That. Eine kurze Erwägung wird uns dieses und damit zugleich die passende Wahl des Namens Jubiläum darlegen.

Nach kirchlichem Begriffe ist das Jubiläum ein in besonders feierlicher Weise verkündeter, mit großen Privilegien für die Beichtväter und Beichtenden verbundener allgemeiner Ablaß. Die Form der Verkündigung, das Zufällige und Unwesentliche der äußeren Feier ist jüngeren Datums, das Wesen ist ebenso alt, als die katholische Lehre vom Ablaß, d. h. ebenso alt, als die Kirche selbst. Die Kirche hatte stets die auf Christi Verdienste als einen unerschöpflichen Schatz sich gründende Vollmacht, nicht bloß die Schuld der Sünde den Reumüthigen im Bußsacramente im Namen und in der Auctorität Christi nachzulassen, sondern auch im Hinblick auf eben jene überfließende Genugthuung Christi die nach Vergebung der Schuld noch restirenden und der göttlichen Gerechtigkeit abzuzahlenden zeitlichen Strafen der Sünden zu erlassen (vgl. die katholische Lehre vom Ablaß von P. Meschler, diese Zeitschr., 1879, Bd. XVI. S. 337—359). Die Idee des Jubiläums lebte deßhalb stets in der Kirche und fand insofern ihre fortwährende Verwirklichung, als die Einzelnen sich der Gnade des Erlasses durch die dargebotenen Mittel der Kirche theilhaftig machen konnten. Das erste schriftliche Document über eine öffentliche Feier des Jubiläums haben wir aus dem Jahre 1300 in der Bulle Bonifacius' VIII.: Antiquorum (Extravag. com. lib. V. tit. 9. c. 1): „Die glaubwürdige Erzählung der Alten berichtet, daß den die ehrwürdige Basilika des Apostelfürsten in der Stadt (Rom) Besuchenden große Nachlassungen und Erlasse der Sünden bewilligt worden sind. Da Wir nun nach der Verpflichtung Unseres Amtes das Heil Aller bereitwilligst anstreben und befördern, so bestätigen und bekräftigen Wir diese Nachlassungen im Ganzen und im Einzelnen vermöge apostolischer Vollmacht und erneuern sie auch und erklären sie durch gegenwärtiges Document für giltig.“ Hier=

mit war ein Jubiläum für Rom und den katholischen Erdkreis verkündet. Der Papst traf zugleich die Anordnung, daß, wie es glaubwürdigen Aussagen zufolge vor 100 Jahren gehalten worden sei, so auch in Zukunft alle 100 Jahre ein ähnliches Jubiläum unter gewissen Bedingungen verkündigt werden solle. Clemens VI. setzte den Zeitraum der Wiederkehr auf je 50 Jahre fest. Beachtenswerth sind die Worte der Bulle Unigenitus Dei Filius vom Jahre 1349 (Extravag. com. l. c. cap. 2): „Indem Wir erwogen, daß das fünfzigste Jahr im mosaischen Gesetze (das der Herr nicht aufzulösen, sondern geistig zu erfüllen kam) als ein Jubiläum des Erlasses und der Freude und als eine heilige Zeitenzahl galt, bei der nach dem Gesetze ein Erlaß stattfand, und daß die Zahl 50 selber in den heiligen Büchern einer besonderen Ehre sich erfreut — im Alten Bunde nämlich wegen der Gesetzgebung, im Neuen infolge der sichtbaren Sendung des heiligen Geistes auf die Jünger herab, durch welchen Vergebung der Sünden mitgetheilt wird — ... und weil Wir innig verlangen, daß aller Gläubigen Andacht gemehrt werde, ihr Glaube leuchte, die Hoffnung aufblühe und die Liebe feuriger sich entzünde, und so Viele als möglich dieses Ablasses theilhaftig werden möchten ... so beschlossen Wir, die Gewährung des Ablasses auf das fünfzigste Jahr festzusetzen.“ Urban VI. bewilligte die Abhaltung eines Jubiläums alle 33 Jahre, bis endlich Paul II. und Sixtus IV. die Wiederkehr desselben auf je 25 Jahre bestimmten. Letztere Einrichtung ist bis jetzt in Kraft geblieben. Die kraft dieser Bestimmung verkündigten heißen die ordentlichen Jubiläen. Ihnen gehen zur Seite die außerhalb der 25jährigen Periode aus besonders wichtigen Anlässen bewilligten Jubiläen, welche deßhalb außerordentliche genannt werden.

Das alttestamentliche Jubiläum war ein Jahr der Befreiung, d. h. das in Leibeigenschaft gerathene Mitglied des Bundesvolkes wurde wiederum mit der Freiheit beschenkt und kehrte sammt seinen Kindern zu seinem Geschlechte zurück. Es war ferner ein Jahr der Wiederherstellung. Das Land Palästina galt als Eigenthum des Herrn; in seinem Namen und Auftrage wurde es an die einzelnen Stämme, Geschlechter und Familien, als an ebenso viele Lehensträger des Herrn, vertheilt. Niemand konnte nun dieses seines Lehens vom Herrn sich für immer entäußern. War Jemand aus Noth gezwungen, seinen Grundbesitz zu verkaufen, so konnte nur bis zum nächsten Jubeljahre ein Kaufcontract abgeschlossen werden; Alles mußte so stipulirt sein, daß

beim nächsten Jubeljahr der Grundbesitz wieder an den ursprünglichen Eigenthümer zurückfiel. Das Jubeljahr selbst war ein Jahr der Ruhe; die Feldarbeit hatte zu unterbleiben; Land und Volk sollten ein heiliges Ruhejahr dem Herrn feiern. Dafür hatte der Herr versprochen, den Ertrag des vorhergehenden Jahres reichlichst zu segnen, daß es seinem Volke an nichts fehle (vgl. Lev. 25, 20—22).

Achten wir nun auf die diesen äußern Einrichtungen zu Grunde liegenden höheren Ideen, so stellt sich das Jubeljahr von selbst dar als eine gnadenreiche Veranstaltung Gottes, um das Volk und den Einzelnen in der Würde und im Genusse der Bundesgüter zu erhalten und diese ihm, falls sie verloren waren, zurückzustellen. Durch den am Sinai geschlossenen Bund war Israel aus allen Völkern „zum besonderen Besitzthum" des Herrn auserwählt worden: „Ihr sollt mir sein ein priesterliches Königthum und ein heiliges Volk" (Ex. 19, 5. 6). Israel war von Gott wie an Kindesstatt angenommen, weßwegen das Volk von Gott auch geradezu „Sohn, erstgeborner Sohn" genannt wird (vgl. Ex. 4, 22. 23. Jer. 11, 20 u. ö.). Dieser dem Volke verliehene Vorzug sollte nun der unerschöpfliche Born der verheißenen Bundesgüter sein; das Volk und jeder Einzelne sollte im Genusse dieser Würde mit dem reichsten Segen und im ungetrübten Glücke leben — unter der Bedingung der treuen Erfüllung und Haltung der eingegangenen Bundesverpflichtungen. Aber wie selten sind hier auf Erden sittliche Ideale! War nun der Einzelne durch eigene oder fremde Schuld in Leibeigenschaft und in Armuth gerathen, hatte er Besitzthum und Freiheit verwirkt, so bot ihm der Herr ein neues Mittel an, sich für seine Person sowohl als für seine Familie, seine Nachkommen wieder in den ursprünglichen, der ihm verliehenen Würde der Mitgliedschaft des Bundesvolkes entsprechenden Zustand zurückzuversetzen. Ist es ja doch von selbst klar, daß Knechtschaft und Besitzlosigkeit in grellstem Mißklange waren zu der Idee des „Volkes Gottes und des Kindes Gottes". Dieses Mittel war eben das „Jubeljahr". Es war somit ein Ausfluß der helfenden und heilenden Güte des Herrn, der die einmal verliehenen Geschenke seiner Huld selbst den Unwürdigen nicht ganz und gar entziehen will, sondern ihm die Möglichkeit der Umkehr und sodann die volle Einsetzung in das frühere Gnadenverhältniß offen hält.

Wenn es deßhalb die Bestimmung des Jubeljahres war, den Einzelnen wieder in die dem Kindesverhältnisse zu Gott entsprechende äußere Lage zu versetzen, so daß das äußere Glück, die äußere ehrenvolle

Stellung gleichsam nur der Reflex der ihm innewohnenden Würde sei, wenn Gott in huldreicher Erbarmung so die Verluste und Mißverdienste der Seinigen aufzuheben und deren drückende Folgen zu entfernen bedacht war: so erhellt von selbst schon, wie die im christlichen Jubiläum verkündete Gnadenperiode mit Recht als ein Jubeljahr im höheren und geistigen Sinne betrachtet wird.

Wir sind durch die Taufe Kinder Gottes geworden. Als solche haben wir die heiligmachende Gnade und mit ihr den Anspruch auf Besitz und Anschauung Gottes erhalten, d. h. den Anspruch auf das Himmelreich, dessen schwacher Typus nach dem hl. Paulus der Besitz des gelobten Landes war (Hebr. 4, 3—11). Der Glanz und das Recht dieser Kindschaft und der durch sie begründete Anspruch auf das himmlische Erbe wird durch die schwere Sünde verwirkt. Er wird aber auch in mehr als einer Beziehung beeinträchtigt durch die nach Vergebung der Todsünde und Wiederherstellung der Gnade noch zurückbleibenden Sündenstrafen. Zunächst ist es selbstverständlich, daß es nicht ganz mit der Idee eines Kindes Gottes und eines Miterben Christi harmonirt, noch viele Strafen auf sich zu haben. Der hehre Glanz der Kindschaft Gottes ist noch wie getrübt; das Kleinod der heiligmachenden Gnade ist wie in einer dem kostbaren Schmucke nicht geziemenden Einfassung; es sind eben noch die ungetilgten und ungebüßten Überbleibsel der Sünde da, dieses schreiendsten Gegensatzes zur Würde eines Kindes Gottes. Wie sehr das wahr ist, lehrt uns ein Blick über den Tod hinaus, wo ja die volle Entfaltung der Würde der Gotteskindschaft im Lichte der Herrlichkeit ihre Triumphe feiert. Da zeigt es sich so recht, wie die noch rückständigen Sündenstrafen in der That einen Zustand der Gefangenschaft und der Besitzlosigkeit über uns verhängen; die uns innewohnende Würde der Kinder Gottes ist noch wie gehemmt; wir sind, fern von Gottes Anschauung, noch im Kerker der Reinigung; das Erbe des Himmels kann nicht in unsern Besitz übergehen, bis die letzte rückständige Strafschuld abgetragen und abgebüßt ist. Der vollkommene Ablaß tilgt nun alle Sündenstrafen. Kommt demnach nicht in ihm die Idee des alttestamentlichen Jubeljahres zu ihrer geistigen Entwickelung? Und wenn ein solcher feierlich der ganzen Kirche verkündigt wird, wenn der Stellvertreter Christi, der im Namen und im Auftrage Christi die Gnadenschätze der Kirche verwaltet, diese öffnet und Allen die überreiche Huld Gottes und die volle Wiedereinsetzung in die Würde der Gotteskindschaft verspricht, was ist das anders als eben die Ankündigung des

Jahres des Erlasses, der Befreiung, der Wiederherstellung — also die Idee des Jubeljahres in ihrem innersten, wahrsten und vollsten Gehalte?

II.

Wie hängt das Jubiläum mit den Zeitbedürfnissen und mit der Hebung der kirchlichen Bedrängnisse zusammen? Das war die zweite Frage, die wir uns stellten. Eine Antwort ist bereits in dem eben Dargelegten enthalten. Das Jubiläum selbst ist seiner innersten Idee nach ein mächtiger Appell an Gott, seinen Kindern und seiner Kirche jenen Zustand zurückzustellen, in dem sie ihm, befreit von der Furcht vor allen Feinden, dienen können in Heiligkeit und Gerechtigkeit, unbehindert frei, in der Freiheit der Kinder Gottes. Wenn also die gesammte Christenheit die Jubiläumsfeier begeht, so ist das nichts anderes, als ein vereintes Flehen der Kirche um die Gewährung des der Würde der Kirche und ihrer Aufgabe voll und ganz entsprechenden Verhältnisses. Das folgt schon aus der Idee des Jubiläums, wie wir sie durch Vergleich mit dem alttestamentlichen kennen gelernt haben. Wir brauchen diese Idee nur folgerichtig vom Einzelnen auf die Gesammtheit, auf die Kirche als solche zu übertragen. Das Jubiläum des Alten Bundes machte dem unwürdigen Zustande des Einzelnen, seiner Leibeigenschaft und dem Verluste des angestammten Besitzthumes ein Ende; sollte nicht das Jubiläum des Neuen Bundes ein wirksamer Aufruf sein zu dem getreuen Gott, der seine Kirche liebt mit göttlicher Liebe, daß er ihres bedrängten Zustandes sich annehme, die Anschläge der Feinde vereitle und die Segnungen seiner Kirche auf alle Nationen überströmen lasse? Oder haben wir nicht die sicherste Zuversicht, daß, was der Alte Bund im Schatten und im irdischen Umrisse bot, der Neue uns in geistiger Reife und Vollendung bringen wird? Und dieses um so mehr, weil das Jubiläum und dessen Begehung uns gerade recht wirksam zur Verwirklichung jener Bedingungen anleitet, an die für uns die Erfüllung der allgemeinen Zusagen Gottes über die Unbesieglichkeit seiner Kirche geknüpft sind. Die Kirche freilich wird nicht unterliegen! Aber wird auch dieses oder jenes Volk im Glauben bestehen? Die Kirche freilich wird triumphirend aus der Prüfungszeit hervorgehen! Aber werde auch ich, wirst auch du in der Versuchung bestehen? Sehen wir, welche Gesichtspunkte uns hierfür das Jubiläum eröffnet.

In erster Linie verdient es unsere Aufmerksamkeit, daß Gott, der die Unüberwindlichkeit der Kirche vorhersagte, auch diese Siege als

vom Himmel zu erflehende bezeichnete. Normgebend für die Triumphe der Kirche sind die prophetischen Worte an Zorobabel: „Nicht durch Heeresmacht, nicht durch Kraft, sondern durch meinen Geist, spricht der Herr der Heerschaaren" (Zach. 4, 6). Nach einer der glänzendsten Verheißungen über die Triumphe der Gottesstadt und die Niederlage der Feinde (Zach. 12, 1—9) fährt die Prophetie fort, den inneren Geist und die Stimmung derer kennzeichnend, an denen die glanzvollen Zusagen sich verwirklichen sollen: „Und ich will ausgießen über das Haus Davids und die Einwohner Jerusalems den Geist der Gnade und des Gebetes." Dasselbe göttliche Gesetz schildert uns in plastischen Scenen der Prophet des Neuen Bundes. Gerade wenn eine Kampfesperiode der Kirche vorzuführen ist, zeigt er uns „die goldenen Schalen voll Rauchwerks, das sind die Gebete der Heiligen" (Apok. 5, 8), und als noch härtere Kämpfe drohten, „kam ein anderer Engel und stellte sich an den Altar, ein goldenes Rauchfaß haltend, und vieles Rauchwerk wurde ihm gegeben, damit er gebe von den Gebeten der Heiligen auf den goldenen Altar, und empor stieg der Rauch des Rauchwerkes von den Gebeten der Heiligen aus der Hand des Engels vor Gott" (8, 3. 4). Während so die Gebete aufsteigen, kämpft und siegt die Kirche. Das ist die himmlische Motivirung der Triumphe des Gottesreiches auf Erden. Wie passend ruft demnach der heilige Vater, um den Sieg der Kirche zu beschleunigen, die gesammte Christenheit zum Gebete auf! „Vom Himmel ist in erster Linie Hilfe zu erwarten" und deßwegen will er ein Jubiläum ankündigen, damit „durch Vermehrung der Gebete" uns bälder Gottes Hilfe und glücklichere Zeiten für die Kirche zu Theil werden (vgl. Ansprache an die Cardinäle l. c.).

Die Jubiläumszeit ist nach der beständigen Erfahrung eine wahre Gnadenzeit. Die Eifrigen fühlen sich angespornt, mit noch größerer Hingebung sich den Werken der Heiligkeit zu widmen; viele der Lauen und Gleichgiltigen raffen sich auf aus dem verderblichen Schlummer; viele Sünder kommen zu einer wahren Bekehrung. Dieser Thatsache der allseitigen Neubelebung des christlichen Lebens geben unter Anderem besonders die Jubiläumsbullen ausdrückliches Zeugniß. Benedict XIV. nennt z. B. die Jubiläumszeit „ein Jahr voll der Buße, ein Jahr, das den Weg zu den ewigen Freuden des Paradieses bereitet, ein Jahr, überfließend von guten Beispielen" (vgl. Benedicti Papae XIV. Bullarium, edit. Mechlin. vol. 7, pag. 266), und in der Bulle Peregrinantes: „das gnadenreiche Jahr, das Jahr der Erneuerung und Buße, das

Jahr der Versöhnung und Gnade, das in der Kirche mit Recht heilig genannte Jahr" (l. c. 274). Leo XII. preist dieses Jahr als „eine Zeit der glücklichsten Vorbedeutung, die man mit größter Verehrung und Gewissenhaftigkeit wahrzunehmen habe" (annus auspicatissimus, summaque religione venerandus). „In diesem Jahre, das wir in Wahrheit eine gnadenvolle Zeit, ein Jahr des Heiles nennen, wünschen wir uns Glück wegen der herrlichen uns gebotenen Gelegenheit, nach dem beweinenswerthen Übermaß von Leiden, das wir zu beklagen hatten, Alles in Christo durch die heilsame Entsündigung des ganzen christlichen Volkes zu erneuern . . . Es höre deßhalb die Erde die Worte unseres Mundes, und den Klang der priesterlichen Posaune, die das heilige Jubiläum dem Volke Gottes verkündigt, nehme der ganze Erdkreis freudig auf. Ein Jahr der Versöhnung und Verzeihung, der Erlösung und Gnade, der Vergebung und huldvollen Nachlasses kündigen wir an, ein Jahr, in dem uns auf eine viel höhere Weise durch den, vermittelst dessen uns Gnade und Wahrheit zu Theil geworden ist, jene Wohlthaten zur überfließenden Vermehrung der geistigen Güter erneuert werden, welche schon beim jüdischen Volke alle fünfzig Jahre das Gesetz als Vorbote der Zukunft brachte. Wenn nämlich damals in jenem heilbringenden Jahre die verkauften Äcker und die in fremden Besitz übergegangenen Güter wieder erworben wurden, so erhalten wir jetzt vermöge der unerschöpflichen Freigebigkeit Gottes die Tugenden und Verdienste und Gnadengeschenke wieder, deren uns die Sünde beraubte. Wenn damals die Bande menschlicher Knechtschaft rechtlich gelöst wurden, so werden wir jetzt nach Abschüttelung des unerträglichen Joches dämonischer Gewaltherrschaft zur Freiheit der Kinder Gottes berufen, zu jener Freiheit nämlich, die uns Christus geschenkt hat. Wenn damals nach des Gesetzes Vorschrift die Schulden erloschen und jene von jeder hemmenden Fessel erlöst wurden, so werden wir von der viel drückenderen Sündenschuld befreit und von den verdienten Sündenstrafen durch göttliche Erbarmung enthoben" (Indictio universalis Jubilaei anni sancti 1825, vgl. Katholik, 13. Bd., 1824, nach S. 128, IX.). Zu allen Zeiten zwar ist die katholische Kirche bemüht, so führt Benedict XIV. aus (Peregrinantes l. c. p. 272), die Irrenden auf den Weg der Gerechtigkeit zurückzuführen, die Sünder auf den Pfad des Heiles zu geleiten, die Gefallenen zur Buße und zur Erlangung der Verzeihung einzuladen und Allen die Schätze göttlicher Erbarmung und Hilfe zur Sprengung der hindernden Bande anzubieten; allein im Sturm und

Drang der gewöhnlichen Geschäfte, im Getöse des Alltagslebens mit all seinen Begierden und Leidenschaften wird dieser Ruf der Kirche so oft übertäubt, vernachlässigt. Deßwegen ist es ganz im Einklange mit den menschlichen Naturanlagen, daß von Zeit zu Zeit in besonders feierlicher, nachdrücklicher Weise eine Aufforderung und Einladung der Kirche ergehe, die nicht überhört und übertäubt werden kann. Und die Kirche bietet auf, was sie nur vermag, um diesen Ruf wirksam zu machen, die Herzen anzuregen und innerlich durch die Gnade zu treffen. Ihre Aufforderung ist ja nicht ein leerer Schall; vermöge der von Christus seiner Kirche verliehenen Machtvollkommenheit hat dieser Ruf die göttliche Sanction, und weil dem Oberhaupte der Kirche in Wirklichkeit „der unermeßliche Schatz der Verdienste und Genugthuungen, bestehend aus den Verdiensten, Leiden und Tugenden Christi selbst, sowie seiner jungfräulichen Mutter und aller Heiligen, zur Verwaltung anvertraut ist" [1], so findet unfehlbar mit dieser Ankündigung eine reiche und wirksame Gnadenausgießung von Seite Gottes statt. Die Ankündigung selbst, weil sie eben aus einer wirklichen Machtfülle entspringt und auf die vor Gott vollwerthigsten Rechtstitel sich stützt, erhebt sozusagen einen wirksamen Rechtsanspruch vor Gott; sie ist, weil ausgehend von Christi Stellvertreter vermöge seiner Amtswürde, in gewissem Sinne objectiv ein Gebet, eine Forderung desjenigen, der noch wandelnd auf Erden gesagt hat: „Vater, ich weiß, daß du mich immerdar erhörest", und der jetzt herrscht zur Rechten Gottes, für uns als Mittler und Sachwalter auftretend.

Hieraus ist nun der Zusammenhang von selbst einleuchtend, der zwischen dem Jubiläum und dem Siege der Kirche in Wahrheit besteht. Es ist ein mehrfacher. Die Jubiläumsgnade erfrischt und stärkt in den Einzelnen das wahre christliche Leben, erhöht und vermehrt den Glauben und vertieft das echte katholische Bewußtsein. Dadurch aber wird der Einzelne gestählt gegen die mannigfachen Gefahren, welche in den Zeiten kirchlicher Bedrängniß für die Schwachgläubigen und Lauen stets vorliegen und denen diejenigen auch unterliegen, welchen ein wahres katholisches Leben und die thatsächliche Übung der Religion abhanden gekommen ist. Die Jubiläumsgnade verstärkt die Reihen der geistigen Kämpfer. Viele werden aus dem Tode der Sünde durch wahre Buße zum Leben vor

---

[1] Vgl. zudem die Bulle Clemens' VI.: Extravag. com. l. V. tit. 9. cap. 2, und Benedict' XIV., l. c. p. 316.

Gott zurückkehren und somit die Armee der betenden Gerechten vermehren. Daß aber das Gebet des Gerechten viel bei Gott vermag, wer könnte das bezweifeln? Wir müßten ja sonst unzählige Stellen und Beispiele der heiligen Bücher und die Erfahrung der 18 Jahrhunderte der Kirche einfachhin verwerfen. Das Jubiläum bewirkt, daß das katholische Volk und die katholischen Gemeinden einen neuen Aufschwung im religiösen und sittlichen Leben nehmen; die Religionsübungen, der Empfang der heiligen Sacramente werden häufiger und fruchtreicher; manche Lustbarkeiten, Gelegenheiten zur Verweltlichung oder Abschwächung des religiösen Sinnes, oder selbst Veranlassungen zur Sünde und damit in psychologischer Consequenz zur Entfremdung von der Kirche und vom kirchlichen Leben, unterbleiben; gemeinsame Kundgebungen und Manifestationen des vom Glauben getragenen Lebens werden den kirchlichen Sinn und die praktische Werthschätzung unserer heiligen Religion erhöhen. All' das aber ist das sicherste Unterpfand und eine tröstliche Bürgschaft, daß einem solchen Volke und solchen Gemeinden das Kleinod des Glaubens nicht abhanden kommen wird. Haben schon die bloß natürlich wahren Ideale eine solche geistige Spannkraft, daß kein äußerer materieller Zwang und keine gewaltthätige Unterdrückung sie auf die Dauer niederzuhalten im Stande ist; rufen hohe und wahre Ideen eine Begeisterung hervor, die immer noch den Sieg errungen hat und ihn erringen muß, weil eben im menschlichen Herzen ein unauslöschlicher Drang nach Wahrheit ist: um wie viel mehr haben wir, wenn wir auch bloß von natürlich rechtlichem Standpunkt aus unsere katholische Sache betrachten, die gewisse Hoffnung, daß ein solcher Aufschwung des katholischen Lebens, eine solche Erneuerung der Glaubensinnigkeit über all' die Hemmnisse und Vorurtheile und böswilligen Leidenschaften triumphiren und uns zum vollen Genusse des Rechtes und der Freiheit verhelfen werde? Die Treue, Standhaftigkeit, der Glaubensmuth, die feste, unerschütterliche und mit klar bewußter Werthschätzung und männlicher Entschlossenheit hochgehaltene Glaubensüberzeugung und das aus solch' geistigem Grunde erwachsende Streben nach den idealen Gütern der Menschheit und dem wahren Wohle muß schließlich über all' das Gewirre der Parteileidenschaften und über alle Kurzsichtigkeit, Engherzigkeit, Selbstsucht den Sieg davontragen.

So könnten wir hoffen, hätte das katholische Volk nur die Aufgabe, rein menschliche Ideale zu verwirklichen. Allein wir haben mehr. Zu der Kraft, die das Streben nach geistigen und sittlichen Gütern

stets bethätigt, tritt in unserem Falle eine unvergleichlich höhere Wirksamkeit hinzu.

Wir glauben an die Kraft des Gebetes. Wir wissen, belehrt durch göttlichen Mund, daß das vereinte Gebet dem Himmel selbst gewissermaßen Gewalt anthut. Im Jubiläum betet die ganze Kirche, beten alle katholischen Völker auf dem ganzen Erdenrunde, und zwar, nachdem sie durch die heiligen Sacramente geistig erneuert, von aller Sünde gereinigt, durch die Vermehrung der einwohnenden heiligmachenden Gnade ein Gegenstand des Wohlgefallens für die Augen der göttlichen Majestät geworden sind, nachdem durch den vollkommenen Ablaß noch der letzte Schatten verschwunden ist, der den himmlischen Glanz der Gotteskindschaft in etwa trüben und Gottes Huld verzögern könnte; und ein solches Gebet sollte unwirksam sein? Die ganze streitende Kirche, durch die Jubiläumsgnade mit neuem übernatürlichen Schmucke ausgerüstet und durch Christi und aller Heiligen Verdienste völlig entsühnt und diesen Schatz unerschöpflicher Genugthuung in Händen habend, kniet vor Gottes Thron, ihn bittend und beschwörend, daß sie fürder, befreit von der Furcht und Bedrängniß der Feinde, ihm dienen möge in Heiligkeit und Gerechtigkeit vor ihm. Welch ein Appell an Gottes Huld und Macht, an Gottes Treue und Liebe! Und diesen Appell erhebt das Jubiläum; darin gipfelt dessen Bedeutung für die Zeit kirchlicher Bedrängnisse.

Daher sind die Worte Benedict' XIV. auch vollberechtigt für unsere Zeit: „Mit gutem Grunde lebt in uns die große Hoffnung, daß der huldreichste Gott sein Erbarmen, das wir durch unsere Gebete und Wünsche so dringend erflehen, uns erzeigen und endlich seiner Kirche verleihen werde, was er selbst mit so einmüthigen und glühenden Gebeten zu verlangen uns gegeben hat: daß er nämlich die katholische Kirche und das Reich seines Sohnes auf dem ganzen Erdenrunde durch Heiligkeit und stete Ausdehnung erhöhe, daß er die Welt von allen Irrthümern reinige und das gesammte Volk seines Christus vor aller weltlichen Anfeindung beschütze und es zum Hafen des ewigen Heiles leite und führe“ (l. c. 8. B. S. 196).

Vorstehende Erörterung zeigt unsern Lesern auch zur Genüge, was von dem Verdammungsurtheil zu halten ist, das die „Realencyklopädie für protestantische Theologie und Kirche, herausgegeben von Dr. Herzog und Dr. Plitt“ (2. Aufl. VII. S. 264) über das Jubiläum fällt. Dr. Plitt läßt sich daselbst also vernehmen: „Jubeljahr, Jubiläum, eine der schmählichsten Einrichtungen in der römischen Kirche, deren

Vorbild man ohne allen Grund in dem alttestamentlichen Jobel- oder Erlaßjahr findet. . . . . Auch der gegenwärtige Papst hat es für gut befunden, ‚wieder die goldene Pforte aufzuthun, das heißt, meine ich, das Schamhütlin abgethan und nicht mehr roth werden können‘ (Luther)." Blasphemant quod ignorant.

J. Knabenbauer S. J.

Der Dom von Köln.

(Schluß.)

III. Die Westfaçade und die Thürme.

1. Plan.

Thürme galten seit den ältesten Zeiten als Sinnbilder hoher Macht und großer Festigkeit, und so finden wir sie auf den Mauern der ältesten Städte, von denen die Geschichte uns Kunde bringt. Ja, sie waren in dem Maße der Stolz der Einwohner, daß der erste monumentale Bau, von dem wir hören, ein Thurmbau war, und daß er errichtet werden sollte, um Zeugniß abzulegen von der Bedeutung der Stadt Babel und um ihren Namen groß zu machen unter allen Bewohnern der Erde.

Dieser Grundidee des Thurmbaues entsprechend, gelten dem Psalmisten die Thürme Jerusalems als Beweise der Herrlichkeit der heiligen Stadt. Indem er sein Bild weiterführt, wird Gott, der Hort und Ruhm derselben Stadt, als fester Thurm des auserwählten Volkes geschildert.

Der christliche Kirchenbau hatte den Thurm schon vor dem sechsten Jahrhundert in seinen Bereich gezogen. Obwohl es lange dauerte, ehe ihm eine bestimmte Stelle angewiesen wurde und ehe er einen scharfen architektonischen Ausdruck seiner Bedeutung fand, so hat doch schon St. Vitale von Ravenna, das 547 geweiht ward, zwei Thürme an seiner Westseite. Von St. Vitale kamen die zwei Westthürme in verbesserter Form an das Münster in Aachen, von wo sie sich weiter verpflanzten an die vielen Bauten, die nach dem karolingischen Vorbilde im neunten und zehnten Jahrhundert errichtet wurden. Im romanischen Stile ge-

wann diese Anordnung immer mehr Geltung, bis sie für die gothischen Kathedralen zur Regel wurde. Ja, die Sitte, der Hauptfaçade, die im Westen lag, zwei flankirende Thürme zu geben, war so feststehend geworden, daß man den gothischen Domen, die den Kreuzesgrundriß entschieden hervorhoben und so drei Façaden bekamen, eine im Westen, eine im Süden und eine im Norden, jetzt für jede dieser Façaden je zwei Thürme geben zu müssen glaubte. Man erhielt also deren sechs. Sie bedurften eines vermittelnden Bandes; das konnte nur ein Centralthurm geben. So kam Rheims zu sieben Thürmen. In Chartres erhielt auch noch das Chor seine zwei Thürme, damit es den drei Façaden nicht nachstehe, und darum zählt diese Kirche im Entwurfe neun Thürme.

Schon die Zahl der Thürme zeigt, wie weit man davon entfernt war, zu denken, dieselben seien nur für die Glocken da. Wie der Thurm das Herrenschloß, wie er das Rathhaus der freien Stadt zierte, so sollte er dem Hause Gottes zur Krone dienen und es hoch emporheben über seine Umgebung. Weil die Kirche Gottes auf Erden eine streitende ist, lag es so nahe, neben ihre Portale zwei Thürme zu setzen, wie solche auch neben den Thoren der Stadt sich erhoben. Schützten die Thorthürme die Stadt, dann sagten die Kirchthürme, daß die Pforten der Hölle vergeblich anstürmen gegen das Haus Gottes. Dieser Gedanke wird dazu beigetragen haben, manchen Kirchthürmen eine Zinnenkrönung zu geben und sie festungsartig zu gestalten. Meistens zeichneten sich aber die Kirchthürme durch eine hohe Spitze vor den Festungsthürmen der Schlösser und Städte aus, um so das „Sursum corda", „Empor die Herzen", das in jeder Hochmesse erklang, auch in Stein darzustellen. Nie und nirgendwo ward die Thurmarchitektur so gepflegt, wie am Rhein. Sein Stromgebiet kann sich auch in dieser Hinsicht mit jeder andern Gegend der Welt messen. Einzelne Thürme in Frankreich, einzelne thurmreiche Kirchen mögen unübertroffen, unerreicht sein und bleiben; wenn man aber die Summen beiderseits zusammenzieht und dann gegen einander abwägt, so wird die Zahl, Größe und Schönheit der deutschen Thürme überwiegen. Um uns auf den Rhein zu beschränken und nur hervorstechende Beispiele zu nennen, so erinnern wir an die Thürme von Basel, von Thann im Elsaß, an die Thurmriesen von Freiburg und Straßburg, an die reichen Thurmsysteme von Speier, Worms und Mainz, an die von Limburg, Laach und Bonn, an die Thürme von Neuß, Xanten, Wesel, Elten und Utrecht. Das thurmreiche Köln steht in der Mitte dieser glänzenden Reihe. Für den romanischen

Stil sind seine Thürme der Apostelkirche und der Centralthurm von Groß-Martin glänzende Beispiele, während der gothische Stil mit Stolz auf die Domthürme hinweisen kann.

Schon der erste Dombaumeister mußte, wenigstens im Allgemeinen, den Plan haben, seinen Riesenbau, der alles Dagewesene übertreffen sollte, mit Thürmen zu schmücken, die zum Ganzen paßten. Dazu drängte ihn der Reichthum und die Schönheit der französischen Kathedralthürme, dazu zwang ihn der Wettstreit mit der glänzenden romanischen Thurmarchitektur der nächsten Umgebung. Ein doppelter Weg stand ihm nun offen. Er konnte entweder durch die Zahl vieler Thürme oder durch die Großartigkeit zweier Westthürme seinen Zweck zu erreichen suchen. Was beabsichtigte er? Verzichtete er von vorneherein darauf, das Vorbild, das in Chartres aufgestellt war, nachzuahmen? Dachte er nie daran, seinem deutschen Dome neun Thürme zu geben, wie der französische sie haben sollte? Schon die Thatsache, daß es um 1250 in Frankreich und Deutschland Regel wurde, nur zwei Westthürme zu errichten, gibt uns eine Antwort, die vollkommen bestimmt wird, wenn man die Anlage der Querschiffe untersucht, deren östliche Theile und Fundamente nahe an die Zeit des ersten Meisters hinaufreichen und die keine Spur einer Thurmanlage aufweisen. Es scheint demnach zweifellos, daß derselbe nur zwei Westthürme in Aussicht nahm. An die sechs andern Stellen, die in Chartres Thürme erhielten, kamen in Köln Treppenthürmchen, welche für den praktischen Bedarf jene vollkommen ersetzen.

Glücklicher Weise ist uns ein alter Plan zu den Domthürmen erhalten. Aber er stammt aus der Zeit um 1350, ist also volle hundert Jahre jünger als der Plan zum hohen Chore.

Zur Zeit, als er gezeichnet wurde, war der Freiburger Thurm, „der früheste und schönste unter den ausgeführten Thürmen dieser Art in Deutschland" (Schnaase VI, S. 205), schon ein Menschenalter vollendet. Erwin von Steinbach, gestorben 1318, hatte seinen Entwurf zur Façade von Straßburg lange beendet und man baute noch nach seinem Plane. Später verließ und verstümmelte man ihn, um die jetzige Façade mit ihrem Thurm zu errichten, der zwar ein bewunderungswürdiges Werk des Scharfsinnes, der Berechnung und der Steinmetzenkunst ist, der aber den Wunsch nicht zu unterdrücken vermag, man möchte doch lieber den alten Plan ausgeführt haben. Wie verhält sich nun die Straßburger Façade zu der der alten Kölner Risse? Schon Boisserée hatte zwischen beiden eine solche Übereinstimmung gefunden, daß eine

Abhängigkeit der einen von der andern nicht zu läugnen war. Nach seinem Gedankengange wurde also die Straßburger Façade zur Copie des nach seiner Ansicht um 1248 gezeichneten Kölner Planes. Leider hat sich herausgestellt, daß der Kölner Plan jünger ist, als der untere und schönere Theil der Straßburger Façade. Somit dreht sich die Sache um, und der Kölner Meister wird zum Schüler des Straßburgers. Das gereicht ihm keineswegs zum Vorwurf. Es bestätigt nur den schon früher aufgestellten Satz, daß die Kölner Dombaumeister die bedeutendsten gothischen Bauten ihrer Zeit eifrig studirt haben, und daß sie im Entwicklungsgange der gothischen Kunst die thatsächlich gegebenen Leistungen und Erfahrungen benützten und weiter entwickelten.

Die alten Risse, die man jetzt in einer der Chorkapellen aufgehängt findet, sind indessen nicht genau befolgt worden, indem die Baumeister des 14. und 15. Jahrhunderts sie in einzelnen Theilen änderten und verbesserten. Sie waren, wie es scheint, eine Studie, ein Entwurf, der für die Gesammtanlage maßgebend wurde, aber keineswegs ein Bauplan im heutigen Sinne des Wortes. Schon an ihnen findet sich eine Anordnung, die man vielfach tadelt, und die hier etwas genauer zu besprechen ist. Obgleich manche alten Kirchen fünf Schiffe haben — man erinnere sich nur an die großen römischen Basiliken —, so war doch im Mittelalter die Anlage von nur drei Schiffen bis tief in's 13. Jahrhundert fast allgemeine Regel, von der nur Paris und Bourges eine Ausnahme bildeten, indem sie eine fünfschiffige Anlage erhalten hatten. Was Köln angeht, so steht es nicht fest, ob schon der erste Baumeister, um Amiens, Chartres, Rheims zu überflügeln, die Absicht hatte, fünf Schiffe anzulegen, oder ob man sich erst im 14. Jahrhundert dazu entschloß, als die Richtung der Kunst so sehr nach breitern Anlagen strebte, daß man selbst an den Kathedralen, die schon vollendet waren, neue Seitenschiffe anfügte. Hatte das Langhaus fünf Schiffe, dann schien die architektonische Consequenz zu fordern, daß auch die westliche Façade fünftheilig gegliedert werde, um so die innere Anordnung schon im Äußern zu zeigen. Der Pariser Baumeister hatte sich dieser Forderung der Consequenz nicht gefügt. Um dem Gebrauche, der die Façade als Portalbau behandelte und aus symbolischen Gründen drei Portale anlegte, treu zu bleiben, hatte er vor seine fünf Schiffe eine breitheilige Vorhalle gelegt und war so auf drei Portale zurückgekommen. Aber Niemand, der die schöne breitheilige Façade von Notre Dame sieht, kann ahnen, daß der Innenbau fünftheilig ist. Es ist ein Mangel an

Consequenz, aber das Opfer, das der Consequenz verweigert ist, war durch andere Gründe so dringend anbefohlen, daß man begreift, wie der französische Baumeister sich leicht zu demselben entschließen konnte.

Im Kölner Thurmbau ist die Logik der Baukunst so scharf betont, daß man gleich erkennt, der Geist des deutschen Meisters sei nicht darnach angethan gewesen, um dem Geschmack und der Sitte zu lieb darauf zu verzichten, die innere Anordnung im Äußern klar und entschieden auszusprechen und in der Façade die Fünftheilung aufzugeben. Es kam übrigens noch ein zweiter Grund hinzu, der noch schwerer in die Wagschale fallen mußte.

Die Kölner Thürme sollten sich zu einer bisher unerhörten Höhe erheben, demgemäß mußten sie auch eine breite und sichere Grundlage erhalten; Pfeiler an den vier Ecken der beiden Grundquadrate, über die sie erbaut werden sollten, konnten nicht genügen. Auf jeder Seite des Quadrates mußte zwischen die Eckpfeiler ein Zwischenpfeiler hinzutreten, denen ein Pfeiler im Mittelpunkt des Quadrates entsprach, der die Gewölbe der vier Joche in jedem der untern Thurmgeschosse tragen sollte. So erhielt der Meister an der Façade für jeden Thurm je zwei große Eckpfeiler und je einen Zwischenpfeiler, der jeden Thurm an jeder seiner vier Seiten von unten an in je zwei Theile theilte. Da die Thürme um die Breite des Mittelschiffes (minus den Überschuß der Eckpfeiler) auseinander stehen, so erhielt die Façade in den untern Stockwerken fünf Abtheilungen, durch die aber eine unlösliche Schwierigkeit entstand. Die Breite der fünf Theile der Façade war nämlich durch die Pfeiler bedingt, auf denen die Thürme ruhen. Diese Pfeiler mußten aber wegen der gewaltigen Last, die sie zu tragen hatten, sich nach den Seiten ausdehnen, also nach unten hin immer mehr Raum einnehmen. So wurde der Raum für die Portale sehr verengt. Der Breite der Portale mußte ihre Höhe entsprechen. Trotzdem, daß der Meister ihre Höhe verhältnißmäßig sehr groß machte, bleiben sie doch höchst unbedeutend. So finden wir denn im Westen des Kölner Domes die drei Portale so klein, daß man nicht mehr von einer Eingangsfaçade, sondern nur von einer Thurmfaçade reden kann. Und doch sollte nach der Auffassung des Kirchenbaues die Westseite mit ihren drei Portalen die weiten Pforten sinnbilden, die Christus mit der heiligen Taufe, welche im Namen der allerheiligsten Dreifaltigkeit gespendet wird, der katholischen Kirche gab, um alle Völker in ihren Schooß aufzunehmen. Ein alter Bauriß der Kölner Façade, der sich im Archiv der Wiener Hütte findet, beweist, daß

man diesen Mangel sehr wohl fühlte, denn auf demselben stehen statt der drei Portale und zwei Fenster, die das untere Stockwerk der Westfronte jetzt zeigt, fünf Portale angebracht. Die Zeichnung war ein Versuch, ob man nicht beim Portalbau durch die Größe der Zahl die Kleinheit der Verhältnisse ersetzen könne. Schon wegen der in der ganzen Christenheit feststehenden Symbolik dreier Portale ist die jetzige Anordnung dem Plane der Wiener Risse vorzuziehen [1].

2. Beschreibung der Kölner Thurmfaçade.

Der ganze Aufbau der Westfaçade vollzieht sich in Köln in fünf Stockwerken. So haben wir also in ihr die Fünftheilung sowohl in der horizontalen Linie, als auch in der vertikalen. In der horizontalen Linie, in der Breiteentwicklung, finden wir im Erdgeschoß in der Mitte das Hauptportal, daneben rechts und links je zwei Fenster. Vor das erste Fenster zur Rechten und Linken stellt sich je ein Seitenportal, das mit seinem Wimperg bis zum Scheitel des hinter ihm liegenden Fensters reicht. Im zweiten Stockwerk öffnet sich über dem Hauptportal ein größeres Fenster, welches das Mittelschiff mit reichem Lichte erfüllt.

---

[1] Mehr noch als der Straßburger Façade gleicht die Kölner der freilich bedeutend kleineren Façade der jetzt zerstörten Kirche Ste. Nicaise zu Rheims (Viollet le Duc, Dictionnaire de l'architecture, III. p. 391). Auch dort steht die Portalanlage in einem selbständigen Verhältnisse zum Aufbau der höheren Theile, auch dort zeigen sich die oberen Theile der Fenster hinter den Portalwimpergen. Der eigentliche Thurmbau beginnt in Ste. Nicaise wie in Köln erst über dem Abschluß des zweiten Stockwerkes, und die vier Eckpfeiler, die das Thurmachteck vorbereiten und begleiten, sind an beiden Kirchen in zwei große Abtheilungen getheilt. Überhaupt muß die Kölner Hütte in enger Beziehung zu Rheims gestanden haben, was unseres Wissens bis jetzt wenig betont worden ist. Rheims lag in der Mitte des kürzesten Weges von Köln nach Paris, und im Mittelalter stand Köln, wie gesagt, in regem Verkehr mit der alten Hauptstadt des französischen Reiches. Gehen wir auf die architektonische Verwandtschaft der Bauhütten von Köln und Rheims ein, so ist der Aufbau des Kölner Strebesystems dem von Rheims weit ähnlicher, als dem von Amiens (Viollet, II. p. 318; I. p. 17, verglichen mit Schmitz [Dom von Köln, Lief. 22, Blatt 1 u. 2]. Dagegen Amiens [Viollet, II. p. 329]. Man beachte besonders, wie die Engel in den Lauben der Chorstrebepfeiler in Köln offenbar aus Rheims stammen). Die Triforien von Amiens (Viollet, IX. p. 257 u. p. 291) befolgen ein ganz anderes System, als die von Köln, für die man in Rheims viele ihnen ganz gleiche Bildungen findet (Gailhabaud, Baukunst, IV.). Der Wimperg über dem Hauptportal von Köln (Schmitz, Dom, Lief. 4, Blatt 1 u. 2, und Lief. 8, Blatt 3) erinnert mit seinen Fialen sehr an den von Rheims. Auch die zahlreichen Statuen an den Thürmen zu Köln finden in Rheims ihr Vorbild.

Neben ihm fanden sich, wie neben dem Hauptportale, zu beiden Seiten je zwei Fenster für die beiden Thurmkapellen über den Nebenschiffen der Vorhalle. Unter dem Fuße dieser fünf Fenster ist die Triforiengallerie, die den ganzen Dom umzieht, durch Blendarkaden angedeutet. Über den beiden untern bis dahin besprochenen Stockwerken, welche die Kirchenfaçade bilden, endet der Mittelbau mit dem glänzend verzierten Giebel des Mittelschiffes. Zu beiden Seiten des Giebels treten dann die Thürme selbständig heraus. Im dritten Stockwerk bleiben sie noch quadratisch, im vierten setzen sie in's Achteck um und im fünften enden sie mit der luftigen Helmpyramide.

Die Summe des ersten und zweiten Stockwerkes der Façade beträgt weniger als die des dritten und vierten, und diese wird wiederum übertroffen von der Höhe des Helmes, denn er ist für sich allein so hoch, wie die Mittelgiebel der drei Façaden im Westen, Süden und Norden des Domes.

Gehen wir nach dieser allgemeinen Beschreibung mehr auf das Einzelne ein, so ist der ganze Aufbau durch die Entwicklung der Thurmpfeiler bedingt. Wie schon gesagt, zeigen sich an der Façade sechs Thurmpfeiler, vier große und zwei kleinere, je zwei größere und je ein kleinerer für jeden Thurm. Zwei der großen Thurmpfeiler bilden die Ecken der Façade, die beiden andern nehmen das Hauptportal zwischen sich. Die zwei kleinern Pfeiler stehen zwischen den Seitenportalen und den beiden sichtbaren Fenstern des untern Stockwerkes. Sie steigen bis über das zweite Stockwerk hinauf, lösen sich vor dem Fenster des dritten Stockes von der Mauermasse ab und verschwinden. Die vier großen Strebepfeiler gehen nun allein weiter. Je zwei von ihnen haben im dritten Stockwerk ein Thurmfenster zwischen sich genommen, aber sie fangen schon an, die feste Geschlossenheit zu verlieren, die sie in den beiden untern Stockwerken bewahrten, und sie zieren sich mit zahlreichen Fialen, die aus ihren Seiten hervortreten. Im vierten Stockwerk lösen sie sich vom Kern des Thurmes ab, derselbe verliert so die vier Ecken seines quadratischen Grundrisses und wird achteckig. Der achteckige Kern jedes der beiden Thürme scheint nun mit seinen vier gewaltigen Fialen, von denen jede für sich allein als Thurm gelten könnte, einen Wettstreit einzugehen, wer am leichtesten aufsteige und wer zuerst die Spitze erreiche. Darum sind die acht Fenster dieses achteckigen Oberbaues so weit, so luftig, darum verschmähen sie die Verglasung. Das leichte Gewölk und das Blau des Himmels sieht durch sie hindurch, und

die Sonnenstrahlen dringen ungebrochen in's Innere. Über ihnen entfaltet die Gothik all' ihre Pracht. Es ist, als ob sie all' ihre Erfindungsgabe zusammennähme, um ihr letztes Werk, das sie einleitet mit allem Glanz, mit aller Pracht aufsteigen zu lassen. Über den acht Fenstern jedes der beiden Thurmoctogone erheben sich acht reiche Wimperge, zwischen denen acht noch reichere Fialen aufsteigen, um die sich die vier prächtigen Ausläufer der vier großen Thurmpfeiler stellen. In der Mitte zwischen all' diesen aufsteigenden Thürmen und Thürmchen erhebt sich langsam der majestätische Helm. Anfangs steigt er ruhig und gemessen empor, bald überholt er alle die Thürme und Fialen, die sich um seinen Fuß drängten. Leicht wächst er hinan in die schwindelnde Höhe, indem er mit jedem Fuß seinen Schritt beschleunigt. Der spröde Stein hat von seiner Härte und Schwere nur so viel behalten, als nöthig ist, um den Stürmen zu trotzen, die ihn dort oben umtosen, und um die Kreuzesblume zum Himmel emporzuheben, in der er und mit ihm der Dom endet. Das riesige Gotteshaus begann unten mit dem Kreuzesgrundriß, den die Granitblöcke seiner Fundamente in den Schooß der Erde einprägten; es hob sich empor auf Säulen und Fialen, die in Kreuzesform gebildet sind; es endet auf allen Spitzen, besonders oben auf den Thürmen, mit einer leichten Blume, die dem heiligen Kreuze ihren Namen entlehnt. Weit öffnet sie ihren Kelch, als ob sie ihren Wohlgeruch, wie Weihrauchsopfer, emporsenden wollte zum Himmel, und als ob sie warte auf den Thau der Gnade, die von oben auf sie herabsteige zum Wohle der Menschheit, deren Vertreter unten im Dome beten.

Senkt sich der müde Blick aus der luftigen Höhe zur heimathlichen Erde, dann begegnet er an den Thürmen zahlreichen Gestalten der Engel und der Heiligen, deren Geist jenen Kreuzesblumen glich und gleicht, weil auch er himmelwärts gestellt war auf Gott, und Gottes Gnade in sich aufnahm und fruchtbar machte. Von Blume zu Blume, von Fiale zu Fiale, von Gesimse zu Gesimse steigt das Auge herab, und das Bauwerk wächst und nimmt zu an Breite und Tiefe. Es gleicht dem Strome, der abwärts fließt. Wie er sich zuletzt in's Meer ergießt und sich dort verliert, so stützt sich der Dom auf den weiten Erdboden, in dem er seine Grundfesten verbirgt. Wie aber das Meer an der Mündung der Flüsse dem Schiffer seine gastlichen Häfen bietet, so öffnen sich am Fuße der Thürme die drei Portale, die uns einladen, einzutreten in die Kirche, den Hafen des Heiles.

Fragen wir nach dem Gesammteindruck der Façade und nach ihrem kunsthistorischen Werthe, so wird die Antwort verschieden ausfallen, je nachdem wir sie allein betrachten oder sie mit anderen gothischen Bauten vergleichen.

An und für sich betrachtet ist sie ein gewaltiges, ein großartiges, ein schönes Werk. Es ist leicht zu begreifen, daß alle Diejenigen, die nur diesen Dom sahen, voll sind von seiner Herrlichkeit, und daß sie ihn mit Boisserée als ein unübertreffliches Werk ansehen, als die höchste Leistung der Gothik. Wer sollte nicht das Genie des Meisters bewundern, der diesen Steinmassen solches Leben gab, der Einheit und Vielheit in solcher Weise bei ihnen paarte! Es pulsirt in dieser Façade. Wie das Blut weiterdrängt, immer weiter und weiter, bis es sich in den kleinsten Äderchen verliert, so drängt die aufsteigende Bewegung, die über den ganzen Bau ausgegossen ist, vorwärts. Diese Bewegung nach oben ist der einheitliche Gedanke, der Alles beherrscht. Ihr ist die Vielheit der zahllosen Leisten, Wimperge, Fialen, Fenster, Fensterblenden und Gallerien dienstbar, ihr unterwirft sich selbst das Maßwerk mit all seinem geometrischen Formenspiel. Gerade weil der Gedanke des Aufsteigens, der Verticalismus und die Idee der Thurmpyramide so entschieden betont ist, weil sie sich nicht (wie z. B. in Rheims) verbirgt, sondern, fast möchte man sagen, mit rücksichtsloser Offenheit und Klarheit sich darstellen will, darum sind viele Einzelnheiten hier zweckdienlich, passend und schön, die an anderen Orten stoßen würden. Wer fände es nicht geschmacklos, auf eine schiefe Ebene Thürme zu stellen, von denen man jeden Augenblick fürchten muß, sie möchten herabgleiten? Hier stehen Fialen auf den abfallenden Seiten der Portalwimperge, und sie beleidigen nicht, weil sie hinaufzeigen und emporziehen. Sonst verlangte eine Gallerie einen geraden horizontalen Abschluß, hier erhalten die Gallerien über den oberen Stockwerken (II. III. IV.) noch eine aufsprossende Bekrönung. Selbst das Maßwerk wird in die aufsteigende Bewegung hineingezogen, denn wir finden in den Fenstern fast nur Vierpässe und die Füllungen der Wimperge sind pyramidal geordnet. Sonst verlangten die Gesetze der Schönheit, daß die horizontalen Linien den verticalen die Wage halten, sich ihnen wie Satz und Gegensatz entgegenstellen, und das thun sie im Innern des Domes. Hier an der Façade scheinen die horizontalen Linien nur da, um von den verticalen durchbrochen, überwunden und überholt zu werden. Selbst das Überwuchern des Details, das Verschwinden der großen Linien stößt

nicht, weil der Baumeister Alles seinem Zwecke unterordnet und die gewaltigen Massen der Thurmpfeiler gliedern muß. Die Façade ist und bleibt also schön, weil an ihr die Gesetze der Schönheit: Einheit und Vielheit, richtiges Verhältniß zwischen Zweck und Mitteln, Aufstellung und Vermittlung von Gegensätzen, befolgt sind.

Anders dürfte sich jedoch wohl das Urtheil bilden, wenn man zum Vergleichen übergeht. In diesem Falle kann das Lob, das bis vor zehn, zwanzig Jahren ganz Deutschland erfüllte und das in anderen Ländern, besonders in England, begeistertes Echo fand, nicht mehr aufrecht gehalten werden. Wir wiederholen es, die Westfaçade des Domes von Köln ist schön, sie ist ein bewunderungswürdiges Werk, vor dem man sich um so lieber beugt, je eingehender man es studirt, aber die schönste Façade der Welt ist sie nicht. Alle Jene, die für den Dom begeistert sind, werden nicht müde, die Worte zu citiren, welche Kugler in seinen ersten Schriften niederlegte. Aber in seiner Geschichte der Baukunst, die er mit gereifterem Urtheile verfaßte, ist sein Lob sehr abgeschwächt, denn er schreibt dort (III. Seite 225): „Der Gesammteindruck hat etwas Unfreies, es fehlt ihm etwas, um in völlig klarer Würde wirken zu können. Am Portalbau bleibt die Tautologie der Formen unschön, der offene Oberbau der Thürme wird einer rein naiven Wirkung fern bleiben.“ In ähnlicher Weise urtheilt Schnaase (2. Aufl., IV. Seite 222 ff.): „Die gesteigerte Bewunderung, die man der Façade, als der höchsten, unübertroffenen Leistung des gothischen Stiles, gezollt hat, möchte sich schwerlich erhalten. Ein reifes Erzeugniß dieses Stiles ist sie allerdings, aber ein vielleicht schon zu reifes, mehr aus bewußter Consequenz als aus frischer, künstlerischer Anschauung hervorgegangenes. — Die ganze Ausführung ist klassisch. Aber freilich auch nicht mehr als das. Die Lebensfülle, die Unmittelbarkeit der Erfindung, welche den Schöpfungen des frühgothischen Stiles so großen Reiz verleiht, tritt uns hier nicht entgegen. Aber auch diese Mängel sind allerdings nicht von der Art, um uns den Genuß an der gewaltigen Composition zu verkümmern. Sie wird eine der schönsten architektonischen Zierden Deutschlands werden.“

3. Baugeschichte.

Die Bauten an der Kölner Façade begannen in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts, und obwohl das Mittelalter ein volles Jahrhundert (circa 1360—1460) am südlichen Thurm baute, konnte es ihn

doch nur bis zum Anfange des dritten Stockwerkes emporführen. 1447 wurden die Glocken im zweiten Stocke aufgehängt. Um diese Zeit (1463) arbeitete man auch am Nordthurme, wie an der Außenwand die Fischblasen und die geschweiften Bogen der Fialen beweisen, im Innern aber die Trümmer, die man im Mauerwerk fand. Bald nachher scheint man den Thurmbau verlassen zu haben, um nur noch etwas Weniges am Langhause zu thun. Dann ruhte der Dombau fast 400 Jahre lang. Bei Wiederaufnahme der Arbeiten wurden Stimmen laut, welche den Ausbau der Thürme mit dem der Kirche in gleichem Schritte betrieben sehen wollten. Zwirner widersetzte sich mit Recht diesem Ansinnen, indem er ausführte, wie Vernunft und Klugheit verlangten, die Kräfte nicht zu zersplittern und erst nach Vollendung der Kirchenschiffe den Oberbau der Thürme in Angriff zu nehmen. Nur der Nordthurm müßte bis zur Höhe des Hauptschiffes aufgeführt werden, um den Gewölben im Westen zur Stütze zu dienen. Bei näherer Untersuchung der unteren Theile dieses Thurmes fand sich, daß nicht einmal seine Fundamente vollendet seien, und daß die aufgeführten Mauertheile in den 400 Jahren, in denen sie allen Einflüssen der Witterung ausgesetzt waren, so gelitten hatten, daß man einen großen Theil derselben abnehmen und neu aufsetzen müsse. Zwirner begann den Abbruch. Kein Mensch zweifelte daran, er werde sich beim Wiederaufbau mit der ängstlichsten Genauigkeit dem alten Muster anschließen, das er unter Händen und vor Augen hatte. Der erste Paragraph der von der höchsten Stelle bestätigten Statuten des Dombauvereines besagte ja, die katholische Kathedral-Domkirche von Köln solle nach dem ursprünglichen Plane fortgebaut werden. Der König und seine Regierung hatten ebenso oft und ebenso laut wie der Erzbischof und sein Kapitel und wie alle Dombaufreunde als Grundprincip der Arbeiten aufgestellt, daß man das Alte restauriren und das Neue nach den Plänen der Alten weiterbauen wolle.

Leider geschah es nicht. Anstatt einen Treppenthurm an den Hauptthurm anzulehnen, wie es der alte Meister beim Baue des Südthurmes gethan hatte, verlegte Zwirner eigenmächtig die Treppe in einen der großen Eckpfeiler des Thurmes und verletzte so technische, ästhetische und historische Rücksichten: *technische* Rücksichten, weil Zwirner, entgegen den Ansichten und Plänen der früheren, so erfahrenen gothischen Baumeister, die Solidität der Unterlage des kolossalsten menschlichen Bauwerkes durch Aushöhlung eines Eckpfeilers beeinträchtigte; *ästhetische*

Rücksichten, weil er dadurch die Symmetrie zwischen Nord- und Südthurm störte, das Grundgesetz der Gothik, die jedem Theile seine Function läßt und demgemäß Thurmpfeiler und Treppenhaus von einander schied, unnöthig verletzte und den Eckpfeiler, das Symbol der Stärke, durch Fensterluken ausgehöhlt und geschwächt hinstellte; historische Rücksichten, weil er vom Plane der alten Meister abwich. Kapitel und Erzbischof protestirten, zahlreiche Dombaufreunde stimmten dem bei, die tüchtigsten Sachverständigen erhoben ebendafür ihre Stimme in Fachschriften des In- und Auslandes. Aber Alles war vergebens; es blieb bei der Änderung der alten Pläne. Wir wissen nicht, wie viel die protestantischen Zeitungen dazu beitrugen; denn sie nahmen eifrig Partei für Zwirner und brandmarkten die Opposition der Katholiken gegen seine eigenmächtige Veränderung der alten Pläne als ein Parteimanöver, um einen katholischen Baumeister an die Stelle des protestantischen zu setzen. So mußten die Katholiken sich 1857 im paritätischen Preußen abfertigen lassen, als sie für den stilgerechten Ausbau ihres Domes auftraten.

Zwirners Nachfolger, Voigtel, wie er Protestant, begann einen neuen Versuch, den alten Plan in einem wichtigen Stück zu verlassen. Es war der vierte seit etwas mehr als zwanzig Jahren. Von kleinern Abweichungen reden wir nicht. Es handelte sich darum, die Anlage des großen Mittelfensters der Façade zu ändern. Dießmal erhielt die Opposition, deren Führer wiederum der Vertreter der Interessen des Domes, Herr A. Reichensperger, war, in Berlin Recht.

Es wäre zuletzt noch Einiges über die Anlage des vierten Stockwerkes und über den Aufbau des Thurmhelms zu sagen; doch die Klage über kleine Einzelheiten muß verstummen, wo eines der großartigsten Werke der Architektur, einer der herrlichsten gothischen Dome nahezu vollendet vor uns steht, ein Symbol jener Einheit und Größe, welcher Deutschland in dem rauhen Kampfe der Gegenwart hoffend und sehnend entgegenharrt. Den hohen fürstlichen Protectoren des Domes hat Köln und Deutschland bereits in glänzender Festfeier gehuldigt. Es ziemt sich aber auch, dankbar der Männer zu gedenken, welche durch ihren geistigen Einfluß die Vollendung des großen Werkes angeregt, belebt und gefördert haben: Sulpiz Boisserée, August Reichensperger, Cardinal von Geissel, Erzbischof Paulus von Köln.

Möge der Allgütige den Tag beschleunigen, wo auch das katholische Deutschland, wo auch die Kirche ganz und ungetheilt sich dieses Werkes

freuen kann, das zunächst ihr gehört, das ihrem Geiste entstammt, ihrem Gottesdienste geweiht, ein Abbild ihrer Schönheit und Majestät ist: denn sie ist der hohe Wunderbau

„So reich und groß, voll Gotteswürde,
Und wiederum voll menschlich milder Zierde,
Wie Gottes Hand nur bauen kann.
Der raget ewig jung und doch so altergrau,
Und seine weiten Hallen reichen
Durch alle Länder, sonder Gleichen,
Aufsteigend in des Himmels Blau.
Und drinnen in den Hallen wohnen
Die Fürsten und die Nationen
In Bruderlieb' und Einigkeit,
Gehorchend dem Gesetz, den König ehrend,
Die Guten schützend und den Bösen wehrend,
Wie Gottes Ordnung es gebeut."

Stephan Beissel S. J.

Die irische Frage.

(Fortsetzung.)

II.

Die Geschichte Irlands seit den Tagen, da der Brite zuerst seinen ehernen Fuß auf die Grüne Insel setzte, ist mit Blut und Thränen geschrieben. Gleich der erste Act der englischen Herrscher in Irland war ein großartiger Raub am irischen Volke. Wenige Wochen nach seiner Landung in Irland (1172) vertheilte Heinrich II. die ganze Insel unter zehn Engländer, obwohl noch nicht der dritte Theil derselben erobert war. Von da an folgen sich Confiscationen, Beraubungen, Hinmetzelungen und Gewaltthaten jeder Art in langer ununterbrochener Kette. Eigenthum und Leben der Irländer waren völlig schutzlos der Willkür der englischen Eroberer preisgegeben. Jede Beschwerde vor Gericht wurde abgewiesen, sobald feststand, daß der Kläger ein reiner Irländer und nicht von freiem Geblüt sei, ein Vorrang, der sich nur auf wenige Familien beschränkte.

Ganz besonders aber begannen für Erin die Tage bittern Wehes, seitdem England vom katholischen Glauben abfiel und nationaler Haß und

religiöser Fanatismus sich die Hand reichten, um das der Kirche treu gebliebene Irland zu bedrücken. Die Triumphe, welche protestantische Toleranz auf der Insel der Heiligen gefeiert, stellen alle Fabeln von den Blutthaten der Inquisition in Schatten. Aus zahlreichen zeitgenössischen Urkunden geht hervor, daß man in England die Absicht hegte, die katholische Kirche in Irland mit Gewalt zu vertilgen, und den Entschluß faßte, das irische Volk mit Stumpf und Stiel auszurotten, da es nicht gelang, dasselbe seinem Glauben untreu zu machen. Die Metzeleien, welche unter Elisabeth, Jakob I., Karl I., und besonders unter Cromwell Irland mit dem Blute seiner Kinder tränkten, finden ihresgleichen kaum in den Annalen der christlichen Völker. Selbst die Mißhandlungen und Deportationen der Polen unter der russischen Gewaltherrschaft sind, so schrecklich sie auch klingen mögen, schwache Schattenbilder gegen die Blutbäder, welche die protestantischen Eroberer in Irland anrichteten. Um seinen Untergang zu beschleunigen, wurden die Empörungen des zur Verzweiflung getriebenen Volkes nicht nur gerne gesehen, sondern sogar künstlich unterhalten und angeschürt, weil sie Gelegenheit boten, die „irischen Feinde“ mit eiserner Faust niederzuschmettern und die Sklavenketten noch strammer und enger anzuziehen. Auch die Hungersnoth wurde als Bundesgenosse im Vernichtungskampf herbeigerufen. Planmäßig wurde in vielen Districten die Ernte Jahr für Jahr vernichtet, bis der schönste Theil der Grünen Insel durch Hunger und Elend nahezu entvölkert war. „Kein Schauspiel,“ sagt der englische, protestantische Geschichtschreiber Morrison, „war häufiger, als in den Gassen der Städte, besonders in den verheerten Landstrichen, ganze Haufen dieses unglücklichen Volkes, der Iren, todt umherliegen zu sehen, den Mund noch grün gefärbt von den Nesseln, Ampfern und all dem, was sie immer aus dem Boden reißen konnten.“ Von der Provinz Munster entwirft Spenser gegen Ende des 16. Jahrhunderts folgende Schilderung: „Obwohl dieß noch vor anderthalb Jahren eine sehr fruchtbare und blühende Landschaft war, reich an Korn und Vieh, so sind ihre Bewohner doch seitdem in solches Elend gerathen, daß auch ein Herz von Stein sich darob erbarmen möchte. Aus den Winkeln der Wälder und Gebirgsschluchten kommen die Unglücklichen auf allen Vieren hervorgekrochen; denn ihre Beine können sie nicht mehr tragen, sie sind bloße Skelette; ihre Stimmen klingen hohl wie von Gespenstern aus dem Grab, sie nähren sich von Aas und sind glücklich, wenn sie solches finden; ja sie werden einander bald selbst aufessen, denn sie scharren die Leichname aus den Gräbern, und Wasserkresse oder Klee verschlingen sie wie Lecker=

bissen. Kurz, nichts mehr ist vorhanden, und in einer volkreichen und fruchtbaren Landschaft sind plötzlich weder Menschen noch Thiere zu sehen."

Mit diesen Greuelscenen gingen beständig Ausplünderungen, Beraubungen und Confiscationen im Großen und im Kleinen Hand in Hand. Zu Tausenden von Morgen wurde der Boden den rechtmäßigen Eigenthümern entrissen und an englische Höflinge oder Krieger vertheilt, bis endlich die letzte große Confiscation unter Wilhelm III., die allein über eine Million Acker[1] betrug, Irland fast buchstäblich zu einer „britischen Besitzung" machte.

Doch trotz Hunger und Elend, trotz Gewaltmaßregeln und Hinschlachtungen wollte das irische Volk sich nicht vernichten lassen. Zäh hielt es an seiner Religion und seinem Land. Ja in dem Maße, als sich Verfolgung und Bedrückung mehrte, schien auch seine Liebe zu seinem Glauben und seinem heimathlichen Boden zu wachsen, wie der irische Nationaldichter Th. Moore so schön singt:

> „Nein! das Strömen deines Blutes, deiner Ketten dumpfer Ton,
> Machen, Irland, nur dich theurer, schmerzlich theurer deinem Sohn,
> Dessen Herz, gleichwie das Junge in des Wüstenvogels Nest,
> Liebe trinkt aus jedem Tropfen, der sich deiner Brust entpreßt."

Um zu dem Ziele zu gelangen, das man durch brutale Gewalt nicht zu erreichen vermochte, mußte man einen andern Weg einschlagen. Man verhängte deßhalb seit der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts über Irland ein raffinirtes System socialer und religiöser Knechtung, das bestimmt war, die Sklaverei der Iren zu verewigen und von dem man nicht glauben sollte, daß ein christliches Volk es ersonnen. „Es war," sagte einst Edmund Burke von diesem ‚irischen Strafcodex' im englischen Parlamente, „eine scharfsinnig erfundene, auf's Künstlichste ausgeführte und für die Unterdrückung, Verarmung und Erniedrigung eines Volkes, ja selbst für die Entwürdigung der menschlichen Natur desselben so gut berechnete Maschine, als wohl selten eine aus der verkehrten Genialität eines Menschen hervorgegangen ist." Hier nur eine kleine Blumenlese aus den Bedrückungsmaßregeln, mit denen man die „Schwester-Insel" von England aus heimsuchte[2]. Obwohl die weit überwiegende Mehr-

[1] Ein Acre = $^2/_5$ Hektar (40 467 Aren).

[2] Wir entnehmen dieselbe zum Theil dem Werke Daniel O'Connells, Irlands Zustände alter und neuer Zeit. Deutsch von Dr. E. Willmann. Bd. I. Regensburg 1843. Der Verfasser beweist alle seine Angaben durch eine große Menge

heit des Volkes der katholischen Kirche die Treue bewahrte, mußte Irland doch bis in die neueste Zeit eine fremde verhaßte Hierarchie mit den Pfennigen der Armen reich dotiren. Die Ausübung einer katholischen kirchlichen Jurisdiction wurde mit Deportation bestraft. Kehrte ein deportirter oder ausgewiesener Bischof, Priester oder Ordensmann in seine Heimath zurück, so wurde er gehängt oder geviertheilt; auf seinen Kopf waren, wie auf den eines Wolfes, fünf Pfd. St. gesetzt. Nur verstohlen im Dunkel der Nacht konnten die katholischen Geistlichen, von Hütte zu Hütte eilend, den Kranken und Sterbenden die letzten Tröstungen der heiligen Religion bringen. Gott allein kennt die Zahl der opfermuthigen Welt- und Ordenspriester, denen ihr heiliger Beruf das Leben gekostet. Um die Katholiken in Unwissenheit zu erhalten oder zum Besuch protestantischer Schulen zu nöthigen, wurde unter schwerer Strafe verboten, daß ein Katholik Unterricht ertheile oder seine Kinder zur Erziehung in's Ausland schicke. Nahm ein Katholik, mochte er noch so jung sein, öffentlich oder privatim bei einem andern Katholiken Unterricht, so verwirkte er sein ganzes gegenwärtiges und zukünftiges Vermögen. Das Gesetz erklärte ferner jeden Katholiken für unfähig, eine Offiziersstelle zu bekleiden oder ein mit Einkünften verbundenes Staatsamt zu versehen. Kein Katholik hatte actives- oder passives Wahlrecht zum Parlament; keiner durfte Richter, Mitglied des großen Geschworenengerichtes, Sheriff, Untersheriff, Anwalt oder Rentmeister eines Rittergutes, ja nicht einmal Jäger bei einem Privatmanne werden. Das Waffentragen war ihnen ebenfalls untersagt. So waren die Katholiken völlig schutz- und rechtlos ihren geschworenen Feinden überantwortet.

Nicht minder drückend waren die Gesetze, mit denen man im Interesse Englands Handel und Industrie in Irland niederzuhalten wußte. Seit der Mitte des 17. Jahrhunderts schien sich ein blühender Handel zwischen Irland und den englischen Colonien in Amerika bilden zu wollen. Da wurde auf das Drängen englischer Kaufleute im Jahre 1663 das Verbot erlassen, europäische Produkte in eine englische Colonie einzuführen außer aus England und auf Schiffen, die in England gebaut und mit Engländern bemannt waren. Diese Verordnung wurde im Jahre 1696 noch durch das Verbot verschärft, Waaren aus den Colonien direct nach Irland einzuführen. Um dieselbe Zeit wurde zu Gunsten

---

von Zeugnissen aus Urkunden und aus protestantischen, meist englischen Geschichtschreibern.

der englischen Grundbesitzer, welche sich über die irische Concurrenz beklagten, durch das Verbot, Vieh, gesalzenes Rindfleisch, Käse und Butter aus Irland nach England einzuführen, die Viehzucht, eine Haupterwerbsquelle der Irländer, ruinirt. Nun wandten sich diese zuerst der Schafzucht, später auch der Wollen- und Linnenindustrie zu. Aber bald wurden auch diese Erwerbszweige durch Zölle und Ausfuhrverbote vernichtet.

Noch offenkundiger wo möglich als die bisher genannten, trugen die Gesetze in Bezug auf das Eigenthum die Absicht zur Schau, die Katholiken für immer im Stande von Heloten zu erhalten. Kein Katholik durfte ein Grundstück kaufen oder erben oder auf mehr als 30 Jahre pachten. Übertraf das Einkommen eines katholischen Pächters den Pachtschilling um ein Drittel, so durfte ihn jeder Protestant aus seinem Gute verdrängen und für die noch übrige Zeit des Pachtvertrages die Früchte der Anstrengungen seines katholischen Vorgängers genießen. Kein Katholik durfte ein Pferd besitzen, das über fünf Pfd. St. werth war, jedes werthvollere durfte ihm der erste beste Protestant gegen die Entschädigung von fünf Pfd. wegnehmen. Den Katholiken ward ferner das freie Testirrecht genommen. Nach einem Gesetz aus dem Jahre 1703 muß das Eigenthum eines „Papisten" gleichmäßig unter seine Kinder vertheilt werden; nur wenn der älteste Sohn zum Protestantismus übertrat, wurde er vom Augenblicke des Abfalls der unumschränkte Eigenthümer des gesammten väterlichen Vermögens und seinem Vater blieb bloß das Nutznießungsrecht. Dadurch wurde der älteste Sohn förmlich bestochen, sich gegen seinen Vater aufzulehnen und vom Glauben abzufallen. Fiel ein nachgeborenes Kind vom Glauben ab, mochte es auch noch so jung sein, so entzog es sich dadurch auf einmal der väterlichen Gewalt und hatte das Recht, seinen Unterhalt aus dem väterlichen Vermögen zu fordern. In Folge dieser Gesetze kamen die katholischen Familien, wie einst Burke hervorhob, mochten sie auch noch so achtbar und wohlhabend sein, schon in der ersten, jedenfalls in der zweiten oder dritten Generation an den Bettelstab.

So war denn in der That der Ire ein Fremdling in seiner Heimath, ein geächteter Bettler auf dem Erbe seiner Väter geworden! Sollte man sich da wundern, wenn man es auch nicht entschuldigen darf, daß er manchmal, an den Rand der Verzweiflung getrieben, angesichts seines darbenden Weibes und seiner ihn umsonst um Brod anflehenden Kleinen bei den grünen Hügeln seiner Insel blutige Rache schwor, oder daß er sich mit Andern zu Geheimbünden zusammenschaarte und mehr denn

einmal gewaltsam erhob, um dem fremden Bedrücker mit blutiger Münze zu vergelten? Ja wenn man die lange, ein halbes Jahrtausend umfassende Leidensgeschichte Irlands überblickt, so muß man, wie dieß selbst billig denkende Protestanten schon gethan haben, bekennen, daß es sein namenloses Mißgeschick mit „rührender Geduld" getragen. In seiner Ergebung und christlichen Standhaftigkeit ist auch die Wurzel seines zähen Widerstandes zu suchen. Und diese Standhaftigkeit verdankt es seiner Folgsamkeit gegen die Mahnungen und Lehren der katholischen Kirche, die an dem zertretenen Volke das Amt des barmherzigen Samaritans versah, mit ihm Leiden und Verfolgungen theilte und durch ihre mächtigen Gnadenmittel Trost und Hoffnung in die wunden, der Verzweiflung nahen Herzen goß.

Das eben geschilderte Knechtungssystem erhielt sich unversehrt bis zum Jahre 1778. Da wurde endlich zum ersten Male dem irischen Volke eine kleine Abschlagszahlung zu Theil. Es erhielt größere Freiheit in Bezug auf den Eigenthumserwerb. Verliehen wurde ihm aber dieses Recht nicht aus Freundschaft, sondern — aus Furcht. Die Capitulation der Engländer bei Saratoga war nicht nur ein Sieg für die amerikanische Union, sondern auch für Irland. Vier Jahre später, wo England im Kampfe mit Frankreich und Holland seine Herrschaft zur See gefährdet sah und man irischer Matrosen bedurfte, folgte eine weitere Abschlagszahlung: Irland erhielt das Recht, katholische Schulen zu errichten. Eine dritte brachte das Jahr 1792, wo die Flammen der französischen Revolution schon lichterloh vom Continente herüberleuchteten und auch England und Irland zu erfassen drohten.

Von jetzt an folgte in längeren oder kürzeren Zwischenräumen die Beseitigung der übrigen Ausnahmegesetze, aber jedesmal nur, wenn eine Gefahr von außen drohte, oder das Interesse Englands es erheischte, — oder Irland eine drohende Haltung annahm. Wie wenig die allmählich den Katholiken gewährten Erleichterungen aus Wohlwollen hervorgingen, beweisen beispielsweise die große Emancipationsbewegung in den zwanziger Jahren und die Kämpfe, die nöthig waren, um endlich die irische Staatskirche zu Falle zu bringen (1869). Auch heute noch ist übrigens die politische Gleichheit Irlands mit England nicht vollständig verwirklicht. Zudem kam mitten in diese „Gnadenerweise" noch die Unionsacte von 1800, welche die legislative Unabhängigkeit Irlands vernichtete und eine Bewegung in's Leben rief, die wahrscheinlich erst mit der Wiederherstellung des irischen Parlamentes aufhören wird.

Aber wenn auch der gehässige „irische Strafcodex" heute so ziemlich verschwunden ist, so leidet doch auch jetzt noch die Grüne Insel unter einer drückenden ökonomischen Bevormundung, welche ihr Emporkommen nahezu unmöglich macht. Diese traurige Aufgabe besorgt das Verhältniß zwischen den irischen Grundbesitzern und Pächtern, wie es sich von Anfang an unter der britischen Herrschaft entwickelte und bis heutigen Tages erhalten hat.

Hätte die englische Eroberung in Irland eine an die Scholle gebundene, leibeigene Bevölkerung gefunden, wie sie die normännischen Adeligen in England antrafen, die irischen Bauern würden ohne wesentliche Veränderung ihrer Lage in den Besitz ihrer neuen Herren übergegangen sein. Aber die irische Bevölkerung bestand aus freien, von Häuptlingen regierten Clans, welche zumeist Gemeineigenthum an Grund und Boden besaßen. Der Ire blieb deßhalb nach Verlust seines Eigenthums persönlich frei, aber er war zugleich brod- und obdachlos. „In Irland," sagt ein protestantischer Engländer, Mr. Froude, „war der Eigenthümer des Bodens ein Ausländer, welcher das Vermögen der auf seinen Gütern ansäßigen Bauern in seiner Hand und Willkür hatte. Er war von ihnen durch Glaube und Sprache geschieden, er verachtete sie als eine untergeordnete Rasse, mit der er kein gemeinschaftliches Interesse haben wollte. Wäre es ihm verstattet gewesen, sie mit Füßen zu treten und zu seinen Sklaven zu machen, er hätte vielleicht für sie gesorgt, wie er auch für seine Pferde sorgte. Aber sie waren persönlich frei, während ihre Farmen und Wohnungen ihm gehörten, und deßhalb war sein einziges Bestreben darauf gerichtet, den letzten Heller aus ihnen zu erpressen und sie einem Dasein zu überlassen, welches sich kaum über das ihrer Schweine erhob." Eine andere Erwerbsquelle als den Ackerbau besaß die große Masse des irischen Volkes nicht, wie dieß auch heute noch thatsächlich der Fall ist. Es blieb somit, um dem Hungertod zu entgehen, nur die Wahl, entweder auszuwandern oder aber sich auf Gnade und Ungnade unter jeder beliebigen Bedingung dem Grundherrn als Pächter oder Taglöhner zu überantworten. Wer aber die glühende Liebe des Irländers zu seinem Grünen Erin kennt, der wird es leicht begreifen, daß sich die Meisten nur nothgedrungen zur Auswanderung entschließen konnten [1] und deßhalb die große Mehrheit um Pachtgüter

---

[1] Der Refrain eines häufig bei öffentlichen Versammlungen mit großer Begeisterung gesungenen Volksliedes lautet:

bewarb. Der Zudrang zu den letzteren war daher ein sehr starker, so daß die vielfach hartherzigen Eigenthümer die Pächter vollständig in ihrer Gewalt hatten. Die Willkür der Grundherren war so ziemlich das einzige Gesetz, das die Stellung der Pächter regelte. Diese waren deßhalb von jeher und sind noch heute meistens tenants at will, d. h. der Pachtvertrag kann ihnen jeden Tag gekündigt werden und dann haben sie spätestens innerhalb eines Jahres, ja vielfach innerhalb sechs Monaten, die Farm zu räumen. Noch im Jahre 1870 zählte man nach officiellen Erhebungen unter 662 020 Pachtungen 526 628 tenancies at will. Also über 79 Procent der Pachtgüter mit einer Bevölkerung von mindestens 2 500 000 Seelen hängen vollständig von der Willkür der Grundherren ab. Daß bei diesem System, von dem Lord Dufferin selbst einmal im Parlament gestand, dasselbe sei ein unmögliches, welches nach der Strenge des Wortlautes kein Christ anbieten und nur ein Thor annehmen würde, ein Aufblühen des Pächterstandes unmöglich war, liegt auf der Hand. Wer wollte auch sein Capital auf ein Gut verwenden, aus dem er vielleicht morgen, jedenfalls noch bevor er sich für seine Auslagen entschädigt sieht, hinausgewiesen werden kann; und wenn er bei den Wahlen nicht nach der Laune des Grundherrn sein Votum abgibt, wahrscheinlich hinausgewiesen wird? Große Milde von Seiten der Grundherren hätte vielleicht die nachtheiligen Folgen dieses Systems in etwa aufheben können, aber die Zeit, wo die Engländer, nach dem Ausdruck des schon genannten Mr. Froude, mit voller Überlegung Irland in Noth und Elend zu erhalten suchten, liegt noch nicht so fern. Und auch heute noch gibt es, wie der Erzbischof von Dublin unlängst klagte, neben vielen rühmlichen Ausnahmen, manche Grundeigenthümer, welche unter dem Vorwande ihres guten Rechtes sich mit all der Gewalt bewaffnen, die harte Gesetze ihnen zur Verfügung stellen. Auch aus den Reiseberichten der schon genannten Mr. Ch. Russell, Mr. Tuke und Anderer erhellt zur Genüge, daß auch heute noch nicht nur das Verhältniß zwischen Grundeigenthümern und Pächtern in vielen Fällen keineswegs ein befriedigendes ist, sondern daß die von der öffent-

---

I say to you, bull, this is my land,	Ja, ich sage dir, Bull, dieses Land,
Nature's favourite spot,	Der Liebling der Natur, ist mein,
I'd rather be shot,	Und lieber will ich erschossen sein,
Than surrender my rights and my island.	Als vergeben mein Recht und mein Eiland.

lichen Meinung fast gar nicht controlirten Landlords ihre Farmer nicht selten nach Vandalenart behandeln.

Von dem vor einigen Jahren der Rache seiner Pächter zum Opfer gefallenen Lord Leitrim erzählt Mr. Tuke (S. 45) folgenden charakteristischen Zug. Eines Tages ging der genannte Lord an der Farm eines seiner Pächter vorbei und bemerkte, daß derselbe sich an Stelle seiner frühern elenden Höhle eine kleine wohnliche Hütte gebaut hatte, da blieb er stehen und fragte, warum man ihn denn nicht zu Rathe gezogen habe — und sogleich mußte sein Verwalter den Schornstein umstürzen und einen Theil des Daches abreißen, und der Pächter wurde gezwungen, das Häuschen zu verlassen und in seine frühere Wohnhöhle zurückzukehren. — Ganz haarsträubend aber ist, was der jetzige Bischof von Meath, Msgr. Nulty, von einer Begebenheit erzählt, deren Augenzeuge er selbst einst gewesen. Wir wollen hier die ganze Stelle unverkürzt wiedergeben, weil sie uns einen tiefen Einblick in das Verhältniß zwischen den irischen Eigenthümern und ihren Pächtern gewährt.

„Im ersten Jahre unserer Seelsorgsthätigkeit in dieser Diöcese" (Meath), erzählt der hochw. Prälat, „sind wir Augenzeuge einer grausamen Exmission gewesen, deren Erinnerung noch heute unser Herz bluten macht. Siebenhundert menschliche Wesen wurden an einem Tage von Haus und Herd vertrieben und auf die Straße geworfen, und zwar von einem Manne, der vor Gott und den Menschen gewiß weniger Rücksicht verdiente, als der Geringste unter ihnen. Wir erinnern uns sehr wohl, daß um diese Zeit nicht ein Schilling von der Pachtrente rückständig war, mit Ausnahme von einem einzigen Farmer, dessen Charakter und Handlungsweise klar bewies, daß zwischen ihm und dem Agenten volles Einverständniß herrschte. Die Polizeibrigade, die man bei dieser Gelegenheit aufgeboten, um die Herde und Zufluchtsstätten ehrlicher und arbeitsamer Männer zu zerstören, arbeitete bis zum Abend rücksichtslos an ihrer grausamen Aufgabe. Endlich ereignete sich ein Zwischenfall, der etwas Abwechslung in die Monotonie dieser Trauerscene und die von der Brigade angerichteten Verheerungen brachte. Von Schrecken und Entsetzen ergriffen, machten sie plötzlich vor zwei Wohnungen Halt, die sie ebenfalls zerstören sollten. Sie hatten vernommen, der Typhus herrsche darin und verbreite Ansteckung und Tod. Sie baten deßhalb den Agenten, diese Wohnungen noch für einige Zeit zu verschonen. Doch dieser war unerbittlich und bestand auf der Niederreißung der Hütten. Die Gewandtheit, mit der er sich aus der Verlegenheit half, kennzeichnete zugleich seine Herzlosigkeit und die Grausamkeit der Aufgabe, die er zu lösen hatte. Er befahl, Zelte über den Betten der eben im Delirium befindlichen Fieberkranken auszuspannen, und ließ dann sachte und behutsam das Dach abtragen, weil er, wie er sagte, ‚die Unannehmlichkeit und den Lärm einer Untersuchung von Seiten des Richters nicht ausstehen könne'. Ich selbst habe vier von diesen unglücklichen Opfern am folgenden Tage die Sterbsacramente gebracht und hatte mit Ausnahme des Zeltes als Dach nur das Himmelsgewölbe über mir. Zeitlebens werde ich mich der schrecklichen Scenen erinnern, deren Zeuge

ich damals gewesen. Das Wehklagen der Frauen, das Schluchzen, der Schrecken und die Bestürzung der Kinder, die stumme Verzweiflung der ehrlichen und arbeitsamen Männer erpreßten allen Gegenwärtigen Thränen. Mit meinen Augen sah ich die Offiziere und Polizisten, die man herbeibeordert, wie Kinder schluchzen beim Anblick der schmerzlichen Leiden dieser Unglücklichen, die sie niedermetzeln sollten, sobald sie ihnen den geringsten Widerstand entgegengesetzt hätten. Der starke Regen, der gewöhnlich um die Zeit der Herbstnachtgleiche eintritt, goß in Strömen die ganze Nacht herunter und brachte diesen obdachlosen Armen erst recht das Bewußtsein von der schrecklichen Wirklichkeit ihrer Lage nahe. Ich besuchte sie am folgenden Morgen und eilte von Hütte zu Hütte, um zu helfen und zu trösten, wo ich konnte. Der Anblick dieser Männer, Frauen und Kinder, die mir mitten in den Ruinen ihrer Wohnungen entgegentraten — vom Regen durchnäßt, vom Ruße geschwärzt, an allen Gliedern vor Frost und Elend zitternd —, boten das entsetzlichste Schauspiel dar, das ich je in meinem Leben gesehen. Die Grundeigenthümer der Umgegend in einem Umkreis von mehreren Meilen hatten ihren Pächtern die schrecklichste Rache geschworen, wenn sie sich einfallen ließen, aus Mitleid auch nur während einer Nacht diesen Unglücklichen Obdach zu gewähren. Viele dieser armen Schlachtopfer waren nicht im Stand, mit ihren Familien auszuwandern, und daheim war Jedermann gegen sie. Man hatte sie aus ihrem Heim vertrieben und den Geächteten versperrte ihre gesellschaftliche Umgebung den Weg durch das Leben, welchen ihnen die Vorsehung zugewiesen. Was war die Folge davon? Nach vergeblichem Kampf gegen Entbehrung und Krankheit stiegen die Unglücklichen vom Armenhause in's Grab und nach etwas mehr als drei Jahren ruhte schon ein Viertel von ihnen im Schatten des Friedhofs.

Die hier beschriebene Austreibung, deren Augenzeuge ich gewesen bin, darf nicht als eine vereinzelte Thatsache angesehen werden, die bloß an einem abgelegenen Orte vorkommt, wo die öffentliche Meinung sie nicht erfahren und brandmarken kann. Nein, im Gegentheil, jede Grafschaft, jede Baronie, jeder Armenkreis, ja selbst jede Pfarrei der Diöcese hat mit Austreibungen Bekanntschaft machen können, deren Umstände manchmal noch düsterer und empörender sind, als die der eben geschilderten."

Um die schlechten Wirkungen, die das System der tenancies at will schon hervorgebracht, abzuschwächen, hat man darauf hingewiesen, daß die willkürlichen Exmissionen heute verhältnißmäßig selten sind. Aber hierauf hat bereits die Parlaments-Commission von 1845 die Antwort gegeben. „Es ist nicht nöthig," heißt es in dem Berichte derselben, „daß viele solcher Fälle vorkommen; ein einziger Fall in einem Districte genügt, um die Anstrengungen der Pächter bis zu einem unberechenbaren Grade zu lähmen. Denn man kann doch von Niemand erwarten, daß er weitausschauende Verbesserungen anbringe, wenn man

ihn vielleicht schon im nächsten Jahre aus seinem Besitz herauswerfen kann."

Ist das genannte System schon an und für sich für den Aufschwung des Landbaues verderblich, so traten in Irland noch einige erschwerende Umstände hinzu, um es äußerst verhängnißvoll zu machen. Noch heute gibt es Pächter, die ihren Grundherrn, ja selbst deren Hauptagenten nie in ihrem Leben gesehen haben. Ungefähr die Hälfte der Grundeigenthümer, namentlich im Westen, verzehren ihre Renten in London oder auf dem Continent. So sind z. B. gegenwärtig in der Provinz Connaught 427 Eigenthümer mit einem Besitz von 1 111 000 Acker Landes und einem jährlichen Einkommen von 283 000 Pfd. St. (5 660 000 Mark) beständig und auch von den übrigen noch manche einen größeren oder geringeren Theil des Jahres abwesend (absentees). Ganz ähnliche Verhältnisse walten in den übrigen Provinzen ob. So fließt der Reichthum Irlands beständig in's Ausland. Wohl kein tributpflichtiges Volk hat je auf die Dauer solche Summen an das Ausland bezahlen müssen. Außerdem geht aber auch der moralische, hebende Einfluß, den die höheren Stände auf die niederen Volksschichten auszuüben berufen sind, für das Land großentheils verloren und eine Annäherung zwischen Grundeigenthümern und Pächtern wird zur Unmöglichkeit. An Stelle der Grundeigenthümer herrschten nun deren Agenten oder Verwalter wie Paschas auf den ausgedehnten Gütern und suchten den Pächtern den letzten Heller durch hohe Renten zu entwinden. Es lag dieß schon deßhalb in ihrem Interesse, weil in manchen Fällen ihr Gehalt sich nach dem Betrag der einlaufenden Renten richtete. Noch verheerender womöglich als die Agenten wirkten die sogen. Mittelmänner (middlemen). Der Eigenthümer verpachtete sein Gut an den Meistbietenden wie jede andere Waare. Der erste Pächter verpachtet dasselbe ganz oder zum Theil zu höheren Zinsen wieder an Unterpächter bis in's dritte und vierte Glied, so daß der eigentliche Bebauer der Farm nicht selten einen unerschwinglichen Pachtschilling bezahlen muß und nur zu oft in Verschuldung und Noth geräth.

Dieses System der Unterpachtungen zweiten und dritten Grades trägt einen guten Theil der Schuld an der Zersplitterung der irischen Pachtgüter. Sowohl aus den Berichten der Parlaments-Commissionen als aus zahlreichen Zeugnissen irischer Ackerbauer erhellt, daß eine Farm unter 15 Acker nicht auf die Dauer eine zahlreiche Familie zu ernähren vermag, da der Pächter gar keine Nebenerwerbsquelle besitzt. Der ge-

ringste Mißwachs macht daher den Bauer zahlungsunfähig und stürzt ihn in Schulden und Noth. Nun gibt es aber zahlreiche Pachtgüter, welche den genannten Umfang gar nicht erreichen, ja sogar bloß sich auf fünf oder noch weniger Acker belaufen. Im Jahre 1878 zählte Connaught allein 70 775 Pachtgüter unter 15 Acker, während bloß 33 470 diesen Betrag überstiegen. In ganz Irland war im genannten Jahre die Zahl der Pachtgüter unter 15 Acker 280 000.

Theilweise war diese Zersplitterung der Farmen eine Folge des Wahlrechtes, das man im Jahre 1793 allen Vierzig-Schilling-Freisassen, auch den katholischen, ertheilte. Seit dieser Zeit lag es im Interesse der Grundeigenthümer, zur Erhöhung ihres politischen Einflusses recht viele Pächter auf ihren Gütern zu haben, um über zahlreiche Wahlstimmen verfügen zu können. Durch die Emancipation von 1829 wurde dieses Recht wieder aufgehoben und jetzt erfolgte nun für einige Zeit der umgekehrte Proceß. Die kleinen Pächter wurden auf die Straße geworfen und ihre Farmen als Wiesenland oder Jagdgebiet verwendet. Trotzdem ist bis heute zum Schaden der Bauern sowohl als der Grundeigenthümer die Zersplitterung des Bodens eine sehr große.

Ein anderer Übelstand, der sehr viel zur Fortdauer der Noth unter der irischen Landbevölkerung beitrug, bestand darin, daß der Pächter bei einer Exmission keine Entschädigung für die von ihm angebrachten Verbesserungen verlangen konnte. Während in Schottland und England, wie in den meisten Staaten auf dem Continent, der Grundeigenthümer alle größeren Auslagen für die Instandhaltung der Farm zu bestreiten hat, muß in Irland bis heutigen Tages der Pächter selbst alle Unkosten tragen. Er hat für Wohnung, Umzäunung, Drainirung u. s. w. zu sorgen, ist aber nicht verpflichtet, irgendwelche Reparaturen anzubringen. Sehr viele Güter sind auf diese Weise durch die Anstrengung der Pächter entstanden oder um das Drei- und Vierfache im Preise gestiegen. Das Herrengut von Ferney haben die Pächter von einem jährlichen Werth von 3000 auf den Werth von 50 000 Pfd. St. gebracht. Es sollte nun scheinen, alle diese von den Pächtern auf ihre eigenen Kosten angebrachten Meliorationen seien nach naturrechtlichen Begriffen ihr unzweifelhaftes Eigenthum, wofür sie bei einer gezwungenen oder freiwilligen Räumung gebührende Entschädigung verlangen dürften. Doch das englische Gesetz erkannte kein solches Recht auf Entschädigung an. Waren Verbesserungen angebracht worden, so erschien der Agent und verlangte eine dem neuen Werth entsprechende Erhöhung

des Pachtschillings. Wurde diese verweigert, so erfolgte die Ausweisung ohne jegliche Entschädigung für die gemachten Auslagen. Was blieb da dem irischen Bauer, der sich nun einmal auf seinem Boden behaupten und die Frucht seiner Anstrengungen selbst ernten wollte, als sich auch den exorbitantesten Pachtschilling gefallen zu lassen und so für sein eigenes Capital Zinsen zu bezahlen. Hier nur ein Beispiel aus jüngster Zeit. „Ein ziemlich wohlhabender Mann in der Stadt (Glenties)," erzählt Mr. Tuke, „sprach sich sehr heftig gegen die ungerechte Erhöhung des Pachtzinses wegen Urbarmachung des Sumpflandes aus. Zum Beweise erzählte er mir, was ihm selbst widerfahren sei. Vor einigen Jahren hatte er ein Stück Moorgrund gepachtet, dasselbe drainirt, umzäunt und angebaut, so daß die Wildniß bald in eine prächtige kleine Farm umgeschaffen war. Der Pachtzins belief sich Anfangs auf vierzig Mark jährlich; doch bald, nachdem das Land urbar gemacht war, wurde er erhöht, und jetzt belaufe er sich — und dieß sagte er mir fast mit Thränen in den Augen — auf das Vierfache vom ursprünglichen Betrag, obwohl der Eigenthümer keinen Heller auf seinen Boden verwendet habe."[1] An der Hand dieses Systems erfolgte eine allmähliche und legale, aber weitumfassende Confiscation irischen Eigenthums von Seiten der englischen Landlords. In einem Land, wo ein solches System herrscht, braucht man fürwahr nicht mehr zu fragen, warum denn ein großer Theil des Bodens noch auf Urbarmachung harre und der übrige sich vielfach in einem Zustande völliger Vernachlässigung befinde. Nicht umsonst hat der Erzbischof von Dublin dieses System die Magna Charta der irischen Bedrückung genannt.

(Schluß folgt.)

Victor Cathrein S. J.

Zur Entwicklungsgeschichte der Apologetik.

VI. Das Zeitalter des Deismus.

Protestantismus, Deismus, Naturalismus oder atheistischer Unglaube: das sind die Phasen, welche der Geist der Verneinung im 16.,

[1] Tuke, S. 21. — Ch. Russell, S. 64.

17. und 18. Jahrhundert der Reihe nach durchlief. Diese Aufeinanderfolge war keineswegs eine zufällige. Nachdem der protestirende Geist einmal das Joch der kirchlichen Auctorität abgeschüttelt hatte, räumte er, wo nicht äußere Hemmnisse sich ihm in den Weg legten, auch bald mit den einzelnen Offenbarungslehren auf, bis er endlich die Offenbarung selbst über Bord warf und nichts als den kalten und kahlen Deismus vom allgemeinen Untergange rettete. Doch nein, auch der Deismus mit seinem in ganz unnahbare Fernen gerückten Gotte konnte nichts mehr denn ein Übergangsstadium bedeuten. Die Proclamirung des Atheismus und die ihr auf dem Fuße folgende große Revolution bildeten den längst vorbereiteten Schlußact der furchtbaren Tragödie, die sich im Herzen Europa's abspielte.

Welche Stellung nahm die christliche Apologetik bei diesem Weltdrama ein? Bildete sie bloß den stummen Zuschauer, oder suchte sie in die Action einzugreifen? Jedenfalls ist es ihr nicht gelungen, die Katastrophe abzuwenden. Aber ebenso wenig hat sie müßig zur Seite gestanden, dem unabwendbaren Geschicke seinen Lauf lassend.

Wir haben uns bereits überzeugt, wie die Vertheidigung des Kirchenthums von den frühesten Anfängen des Protestantismus an die angelegentlichste Sorge der Apologetik war und es auch die folgenden Jahrhunderte hindurch verblieb. Die höchste Entwicklungsstufe, welche dieser Zweig der Apologetik in Bellarmins „Controversen" erreichte, war der Anlaß, auch in den Unterrichtsplan an den höheren Lehranstalten die Theologia polemica aufzunehmen, deren erster, allgemeinerer Theil die Fragen über die Kirche in engem Anschluß an das von Bellarmin geschaffene Vorbild behandelte. Darum haben wir in dieser Periode nur die Vertheidigung der christlichen Offenbarungsthatsache in's Auge zu fassen und dabei vorzugsweise die Bekämpfung des neuen Gegners, des Deismus, zu berücksichtigen.

Gehörten alle in den früheren Perioden vorgeführten Vertheidiger des Christenthums der katholischen Kirchengemeinschaft an, so dürfen wir für den jetzt zu besprechenden Zeitabschnitt nicht absehen von jenen Streitern, welche, wenngleich der Kirche entfremdet, für die Göttlichkeit des Christenthums entschieden in die Schranken traten. Der Kampf gegen den Deismus rief ganze Scharen von ihnen zu den Waffen.

Aber auch schon vor dieser Zeit und ohne die Absicht, nur einer bestimmten Richtung des Unglaubens entgegenzutreten, unternahmen einzelne Protestanten den allgemeineren Nachweis, daß das Chri-

stenthum göttlichen Ursprungs und die einzig wahre Religion sei. Der erste protestantische Apologet dieser Art war Philipp Du Plessis-Mornay. Seine „Abhandlung über die Wahrheit der christlichen Religion“ [1] wurde seiner Zeit mit großem Beifalle aufgenommen. Ohne Zweifel hat die geschmackvolle Darstellung, welche überall den feingebildeten Weltmann erkennen läßt, dem Buche so viele Freunde zugeführt. Allein dem Glanze entspricht nicht überall die innere Gediegenheit, und insbesondere vermißt man eine tiefere Durchdringung der philosophischen Wahrheiten, die Mornay sehr ausgiebig, jedoch „nicht immer mit Glück“ [2], zur Begründung seiner Theoreme heranzieht. — Weit wichtiger für die Entwicklung des in Rede stehenden Theiles der Apologetik ist eine Schrift des bekannten Hugo Grotius, welche zuerst in holländischen Versen abgefaßt war [3], später aber vom Verfasser in lateinischer Sprache bearbeitet wurde [4]. Über den Zweck, welcher ihn bei Abfassung des Werkes leitete, äußert er sich in der Vorrede dahin, daß das Büchlein den Seefahrern während ihrer langen Mußezeit eine nützliche Beschäftigung gewähren solle, dann aber auch in ihrer Hand ein Mittel werde, um auf die Heiden, Muhammedaner und Juden, mit denen sie in fernen Ländern zusammenträfen, in religiöser Beziehung wohlthätig einwirken zu können. Zu diesem Ende habe er die kräftigsten Beweisgründe, sowohl für die Wahrheit der christlichen Offenbarung, als auch für die Unhaltbarkeit der übrigen Religionssysteme, aus den besten Apologeten zusammengestellt. In der That enthält das an Umfang geringe Buch ein mit Meisterhand ausgewähltes Beweismaterial. Die Geschichte der Apologetik muß ihm indessen noch aus einem anderen Grunde ihre Aufmerksamkeit zuwenden. Wir besitzen nämlich in diesem Werke den ersten glücklich durchgeführten Versuch, das Gebiet der Apologetik genau gegen das der Dogmatik abzugrenzen. Grotius verzichtet vollständig darauf, die Wahrheit oder Glaubwürdigkeit einzelner Offenbarungslehren darzuthun; er will einzig den göttlichen Ursprung der christlichen Offenbarung in's rechte Licht setzen. Das Verfahren erregte bei seinen Zeitgenossen Befremden. Indem Grotius in einem

---

[1] Traité de la vérité de la religion chrétienne. Anvers 1580.

[2] So urtheilt selbst der Protestant Heubner (in Ersch u. Gruber, Allgemeine Encyklopädie, Bd. IV. S. 457).

[3] Bewys von den waeren Godsdienst, in Versen gestellt door Hugo de Groot, in sechs Boeken. 1622.

[4] De veritate religionis christianae. Lugd. Batav. 1627.

Briefe an seinen Bruder sich darüber verantwortet, bemerkt er sehr richtig, die Vertheidigung der positiven Lehren des Christenthums gehöre nicht in die Apologetik; denn zuerst sei die Göttlichkeit des Christenthums überhaupt festzustellen: erst dann könne die Wahrheit jener Dogmen erkannt werden, oder vielmehr sie ergebe sich dann folgerichtig von selbst [1]. Den directen Nachweis für die Göttlichkeit der christlichen Offenbarung liefert Grotius im zweiten und dritten Buche, nachdem er im ersten die Grundwahrheiten der Religionsphilosophie (Gottes Existenz, Vorsehung u. s. w.) dargelegt hat. Im zweiten Buche schöpft unser Apologet, um die Einführung des Christenthums in die Welt als That Gottes zu erweisen, aus den von Alters her gebräuchlichen Beweisquellen; das dritte Buch stellt sich die Aufgabe, das Ansehen und die Glaubwürdigkeit der Bücher des Alten und des Neuen Testamentes zu begründen und zu vertheidigen. Die drei übrigen Bücher wenden sich der Reihe nach gegen die Heiden, die Juden und die Muhammedaner, sowohl um deren religiöse Anschauungen zu widerlegen, als auch um die von ihnen gewöhnlich gegen das Christenthum erhobenen Einwendungen zu entkräften. — Mehr als anderthalb Jahrhundert nach dem Erscheinen der Apologetik des Hugo Grotius, die inzwischen in viele europäische und selbst in mehrere orientalische Sprachen übersetzt war, unternahm der Calvinist Jakob Abbadie eine Erweiterung bezw. Umarbeitung der allgemein geschätzten Schrift [2]. An die Stelle der skizzenhaft gedrängten Darstellungsweise des Prototyps trat eine mehr rednerische Ausgestaltung. Sodann wurden wirkliche oder vermeintliche Lücken ausgefüllt. In letzterer Beziehung wurde es verhängnißvoll, daß Abbadie auch die Vertheidigung der einzelnen Dogmen, welche Grotius principiell ausgeschlossen hatte, wiederum in die Apologetik hereinzog. Da sein Buch ein volles Jahrhundert in größtem Ansehen stand, so trug es natürlich nicht wenig zur Verwirrung bei, welche bezüglich der Abgrenzung des apologetischen Gebietes fort und fort herrschte.

Den apologetischen Werken allgemeinerer Natur haben wir noch ein anderes anzureihen, welches nicht, wie die bisher genannten, einen Protestanten, sondern einen katholischen Bischof zum Verfasser hat. Die Demonstratio evangelica [3] des Bischofes von Avranches, Peter Da-

[1] Grotii epistolae quotquot reperiri potuerunt. Amstel. 1687. fol. 760.
[2] Traité de la vérité de la religion chrétienne. Rotterd. 1684.
[3] Par. 1679.

niel Huet, hat eine so eigenartige Anlage, daß wir dieselbe hier mit einigen Strichen zeichnen müssen. Das Werk zieht zum Erweise der Wahrheit der christlichen Religion ausschließlich den Prophetien-Beweis heran und will diesen nach mathematischer Methode führen. Wie die Geometrie von Definitionen und evidenten Principien ausgeht und dann mit deren Hilfe die einzelnen Wahrheiten in ebenso vielen Lehrsätzen beweist: so stellt auch Huet eine Reihe von Definitionen über die Begriffe von Authentie, geschichtlichem Ereigniß, Prophetie, wahrer Religion u. s. w., sowie einige Postulata und Axiomata an die Spitze seiner Erörterungen, deren ganzen Inhalt er in zehn Propositionen zusammenfaßt. Die vier ersten sprechen sich über die Auctorität und die Authentie der Bücher des Alten und Neuen Testamentes aus, und die sehr ausführlichen Beweisführungen gehen auf jedes einzelne Buch der heiligen Schrift ein, um die historischen Beweise jedesmal in möglichst erschöpfender Weise vorzulegen und alle irgendwie möglichen Einwendungen zu beantworten. Jetzt folgt in fünf weiteren Propositionen die Lehre von den messianischen Weissagungen und der detaillirte Nachweis, daß Christus der im Alten Bunde verheißene Messias sei. Die letzte dieser fünf Propositionen (die neunte der ganzen Schrift): „Jesus von Nazareth ist der Messias", ist offenbar die entscheidendste; dem entsprechend wird der Darlegung des Beweises die größte Sorgfalt zugewandt, so daß sich derselbe zu einem umfassenden und bis in die kleinsten Züge durchgeführten Lebensbilde Jesu gestaltet. Die 170 Kapitel, in die der Beweis sich gliedert, stellen die einzelnen Weissagungen mit den Worten des Alten Testamentes neben die dem Neuen Testamente entnommenen Berichte über deren Erfüllung. Die zehnte Proposition endlich zieht das Facit: die christliche Religion ist die einzig wahre Religion. Leider hat der gelehrte Apologet durch gezwungene Erklärungen, bizarre Combinationen und paradoxe Behauptungen den Werth seiner Schrift beeinträchtigt, so daß dieselbe nur einen sehr getheilten Beifall fand. Da es dem Werke auch an Nachahmern fehlte, hat es auf die endgiltige Ausgestaltung der apologetischen Lehre von der christlichen Offenbarung keinen maßgebenden Einfluß ausgeübt.

Nunmehr können wir uns der Haupterscheinung dieser Epoche zuwenden: dem Kampfe zwischen Deismus und gläubigem Christenthum[1].

---

[1] Vgl. Lechler, Geschichte des englischen Deismus. Stuttgart und Tübingen

Die Heimath des Deismus ist England, das mit jener Freiheit, welche der Protestantismus auf seine Fahne geschrieben hatte, am frühesten und am entschiedensten vollen Ernst machte. Neben der Gährung, welche auf politischem Gebiete entstanden war und das Land lange Zeit hindurch nicht zur Ruhe kommen ließ, schritt die Revolutionirung der Geister auf religiösem Gebiete in stets wachsenden Dimensionen einher. Wenn man die ganze dem Christenthum feindliche Richtung als Deismus bezeichnet, so ist von vornherein klar, daß man innerhalb desselben verschiedene Stufen und Schattirungen wird unterscheiden müssen. Wir können sie auf vier zurückführen [1]. Es gibt nämlich zuerst Deisten, welche zwar die Existenz eines ewigen, unendlichen Wesens, dem die Welt ihr Dasein danke, annehmen, dabei aber jede Vorsehung und insbesondere jede Beziehung zwischen Gott und Mensch läugnen. Eine zweite Art von Deisten will die Vorsehung Gottes nicht gerade in Abrede stellen, insofern man darunter bloß die Leitung der physischen Welt durch Gottes Weisheit und Macht versteht; allein die Moralität der menschlichen Handlungen soll keinen ewigen, göttlichen Gesetzen unterstehen, sondern einzig aus den arbiträren Ansichten und Satzungen der Menschen entspringen. Auf diese Weise werden die moralischen Eigenschaften Gottes theils direct verneint, theils thatsächlich verflüchtigt. Wieder andere Deisten anerkennen einen gerechten, gütigen und heiligen Gott, unterstellen diesem jedoch nur das irdische Leben des Menschen, indem sie die Unsterblichkeit der Seele läugnen. Eine vierte Klasse von Deisten endlich verbindet mit dem richtigen Gottesbegriff sowohl die Anerkennung der Pflichten, welche das natürliche Sittengesetz dem Menschen auferlegt, als auch eine solche Sanction dieses Gesetzes, welche auf eine jenseitige Vergeltung hinweist. Allein gegen jede wirklich übernatürliche Offenbarung verhalten sie sich ablehnend, indem sie die positiven Religionen nur als Ausdruck oder Formen der Naturreligion gelten lassen.

Die christlichen Apologeten hoben den Fehdehandschuh auf. Nicht nur nahmen sie die christliche Offenbarung gegen alle Angriffe in Schutz, es wurden auch deren Grundlagen auf's Neue geprüft und je nach der

---

1841. — Noack, Die Freidenker in der Religion u. s. w. 3 Bde. Bern 1853—1855. — Hettner, Geschichte der englischen Literatur von 1660—1770. Braunschw. 1856. — Die meisten der weiter unten anzuziehenden antideistischen Schriften finden sich in französischer Übersetzung bei Migne, Démonstrations évangéliques. tom. 1—18.

[1] Vgl. Clarke, The obligations of Natural Religion. Lond. 1706. Chap. 2.

Richtung und der Natur der Angriffe mit neuen Bollwerken umgeben. Noch mehr. Auch das an sich neutrale Gebiet der Philosophie wurde nicht dem Gutdünken des Gegners überlassen. Wo immer es geschah, daß Deisten sich mit den Grundwahrheiten der natürlichen Gotteslehre oder mit den nothwendigen Forderungen der Naturreligion und des natürlichen Sittengesetzes in der oben geschilderten Weise in Widerspruch setzten, da waren Männer wie Clarke [1], Stillingfleet [2], Parker [3], Wollaston [4] u. A. zur Stelle, um die Vertheidigung der angestrittenen Wahrheiten zu übernehmen. Da indessen diese Art Schriften mit der christlichen Apologetik nur in einem entfernteren Zusammenhange stehen, genüge es, hier an sie erinnert zu haben. Der Kampf um die christliche Offenbarung wird im Folgenden allein unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen.

Mustern wir den Feind, so tritt uns als Vater des Deismus Herbert von Cherbury entgegen. Er selbst bekennt in der Vorrede seines Buches „Über die Religion der Heiden“ [5], der Überdruß an den erbitterten und endlosen Streitigkeiten, die er unter den zahlreichen Secten Englands erblickte, habe ihn dazu getrieben, im Wandelbaren ein Unwandelbares, im Vergänglichen ein Bleibendes zu suchen. Dieses Unwandelbare vermeinte er in der Vernunftreligion zu finden. Indem er nämlich der Theorie der angeborenen Ideen huldigte, hielt er die allen Religionen gemeinsamen Anschauungen für angeborene und darum unveräußerliche Grundwahrheiten. Bei dieser Auffassung konnte natürlich das specifisch Christliche keine Gnade finden. Merkwürdig ist nur, mit welcher Frivolität Herbert und nach ihm die meisten der übrigen Deisten alle positiven Lehren und Institutionen des Christenthums als Betrug und Fälschung herrschsüchtiger Priester abzuthun sich bemühten [6].

---

[1] S. die vorige Note.

[2] Origines sacrae adversus Atheos. Oxon. 1701.

[3] Disputationes de Deo et Providentia. Oxon. 1704.

[4] The Religion of Nature delineated. Lond. 1724.

[5] De religione gentilium errorumque apud eos causis. Lond. 1645.

[6] Der stets wiederkehrende Refrain lautete:

> Natural Religion was easy first and plain,
> Tales made it mystery, off'rings made it gain;
> Sacrifices and shows were at length prepar'd,
> The priests ate roast-meat, and the people star'd.

(Natürliche Religion war Anfangs schlicht von Sinn,
Durch Sagen ward Geheimniß sie, durch Gaben zum Gewinn.

Sie machten auch nicht einmal einen ernstlichen Versuch, ihre schweren Anklagen historisch zu begründen, und lieferten auf diese Weise den deutlichen Beweis, daß ihr Streben nicht auf Erforschung der Wahrheit, sondern einzig auf Erweiterung der Denkfreiheit, auf das Sprengen aller Bande, welche die Willkür des Denkens einengen, gerichtet war. Gar bald wurden dann auch in der Volkssprache die Begriffe Deisten (Deists) und Freidenker (Freethinkers) Synonyma. Und die Deisten selbst hatten gegen diese Benennung nichts einzuwenden. Ja Collins, einer der namhaftesten Freidenker Englands, ließ ein Buch erscheinen unter dem Titel: „Abhandlung über das Freidenken“[1]. Das freie, von jeder Glaubensrücksicht unabhängige und nur sich selbst verantwortliche Denken, meint er, sei ein unveräußerliches Recht der Vernunft; die bedeutendsten Männer unter den Heiden wie unter den Juden und Christen seien thatsächlich Freidenker gewesen. Durchaus denselben Standpunkt vertritt William Lyons in seinem Werke: „Die Untrüglichkeit des menschlichen Urtheils“[2], indem er der Vernunft den Primat über jede Auctorität zuerkennt. John Toland, ein geborener Irländer und in der katholischen Religion erzogen, von der er jedoch schon in seinem 16. Jahre zum Protestantismus abfiel, erregte großes Aufsehen durch sein Buch: „Das Christenthum ohne Geheimnisse“[3]. Auch nach Toland ist die Vernunft die unmittelbare und einzige Grundlage aller Gewißheit. Die Auctorität, die menschliche wie die göttliche, kann jedoch dazu dienen, unsere Kenntniß zu mehren und unsere Einsicht zu fördern, insofern sie uns nämlich Unterrichtsmittel an die Hand gibt. Auch eine Offenbarung hat keine andere Bedeutung, als die eines solchen Unterrichtsmittels. Die Prüfung des Geoffenbarten steht in jedem Falle als unantastbares Recht der Vernunft zu, und der Grund der Überzeugung muß stets im Gehalte des Geoffenbarten liegen. Im späteren Leben entpuppte sich Toland als materialistischer Pantheist[4]. Matthew

---

Zuletzt umgab mit Opferpracht sie sich und Flitterschein;
Den Braten aß die Priesterschaft, das Volk sah staunend drein.)

[1] A discourse of Free-Thinking, occasioned by the rise and growth of a Sect call'd Freethinkers. Lond. 1713.

[2] The infallibility of human judgment. Lond. 1713.

[3] Christianity not mysterious. Lond. 1696.

[4] Dieses geht auf's Deutlichste aus seinem berüchtigten Pantheisticon und seinen Letters to Serena hervor. Serena soll die preußische Königin Sophie Charlotte gewesen sein. Toland war früher bei einem Besuche am preußischen Hofe von ihr sehr huldreich aufgenommen worden.

Tindal, „der große Apostel des Deismus", trat noch als 74jähriger Greis mit dem Buche hervor: „Das Christenthum so alt als die Schöpfung" [1]. Auch er bekennt sich zum Fundamentalsatze des sogen. Vernunftglaubens (rational faith), daß nämlich das Christenthum nur insofern Anspruch auf Anerkennung und Werthschätzung machen könne, als es die reine Vernunftreligion zum Ausdruck bringe. Sein Hauptbestreben geht dahin, zu zeigen, daß diese Vernunft- oder Naturreligion zu allen Zeiten und bei allen Völkern bestanden habe. Durch willkürliche Deductionen kommt er zu dem Schlusse, auch das ursprüngliche Christenthum sei nichts als eine glückliche Erneuerung der Naturreligion gewesen, und daher sei eine Abstreifung alles späteren Beiwerkes und eine volle Rückkehr zu jenem Urchristenthum strenge Pflicht. Tindal unternimmt auch selbst eine solche Läuterung des Christenthums von allen vermeintlichen Schlacken. Zum Glücke geht er dabei nicht so radical zu Werke, als es seine Grundsätze erheischten; aber trotzdem schrumpft das Christenthum unter seinen Händen zu einem wahren Schemen zusammen. Ihm, wie den meisten der übrigen Deisten, bleibt vom historischen Christenthum nichts übrig, als eine abgemagerte, abgeblaßte Moral. Diese „reine Moral", welche die Deisten stets im Munde führen, nimmt nun doch bei den Einzelnen die wunderbarlichsten Formen an. Wie widersprechende Vorstellungen sie damit verknüpften, zeigen u. A. Anthony Graf von Shaftesbury und Bernard von Mandeville. Ersterer läßt die Moral in Ästhetik aufgehen, er stellt das Gute und das Schöne auf dieselbe Stufe, oder, um mit seinen eigenen Worten zu reden, es sind ihm „das Schöne und das Gute durchaus ein und dasselbe" [2]. Mandeville aber nimmt keinen Anstand, Leidenschaften und Laster auf den Thron zu heben; denn das ist der Zweck seiner berüchtigten „Bienenfabel, oder die Laster der Einzelnen sind ein Gewinn für das Ganze" [3]. Soviel zur allgemeinen Charakteristik der Ziele, welche die hervorstechendsten Wortführer der Deisten verfolgten. Ihnen gegenüber war der christlichen Apologetik ihre Hauptaufgabe klar vorgezeichnet. Insofern die Deisten jede wirklich übernatürliche Offenbarung als vernunftwidrig oder doch als überflüssig hinstellten, mußte die Möglichkeit und der Nutzen bezw. die Nothwendigkeit einer übernatürlichen Offen-

[1] Christianity as old as the Creation, or the Gospel a republication of the Religion of Nature. Lond. 1730.

[2] Characteristicks, 1714.

[3] The fable of the bees or private vices public benefits, 1714.

barung mit Rücksicht auf die der Vernunft zugänglichen und die die menschliche Einsicht übersteigenden Wahrheiten erörtert, dann aber insbesondere die Vernunftgemäßheit der christlichen Offenbarung dargethan werden. Dieses geschah denn auch von einer großen Anzahl tüchtiger Apologeten. Statt durch eine Menge von Namen zu ermüden — gegen Tolands Schrift: „Das Christenthum ohne Geheimnisse" waren bis 1760 bereits 54 Gegenschriften erschienen, gegen Tindals: „Das Christenthum so alt als die Schöpfung" 106 Gegner aufgetreten —, greifen wir nur die eine oder andere der Apologien heraus, um uns durch sie einen Einblick in die Kampfesweise jener Zeit zu verschaffen.

John Leland schrieb außer verschiedenen Widerlegungen einzelner deistischer Schriften ein größeres Werk mit dem Titel: „Neue Beweisführung für das Christenthum" [1]. Der eigentlichen Beweisführung geht eine einleitende Abhandlung über die Naturreligion und die Offenbarung und ihr gegenseitiges Verhältniß voraus. Schon hier wird die Möglichkeit einer außerordentlichen Offenbarung nachgewiesen und den ausführlichen Darlegungen über den Nutzen und die Nothwendigkeit einer Offenbarung präludirt. Die dann folgende „Beweisführung" will nicht die Gründe für die Göttlichkeit der mosaischen und der christlichen Offenbarung beibringen, sondern sie hat das Ziel, die Deisten zu entwaffnen und aus jener Position zu verdrängen, welche sie als ihren kräftigsten Rückhalt ansehen, indem sie nicht ermüden, die Sufficienz der menschlichen Vernunft zu preisen. Leland geht zurück in's Heidenthum, indem er die Geschichte und die Erfahrung befragt, was die menschliche Vernunft thatsächlich in religiösen Dingen geleistet habe. Er wählt sich dabei einen dreifachen Gesichtspunkt aus, unter dem er die Antwort auf diese Frage zu ermitteln sucht: die Erkenntniß und Verehrung des einen, wahren Gottes, die Sittlichkeit und den Glauben an den Lohn und die Strafen im Jenseits. Dementsprechend zerfällt die Schrift in drei Theile, die sich mit der geschichtlichen Untersuchung beschäftigen, welche Früchte der Erkenntniß das Heidenthum hinsichtlich dieser drei Grundfragen aufzuweisen habe. Im ersten Theile gibt uns Leland eine vollständige Geschichte des Polytheismus; mit Aufbietung großer Gelehrsamkeit verfolgt er schrittweise dessen Entstehung und allmähliches Umsichgreifen bei den verschiedenen Völkerschaften. Dann unterscheidet er eine

[1] In französischer Übersetzung: Nouvelle démonstration évangélique. Liège 1768.

dreifache Gotteslehre der Heiden: die dichterische, die staatliche und die philosophische, um die entsetzlichen Verirrungen des menschlichen Geistes bei den Einzelnen aufzuzeigen. Am längsten verweilt unser Apologet bei der Gotteslehre der Philosophen, indem er die einzelnen philosophischen Systeme einer sehr genauen Prüfung unterzieht. Schließlich kommt er zum Resultate, daß die Berichte der heiligen Schrift über den beklagenswerthen Zustand der Religion unter den Heiden buchstäblich wahr seien. Diese Abirrungen waren so groß, daß keine menschliche Weisheit, auch nicht die der erleuchtetsten Philosophen des Alterthums, im Stande war, das Menschengeschlecht zur Erkenntniß des einen, wahren Gottes zurückzuführen. Noch weniger reichte dazu die Macht der Obrigkeiten aus, die selbst in allen Vorurtheilen und Täuschungen ihrer Zeit befangen waren. Das Übel konnte nicht anders als durch eine außerordentliche Offenbarung Gottes wieder geheilt werden. Die Weisesten unter den Heiden selbst vermochten sich dieser Einsicht nicht zu verschließen. Ähnlich lauten die Ergebnisse des zweiten und dritten Theiles der Schrift: nur erscheint die Nothwendigkeit einer außerordentlichen Belehrung des Menschengeschlechtes von Seiten Gottes mit Hinblick auf den trostlosen Zustand der Moralität sowohl, als auf die allgemeine Unwissenheit und die weitverbreiteten Irrthümer bezüglich des Jenseits als eine noch weit dringlichere. Am Schlusse des ganzen Werkes zeigt Leland in prägnanter, aber überzeugender Weise, wie das Christenthum diesen so tief empfundenen Bedürfnissen entgegengekommen sei und die vollkommenste Abhilfe geschaffen habe.

Dem Vorwurf der Vernunftwidrigkeit des historischen Christenthums mußte die christliche Apologetik mit dem Nachweise der Vernunftgemäßheit des christlichen Glaubens entgegentreten. Unter anderen englischen Apologeten wandte Georges Stanhope in seiner „Vertheidigung der christlichen Religion“ [1] diesem Punkte eine besondere Sorgfalt zu, wenn auch die Apologie sich nicht ausschließlich mit den Deisten beschäftigt. Es ist der zweite und der dritte Theil der Schrift, welche auf die Vernunftgemäßheit des christlichen Glaubens näher eingehen. Hier gilt es, den Satz, daß die christliche Religion in ihrem Dogma und in ihrer Moral nichts enthalte, was der Vernunft widerspreche, in's rechte Licht

---

[1] In französischer Übersetzung: Défense de la religion chrétienne contre les Juifs et contre les faux sages tant païens que chrétiens. (Bei Migne, Dém. év. t. 6.)

zu setzen. Und da gerade die Geheimnisse für die Gegner des positiven Christenthums den unvermeidlichen Stein des Anstoßes bilden, so wird ihnen eine eingehende Betrachtung gewidmet. Was sind Geheimnisse? Worin liegt ihre Unbegreiflichkeit? Ist diese Unbegreiflichkeit der christlichen Glaubensgeheimnisse ein genügender Grund, sie selbst und um ihretwillen die christliche Religion zurückzuweisen? Beweisen endlich die verschiedenen Einwürfe, welche wider die einzelnen Geheimnisse im Namen der Vernunft erhoben werden, in der That die Widervernünftigkeit derselben? Diese Fragen finden eine ebenso klare wie durchschlagende Beantwortung. Darauf wird in positiver Weise dargethan, daß die christliche Religion der Ehre Gottes und den wahren Interessen der Menschheit in vorzüglicher Weise entspreche, ja hierin alle anderen, auch die denkbar idealsten Religionen übertreffe. Die glänzende Darlegung der Wahrheit, daß die Art und Weise der Einführung des Christenthums in die Welt dessen göttliche Kraft und Würde auf's Unanfechtbarste beweise, beschließt das Werk, welches seinem Verfasser das wohlverdiente Lob eines ausgezeichneten Kämpfers für die Sache der Wahrheit eingetragen hat.

Gab die allen Deisten gemeinsame Tendenz solchergestalt den christlichen Apologeten den Anstoß, das Verhältniß der menschlichen Vernunft zur göttlichen Offenbarung eingehender und allseitiger zu erörtern, so war durch die Angriffe gegen die einzelnen Beweisgründe des Glaubens, auf die das Christenthum sich stets berufen hat, die Nothwendigkeit einer erneuten und vertieften Darlegung der letzteren von selbst gegeben. Deistischerseits war man bemüht, den Weissagungen- und den Wunder-Beweis zu untergraben, oder man wähnte auch, diese Beweise ganz umgehen zu können. Wo sie die Zielscheibe der Angriffe bildeten, focht man nicht so sehr die Beweiskraft der übernatürlichen Thatsachen an, als man sich gegen ihre historische Wahrheit erhob. Die Glaubwürdigkeit der heiligen Bücher wurde in Zweifel gestellt oder auch geläugnet.

Der Prophetien-Beweis erlitt die heftigsten Anfeindungen von dem schon oben genannten Collins[1]. Den Anlaß hierzu bot ihm Whiston's Versuch, den angeblich verdorbenen Text der alttestamentlichen Bücher so wiederherzustellen, daß alle messianischen Weissagungen im Literalsinne auf Christus angewandt werden könnten. Collins knüpft

---

[1] A discourse of the grounds and reasons of the Christian Religion. Lond. 1724.

an den Grundsatz Whistons an, daß man bei den Prophezeiungen von jedem mystischen Sinne abzusehen und einzig den Literalsinn als beweiskräftig zuzulassen habe. Indem er dann anscheinend nur gegen verschiedene von Whiston aufgestellte Hypothesen polemisirt, läßt er erst im weiteren Verlaufe der Controverse seine Hauptabsicht erkennen, nämlich darzuthun, daß jene von Whiston als allein giltig hingestellte Art des Weissagungenbeweises nur ein negatives Resultat liefere. Mit anderen Worten: Collins vertritt die Ansicht, daß es im ganzen Alten Testamente keine einzige Weissagung gebe, welche im Literalsinne Christus zum Gegenstande habe. Diese Schrift rief eine lebhafte Discussion hervor. An ihr betheiligte sich u. A. der hochkirchliche Prälat Thomas Sherlock. Er schrieb über „Gebrauch und Zweck der Prophezeiungen in den verschiedenen Weltaltern“ [1]. Sherlock räumt den Satz, daß die Weissagungen der Hauptbeweis für das Christenthum seien, nicht ein und unterscheidet zudem eine doppelte Beweiskraft der Prophezeiungen, welche sie einerseits den Juden, andererseits den Heiden gegenüber besäßen. Absolute Giltigkeit, meint er, hätten sie nur für die Juden, welche die Schriften des Alten Testamentes bereits als heilige, inspirirte Bücher ansähen; allen Andern müsse die göttliche Sendung Christi vorerst durch anderweitige Gründe bewiesen werden, denen dann als letztes Beweismoment auch die Erfüllung der Prophezeiungen anzureihen sei. Die Dunkelheit der alttestamentlichen Weissagungen sucht Sherlock aus der Natur und der Heilsökonomie des Alten Bundes als nothwendige Eigenschaft derselben erklärlich zu machen. Zweck Gottes bei den Prophezeiungen sei in erster Linie die Förderung der Religion und Tugend, des Friedens und Glückes der Menschen. Der dann folgende historische Nachweis wirft zugleich Licht auf die verschiedenen Arten von Weissagungen, die theils auf die Geschicke des israelitischen Volkes, theils auf das neu zu errichtende Gottesreich und seinen Stifter, theils auf beides zugleich gerichtet seien.

Wenn Collins die Möglichkeit, die alttestamentlichen Prophezeiungen im Literalsinne auf Christus anzuwenden, keck in Abrede stellte, so durfte die christliche Apologetik ihm auch die directe Antwort nicht schuldig bleiben; sie mußte auf's Neue den Beweis erbringen, daß die in Frage stehenden Weissagungen in ihrem natürlichen Sinne wirklich in Erfüllung

---

[1] The use and intent of Prophecy in the several ages of the world in six discourses, delivered at the Temple-Church. Lond. 1725.

gegangen seien. Es that dieses u. A. A. Keith in seinem Werke: „Die Wahrheit der christlichen Religion mit Evidenz erwiesen aus der buchstäblichen Erfüllung der Prophezeiungen“[1]. Dieser Apologet beschränkte sich indessen nicht auf die messianischen Weissagungen, sondern zog eine Reihe anderer Prophezeiungen heran, die sich auf die nachmessianische Geschichte des jüdischen Volkes und auf die Geschichte seiner Nachbarländer beziehen. Und gerade diese Ausführungen, die auf selbständigen Studien beruhen, sind es, welche dem Buche seinen Hauptwerth verleihen, während die Behandlung der messianischen Weissagungen sich an frühere Arbeiten anlehnt und hinter manchen derselben zurückbleibt. Ausführlich bespricht Keith die Zerstörung Jerusalems und sammelt dann alle Züge, welche die Geschichte der christlichen Zeitrechnung uns über die ferneren Geschicke des jüdischen Volkes berichtet, um überall die vollkommene Congruenz zwischen Prophezeiung und Erfüllung darzuthun. Noch detaillirter gestaltet sich die Darlegung jener Prophezeiungen, welche sich auf die Nachbarländer und Nachbarvölker der Juden beziehen. Ninive, Babylon, Tyrus und Ägypten, die Araber und die Rechabiten erheben sich als beredte Zeugen für die Wahrheit jener Voraussagungen, durch die der Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs den Niedergang großer Weltreiche verkündete, aber mit derselben Bestimmtheit auf das Erstehen eines neuen, geistigen Gottesreiches hinwies, dem alle Völker des Erdkreises zuströmen sollten, um in ihm Heil und Rettung zu finden. Den Juden und Heiden schließen sich endlich die sieben Kirchen Vorder-Asiens an; alle bestätigen in gleicher Weise, daß die Sprache der Propheten und die Sprache der Ereignisse zu einander in vollster Harmonie stehen. Nur diesen Satz wollte Keith begründen, und er hat seine Absicht in vollkommener Weise erreicht. Durchaus charakteristisch für sein Werk ist die Verwerthung der modernen Wissenschaften im Dienste der religiösen Wahrheit. Keith macht nämlich von der Erweiterung der geographischen und ethnographischen Kenntnisse einen so ausgiebigen Gebrauch, daß beinahe der größere Theil seines Werkes auf diese basirt ist.

Das Signal zum Kampfe gegen den Wunderbeweis des Christenthums gab im 17. Jahrhundert Charles Blount, indem er Philostrats Leben des Apollonius von Tyana herausgab und dasselbe mit

[1] In französischer Übersetzung: Evidence de la vérité de la religion chrétienne tirée de l'accomplissement littéral des prophéties etc. (Abgedruckt bei Migne, Dém. év. t. 15.)

Anmerkungen begleitete, welche in verdeckter Weise die Erkennbarkeit, die Beweiskraft, aber auch schon die Wirklichkeit der über Jesus berichteten Wunder unterminiren sollten. Blounts Standpunkt ist ein durchaus oberflächlicher. Er klammert sich an die Thatsache an, daß man von allen Religionsstiftern Wunder erzähle. Einzig Vorurtheil und Erziehung, meint er, seien der Grund, weßhalb ein Jeder die Wunder seiner eigenen Religion für wahr und göttlich, die der anderen aber für falsch und trügerisch ansehe. In Folge dieser und ähnlicher Angriffe brachten die Vertheidiger des Christenthums freilich ebenfalls die Erkennbarkeit, Möglichkeit und Beweiskraft der Wunder zur Sprache. Allein wo sie auf eigenen Füßen standen, wie es eben in England der Fall war, blieben diese ihre speculativen Erörterungen weit hinter den Leistungen der Scholastiker zurück. Alle vornehmlich philosophischen Fragen behandelte wohl am besten Campbell gegen Hume. Die leitenden Grundsätze des Protestantismus brachten es übrigens mit sich, daß diejenigen Fragen, welche mit der Schrifterklärung in engerem Zusammenhange standen, auf beiden Seiten mit größerer Vorliebe verfolgt wurden.

Schon Bekämpfer des Weissagungen-Beweises hatten sich zu ihrem Zwecke der allegorisirenden Erklärungsmethode bedient. Das Gleiche thaten nun in noch höherem Grade die Gegner des Wunderbeweises, wenigstens jene, welche die Auctorität der heiligen Schriften noch zu Recht bestehen ließen oder doch dieselbe nicht offen anzugreifen wagten. Unter ihnen ragt Thomas Woolston hervor, der in seinen Abhandlungen über die Wunder unseres Erlösers [1] fünfzehn Wunderberichte der heiligen Schrift ausführlich erörterte. Eine buchstäbliche Deutung, so will er darthun, soll in allen diesen Erzählungen es zu keinem vernünftigen Sinn bringen, weßhalb man schlechterdings gezwungen sei, sie als allegorische oder parabolische Darstellungen aufzufassen, falls man nicht Betrug der Aufzeichner voraussetzen wolle. Es erhob sich eine ganze Wolke von Gegenschriften, unter denen mehrere sich ausschließlich mit dem Wunder der Auferstehung des Herrn beschäftigten. Von letzteren sei hier außer Dittons „Abhandlung“ [2] und Wests „Bemerkungen zur Geschichte der Auferstehung Jesu Christi“ [3] besonders Sherlocks

---

[1] Discourses on the Miracles of our Saviour. 1727—1730.

[2] A discourse concerning the resurrection of Jesus Christ. Lond. 1712.

[3] Observations on the history of the resurrection of Jesus Christ. London 1747.

„Zeugenverhör über die Auferstehung Jesu“ [1] erwähnt. Sherlock hatte die glückliche Idee gehabt, durch das englische Gerichtsverfahren den Beweis für die Auferstehung Christi zu illustriren. Die Normen und Regeln der englischen Justiz wurden so genau zur Anwendung gebracht und so geschickt verwerthet, daß man die anfangs anonym erschienene Schrift dem berühmten King, damaligem Kanzler von England, zuschrieb. Das „Zeugenverhör“ war bald in aller Händen, und die Schlappe, welche es dem Deismus beibrachte, war eine gewaltige. Es dauerte sogar eine geraume Zeit, bis eine Erwiederung von deistischer Seite sich hervorwagte. Peter Annet war der Erste, welcher den Versuch machte, die Beweisführung Sherlocks zu entkräften [2]; allein dieser blieb die Antwort nicht schuldig.

Das Auftreten Annets ist besonders deßwegen bemerkenswerth, weil er die von Woolston gewahrten Grenzen überschritt: er nahm nämlich keinen Anstand, die Glaubwürdigkeit der heiligen Bücher offen zu bestreiten, und stellte sich, in dieser Beziehung Toland und Chubb noch überholend, auf den Standpunkt der äußersten Linken. Toland war, wiewohl er in den letzten Jahren seines Lebens mit dem Christenthume und jeglichem Glauben vollständig gebrochen hatte, dennoch in seinen Schriften bei indirecten Ausfällen auf den biblischen Kanon stehen geblieben. Chubb, zeitlebens Handwerker — er arbeitete bei einem Handschuhmacher, später auch bei einem Lichtzieher —, dabei aber einer der fruchtbarsten unter den deistischen Schriftstellern, gab in seinem Hauptwerke: „Das wahre Evangelium Christi“ [3] die heiligen Bücher fast vollinhaltlich preis. Woran er festhielt und was ihm genügte, ist dieses: Christus habe, um die Menschen glücklich zu machen, ihnen drei Wahrheiten auf's Eindringlichste verkündet, nämlich die Verpflichtung des natürlichen Sittengesetzes, die Nothwendigkeit der Buße und die bevorstehende Vergeltung am jüngsten Tage. Wie hier Chubb, so setzten sich auch andere Deisten über die Glaubwürdigkeit der heiligen Schriften leichten Fußes hinweg, ohne es auch nur für nöthig zu erachten, ein solches Verfahren zu rechtfertigen. Umgekehrt waren die christlichen Apologeten vollauf von der Wichtigkeit und Nothwendigkeit überzeugt, die Glaub-

[1] The trial of witnesses of the resurrection of Jesus Christ. Lond. 1729.

[2] The resurrection of Jesus considered, in answer to the trial of witnesses. By a Moral Philosopher. Lond. 1744.

[3] The true Gospel of Jesus Christ asserted. Lond. 1738.

würdigkeit und Echtheit der heiligen Schriften über jeden Zweifel hinaus sicherzustellen. Schon der berühmte Addison hatte in seinem Werke „über die christliche Religion“ [1] die Glaubwürdigkeit der evangelischen Geschichte aus heidnischen und jüdischen Schriftstellern dargethan, indem er deren Zeugnisse gesammelt und je nach ihrer Beweiskraft verwerthet hatte. Auch die Schriften, welche die Widerlegung von Tolands „Amyntor“ sich zur Aufgabe machten, behandelten die gleiche Materie. Die bei Weitem umfangreichste und zugleich bedeutendste Schrift, zu der Toland den Anlaß gegeben, ist Nathaniel Lardners „Glaubwürdigkeit der Evangeliengeschichte“ [2]. Das vielbändige Werk zerfällt in drei Theile. Im ersten befolgt Lardner das Verfahren Addisons, indem er für die im Neuen Testamente erzählten Thatsachen Belege aus gleichzeitigen Schriftstellern anführt [3]. Das Resultat, welches sich hieraus für die Echtheit der heiligen Evangelien ergibt, wird im zweiten Theile zu einer noch höheren Gewißheit erhoben. Dieser Theil enthält nämlich in ausführlicher Darlegung die Zeugnisse der Kirchenväter aus den ersten vier Jahrhunderten, denen sich in gedrängter Übersicht die Zeugnisse bis in's zwölfte Jahrhundert anschließen. Wo die Schriften der alten Kirchenväter in Frage kommen, flicht Lardner eingehende Excurse über deren Echtheit und Abfassungszeit seinen Untersuchungen ein. Der dritte Theil des Werkes beschäftigt sich mit der historischen Frage über den Kanon des Neuen Testamentes. Welche Ergebnisse im Einzelnen die Untersuchungen Lardners hatten, soll hier nicht weiter ausgeführt werden, da die heutige „Apologetik“ fast allgemein diesen Stoff — wenigstens insofern es sich um eingehende historisch-kritische Untersuchungen handelt — aus ihrem Gebiete ausgeschieden und der Bibelkunde überlassen hat, welche sich in der Einleitung in die heiligen Schriften ex professo mit diesen Fragen beschäftigt [4].

Aus dem bisher Gesagten ergibt sich, daß die Apologeten Englands ihre Aufgabe, welche das Umsichgreifen des Deismus ihnen vorgezeichnet, wohl begriffen hatten und daß sie durch manche schätzenswerthe Beiträge

---

[1] In französischer Übersetzung: De la religion chrétienne. Lausanne 1757.

[2] Credibility of the Gospel History. Lond. 1727—1755.

[3] An diesen Theil der Schrift lehnt sich ein späteres Werk an: A large Collection of the ancient Jewish and Heathen testimonies of the truth of the Christian Religion. Lond. 1764—1767. 4 voll.

[4] Vgl. Dr. Hettinger, Lehrbuch der Fundamentaltheologie. Freiburg, Herder, 1879. Erster Theil. S. 255.

in den Entwicklungsgang der Apologetik thätig eingriffen. In rein wissenschaftlicher Beziehung waren es vorzugsweise die historischen Beweise für die Thatsache der göttlichen Offenbarung, welche die englischen Apologeten erweiterten, ausbildeten, kritisch sichteten und sicherstellten. „Ein ewiges Denkmal hat sich aber," wie Dr. Hettinger richtig bemerkt[1], „die englische Nation dadurch gesetzt, daß ihre größten Geister Vertheidiger des Christenthums waren." Denn außer den schon Genannten ergriffen auch Männer wie Bacon, Newton, Bentley, Berkley die Feder zum Schutze des Christenthums. Dr. Werner[2] endlich hebt hervor, daß sogar die nationale Dichtkunst an diesem Kampfe in ihrer Weise theilgenommen habe, indem die drei bedeutendsten Dichter Englands aus dieser Epoche: Milton, Young und Pope, der Religion die Huldigung eines gläubigen Gemüthes darbrachten.

Der zeitweilig sehr acut geführte und allmählich die weitesten Kreise in sein Interesse hereinziehende Kampf zwischen Deismus und gläubigem Christenthum blieb dennoch in gewissem Sinne ein localer. Meistens nämlich begnügte man sich diesseits des Kanals damit, in Übersetzungen die bedeutenderen jener Schriften der einheimischen Lesewelt zugänglicher zu machen; das selbständige Eingreifen in den Kampf erzielte aber nur wenige nennenswerthe Resultate. Als solche sind für Frankreich die Arbeiten Houteville's[3] und Bullet's[4] zu bezeichnen. Beide Apologeten bedienten sich, hierin den besten englischen Mustern folgend, der historischen Methode. Nachdem aber einmal die „Esprits forts" das Erbe der „Freethinkers" angetreten hatten und an die Stelle des Gottesglaubens die Emancipation und Vergötterung der Materie getreten war, durfte man natürlich auf eine wissenschaftliche Discussion keine Hoffnungen mehr bauen. Die brutalen Himmelsstürmer selbst suchten nicht einmal mehr den äußeren Schein und die Form eines wissenschaftlichen Vorgehens zu wahren. So hatten die Vertheidiger der christlichen Wahrheit an erster Stelle nur die Obliegenheit, die fast ausschließlich durch die Waffe des leichtfertigsten Spottes verunglimpften Wahrheiten

---

[1] A. a. O. S. 39.

[2] Geschichte der apologetischen und polemischen Literatur der christlichen Theologie. Schaffhausen, Hurter, 1867. Fünfter Band. S. 106.

[3] La religion chrétienne prouvée par les faits. Paris 1722. 3 voll.

[4] Histoire de l'établissement du christianisme, tirée des seuls auteurs juifs et païens, où l'on trouve une preuve solide de la vérité de cette religion. Lyon 1764.

so darzulegen, daß die wohlgesinnten und edlen Geister durch das gegnerische Treiben nicht verwirrt wurden. Die Schriften aber, welche sich mit der Widerlegung der modernen sogen. Philosophie befaßten, bewegten sich großentheils so sehr auf dem philosophischen Gebiete, daß der Gewinn für die streng apologetische Wissenschaft auch von dieser Seite her ein geringer war. Nur der sehr verdienstvollen Arbeiten des Abbé Bergier sei hier namentlich gedacht. Den Widerlegungen Rousseau's, Boulanger's, Voltaire's u. A. ließ er sein „Historisches und dogmatisches Handbuch der wahren Religion" [1] in zwölf Bänden folgen. Der rein apologetische Standpunkt ist in demselben zwar nicht gewahrt; aber neben den mehr dogmatischen Erörterungen kommen doch auch die apologetischen Fragen in großer Vollständigkeit zu ihrem Rechte. Bergier entfaltet dabei staunenswerthe Kenntnisse in allen Zweigen des menschlichen Wissens. Auch aus den modernen Wissenschaften entlehnt er nicht selten die Waffen, um die Gegner aus dem Felde zu schlagen. Zu bedauern ist nur, daß er den Encyklopädisten in einigen Punkten eine zu weit gehende Connivenz entgegenbringt.

In Italien kam es auch im Jahrhundert des Deismus nicht zu directen Angriffen auf Religion und Christenthum. Es kann darum nicht auffallen, daß daselbst die Thätigkeit der Apologeten in diesem Zeitraume keine sehr bemerkenswerthe war. Immerhin erschienen einige gegen alte oder auswärtige Feinde des Christenthums gerichtete Schriften, von denen die des Dominicaners Valsecchi [2] wohl die bedeutendsten sind. Allein ihr Hauptverdienst besteht in der Behandlung religionsphilosophischer Fragen; für die Entwicklung der apologetischen Wissenschaft blieben sie von geringem Belange.

Deutschland folgte zwar der großen Bewegung, welche in England sich der Geister bemächtigt hatte, mit lebhaftem Interesse, bekundete dasselbe aber mehr durch zahlreiche Übersetzungen, als durch eigene Arbeiten. Auch letztere waren fast ausschließlich Nachahmungen englischer Muster, oder im Geiste des Grotius'schen Werkes gehaltene Apologien. Der kenntnißreichen Arbeit Lardners steht sehr nahe die Schrift des protestantischen Theologen Theodor Christoph Lilienthal: „Die gute Sache der göttlichen Offenbarung wider die Feinde derselben erwiesen und gerettet" [3].

---

[1] Traité historique et dogmatique de la vraie religion. Paris 1780.

[2] Besonders: Dei fondamenti della religione e dei fonti dell' impietà. Libri tre. Padova 1765.

[3] Königsberg 1750—1782.

Das sechzehnbändige Werk ist ein wahres Arsenal für die Vertheidigung des Christenthums, besonders gegen die deistischen Angriffe; nur ist es zu weitschweifig und ermangelt es zu sehr der übersichtlichen Anordnung. Zur Zeit endlich, als in England der Deismus bereits durch die weltmännische Blasirtheit eines Bolingbroke und Chesterfield sich selbst karrikirt hatte, in Frankreich aber der durch den Deismus großgezogene Geist der Ungebundenheit offen als materialistischer Unglaube auftrat, zeitigte dieselbe Zeitströmung im „Lande der Denker“ mehr und mehr den rationalistischen Unglauben, der in der protestantischen Theologie die größten Verheerungen anrichtete. Eine Hauptrolle fiel dabei der Veröffentlichung der sogen. Wolfenbüttler Fragmente zu [1]. Die Fehde, die sich nun zwischen den orthodoxen und den dem Rationalismus huldigenden Protestanten entspann und in veränderten Formen bis auf den heutigen Tag fortdauert, ist zwar von der Geschichte der Apologetik zu registriren: mehr aber erheischt sie nicht. Für die katholischen Theologen lag keine dringliche Veranlassung vor, sich mit besonderem Eifer in diesen Streit zu mischen. Immerhin standen Männer wie Klüpfel, Stattler, Storchenau, Beda Mayr u. A. auch hier auf der Bresche. Wichtiger aber war, daß die katholischen Theologen in den mannigfachen Siegen des Unglaubens die Anregung fanden, ihrerseits den apologetischen Studien überhaupt einen stets wachsenden Eifer zuzuwenden, vorzüglich zu dem Zwecke, das mittlerweile so gewaltig angewachsene Material zu ordnen, organisch zu gliedern und nach festem Plane einheitlich auszugestalten, um auf solche Weise den Ausbau der Apologetik zum endgiltigen Abschluß zu bringen. Diese Bemühungen, welche von der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts bis in die Gegenwart reichen, sollen im Folgenden nach ihren Haupterscheinungen aufgezeigt werden.

(Schluß folgt.)

Aug. Langhorst S. J.

---

[1] Vgl. darüber P. Baumgartner, Lessings religiöser Entwicklungsgang. Freiburg, Herder, 1877. S. 98 ff.

Recensionen.

Van der Navolginge Cristi ses Boeke. Herausgegeben von Dr. *Cölestin Wolfsgruber,* Benedictiner zu den Schotten in Wien. XXXX u. 336 S. in 8°. Wien, Gerold, 1879. Preis: *M.* 6.

Giovanni Gersen, sein Leben und sein Werk De imitatione Christi. Von Dr. *Cölestin Wolfsgruber.* 268 S. in 4°, mit 7 Tafeln. Augsburg, Huttler, 1880. Preis: *M.* 6.

Vorstehende Werke verdanken wir P. Wolfsgruber, einem höchst fleißigen und verdienten Specialforscher auf dem Gebiete der Literatur der Imitatio Christi. Das erste ist eine alte niederländische Übersetzung aus der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts, welche außer den vier bekannten Büchern von der Nachfolge Christi noch ein fünftes und sechstes enthält, nämlich eine Übersetzung der beiden Tractate Exercitia spiritualia und Recognitio propriae fragilitatis, welche auch in dem Antwerpener, von Thomas Kempensis geschriebenen Codex zugleich mit jenen vier Büchern zusammenstehen. Wir können hinzufügen, daß auch die Codices von Grandmont und Rebdorf alle diese Tractate enthalten. Das Alter der Übersetzung kann nicht genau bestimmt werden und es läßt sich nicht daraus beweisen, was P. Wolfsgruber durchaus beweisen will, daß Thomas von Kempen nicht der Verfasser sei. Der Codex enthält ja in den beiden oben angeführten Tractaten echte Schriften des Kempensis, und seine Spracheigenthümlichkeiten sind nicht ältere Formen, sondern, wie Spitzen[1] bezeugt, Provincialismen, die noch heutzutage in verschiedenen Gegenden Overyssels vorkommen. Jene Übersetzung ist also ohne Belang für die Entscheidung der Frage über den Verfasser der Imitatio und spricht wenigstens nicht zu Gunsten der Autorschaft des Abtes Johannes Gersen, was P. Wolfsgruber mit seinen Arbeiten zu erweisen trachtet. Diesen Zweck hat auch das von uns an zweiter Stelle bezeichnete größere Werk. Es ist eine prachtvoll ausgestattete Festschrift zum 1400jährigen Jubiläum des Benedictiner-Ordens. Und in der That, welch schöner Vorwurf für eine solche Schrift, nach einem Jahrhunderte lang währenden Streit endgiltig zu beweisen, daß jenes Werk, welches Viele nicht ganz mit Unrecht das herrlichste aller Bücher nach der heiligen Schrift zu nennen wagen, eine Frucht des Benedictiner-Ordens

---

[1] *Thomas a Kempis,* Schrijver der Navolging van Christus. Utrecht 1880, S. 64 ff. Diese hochwichtige Schrift erhielt ich leider erst nach Verfassung der Recension, doch konnte ich noch obige und andere Notizen von entscheidender Wichtigkeit einfügen.

sei. P. Wolfsgruber hat denn auch seine ganze Kraft aufgeboten, um diese Aufgabe zu lösen, und mit dem größten Fleiße zusammengestellt, was sich etwa für die Autorschaft Gersens anführen läßt.

Der erste kürzere Theil von „Giovanni Gersen“ bespricht ausführlich das Leben Gersens, der um das Jahr 1230 Benedictiner-Abt in Vercelli gewesen sein soll; der zweite größere Theil behandelt die ihm beigelegte Schrift der Imitatio Christi. Letztere wird nach ihrem Inhalt und Werth gekennzeichnet. Es ist ein Buch, welches, wie kaum ein anderes, allgemeine Anerkennung und Bewunderung sich erworben und jetzt in mehr als 2000 Ausgaben existirt. Kein Wunder, daß um diesen kostbaren Schatz Orden und Nationen gestritten haben. Das Buch ist anonym aus der Hand des Verfassers hervorgegangen und in späterer Zeit den verschiedensten Schriftstellern beigelegt worden, die P. Wolfsgruber einzeln durchgeht, indem er bei Jedem die Gründe und Gegengründe sammt den Codices, die etwa seinen Namen tragen, angibt. Es sind 23, wenn man Gersen hinzurechnet. Hierauf kommt P. Wolfsgruber zur Geschichte des Streites. Zwei Jesuiten eröffnen den Reigen. P. Rossignoli schrieb auf Grund einer Handschrift des Jesuitencollegs in Arona (Codex Aronensis) 1605 die Imitatio dem Abte Joannes Gersen zu, während P. Rosweyd, auf die Tradition und die kostbare von Thomas Kempensis verfertigte Handschrift des Jesuitencollegs in Antwerpen (Codex Antwerpiensis) gestützt, 1615 für die Autorschaft des Thomas in die Schranken trat und dieselbe eifrigst gegen den Benedictiner-Abt Cajetan vertheidigte. Seit jener Zeit wogte der Kampf bis in die Gegenwart und ist gerade jetzt wieder recht lebhaft geworden. Leider mischte sich in denselben Ordens- und National-Eifersucht. Die Franzosen traten für den Pariser Kanzler Joannes Gerson, die Deutschen und Niederländer für Thomas von Kempen, Augustiner-Canoniker auf dem Agnetenberg bei Zwolle, die Italiener für den Benedictiner-Abt Joannes Gersen auf. Daneben kamen vermittelnde Ansichten zum Vorschein. Arthur Loth verfocht in der Revue des Questions historiques (1873, I, p. 527 sqq. u. 1874, I, p. 93 sqq.) die Ansicht, daß ein älterer Ordensgenosse des Thomas in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts das Werk verfaßt habe. Unsere Zeitschrift wies auf die Hypothese hin, daß die Nachfolge Christi eine im Mittelalter in verschiedenen Klöstern verbreitete Sammlung frommer Aussprüche und Betrachtungen gewesen, die schließlich von Thomas Kempensis redigirt worden sei und in dieser Redaction allgemeine Anerkennung gefunden habe. Keppler hat in einem vortrefflichen Aufsatz der Tübinger Quartalschrift 1880 diese Ansicht dahin modificirt, daß Thomas die in der jungen durch Gerard Groote gestifteten Congregation der Devoten und der aus derselben hervorgegangenen größeren Windesheimer Congregation lebenden und wirkenden Ideen, die trefflichsten Reden und Aussprüche der Meister und Gründer dieser Congregationen gesammelt und endgiltig redigirt habe. Viele endlich glauben, daß sich der Streit über den Verfasser gar nicht lösen lasse.

Nach dem Berichte über den langwierigen literarischen Kampf strengt sich P. Wolfsgruber an, alle inneren und äußeren Gründe für die Autor-

schaft Gersens ausführlich zu entwickeln. Der Anhang des Werkes enthält sodann eine werthvolle Beschreibung vieler Codices der Imitatio und des über dieselben handelnden handschriftlichen Materials, eine kurze Übersicht aller Controversschriften und endlich 7 Tafeln von Facsimiles der Handschriften.

Neben dem Fleiße müssen wir auch anerkennen, daß P. Wolfsgruber nach Mäßigung gestrebt hat, obwohl er nicht immer diesem Streben treu geblieben ist. Man vergleiche die ganz maßlose Kritik, welche er auf S. 136 aus Darche über einen der gelehrtesten und eifrigsten Bischöfe der Gegenwart, B. Malou von Brügge († 1864), anführt. Als Resultat seiner Untersuchung stellt er Folgendes hin: „Der Kampf hat ausgetobt, die Wahrheit den Sieg errungen. Schon über ein Jahrhundert lang sind die Orden einig. . . . Franzosen . . ., Deutsche . . ., Engländer wetteifern mit den Bewohnern Italiens in Lobpreisung [Giovanni Gersens]." So weit sind wir noch nicht. Wenn auch die Zahl derer, die für den Pariser Kanzler streiten, immer mehr abnimmt, so wächst die Zahl der Kempisten. Es genügt, auf die Zeitschriften hinzuweisen, welche in neuester Zeit entschieden für Thomas von Kempen oder doch gegen Gersen Front gemacht: die Revue des Questions historiques in Frankreich, die Précis historiques in Belgien, Onze Wachter in Holland, die Histor.-polit. Blätter und die Linzer und die Tübinger Quartalschrift in Deutschland, Gli Studi in Italia in Rom, die Dublin Review und die jüngsten Nummern des Tablet in England. Der Kampf beginnt jetzt erst wieder recht zu toben, und wir zweifeln sehr, ob das Buch des P. Wolfsgruber viel zur Entscheidung beitragen werde. Ich habe früher gleichfalls die Autorschaft Gersens als unzweifelhaft vertheidigt (diese Zeitschrift X, 121); deßhalb angegriffen, nahm ich mit dem größten Interesse Wolfsgrubers umfangreiche Vertheidigung der Rechte Gersens zur Hand, um Argumente auch zur eigenen Vertheidigung zu finden. So war ich sicher in der günstigsten Stimmung, die man von einem Leser erwarten kann; aber nach dem Studium des Werkes begann ich an der unzweifelhaften Autorschaft des Gersen zu zweifeln, und je mehr und allseitiger ich die Sache prüfte, desto mehr neigte ich mich zur Ansicht hin, daß Thomas von Kempen die Imitatio verfaßt habe.

Gehen wir also der Reihe nach Alles durch, was P. Wolfsgruber für Gersen anführt: die Codices, die geschichtlichen Zeugnisse, die inneren Gründe. So werden unsere Leser über die Streitfrage am besten orientirt.

I. Die Codices sollen in doppelter Weise für Gersen Zeugniß geben, einmal durch ausdrückliche Nennung, dann durch ihr hohes Alter, das über die Zeit des Thomas und Gersons hinausreiche. Aber es gibt nur einen einzigen Codex, welcher den Abt Joannes Gersen als Verfasser und zwar in höchst ungenauer Weise (Gesen, Gessen, Gersen) nennt, der Aronensis. Das Zeugniß des Tubingensis wird hinterher von Wolfsgruber selbst bezweifelt; auch Herr Keppler, Repetent im Tübinger Wilhelmsstift, scheint nichts davon zu wissen, ja es zu läugnen (Tübinger Quartalschrift, 1880, S. 93). Was P. Wolfsgruber vom Codex Cavensis sagt, der eine Initiale mit dem

Bild eines das Kreuz tragenden schwarzen Mönches und daneben die Inschrift: Joannes Gersen de Canabaco Abbas S. Stephan. Vercell. u. s. w., haben soll, so wird dieß durch das Facsimile des Codex im Anhange des Werkes widerlegt, wo nichts von einer solchen Inschrift zu lesen ist. Der Codex Allatianus hat in der Überschrift: Incipit tractatus Joannis etc. über der Zeile die Worte de canabaco; bis jetzt wurde aber noch nicht bewiesen, daß Canabacum identisch mit Caballiacum (Cavaglia), dem angeblichen Geburtsort von Joannes Gersen, und Joannes de Canabaco identisch mit Joannes Gersen sei (Histor.-polit. Bl., 85. B., S. 981). Mir ist es wahrscheinlich, daß canabaco nichts anderes ist, als eine corrupte Schreibart für tambaco oder tanabaco, da t und c leicht in alten Handschriften verwechselt werden [1] und mehrfach Tractate des Joannes de Tambaco mit der Imitatio in Sammelcodices zusammengestellt sind; so im Codex Allatianus selbst, ferner im Codex 7714 der Münchener Bibliothek; siehe Wolfsgruber S. 217, n. XXX. Es bleibt also dabei, der directe Beweis der Codices für die Existenz und Autorschaft des Abtes Gersen reducirt sich darauf, daß ein einziger Codex als Verfasser den Abt Joannes Gersen (Gesen, Gessen) nennt, während vier oder fünf Codices (vergl. S. 150 f. u. S. 56) Joannes Gersen als Pariser Kanzler bezeichnen, 12 oder 13 andere einfachhin Joannes Gersen schreiben. Soll hierdurch nun die Existenz und Autorschaft eines Vercellenser Benedictiner-Abtes Joannes Gersen, wofür nach dem Geständniß Wolfsgrubers sonst kein directes Zeugniß vor dem 17. Jahrhundert spricht, vollgiltig bewiesen werden? Bei solcher Sachlage scheint vielmehr die Vermuthung nahe zu liegen, daß der Joannes Gersen der Codices kein anderer als der berühmte Pariser Kanzler ist, dessen Namen ja auch sonst noch nicht bloß Gerson, sondern auch Gersen, de Gersenis geschrieben wird, und daß der eine Copist des Codex Aronensis die Bezeichnung abbas aus sich selbst dem Namen beigesetzt habe, weil er den Verfasser mit Recht für einen angesehenen Ordensmann hielt. Doch zugegeben, daß der Codex Aronensis wirklich den Vercellenser Abt zum Verfasser machte und daß er wirklich das Alter hätte, welches die Gersenisten ihm geben, was folgt daraus für deren Hypothese? Daß ein anonym geschriebenes Buch 150 Jahre nach seiner Abfassung von einem Copisten jenem Verfasser beigelegt worden! Sicherlich begründet das noch keine geschichtliche Gewißheit.

Nun zum Alter der Codices. Zu den ältesten, von der Hand des Abschreibers sicher datirten Codices, welche alle vier Bücher enthalten, gehört der von Gaesdonck aus den Jahren 1426 und 1427. Gleichzeitig datirt sind die ebenfalls aus einem Augustinerconvente herrührende Handschrift von Emich (1426), die von Ochsenhausen und St. Trond (1427). Die von Emich und Ochsenhausen scheinen aber nicht mehr zu existiren.

[1] Ein Beweis hierfür ist gerade die Überschrift unseres Codex, die im Catalogus codicum Mss. bibl. reg. (Paris. 1744) Canabato geschrieben wird (Wolfsgruber, S. 220).

Auf dem Codex Kirchhemianus steht bemerkt, daß Thomas von Kempen ihn 1425 geschrieben habe; diese Notiz hat jedoch, da sie von einer späteren Hand herrührt, keinen unzweifelhaften Werth. Das Kloster Melk soll früher einen aus dem Jahr 1421 datirten Codex besessen haben, der aber jetzt nicht mehr existirt. Wolfsgruber erwähnt S. 150 noch eine von Muratori aufgefundene Handschrift, welche die Jahreszahl 1401 trage, und setzt hinzu: Muratori knüpft an diesen Codex die Betrachtung, daß mit demselben alle Gründe und Einreden den Thomisten und Gersonisten entfallen (Antiquit. med. aevi vol. III. diss. 44). Aber Muratori sagt an diesem Orte nichts dergleichen und konnte es auch nicht sagen, weil nach ihm der Codex nicht von 1401, sondern von 1456 datirt ist. Der Codex aus dem Benedictiner-Stift St. Paul in Kärnthen ist zwar aus dem Jahr 1384 und 1385 datirt; indeß gesteht Wolfsgruber selbst, daß der Codex in Wirklichkeit erst aus dem 15. Jahrhundert stammt und wenigstens zwei dieser Zeitangaben „an Rasuren und Nachhilfe leiden". Wir haben demgemäß auch hier keine sichere, wahrheitsgetreue Zeitbestimmung. Aber nach Wolfsgruber soll noch vor 1385 „Gerard von Rayneval, der bereits 1384 gestorben sei", das ganze zweite Buch von der Imitatio abgeschrieben haben. Großmüthig will er das übergehen, obwohl es für sich allein die bösen Kempisten völlig vernichten würde. Oder sollte er vielleicht selbst hierin seiner Sache nicht sicher sein? Vernehmen wir hierüber Arthur Loth, welcher zugleich unsern Verfasser über die Zuverlässigkeit Gregory's, dem er so sehr gefolgt ist, belehren kann: „M. de Grégory est le seul controversiste qui ait découvert un témoin, et ce témoin c'est Gérard de Rayneval, diplomate français mort en ce siècle, qu'il a confondu, d'après une biographie quelconque, avec Gérard Groot, dont le nom précédait. Nous avons le regret de le dire, pour la mémoire de l'estimable magistrat, . . . il est presque tout entier dans ce trait d'incroyable légèreté" (Questions hist. 1874, p. 12). Aber diese „unglaubliche Leichtfertigkeit" erscheint noch größer, wenn wir uns das biographische Lexikon ansehen, aus dem Gregory geschöpft hat. Es ist das ohne Zweifel die Biographie universelle von Michaud, welche gerade in dem kurzen Zwischenraum zwischen dem Tode Raynevals und der Herausgabe von Gregory's Schrift erschien und wirklich den Diplomaten Gérard de Rayneval vor Gerard Groot (Bd. 17, S. 172 u. 173) setzt. Dort lesen wir: Es würde dem Letztern, „doch ohne Grund", der Tractat De conversatione interna beigelegt, welche „das zweite Buch der Imitatio zu sein scheine". Also was die Biographie als grundlos bezeichnet, wird sofort als wahr hingestellt und dann noch dazu die Namen in einer lächerlichen Weise verwechselt, so daß der Diplomat des 19. Jahrhunderts zu einem Asceten des 15. gemacht wird. Wolfsgruber schreibt S. 164 dieß Gregory nach und citirt in der Anmerkung („Siehe Biographie universelle von Michaud, Artikel ‚Gerson'") gerade die Quelle, welche die Falschheit seiner Angaben darthut. Auch der daraus angeführte Artikel „Gerson" enthält nichts über Rayneval oder den Tractat De conversatione interna, wohl aber über das Buch De consolatione

interna, so daß wiederum eine neue Verwechslung vorliegt. Ein so unglaublich leichtfertiger Schriftsteller wie Gregory ist nun der Mann, dem Weigel, Wolfsgruber und andere neuere Gerseniſten mit vollem Vertrauen gefolgt sind.

Arthur Loth macht (l. c. 1873, p. 530 ss.) noch auf eine 1869 erworbene Handschrift der Pariser Nationalbibliothek aufmerksam, die, wenn auch nicht ausdrücklich aus dem Anfang des 15. Jahrhunderts datirt, doch durch das ihm vorgesetzte Kalendarium nothwendig auf das Jahr 1406 hinweisen soll. Aber dieser Schluß ist voreilig, wie überhaupt Loth mehrfach in der Beurtheilung des von ihm gegebenen Calendaire irrt. Es ist das gar nicht ein eigentliches Kalendarium, sondern es sind Tabellen, welche eine Methode zur Verfertigung eines Kalendariums enthalten. Die von Loth mitgetheilte Seite enthält, was er nicht beachtete, zwei Tabellen; die eine zur linken Hand bringt in vier Columnen die erste Periode der goldenen Zahl im 15. Jahrhundert (15—19 u. 1 bis 14), die erste Periode des Cyclus solaris (10—28 u. 1—9) und die entsprechenden Sonntagsbuchstaben und Schaltjahre. Diese Tabelle beginnt nicht mit 1406, sondern mit 1401; die zu unterst stehenden Zahlen der ersten Columne (15, 16, 17) sind nicht durch Unglück, sondern absichtlich ausgewischt, weil der Verfertiger der Tabelle nur *eine* Periode des aureus numerus geben und mithin die besagten Zahlen, mit denen er die Periode angefangen hatte, nicht wiederholen wollte. Die zweite Tabelle (Tabula interfalli mit dem dazu gehörigen aureus numerus) gibt eine *für alle Zeit giltige*, äußerst einfache und symmetrische Methode, Ostern (nach dem alten Stil) zu finden. Als ich dieselbe einem Astronomen zeigte, gefiel sie demselben so, daß er sie sofort copirte. Leider hat Loth nur unvollständig dieselbe mitgetheilt; es fehlt offenbar eine andere kleine Tabelle. Obwohl nun aus den Erläuterungen hervorgeht, daß die Tabellen zu Anfang des 15. Jahrhunderts verfertigt wurden, so ist damit noch nicht bewiesen, daß die Handschrift, welche sie enthält, damals geschrieben worden ist. Auch ein in späterer Zeit lebender Copist konnte dieselben aus einem andern Buche herübernehmen, weil sie ja noch für die Folgezeit ihren Werth behielten. Denn die zweite Tabelle ist, wie bemerkt, ganz unabhängig von einer bestimmten Zeit; und die erste konnte man mit der größten Leichtigkeit weiter fortsetzen. Der Codex enthält aber einen andern Fingerzeig auf die Zeit der Abfassung, den leider Loth nur andeutet, nämlich einen Ablaß des Papstes Eugen. Hätte Loth uns mitgetheilt, was das für ein Ablaß gewesen sei, so würde man leicht haben errathen können, ob Eugen III. (1145—1153), oder aber Eugen IV. (1431 bis 1447) gemeint sei; denn die Form der Ablässe hat sich gerade in der Zwischenzeit zwischen den beiden Päpsten so geändert, daß man häufig unschwer entscheiden kann, ob der betreffende Ablaß aus dem 15. oder aber aus dem 12. Jahrhundert ist. Wenn es sich um Ablässe handelte, wie sie gewöhnlich in Gebetbüchern angeführt werden, so würde ich mich unbedenklich für Eugen IV. entscheiden, und wir hätten dann in dem Codex wahrscheinlich eine jener Handschriften, die zur Zeit des Basler Concils verfaßt worden.

Demgemäß existirt kein älterer Codex, welcher sicher datirt ist und alle vier Bücher hat, als der von Gaesdonck aus dem Jahr 1427.

Gehen wir zu den nicht datirten Codices über. Eine Gelehrtenconferenz zu Paris vom 28. Juli 1687 urtheilte von dem Codex Aronensis, sowie auch von dem Bobiensis: Non videtur inferior annis trecentis. Das übersetzt P. Wolfsgruber: Derselbe „ist nicht unter 300 Jahre alt", er ist also „mindestens 1387 geschrieben" worden. Doch die Gelehrten sagen nicht est, sondern videtur, und deuten damit genugsam an, was übrigens bei undatirten Codices auch ohnehin klar ist, daß ihr Urtheil nur eine ungefähre Schätzung sei und mithin die Möglichkeit, daß der Codex dem Anfange des 15. Jahrhunderts angehöre, nicht ausschließe. Andere Gelehrte, z. B. der berühmte italienische Jesuit und Historiker Zaccaria, geben auch wirklich dem Codex Aronensis ein jüngeres Alter. Dasselbe ist mit einigen andern Codices der Fall, die gleichfalls von den Einen mit dem Aronensis in's 14. Jahrhundert, von den Andern aber in's 15. gesetzt werden. Die zuerst genannten Codices (Aronensis et Bobiensis) sind nicht anonym und haben als Sammelüberschrift De Imitatione Christi, was nicht für ihr hohes Alter spricht. Mabillon weist auch die Codices von Thévenot und von Grandmont dem 14. Jahrhundert zu (De re diplomat. t. XV. p. 372 s. ed. 1709). Loth, dem es daran liegt, Handschriften aus dem 15. Jahrhundert aufzutreiben, damit er die Imitatio dem Thomas von Kempen absprechen könnte, gesteht doch schließlich, daß es kaum andere solche gibt als die beiden zuletzt genannten. Er hat den Meistern der Paläographie in Paris den von Thévenot, den ältesten der beiden, vorgelegt. Was urtheilten diese? Derselbe könne dem 14. Jahrhundert angehören (l. c. 1873, p. 529; 1874, p. 113). Das ist allerdings sehr bescheiden geurtheilt; zwischen der Möglichkeit und der Wirklichkeit besteht ein großer Unterschied. Das höchste Alter geben aber die Gerseniſten der von de Gregory gefundenen Handschrift de Advocatis, welche zugleich in einem alten, der gräflichen Familie Avogrado (de Advocatis) zugehörigen und gleichfalls von Gregory entdeckten Tagebuche aus der Mitte des 14. Jahrhunderts bezeugt sein soll. Der Raum läßt nicht zu, den Streit über diesen Codex, der gleich andern Handschriften der Imitatio zugleich eine aus dem 15. Jahrhundert herrührende Abhandlung des Pariser Kanzlers Gerson De meditatione cordis enthält, auch nur kurz zu referiren. Zum Mindesten können wir sagen, daß die Sache keineswegs ausgemacht ist. Welch unglaublicher Leichtfertigkeit Gregory fähig war, haben wir oben gesehen. Was also die undatirten Codices betrifft, so dürfte als Resultat einer unparteiischen Untersuchung sich Folgendes ergeben: Es gibt keine einzige Handschrift, die ganz unzweifelhaft einer frühern Zeit als dem 15. Jahrhundert angehört; einige wenige sind jedoch von großen Paläographen, wie Mabillon, du Cange, der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts zugeschrieben; sicher datirte gibt es nicht vor dem Jahr 1426. Wäre aber die bewunderungswürdige Imitatio zweihundert Jahre früher in einem Kloster des Benedictiner-Ordens, dem Copisten zu Tausenden zur Verfügung standen, verfertigt worden, so wäre

es rein unerklärlich, daß es aus all der Zeit auch nicht einen einzigen zweifellosen Codex gäbe. Gegen den von den Gersenisten behaupteten italienischen Ursprung führt Arthur Loth aber noch folgenden Beweis aus den Handschriften. Er hat eine sorgfältige Rechnung über die Zahl der Codices der einzelnen Länder angestellt und ist zu folgendem Resultat gelangt: Die Zahl der in unserer Controverse citirten Codices beträgt 186; davon sind 146 (116 + 30) aus Deutschland und den Niederlanden, 25 aus Frankreich, 16 aus Italien, 3 aus England. Sämmtliche Codices, die sicher aus der Zeit vor 1450 datirt sind, stammen aus Deutschland oder den Niederlanden. Und selbst die außerdeutschen Manuscripte enthalten nicht selten deutliche Zeichen, daß sie von deutschen oder niederländischen abgeschrieben wurden (Revue des Questions hist. XV, 115 ss.). Hieraus schließt Loth, daß die Imitatio nicht italienischen, sondern deutschen oder niederländischen Ursprungs sei.

II. Wir kommen nun zu den geschichtlichen Zeugen. Der Verfasser weiß ebenso wenig Drucke als Zeugen aus einer Zeit vor dem 17. Jahrhundert aufzurufen, während für Thomas eine ununterbrochene Reihe von Zeugen aus dem Jahrhundert, worin er gelebt hat, spricht. Das wichtigste, geradezu entscheidende Zeugniß befindet sich in dem Chronicon Windesemense (I, 19) von Hermann Busch, einem Mitbruder, Freund und Nachbar des Thomas von Kempen, dem Hauptgeschichtschreiber des Ordens und heiligmäßigen Reformator des Ordenslebens, der dieses Zeugniß 7 Jahre vor dem Tode des Thomas (1464) ablegt. Die entscheidende Wichtigkeit eines Zeugnisses von diesem Manne erkennen auch die Gegner an, indem sie sich alle Mühe geben, jene Worte für interpolirt zu erklären. Dagegen sprechen aber die ältesten Codices. Eusebius Amort brachte ein notarielles Zeugniß bei, daß die betreffenden Worte ohne jegliche Spur von Interpolation im Autograph des Hermann Busch sich befänden. Leider können wir dieses nicht mehr constatiren, weil das Autograph verloren gegangen ist. Aber die Handschrift des Chronicon, welche unmittelbar nach Vollendung desselben i. J. 1466 gefertigt wurde und gegenwärtig in Utrecht ist, enthält gleichfalls jene Worte, wie das von Spitzen (Thomas a Kempis als Schrijver der Navolging, Utrecht 1880) veröffentlichte Facsimile Jedem beweisen kann; ebenso das 1477, zwei Jahre vor dem Tode des Verfassers vollendete Exemplar, welches gegenwärtig auf der Pariser Nationalbibliothek bewahrt wird (Rev. des Quest. hist. 1874, p. 122); ferner das vom Jahr 1478, welches Pfarrer Mooren (Nachrichten über Thomas von Kempen, S. 204) gesehen hat; endlich das auf der Bollandisten-Bibliothek befindliche, höchst alte Manuscript, welches das gleiche Interpunktionssystem mit dem Utrechter Codex hat.

Wenn man trotz aller dieser fast gleichzeitigen Codices an der Echtheit jener Worte zweifeln dürfte, was könnte man dann noch als authentisch beweisen? Die Gegner werfen innere und äußere Gründe dagegen ein. Der hauptsächlichste innere Grund ist, daß Busch eine Vision des Kempensis fast mit denselben Worten erzählt, die in der später von Letzterem geschriebenen

Chronik des Klosters auf dem Agnetenberge vorkommen. Doch dieß ist leicht zu erklären, wenn Thomas seine Vision sofort niederschrieb und nun aus diesem Berichte er selbst sowohl als Busch für ihre Chroniken geschöpft haben. Der hauptsächlichste äußere Grund ist das Fehlen der Stelle in einem nach Paris gebrachten Codex des Chronicon, was aber nichts gegen das übereinstimmende Zeugniß der ältesten Exemplare dieser Schrift beweist.

Übrigens haben wir noch ein anderes Zeugniß für Thomas von Kempen, das älter ist als das Chronicon Windesemense; die im Jahr 1448 von Caspar Pforzheim geschriebene deutsche Übersetzung der Imitatio bezeichnet in einer Notiz über den Verfasser als solchen Thomas von Kempen. Als Compilator dieser Schrift stellt ihn auch Hermann Ryd hin, ein Ordensbruder des Kempensis aus dem Kloster Neuwerk bei Halle, der ihn persönlich gekannt hat. Ferner die Chronique de Jean Brandon avec les additions d'Adrien de But, worin Letzterer (geb. 1437, gest. 1488) von Thomas von Kempen schreibt, er habe ein Buch über Qui sequitur me in metrischer Weise (metrice) verfaßt. Dazu kommen das ausdrückliche Zeugniß von Peter Schott in Augsburg 1488 und die Citirung der Imitatio unter dem Namen des Thomas durch dessen Zeit- und Ordensgenossen Mauburnus, der kurz nach dem Tode desselben im Zwoller Agneten-Kloster gelebt hat; endlich das Zeugniß des berühmten Benedictiner-Abtes Trithemius, welcher in zweien seiner Werke die Imitatio dem Thomas Kempensis beilegt, obwohl er im Catalogus virorum illustrium geneigt ist, die Imitatio einem älteren Namens- und Ordensgenossen unseres Thomas zuzuschreiben. Das Zeugniß dieser gleichzeitigen Schriftsteller wird noch durch die Ordenstradition der Windesheimer Congregation bekräftigt. Wie verfährt nun P. Wolfsgruber angesichts dieser vielen Zeugen, die alle wenigstens einige Jahre noch mit Thomas gelebt? Er führt nur die Chronik von Windesheim an, welche er als interpolirt, und die Worte des Trithemius, welche er als nichtssagend zu erweisen sucht. Die Zeugnisse der noch vor dem Tode des Verfassers vollendeten Copien jener Chronik von Windesheim, der Ordensgenossen des Thomas, Ryd und Mauburnus, des Chronisten de But übergeht er völlig, was um so auffallender ist, als er in Bezug auf Gersen alles registrirt, was nur irgendwie auf ihn gedeutet werden mag, um schließlich das einer Bankerotterklärung gleichkommende Bekenntniß abzulegen: „Wir bedauern mit unsern Gegnern recht sehr, daß unsere directen Zeugnisse für Gersen — mit Ausnahme der Manuscripte der Imitatio Christi (!) — nicht über den Anfang des 17. Jahrhunderts hinausreichen und daß wir keine gleichzeitigen Documente mehr haben." Bei diesem Geständnisse erinnerten wir uns unwillkürlich an den von P. Wolfsgruber citirten Rénan, der gleichfalls für die Autorschaft Gersens eingetreten ist, Einzelheiten aus dessen Leben ausmalt und endlich gesteht, daß man von diesem Mönche nichts weiß, als die Silben seines Namens.

Doch P. Wolfsgruber findet ein starkes Argument für seine Sache in den Citirungen. Sehen wir einmal. Zuerst sind die werthlosen Citate auszuscheiden. Die Collationes ad Tolosates rühren nicht von Bonaventura

her, sondern sind eine Compilation aus dem 15. Jahrhundert und darum ihre Citation ohne Belang für den Beweis, daß die Imitatio im 13. Jahrhundert verfaßt worden. Das von Wolfsgruber angerufene Citat aus einem Briefe Johannes' XXII. an Philipp VI. rührt nicht nothwendig aus der Imitatio her, mit deren Worten es nicht ganz übereinstimmt, sondern es kann auch aus dem 12. Briefe Seneca's stammen (Hist.-pol. Bl. 1881, I, 243 f.). Doch ist zuzugeben, daß einige Stellen der Tagzeiten vom heiligen Sacrament mit Sätzen aus dem 4. Buche der Imitatio, ferner, wie Arthur Loth gezeigt hat, ein Satz aus der durch Bonaventura verfaßten Legenda S. Francisci c. 6 mit einem Satze aus III, 50 de imitatione Christi, und ein Vers des sel. Jacopone (le poesie spirituali, l. 4. cant. 11. v. 38) mit einer Stelle aus l. 1. c. 23. de imit. (Rev. des Questions hist. XV, 106) wörtlich übereinstimmen.

Wir wollen auch noch zugeben, daß eine Ähnlichkeit zwischen Stellen aus Dante und Imit. IV, 24 stattfindet. Wäre Wolfsgrubers Ansicht richtig, so müssen alle diese Heiligen und Dichter aus Gersen, der angeblich um das Jahr 1230 seine Imitatio verfaßte, geschöpft haben. Das setzt voraus, daß das Buch bereits im 13. und 14. Jahrhundert das größte Ansehen und nicht mindere Verbreitung gefunden habe. Aber wie ist dann zu erklären, daß zwei Jahrhunderte lang das Büchlein völlig verborgen blieb und der Benedictiner-Orden gänzlich bis zum 17. Jahrhundert das Bewußtsein, einen solchen Schatz hervorgebracht zu haben, verlor? Hierauf gibt P. Wolfsgruber keine Antwort, geschweige eine Lösung. Doch Hirsche bringt in seinen Prolegomena (Berlin 1873, S. 55) eine andere Citation, nämlich den leoninischen Hexameter: Vita boni monachi crux est: sed dux paradisi, welcher aus einem Epigramm des Thomas von Kempen herrührt (Opp. omnia, ed Colon. III, 283). Warum wird dieses Citat übergangen, das auf Thomas von Kempen als Verfasser der Imitatio deutlich hinweist? Nachdem Wolfsgruber sein Werk herausgegeben hatte, erschien die mit großem Fleiß und großer Kenntniß der niederländischen Mystik ausgearbeitete Schrift Spitzen's, worin durch bisher völlig unbeachtete Citate gezeigt wird, daß die Imitatio im Anfang des 15. Jahrhunderts von einem Mitgliede der Windesheimer Congregation verfaßt worden ist. Es kommen hier zwei kleine ungedruckte ascetische Schriften in Betracht: der Brief des Groenendaler Subprior Johannes van Schoonhoven an seinen Neffen Simon, Professen in Eemsteyn (wahrscheinlich aus dem Jahre 1383), und die Schriften des Augustiner-Canonikers Heinrich Mande: „Van drien staten eens bekierden menschen“, und „Een corte enige sprake der mynnenden sielen mit haren ghemynden“. Die Citate (siehe S. 78 ff. u. 268) sind folgende:

Der heiligmäßige Dominicaner Joannes de Tambaco zieht im 15. Tractat seiner Schrift Consolatorium theologicum aus verschiedenen Stellen der heiligen Schrift, der heiligen Väter, des Valerius Maximus und Cato's, die er alle namentlich anführt, folgende drei Regeln: „Inde sunt tres regulae. Prima est, quod nemo secure loquitur, nisi qui libenter tacet.

Nemo secure aliis praeest, nisi qui libenter subest. Et nemo secure apparet, nisi qui libenter latet."

Schoonhoven citirt nun in seinem Briefe diese Stelle gemäß der von Spitzen aufgefundenen Übersetzung also:

„Het is sekerre te sculen (verborgen zu sein) dan te openbaren. Die poete seit: Ghelove mi, hi heeft vel gheleeft die vel gheschuult heeft. Ende een heilich man seyt: Niemand en openbaert sekerlike dan die gheerne schuult. Niemand en is sekerlike boven dan di gheerne onder is. Niemand en spreket sekerlic dan die gheerne swighet."

Aus dieser Stelle Schoonhovens ist nun die folgende der Imitatio (l. 1. c. 20) entstanden:

„Facilius est domi latere quam foris se posse sufficienter custodire. Qui igitur intendit ad interiora et spiritualia pervenire, oportet eum cum Jesu a turba declinare. Nemo secure apparet, nisi qui libenter latet. Nemo secure loquitur, nisi qui libenter tacet. Nemo secure praeest, nisi qui libenter subest."

Tambaco nennt genau die Autoren, aus denen er seine drei Regeln schöpft, weiß aber nichts von der Imitatio, worin seine Regeln wörtlich vorkommen; er hat also nicht die Imitatio vor sich gehabt, sondern umgekehrt, die Imitatio hat mittelbar oder unmittelbar aus Tambaco geschöpft. Schoonhoven hat aber Tambaco und die Imitatio Schoonhoven benutzt; denn die letztere hat außer den drei Sentenzen Tambaco's auch mit einer kleinen Veränderung den ersten Satz Schoonhovens aufgenommen (Het is sekerre te sculen u. s. w.) und nur für den bei Schoonhoven folgenden Satz eines „Poeten" einen andern eingeschoben. Auch Schoonhoven führt seine Citate als solche an und weiß gleichfalls nichts von der Imitatio. In demselben Briefe Schoonhovens kommen übrigens auch die zwei einzigen Citate aus heidnischen Klassikern vor, welche in der Imitatio stehen, nämlich die Verse Ovids: Principiis obsta u. s. w. und das sehr freie Citat aus Seneca (Ep. 7). Letzteres steht in der Imitatio kurz vor den oben angeführten Worten und heißt: Dixit quidam: Quoties inter homines fui, minor homo redii. In der von Spitzen entdeckten Übersetzung des Briefes Schoonhovens heißt es: „(Seneca seit) Also dicke als ic onder die menschen quam, so quam ic min mensche weder." Seneca dagegen sagt wörtlich: „Avarior redeo, ambitiosior, luxuriosior, immo vero crudelior et inhumanior, quia inter homines fui." Offenbar hat Schoonhoven aus der Imitatio oder umgekehrt diese aus jenem geschöpft. Ersteres ist unwahrscheinlich; Schoonhovens Brief ist ganz durchwoben von Citaten, die er ausdrücklich als solche anführt, sowie er ausdrücklich Seneca nennt, während die Imitatio nur von einem quidam spricht und überhaupt nur spärlich (zweimal) Klassiker citirt. Da liegt es doch nahe, daß der gelehrte Schoonhoven, welcher nichts von der Imitatio weiß, seine Stellen unmittelbar aus den Klassikern, die Imitatio aber jene beiden einzigen Citate aus Schoonhovens Brief, dem sie auch in demselben Kapitel die drei Regeln Tambaco's entlehnte, herübernahm.

Auch das erwähnte Buch Mande's, welches im Anfang des fünf-

zehnten Jahrhunderts geschrieben worden, stimmt in drei Stellen fast wörtlich mit dem ersten Buch der Imitatio überein. Hat nun Mande aus der Imitatio oder diese aus jenem geschöpft? Nach Spitzen ist offenbar das Letztere der Fall, weil auch nicht die geringste Spur vorkommt, daß die ersten Väter der Windesheimer Congregation, zu denen Mande gehörte, die Imitatio gekannt hätten.

III. Nun zu den inneren Gründen.

Der Verfasser der Imitatio war nach P. Wolfsgruber ein Italiener. Warum? Weil die aus Italien gekommenen Mönche, welche das Benedictinerstift Mölk nach dem Jahre 1418 reformirt haben, ihr besonderes Augenmerk auf die Imitatio, als Mittel der reformatio, gerichtet, ihr Abschreiben befördert und mithin, da damals kein (?) Verkehr zwischen Mölk und den Niederlanden bestand, dieselbe aus Italien mitgebracht haben. Aber um ein kleines Büchlein aus den Niederlanden nach Österreich zu bringen, bedarf es keines großen Verkehrs; leicht konnte ja auch ein Rompilger das kleine Andachtsbüchlein mit über die Alpen gebracht und die Mönche von Subiaco es wiederum über die Alpen zurückgebracht haben. Auch das, womit Wolfsgruber seine Vermuthung bekräftigt, ist ganz unrichtig. Die Mölker Handschriften haben Zusätze zum vierten Buche, die „sich in gar keiner deutschen Handschrift befinden, aber in dem berühmten italienischen Codex Leo-Allatianus vorkommen". Wolfsgruber selbst zählt im Anhang verschiedene deutsche Codices mit denselben Zusätzen auf, z. B. S. 215 den Codex 4619 der Münchener Bibliothek, der aus dem Kloster Benedictbeuern stammt, S. 223 den Codex 3797 der Wiener Bibliothek aus Monsee, S. 229 einen Codex aus dem Benedictinerstift St. Peter in Salzburg, S. 229 und S. 230 zwei Codices des Benedictinerstiftes Göttweig, n. 467 u. 456, von denen der erstere aus einer Karthause von Aggsbach bei Mölk stammt und als Verfasser einen „Karthäuser am Rhein" nennt; schon diese Überschrift zeigt, daß dem Copisten das Buch vom Rhein zu kommen schien, und da gerade die Karthäuser des Niederrheins die geistlichen Führer von Gerrit de Groote und der von ihm gestifteten Genossenschaft waren, so weist auch dieser Codex mit seinen Zusätzen auf das Vaterland von Thomas Kempensis, nicht auf Italien hin. Endlich ist auch die Annahme Wolfsgrubers unrichtig, daß der Codex Allatianus italienischen Ursprungs sei; nach dem Zeugniß des Vaticaner Bibliothekars Holstenius kam er mit der Heidelberger Bibliothek aus Deutschland. Die Mölker Codices weisen also nicht auf Italien, sondern auf Deutschland als den Ursprung der Imitatio hin.

Als zweiter innerer „Hauptbeweis" figuriren bei P. Wolfsgruber die Italicismen; die darin vorkommenden vielen Germanismen ließen sich aus der Ansiedlung der Longobarden und anderer Deutschen in Oberitalien sattsam erklären. Ein Unbefangener scheint uns umgekehrt schließen zu müssen. Da die Imitatio in der späten Latinität verfaßt worden, d. h. in jener Sprache, zu der die romanischen Sprachen in nächster Beziehung stehen, so müssen nothwendig Anklänge an diese Sprachen vorkommen. Die große Menge der Germanismen aber, von denen die Imitatio ganz durch-

woben erscheint, ist in einem romanischen Lande wie Oberitalien rein unerklärlich.

Als ferneren „Beweis" für Italien bringt P. Wolfsgruber die bekannte Stelle aus dem Kap. 5 des 4. Buches, wonach die Kasel an der Vorder- und Dorsalseite ein Kreuz zeigt. Er beruft sich hierfür auf eine gelegentliche Stelle eines Briefes von Clemens XIV., den übrigens dieser längst vor seiner Thronbesteigung geschrieben hat. Aber seit jener Zeit hat die Kunstgeschichte der mittelalterlichen Kunst solch außerordentliche Fortschritte gemacht, daß ein solcher Appell nichts beweist. Übrigens schreibt Clemens XIV. nicht, daß die italienische Kasel auch ein Kreuz auf der Dorsalseite habe, was doch der natürliche Sinn der Worte der Imitatio besagt, und er konnte es auch nicht behaupten, weil die italienische Kasel kein solches Kreuz hat. Gregory, der gleichfalls die Stelle von Clemens XIV. als entscheidende Autorität citirt, hilft sich mit der gewaltsamen Ausrede, das Kreuz auf der Dorsalseite sei das Kreuzchen auf der Stola; daß der heutige Gebrauch bereits auf den Stolen des 13. Jahrhunderts geherrscht, beweist er nicht. P. Wolfsgruber aber verschweigt die Schwierigkeit gänzlich. Wir können ihn auf einen der gründlichsten Kenner der mittelalterlichen Meßgewänder, „Bock, Geschichte der liturgischen Gewänder des Mittelalters" (II, 125), verweisen, dem die Stelle der Imitatio deutlich zu beweisen scheint, daß ihr Vaterland Deutschland oder die Niederlande sei, weil dort, nicht aber in Frankreich und Italien, im 14. und 15. Jahrhundert jener Gebrauch geherrscht habe. Auch hier gilt also wieder das Wort Wolfsgrubers: „Der Pfeil wendet sich gegen den Absender."

Wolfsgruber will nun aus innern Gründen die Zeit der Abfassung der Imitatio beweisen. Wir können hier unmöglich wegen Mangels an Raum auf Alles, was er vorbringt, eingehen. Scheint ihm doch selbst das ait humilis sanctus Franciscus ein Fingerzeig zu sein, daß ein Zeitgenosse des Heiligen (wenn auch erst nach dessen Tode) diesen Satz geschrieben. Aber ait ist auch eine Perfectform (siehe Georges' lat.-deutsches Lexikon), und selbst wenn es nur eine Präsensform wäre, könnte man dieselbe ebenso gut 100 Jahre als 10 Jahre nach dem Tode des Betreffenden gebrauchen. Beschränken wir uns also auf das Wichtigere. Wolfsgruber macht auf zwei Stellen des 4. Buches aufmerksam, worin von der im 15. Jahrhundert bereits abgeschafften Laiencommunion unter beiden Gestalten und vermittelst eines goldenen Röhrchens die Rede sein soll; nämlich Kap. 4, n. 4: Unde si mihi non licet haurire de plenitudine fontis nec usque ad satietatem potare, apponam tamen os meum ad foramen coelestis fistulae, ut saltem modicam inde guttulam capiam, und Kap. 11, n. 5: Coenam parasti magnam . . . laetificans omnes fideles convivio sacro et calice inebrians salutari. Aber die erste Stelle geht nicht auf die Laiencommunion, weil der Verfasser, welcher von sich in erster Person redet, ja ein Priester war und nicht eigentlich vom Trinken des heiligen Blutes, sondern vom Genuß der bei der Communion fließenden actuellen Gnaden und Tröstungen die Rede ist; die entgegengesetzte Deutung ist undogmatisch, weil

ein Tropfen des heiligen Blutes den ganzen Christus, die ganze Quelle enthält. Auch nach dem Context ist fistula offenbar dem fons entgegengesetzt und darum gleich diesem nur ein Gleichniß, das von dem früheren Gebrauch der Laiencommunion hergenommen werden konnte, ohne daß damit dessen Fortbestehen behauptet würde. Die zweite Stelle kann die Stelle der heiligen Schrift calice inebrians recht wohl auf die Communion unter einer Gestalt anwenden, weil nach dem Dogma die Hostie zum Becher wird, der uns mit dem Heilsblut erfreut.

Das Verhältniß der Imitatio zu der Scholastik und den scholastischen Streitigkeiten weist offenbar nicht auf die Zeiten des 13., sondern auf die des 14. und 15. Jahrhunderts hin, wo die nominalistischen Zänkereien über die Universalien (genera et species) die Bessergesinnten mit Ekel erfüllten. In solcher Zeit konnte das 3. Kapitel des 1. Buches entstehen, worin der Verfasser nach Verurtheilung unnützer Spitzfindigkeiten und Disputationen ausruft: „Was haben wir mit den genera und species zu schaffen?“ Im 13. Jahrhundert aber ruhte der Streit über die universalia gänzlich, weßhalb auch ein in jener Zeit geschriebenes ascetisches Buch schwerlich dagegen geeifert hat.

Besonderes Gewicht legt Wolfsgruber darauf, daß der Verfasser der Imitatio wegen der auf das Ordensleben bezüglichen Stellen offenbar ein Benedictiner war und nicht zur Zeit des Verfalles der religiösen Orden im 15. Jahrhundert geschrieben habe. Aber die Anklänge an die Regel und Lebensweise des Benedictinerordens dürfen uns nicht wundern, da diese Regel und Lebensweise als Norm den mittelalterlichen Orden (die Mendicanten ausgenommen) vorgeschwebt hat. Umgekehrt können die Anklänge an die von Gerrit de Groote in's Leben gerufenen Genossenschaften der devoti, welche Wolfsgruber wiederum übergeht, nicht erklärt werden. Wir wollen uns auf die Stelle beschränken, welche er im Munde des Thomas „sonderbar“ findet. Das 18. Kapitel des 1. Buches handelt n. 5 u. 6 von dem schnellen Verfall des ersten Eifers, der bei der Gründung aller Orden geherrscht habe; der Verfasser sagt, offenbar mit Bezug auf den Orden, welchem er angehört, „noch bezeugen Spuren“ die große Tugend der Gründer, und bricht dann in die Klage aus: O wie „bald (tam cito) weichen wir ab vom frühern Eifer!“ Nichtsdestoweniger spornt er sich an im Hinblick auf „die Beispiele der devoti“, welche er noch gesehen. Wie konnte solches der Abt eines uralten Klosters sagen! Dagegen im Munde des Thomas oder eines seiner Ordensgenossen, welche die devoti des Gerrit de Groote noch gekannt hatten, erklären sie sich von selbst. Ebenso wenig spricht gegen diese Annahme der Verfall der Orden im 15. Jahrhundert, da in der Imitatio davon die Rede ist (tanta dissolutio in coenobiis), und gerade die Orden der Karthäuser und Cistercienser, deren Eifer im letzten Kapitel des ersten Buches gerühmt worden, nach dem Zeugniß des Freundes und Ordensgenossen vom Kempensis, Hermann Busch, nicht entartet waren. Auch hier können wir den Pfeil gegen Wolfsgruber wenden. Denn es wäre unerklärlich, daß ein dem hl. Franciscus und dessen Schülern so innigst befreun-

deter Mann, wie Gersen gewesen sein soll, unter den eifrigen Orden nicht auch die Franciscaner genannt, welche damals (1230) durch die Strenge ihrer Ordenszucht und beispielloses Wachsthum ganz Italien zur Bewunderung fortrissen. Umgekehrt waren zwischen den Gründern der Windesheimer Congregation und den holländischen Franciscanern Streitigkeiten ausgebrochen, die das Verschweigen dieses Ordens in einem von der Windesheimer Congregation herrührenden Buche erklärlich machen. Daß endlich so viele Manuscripte der Imitatio in Benedictinerklöstern gefunden werden, rührt aus einem schon oben angedeuteten Grunde her. Die Beförderer der Reform dieses Ordens im 15. Jahrhundert warfen, wie später Ignatius und überhaupt die Jesuiten, ihr vorzügliches Augenmerk auf das kleine Büchlein. So haben beide weit verbreiteten Orden auch am meisten zur Verbreitung der Imitatio beigetragen, ohne daß aber deßhalb eines ihrer Mitglieder Verfasser derselben war.

P. Wolfsgruber strengt sich gewaltig an, um zu beweisen, es sei ein so großer Unterschied zwischen den Einrichtungen und Benennungen des in der Imitatio geschilderten Ordenslebens und dem der Augustiner-Canoniker, sowie zwischen der Imitatio und den gewissen Werken des Thomas von Kempen, daß unmöglich der Verfasser jenes goldenen Buches ein Regular-Canoniker, und zwar Thomas von Kempen, wäre. Beiden Behauptungen stellen wir die gründlichen Forschungen zweier protestantischer Gelehrten gegenüber: Dr. Acquoy's, der ein dreibändiges, preisgekröntes Werk über die Windesheimer Congregation (Het Klooster van Windesheim en zyn invloed, Utrecht 1875—1880) schrieb und den vollkommenen Einklang zwischen dem in der Imitatio geschilderten Ordensleben und dem der Windesheimer Congregation constatirt, und Hirsche's, der in seinen Prolegomena (265 bis 520) die andere Behauptung ganz ausführlich zurückweist. Hiermit fällt auch der Einwurf, daß, wenn die Imitatio zu Anfang des 15. Jahrhunderts verfaßt worden, dieses Werk völlig unvermittelt dagestanden wäre. Die Reform Gerrit de Groote's hatte der Mystik um die Wende des 15. Jahrhunderts einen neuen Aufschwung gegeben, und die Imitatio athmet ganz jenen Geist, von dem diese Reform getragen wurde. Spitzen hat diesen vollkommenen Einklang in seinem mehrfach angeführten Werke gezeigt und daraus mit Recht ein Argument für Thomas von Kempen hergeleitet. Insbesondere zeigte er die Übereinstimmung mit der Mystik und der Sprache des in der Windesheimer Congregation so hoch geschätzten ordensverwandten Ruysbroek.

Das sind die Gründe, welche in mir die Überzeugung, daß Gersen die Imitatio verfaßt, völlig erschüttert haben. Die Wahrnehmung, daß die berühmtesten Kenner der Diplomatik, nicht nur Mabillon, sondern auch sein fast ebenbürtiger Gegner Papebroeck, ein Mitbruder und Verehrer von Rosweyd, dem eifrigsten Partisan der Kempisten, wegen des Alters einiger nicht datirten Codices das Büchlein dem Thomas absprachen, hatte in mir jene Überzeugung hervorgerufen und verschiedene Schriften der Gersenisten dieselbe genährt. Gegenwärtig deßhalb angegriffen, prüfte ich nochmals die Gründe für dieselbe an der Hand des Buches von P. Wolfsgruber und fand

sie nicht stichhaltig. Dieses Buch behält indeß wegen des in ihm aufgeschichteten reichen Materials immerhin seinen Werth.

Daß die an sich höchst gleichgiltige Frage zu einer cause célèbre geworden ist, welche seit 250 Jahren so viele Gelehrten beschäftigt, Hunderte Bücher und Abhandlungen hervorgerufen, allerhand Leidenschaftlichkeiten und Zänkereien verursacht hat, muß tief beklagt werden [1].

G. Schneemann S. J.

[1] Gegenwärtig wird so oft der Codex von Gaesdonck angerufen, über den indeß die unrichtigsten und schwankendsten Vorstellungen cursiren. Gewißheit über denselben kann man sich jetzt nicht verschaffen, weil in Folge des Culturkampfes Sequester über Gaesdonck verhängt und der Codex unzugänglich und unauffindlich (s. Wolfsgruber, S. 68 Anm.) geworden ist. Darum dürften folgende Notizen, die ich früher bei Gelegenheit eines kurzen nachmittägigen Besuches mir gemacht, und die, so flüchtig sie auch sein mögen, doch ausführlicher als alles bisher darüber Veröffentlichte sind, die vielen Liebhaber der Frage interessiren.

Der Codex ist eine Membran-Handschrift in Sedez. Zu Anfang stehen zwei Notizen, von fremder Hand geschrieben, über dessen bisherige Eigenthümer.

Libellus hic manuscriptus Anno 1428 pertinet ad Monasterium Bethlemense prope Dotinchem Canonicorum Regularium. Scripsit fr. Ro. de Millingen.

Iste liber pertinet fratribus in Embrica, modo canonicis in Gaesdonck.

Orate pro R. D. P. Bernardo Tauschliffero Rectore Domus S. Gregorii Embricae, qui hunc devotionis libellum dedit F. Danieli Keteler filio suo baptismali 28. Aprilis a. 1656.

Aus dem holländischen Augustinerkloster Dotinchem ist also die Handschrift wahrscheinlich in den Reformationsstürmen nach dem nahen Emmerich in das Haus der mit den Augustinern eng liirten Fraterherren geflüchtet und von dort wiederum an das Augustinerstift in Gaesdonck verschenkt worden. Nach jenen Vorbemerkungen folgt das Register der in dem Sammelcodex enthaltenen Tractate:

Liber exhortacionis ad vitam spiritualem.
Ammoniciones ad interna trahentes.
Liber interne consolacionis.
Tractatus de sacramento eukaristie.
Meditationes beati augustini.
Oraciones beati augustini.
Jubilus beati bernardi.
Vita et passio christi sub compendio.
Speculum beati bernardi.
Quedam oraciones.
Jesus Maria.

Die ersten vier dieser Tractate sind die bekannten vier Bücher der Imitatio; Anfang und Ende lauten also:

Incipit liber exhortatorius ad vitam spiritualem. De imitacione christi et contemptu omnium vanitatum mundi cap. 1 u. s. w.

Et sic est finis deo gracias anno domini 1426 (oder 1427, die Zahl ist sehr undeutlich).

Incipiunt ammoniciones ad interna trahentes.

Franconia Sancta. Das Leben der Heiligen und Seligen des Frankenlandes. Dem katholischen Volke erzählt von J. B. Stamminger. Mit Bildern. Erster Band. Gr. 8°. VIII u. 552 S. Würzburg, Leo Wörl, 1878—1881.

Soeben erhalten wir die Schlußlieferung (6 und 7) des ersten Bandes der Lebensbilder der Heiligen und Seligen des Frankenlandes, welche Stamminger zunächst seinen näheren Gaugenossen, dann aber auch dem ganzen katholischen Volke Deutschlands mit eben so viel Liebe als Geschick geschrieben hat. Gleich bei Erscheinung der ersten Lieferung wurde das schöne Unternehmen freudig be-

---

Explicit liber iste anno 1427 in crastino sancte elizabet.

Incipit liber interne consolacionis.

Explicit liber interne consolacionis.

Incipit devota exhortacio ad sanctam christi communionem.

Explicit liber anno domini 1427 die crispini et crispiniani. (Dieses vierte Buch war also ursprünglich früher als das zweite geschrieben.)

Am Schluß des Speculum S. Bernardi steht: Et sic est finis. Est hoc bernardi speculum veluti unctio nardi. Explicit liber iste totalis anno domini m°cccc°xxviii 3° die ianuarii pertinens monasterio bethlemensi prope dotinchem canonicorum regularium. Oretis pro scriptore fratre Ro. de millingen.

Alles das ist datirt von der Hand des Copisten, des Regularcanonikers Romanus de Millingen. Nirgends aber erwähnt die Handschrift, daß der in dem nicht fernen Kloster auf dem Agnetenberge wohnende Regularcanoniker Thomas Verfasser der Abhandlungen sei, was mir übrigens auch H. Schoofs, welcher den Codex aufgefunden und darnach eine Imitatio herausgegeben hat, schriftlich bezeugte. Diese Anonymität, welche freilich in allen alten Codices herrscht, ist um so auffallender, als von allen anderen Tractaten die Verfasser genannt sind. Auch gibt die Handschrift die vier Bücher der Imitatio als gesonderte Schriften ohne gemeinsamen Titel. Im Codex von Gaesdonck herrscht dasselbe Interpunctions-System, wie in dem von Thomas geschriebenen Antverpiensis, wovon Hirsche in seinen gründlichen Prolegomena ausführlich gehandelt hat. Auch mir war dasselbe aufgefallen; doch leider lagen damals jene Prolegomena noch nicht vor; ich kann mich wegen der langen Zeit nicht einmal mehr erinnern, ob das eigenthümliche Zeichen, welches Hirsche „Hakenpunkt" nennt, genau dieselbe äußere Form in beiden Codices hat. In meinen Notizen hatte ich mir das Zeichen als zwei kleine Häklein bezeichnet. Mir war sofort klar, daß jenes Interpunctions-System für die Aussprache berechnet und wahrscheinlich der Interpunction der Psalmen in liturgischen Büchern nachgebildet sei. Die vier Bücher bestehen nämlich aus aneinandergereihten Sentenzen. Gewöhnlich sind sie zweigliederig und werden dann durch den Doppelpunkt in zwei Theile zerlegt. Nur wenn die Sentenz eine Frage ist, steht in der Mitte statt des Doppelpunktes jener Hakenpunkt. Ist die Sentenz dreigliederig, so steht zuerst der Hakenpunkt, dann der Doppelpunkt, schließlich der Punkt. Ist die Sentenz vielgliederig, so wechseln Hakenpunkt und Doppelpunkt so mit einander ab, daß die Reihenfolge mit dem Hakenpunkt beginnt und der Doppelpunkt unmittelbar vor dem Punkte steht. Dieses Interpunctions-System scheint so mit dem Werke verwachsen, daß es vom Verfasser und nicht bloß von einem Copisten herzurühren scheint. Ein Argument gegen die Gerseniften. Denn jenes System tritt nur in niederländischen Codices auf.

grüßt und von competentester Seite auf das Wärmste empfohlen. So lautet z. B. das Urtheil des hochwürdigsten Erzbischofs von Bamberg:

„Wir haben das erste Heft des Sammelwerkes ‚Franconia Sancta' einer eingehenden Prüfung unterstellen lassen, deren Ergebniß sehr zu seinen Gunsten spricht. Der Herr Verfasser bietet in diesen Monographien ein geschichtliches Bild von der Gründung und Verbreitung des Christenthums in den drei ostfränkischen Diöcesen, umgibt dasselbe mit einem schmucken poetischen Rahmen von Volkssagen und Erzählungen, in welchen sich das Culturleben der damaligen Zeit spiegelt, und wird durch die eingeflochtenen historischen und statistischen Notizen unterrichtend. Er bietet diese ‚Heiligen- und Seligen-Legende' in gewählter und fließender Sprache, wie sie dem Gebildeten zusagt, aber auch dem schlichten Landmann immerhin noch verständlich ist. Auch die gesammte äußere Ausstattung des Werkes ist würdig, und ist aus allen diesen Gründen demselben eine recht weite Verbreitung unter dem katholischen Klerus und Volk des Frankenlandes zu wünschen."

Diesem oberhirtlichen Urtheile, dem wir selbstverständlich uns vollkommen anschließen, haben wir nur beizufügen, daß das gleiche Lob auch die sechs Hefte verdienen, welche dem ersten folgten.

Der reiche Inhalt des nun vollendeten ersten Bandes gliedert sich in zwei Bücher; das erstere umfaßt die Zeit der thüringisch-fränkischen Herzoge und die Anfänge des Christenthums in Ostfranken. Das Hauptbild dieser Gruppe schildert den hl. Kilian und seine Gefährten. Um dasselbe schlingen sich in einem reichen Kranze die kleineren Darstellungen der Heiligen und Seligen dieser ältesten christlichen Tage des Frankenlandes: die hl. Radegundis, die hl. Notburga, die hl. Bithildis, die hl. Gertrudis, die sel. Immina, der hl. Willibrord, der sel. Cobol und der sel. Waldbruder Hartmann. Das zweite Buch schildert die Zeit der Karolinger, und zwar zunächst die Schule des hl. Bonifatius, die Gründung der Bisthümer Würzburg und Eichstädt, sowie der Abtei Fulda. Vier größere Lebensbilder bringen diese Periode der fränkischen Kirchengeschichte zur Darstellung: es sind die hehren Gestalten des großen hl. Bonifatius, des hl. Burkard, des hl. Sturmius und des hl. Willibald. Ihnen ist daher der Haupttheil dieses Buches gewidmet. Aber auch die anderen Heiligen und Seligen jener Tage, welche entweder durch ihre Geburt oder durch ihre Wirksamkeit dem Frankenlande angehören, sind mit gleicher Liebe und Sorgfalt, wenn auch in engeren Rahmen gezeichnet. Wir begnügen uns, ihre Namen zu nennen, da sie allein schon den reichen Inhalt des Buches hinlänglich verkünden. Es sind die Heiligen: Magnus, Amor, Lioba, Hadeloga, Tecla, Gumpert, Richard, Wunibald, Walburga, Sola, Sebaldus, denen sich die Seligen Megingand und Karlmann zugesellen. Alle diese Lebensbilder zusammen bieten nicht nur reiche Nahrung dem christlichen Herzen, sondern einen werthvollen Beitrag zur Kirchengeschichte eines der schönsten Gaue Deutschlands und, wie es die oben erwähnte Empfehlung Sr. Erzbischöflichen Gnaden hervorhebt, ein reiches Culturbild jener längstvergangenen Tage. Die Frucht, die der hochw. Verfasser seinem Werke wünscht, kann nicht ausbleiben: wer diese Blätter aufmerksam liest, wird zu dem Schlusse kommen, daß wirklich „unsere Gesittung

und alles Große, dessen wir uns zu rühmen haben, aus der Kirche hervorgewachsen ist".

Die „Franconia Sancta" will übrigens, wenn sie auch auf geschichtliche Genauigkeit und Zuverlässigkeit nicht verzichtet, doch kein kritisch-historisches Werk für den Geschichtsforscher vom Fache sein, sondern ein Buch für weitere Kreise, ein Volksbuch im edeln Sinne des Wortes. Obschon daher die Lebensbeschreibungen auf geschichtliche Treue Anspruch erheben können, so hat der Verfasser doch keineswegs „auf die Poesie der Legende" verzichtet. Schön finden wir das Verhältniß von Geschichte und Legende und die fromme Schonung, welche der Verfasser auch der letzteren entgegenbringt, in dem Lebensbilde der hl. Notburga entwickelt. Wir fürchten nicht, zu lang zu sein, wenn wir die betreffende Stelle, zugleich als Probe des trefflich besorgten Stiles, unserer Empfehlung einfügen.

„Sie" (die Geschichte und Legende der hl. Notburga) „gleicht in gewissem Sinne jenen Bäumen, die uns in alten Urwäldern begegnen. Um den grauen Stamm zieht sich das üppige Schlingkraut und schmückt seine Äste mit tausend Blüthenbolden, die in schimmernden Farben leuchten: so innig ist die Umarmung, mit der sie sich umklammert halten, daß du kaum unterscheiden kannst, welchem von ihnen jene Blumen und Früchte eigentlich angehören, noch weniger aber sie zu trennen vermagst, ohne beide zu verwunden. So rankt sich in dem Leben Notburga's seit Jahrhunderten um die Geschichte die reiche Poesie der Sage, und beide sind so sehr ineinandergewachsen, daß sich nicht immer mit Gewißheit sagen läßt, was der einen oder der anderen zuzuschreiben ist. Sollen wir nun das Messer nehmen, um den Baum zu entästen oder gerade jene Blüthen wegzuschneiden, welche darum der Dichtung angehören sollen, weil sie die duftigsten sind? Wir wollen uns lieber an dem Anblicke des Ganzen freuen. In einen Tempel darf man nicht mit ungläubigem Sinne treten, am wenigsten aber darf man, um deutlicher zu sehen, die gemalten Fenster ausbrechen wollen."

Und so erzählt denn der Verfasser, was die fromme Legende von seinen Heiligen berichtet und was die Geschichte in alten Pergamenten von ihnen aufgezeichnet hat, ohne jenes mit dem Messer der Kritik zu zerstören und ohne dieses als das einzig Richtige hinzustellen, unterscheidet aber dennoch das untrüglich Gewisse sorgfältig von dem fromm Geglaubten. In der That scheint uns das Buch auch in diesem Punkte die goldene Mittelstraße innezuhalten, so daß nicht nur die kindliche Frömmigkeit des Volkes ihre Befriedigung findet, sondern auch die sogen. „gebildeten Klassen" die mit so viel Geschmack ausgeführten Lebensbilder gerne lesen werden. Und so zweifeln wir nicht, daß das wirklich schöne Werk in recht viele Hände, und weit über die Marken von Franken hinaus, kommen und Früchte der Erbauung tragen wird — Liebe und Begeisterung für unsere heilige Kirche, Nachahmung der hehren Vorbilder, die es uns vor Augen stellt, und Vertrauen zu dem mächtigen Schutze der vaterländischen Heiligen in den Tagen, da die Heimat des Schutzes und Schirmes von Oben wohl bedarf!

Was endlich die Ausstattung angeht, so ist dieselbe in jeder Beziehung reich. Die Wörl'sche Buchhandlung hat zur Ehre der fränkischen Heiligen ihr Bestes gethan, was Papier, Druck und Illustration betrifft. Die 71 Holz-

schnitte, welche Scenen aus dem Leben der Heiligen, ihre Bildnisse, ihre Gnadenorte bald in größeren Bildern, bald in Vignetten, Randleisten und Initialen darstellen, sind alle passend und zumeist gut ausgeführt. Hoffentlich werden wir bald die Fortsetzung und Vollendung des schönen Werkes begrüßen können.

Jos. Spillmann S. J.

Empfehlenswerthe Schriften.

(Kurze Mittheilungen der Redaction.)

Predigten über die Gnadenvorzüge Mariens für die Festtage der allerseligsten Jungfrau und zur Feier des Monats Mai. Aus dem Vlämischen frei in's Deutsche übertragen von A. Jox. Mit kirchlicher Approbation. 8°. XII u. 510 S. Trier, Ed. Groppe, 1880. Preis: *M.* 4.50.

Einer der vielen deutschen Priester, welche der Culturkampf der letzten Jahre nach Belgien vertrieb, lernte in seinem neuen Wirkungskreise eine Sammlung vlämischer Predigten über die Gnadenvorzüge Mariens kennen und faßte den Entschluß, dieselben zur Ehre der lieben Mutter Gottes und als eine Weihegabe auf die Gedächtnißfeier der Dogmatisation der unbefleckten Empfängniß in deutscher Bearbeitung herauszugeben. Dieser Gedanke war gewiß ein glücklicher, denn die vorliegenden Predigten sind zwar keine sogen. „Musterpredigten", zeichnen sich aber durch Klarheit, Frömmigkeit und ihren im edeln Sinne des Wortes populären und praktischen Gehalt vortheilhaft aus. Zunächst behandeln sie die Feste Maria's, und zwar sehr reichhaltig; so haben z. B. nicht weniger als sieben Predigten das Geheimniß der unbefleckten Empfängniß zum Gegenstande. Der Festcyclus der seligsten Jungfrau bietet aber gleichzeitig das Bild ihres gebenedeiten Erdenlebens, und so können wir sie an der Hand dieser Vorträge von ihrer makellosen Empfängniß bis zur glorreichen Himmelfahrt begleiten. Andere Predigten über besondere Ehrentitel und Tugenden der lieben Mutter Gottes schließen sich an. Der Werth des Buches hat in der deutschen Bearbeitung gewiß nicht verloren, zudem hat der hochw. Herausgeber dasselbe wesentlich vervollständigt, indem er eine Reihe (sieben) seiner eigenen Predigten einschaltete, so daß das Buch jetzt eine willkommene Gabe von 37 schönen Marien-Predigten bildet. Eine Frage sei uns noch erlaubt. Der hochw. Herausgeber nennt das Buch das vlämische Original eines unbekannten Verfassers. Sollte es nicht ursprünglich die vlämische Bearbeitung eines Werkes von Doucet sein, der dann freilich das scherzhafte Abenteuer passirte, daß sie wieder in's Französische zurückübersetzt wurde und jetzt erst recht ihr Glück machte? Immerhin wäre das ein neuer Beweis für die Brauchbarkeit dieser Predigten, und sollten wir uns nur freuen, wenn sie jetzt abermals, und dieses Mal aus dem Deutschen, in die Sprache Bossuet's übertragen würden.

Zugleich machen wir für den **Maimonat** auf folgende Betrachtungen aufmerksam:

Der Monat Mariä. Von P. J. Beckx, General der Gesellschaft Jesu. Nebst einem Anhange von Morgen-, Abend-, Meß-, Beicht- und Com-

munion=Gebeten. Vierzehnte, im Auftrage des hochw. Verfassers durchgesehene Auflage. Mit einem Titelbilde. 16°. 312 S. Freiburg, Herder, 1880. Preis: *M.* 1.50.

Der Marien-Monat. Gebet= und Betrachtungsbuch für die Verehrer Mariens. Von Georg Schlosser S. J. Mit einem Stahlstich. 2. Auflage. 16°. XII u. 327 S. Freiburg, Herder, 1881. Preis: *M.* 1.50.

Mai-Andacht. 31 Betrachtungen für die einzelnen Tage des der heiligen Jungfrau Maria geweihten Maimonats, nebst Gebeten und Liedern für die Kirche und für den häuslichen Kreis. Von W. Cramer, Domcapitular und Regens am bischöfl. Seminar zu Münster. Zweite, verbesserte Auflage. 100 S. Werl, A. Stein, 1881. Preis: 30 *Pf.*

Maiblumen oder **Mai-Andacht für Kinder** bis zum Alter von vierzehn Jahren. Von S. de la Taille. Autorisirte Übersetzung von M. Hoffmann. Freiburg, Herder, 1881. Preis: 90 *Pf.*

Das Frankfurter und Magdeburger Beichtbüchlein und das **Buch „vom sterbenden Menschen“.** Ein Beitrag zur Kenntniß der mittelalterlichen Volksliteratur von E. F. A. Münzenberger, geistl. Rath und Stadtpfarrer in Frankfurt a. M. Mainz, Kirchheim, 1881.

Sowohl durch Veröffentlichungen protestantischer Forscher, wie Dr. Pfeiffer und Professor Geffcken, als namentlich durch eingehende Studien katholischer Gelehrten, wie Professor Janssen, Reg. Moufang, Hasak, Dr. Alzog, Dr. Falk und Dr. Brück, ist die religiöse Volksliteratur des ausgehenden Mittelalters aus einer terra incognita zu einem Gegenstand großen und allgemeinen Interesses geworden. Eines der größten Vorurtheile, auf welches der Protestantismus sein Prestige und seine scheinbare Berechtigung aufbaute, ist dadurch wissenschaftlich überwunden. Die gewissenhafteste Forschung ergibt, daß der kirchlichen Revolution des 16. Jahrhunderts nicht nur keine undurchdringliche Nacht der Unwissenheit und Finsterniß vorherging, sondern eine blühende Periode des religiösen Volksunterrichts in Wort und Schrift; es ergibt sich weiter, daß die alte kirchliche Lehre über die Göttlichkeit der Schrift, über das Mittleramt Christi, über die Verehrung der Heiligen, über die Rechtfertigung und den Ablaß in diesem religiösen Volksunterricht mit aller nur wünschbaren Klarheit vorgetragen wurde, daß es also einer Reformation in dieser Hinsicht nicht bedurfte. Während Janssens Geschichte des deutschen Volkes ein großes Gesammtbild dieses Volksunterrichts im Zusammenhang mit den übrigen Culturzuständen jener Epoche liefert, Dr. Falks Broschüre über die „Druckerkunst im Dienste der Kirche“ eine genau specificirte Übersicht jener Volksliteratur darbietet, gibt das vorliegende Schriftchen drei interessante Specimina derselben mit den nöthigen Aufschlüssen, um deren Tragweite Jedermann verständlich zu machen. Die Zahl der 46 Beichtbücher, welche von 1470—1520 gedruckt wurden und welche Herr Dr. Falk in seiner erwähnten Schrift anführt, wird durch dasselbe noch um eine Nummer vermehrt, nämlich das Magdeburger Beichtbüchlein. Für solide Volksandacht wäre es kein geringer Gewinn, wenn unsere ascetische Literatur sich mehr an diese frommen altdeutschen Büchlein anschlösse, als an französische Devotionalien neuesten Schnitts. Der hochw. Verfasser verdient für die hierzu gegebene Anregung wie für das Schriftchen überhaupt die vollste Anerkennung.

Staatliche Centralisation der Weg zum Socialismus.

Die Ermordung des russischen Kaisers wirft ein helles Licht in den Abgrund, an dessen Rand die moderne Staatswirthschaft steht. Der mächtigste der Monarchen, dem immense Mittel zu Gebote standen, konnte sich nicht gegen den angedrohten Schlag schützen. Alle erdenklichen Sicherheitsmaßregeln waren getroffen, die Nihilisten haben sie wie Spinngewebe durchbrochen. Wegen der unwiderstehlichen Macht der modernen, leicht herstellbaren Sprengstoffe sehen sich die gewaltigsten Herrscher völlig ohnmächtig gegenüber ein paar verzweifelten Menschen, und deren gibt es, nach Ausweis der Selbstmordsstatistik, eine stets wachsende Menge. Das Schreckgefühl, welches die erste Kunde der That verursachte, hat sich seither nur gemehrt. „Es tritt," sagt die A. A. Z. (12. April), „jetzt wohl deutlich genug zu Tage, daß die sogenannte Nihilistenverschwörung in allen Kreisen des russischen Volkes ihre Anhänger hat, ja daß sie von den Stadtbewohnern, wenigstens im Großen und Ganzen, gebilligt wird und daß sie ihre Verbindungen auch heute noch in der gesammten Beamtenwelt hat, in der Armee und, was in der That das Schauerlichste, in der Familie des Zaren selbst. All' diese Wahrnehmungen, welche die jüngsten Tage gebracht haben, müssen zu der Annahme führen, daß wir es erst mit dem Anfange besonderer Dinge in Rußland zu thun haben." Der russische Staatsbau ist wegen der Corruption der Bureaukratie, Kirche, Schule und aller Stände durch und durch morsch. Was Wunder, daß das Attentat vom 13. März auch in andern Ländern große Besorgnisse wachgerufen. Denn ein solcher Koloß kann nicht in Zuckungen gerathen, ohne auch Andere mit zu erschüttern, und die russische Revolution wird, wenn sie zum Ausbruch kommt, wegen der Rohheit und des Fanatismus des Volkes furchtbar werden. Diese Besorgnisse steigern sich aber dadurch, daß der Nihilismus nach eigenem Geständniß nur ein Glied der internationalen Verschwörung ist (Richter, Jahrbuch, II.

S. 285) und die Socialisten aller Länder, selbst die zahmen deutschen, ihm ihre Sympathien entgegentragen, wie der Wydener Socialisten-Congreß (Richter, S. 191) und gegenwärtig nach dem Attentat jede Nummer des ‚Socialdemokrat' zur Genüge zeigt. Und der Socialismus ist in Deutschland durch das Socialistengesetz keineswegs vernichtet. Nein, er lebt, er wühlt im Geheimen nur um so mehr; er wächst unaufhaltsam mit der fortschreitenden modernen Entwicklung, die ihn hervorgebracht. Was kann da helfen?

Daß Gewaltmaßregeln gegen den Socialismus nicht ausreichen, zeigt Rußland. Hatte dort die Gewalt dieser Hydra einen Kopf abgeschlagen, flugs wuchsen statt dessen andere Köpfe heraus. Was vermag also die fernere Entwicklung zum Socialismus zu hemmen? Man hat verschiedene, zum Theil sehr nützliche Vorschläge gemacht, aber gewöhnlich das Allerwichtigste übergangen. Wir wollen deßhalb dieses hier berühren, da es auch durch die Geschichte des Nihilismus erhellt wird: wir meinen die Berechtigung und die Nothwendigkeit des *Kampfes* gegen die *staatliche Centralisation*, insbesondere wie sie sich durch Knechtung der Kirche und Verstaatlichung der Schule geltend macht. Denn diese Art staatlicher Centralisation ist die allergefährlichste, weil sie sich den Anschein voller Berechtigung gibt und doch am verderblichsten wirkt, und die Dämme gegen die socialistische Fluth langsam, aber sicher unterwühlt.

Der Socialismus zielt offenbar auf die größte staatliche Centralisation. Was dem Einzelnen, der Familie, den andern Gesellschaften zukommt und obliegt, will er verstaatlichen. Das Eigenthum an allen Arbeitsmitteln, insbesondere an allen Immobilien, dem Boden sowohl als den Häusern, nimmt er für seinen Volksstaat in Anspruch. Derselbe Volksstaat ist auch der große Arbeitsherr, für den alle Production geschieht und der zum Entgelt die Arbeiter sammt ihren Angehörigen unterhält. Endlich ist er der gemeinsame Familienvater, der die Erziehung und den Unterricht der ganzen Jugend besorgt, und so besorgt, daß er hierbei die Kirche zu ersetzen prätendirt. Hieraus ergibt sich nun als unläugbare Folgerung die Wahrheit der Worte Schäffle's: „Alles, was die Massen als ein Ganzes abrichtet, was *centralisirt*, was öffentliche Zusammenfassung der Einzelkräfte im größten Maßstabe in sich schließt, das hat etwas dem Socialismus durchaus Verwandtes . . . Möge man also ihm gegenüber vor Allem nicht ruhig auf die Bajonnette und jene *politische Centralisation* rechnen, die gerade der Socialis-

mus eventuell am allermeisten und ausgiebigsten als Mittel seiner ersten Einführung zu benutzen gezwungen ist" (S. 60).

Der Socialismus ist nichts weiter als die consequente Entwicklung des liberalen Staatsbegriffes. Wer dem Staate die Befugniß gibt, Gesetze zu geben ohne Rücksicht auf die historischen Rechte, sowie auf die göttliche Ordnung des Naturrechts und der Kirche; wer dem Staate die Befugniß zuspricht, einfachhin das Gut der Kirche und der frommen Stiftungen, das Gut der Armen, zu annectiren und Tausende von harmlosen Ordensleuten aus ihrem stillen Heim zu treiben: steht auf socialistischem Standpunkt, mag er auch nicht gleich alle praktischen Folgerungen aus seinen Principien ziehen. Die Logik der Thatsachen aber, welche eine mächtige Entwicklung niemals bei ihrer ersten Phase Halt machen läßt, wird immer weiter bis zum vollkommenen Socialismus fortschreiten. Dem gegenüber können wir nicht genug auf die einzig vernünftige und auch von der Offenbarung bekräftigte Staatstheorie aufmerksam machen. Hierbei ist aber nach dem oben Gesagten ganz besonders das Verhältniß des Staates zur Familie, Kirche und Schule klarzustellen.

Der Staat und die „Gewalt", ohne welche der Staat nicht bestehen kann, „ist von Gott", weil Gott der Schöpfer der menschlichen Natur ist, die in ihrer Entwicklung nothwendig zur Bildung des Staates führt. Letzteres ergibt sich schon aus der Allgemeinheit des Staates. So weit die menschliche Kenntniß und Geschichte reicht, finden wir in allen Zeiten und Ländern die Staatenbildung, es sei denn, daß, wie es bei wilden Horden der Fall ist, die Entwicklung zu einem menschenwürdigen Dasein gehemmt wurde. Der Grund dieser allgemeinen Thatsache kann nur etwas sein, was ebenso allgemein ist, die menschliche Natur. Eine nähere Betrachtung dieser Natur lehrt uns dasselbe. In unsern Herzen ist etwas Unerklärliches, das, von der Natur selbst eingepflanzt, uns zu unsern Brüdern zieht: die natürliche Zuneigung und Liebe zu andern Menschen. Auch sind die Einzelnen viel zu schwach, um die vielen Wünsche und Bedürfnisse unserer Natur ohne die Beihilfe Anderer befriedigen zu können. So führt Beides: Neigung und Bedürfniß, die Menschen zusammen. Das erste Glied dieser natürlichen Entwicklung ist die Familie, die Quelle des menschlichen Lebens, der Ursprung der menschlichen Gesellschaft, das Fundament, auf dem sich alle natürlichen socialen Ordnungen aufbauen. Deßhalb hat sie der Urheber der Natur, dessen Gesetzen Alles, auch der Staat, unterworfen ist, mit den heiligsten, auch für den Staat unantastbaren Pflichten und

Rechten ausgestattet. Denn das Fundament muß fest und unverwüstlich sein, wenn nicht der ganze daraufgesetzte Bau wanken oder gar zusammenstürzen soll, und wer, wie der Familienvater, natürliche Pflichten hat, besitzt auch ein unverletzliches Recht, Alles zu thun, was zur Erfüllung dieser Pflichten nothwendig ist.

Das zweite Glied der natürlichen Entwicklung in der Gesellschaftsbildung ist die Ortsgemeinde (bei Nomaden die Stammesgenossenschaft). Aber diese Entwicklung findet hierin nicht ihren Abschluß. Um nur Eines anzuführen: die menschliche Natur verlangt nach Frieden, Sicherheit und Rechtsschutz; es ist nun klar, daß weder eine einzelne Familie, noch eine Ortsgemeinde diesem natürlichen Verlangen genügen und hinreichenden Schutz gegen unsere Feinde und Störenfriede gewähren. Die natürliche Entwicklung wird darum so lange fortschreiten, bis sie, um mit Aristoteles zu reden, die vollkommene, sich selbst genügende Gesellschaft hervorgebracht hat, die zur Erhaltung der irdischen Güter, nach denen die menschliche Natur verlangt, hinreicht und Anderer hierfür nicht bedarf: das ist der Staat. Er ist darum die Krone aller natürlichen Gesellschaften, das Höchste in seiner Sphäre und demnach souverän. Er ist der stählerne Panzer, welcher die schwachen menschlichen Organismen beschirmen soll; das Alles überspannende Schutzdach für die niederen Gebilde, unter dem die Einzelnen, die Familien, die freien Vereine, die Ortsgemeinden sich wohnlich einrichten, ihre Freiheit gebrauchen, ihre Thätigkeiten entfalten, ihre Güter genießen, gegen ihre und ihrer Rechte Feinde Schutz finden. Der Staat ist nicht das Erste, sondern das Letzte in der natürlichen Entwicklung. Vor dem Staate existirten die Personen, die Familie, die Ortsgemeinde, und sie bildeten, von der menschlichen Natur getrieben, deßhalb den Staat, um den Genuß ihrer Rechte zu sichern, nicht damit alles das vom Staate verschlungen würde: nichts wäre widersinniger, als daß sie ihrer Rechte verlustig gingen gegenüber dem Staate, den sie eben zum Schutze dieser Rechte hervorgebracht. Und was von dem Rechte, gilt auch von der Thätigkeit der Einzelnen und der Gesellschaften. Der Staat soll diese Thätigkeit beaufsichtigen, regeln, fördern, schützen, Ausschreitungen abwehren, aber nicht selbst Alles thun wollen. Denn aus dem Begriff des Zweckes, zu dessen Erreichung die menschliche Natur den Staat hervorgebracht hat, folgt mit Nothwendigkeit, daß er die Thätigkeit der Untergebenen in dem, wozu sie ausreicht, nicht hemmen und unterbinden darf, sondern nur da eingreifen soll, wo diese Thätigkeit zur Erlangung und Bewahrung der von der Natur ge-

wollten Güter nicht ausreicht. Was also die Einzelnen und kleineren Gesellschaften in gehöriger Weise verrichten können, soll nicht der Staat thun. Sein Schutzdach soll nicht so gewaltig sein, daß es alles unter ihm Befindliche zusammendrückt; sein Panzer soll nicht so dick und schwer sein, daß er den von ihm umschlossenen Organismus lähmt und schädigt. Die staatliche Centralisation ist also etwas, das der Natur des Staates widerspricht; der Socialismus als vollendete Centralisation ist die vollendete Widernatur, und eine geringere Centralisation, welche die Rechte der Einzelnen, der Familien und anderer Gesellschaften schädigt oder gar confiscirt, ihre Thätigkeit hemmt oder gar aufsaugt, ist ein Schritt zu dieser Widernatur des Socialismus.

Die menschliche Natur treibt also zur Bildung der Staaten, und insofern ist die staatliche Gewalt, ohne welche der Staat undenkbar ist, von Gott. Dieser göttliche Ursprung ist der höchste Adel des Staates, verpflichtet ihn aber auch, wie jede andere Creatur, die von Gott gezogenen Grenzen seiner Gewalt und Aufgabe und insbesondere die andern von Gott gegründeten Ordnungen der Familie und der Kirche zu achten. Wir sagen: der Kirche. Denn der Schöpfer, welcher den Menschen zu einem höhern, den natürlichen Kräften völlig unerreichbaren Ziele bestimmt hat, gründete die Kirche, um dem Menschengeschlecht zur Erreichung dieses Zieles behilflich zu sein. Der Zweck der Kirche ist allgemein, umfaßt alle Völker aller Zeiten, die sie für die überirdische ewige Bestimmung erziehen und befähigen soll: Lehret alle Völker . . . alle Tage bis zum Ende der Welt (Matth. 28, 19. 20), und deßhalb konnte Christus sie nicht einem besonderen Staate unterordnen. Der Zweck der Kirche ist unendlich nothwendig: wer nicht glaubt, wird verdammt (Marc. 16, 16); und deßhalb konnte Christus sie nicht der Willkür der vielleicht ungläubigen weltlichen Herrscher unterstellen. Der Zweck der Kirche ist unendlich erhaben über die ganze geschaffene Natur, und deßhalb konnte Christus sie nicht dem bloß natürlichen Staate unterordnen. Demnach stiftete er die Kirche als ein Königreich (βασιλεία), d. h. als eine vollkommene Gesellschaft mit souveräner Gewalt in ihrer Sphäre, welcher er darum, kraft seiner höchsten „Gewalt im Himmel und auf Erden", souveräne Vollmachten übertragen hat (Matth. 28, 19; 16, 19), und welcher der Staat keine Gesetze vorschreiben kann[1]. Weil aber nicht

[1] Einen ausführlichen Beweis für diese Wahrheit findet man in der ersten Serie der „Stimmen aus Maria-Laach", VI. Heft: „Die Freiheit und Unabhängigkeit der Kirche" (Freiburg 1865).

nur die Kirche, sondern auch der Staat eine göttliche Ordnung ist, so sollen sich beide freundschaftlich gegenüberstehen und einander unterstützen: der Staat soll der Kirche mit seiner physischen Gewalt und mit materiellen Mitteln helfen, während die Kirche den Staat, wie jede andere natürliche Gesellschaft, mit ihrer immensen moralischen Macht stützt. Denn keine Gesellschaft ist denkbar ohne Autorität, keine kann sich wohl befinden ohne Liebe; die Kirche aber bietet die mächtigste Stütze dieser Autorität und eine reiche unversiegliche Quelle dieser Liebe. Die Geschichte beweist es auch, daß die Kirche das sociale Leben in höchster Weise weckt und fördert und unzählige Corporationen theils hervorgebracht, theils gestärkt und gestützt hat.

Das Verhältniß von Kirche und Staat zur Schule ergibt sich aus Vorstehendem.

Die Eltern haben, was Niemand läugnet, die heiligste Pflicht, darum aber auch ein unverletzliches Recht, die Kinder zu erziehen. Deßhalb steht ihnen die doppelte Freiheit zu: die Art und Weise der Erziehung zu bestimmen und Andere zu Hilfe zu rufen, inwiefern sie selbst nicht die Anlagen und Kräfte des Kindes ausbilden können. Letzteres geschieht durch die Schule. Aber die Eltern, welche ihre Kinder in die Schule schicken, können hierdurch nicht ihre Pflicht und Verantwortung auf Andere übertragen. Nein, diese ist eine ganz persönliche, worüber sie dereinst strenge Rechenschaft zu geben haben. Gott hat ihnen die Seelen der Kinder anvertraut und wird dieselben aus ihren Händen fordern, und wehe den Eltern, welche ihren Kleinen dadurch Ärgerniß gaben, daß sie dieselben in schlechte Schulen schickten, mögen das nun Staatsschulen oder andere Schulen gewesen sein. Wenn also auch die Eltern zur Erziehung und Unterrichtung der Kinder Andere herbeirufen müssen, so haben sie doch die heiligste Pflicht und darum auch das unverletzlichste Recht, solche Lehrer und Schulen nach bestem Wissen auszuwählen. Diese von der Natur und ihrem Schöpfer den Eltern gewährte Freiheit wird nun offenbar durch das Schulmonopol des Staates verletzt und am schreiendsten verletzt, wenn dieses Monopol mit dem Schulzwang verbunden ist. Denn die Eltern haben dann nicht mehr jene Freiheit, sondern werden genöthigt, ihre Kinder in Schulen zu senden, die möglicher Weise ihrer religiösen Überzeugung Hohn sprechen und auch in sittlicher Beziehung verderblich wirken.

Wir gehen noch weiter. Der Staat hat nicht nur kein Recht, das Schulwesen zu monopolisiren; er hat im Allgemeinen weder Beruf noch

Geschick, Schule zu halten. Er hat keinen Beruf dazu; denn nach dem Grundsatz, den wir oben ausgesprochen, soll er nicht jene Thätigkeiten ausüben, die Andere in gehöriger Weise verrichten können. Nun wäre es aber eine geradezu lächerliche Behauptung, daß nur in Staatsschulen gut erzogen und unterrichtet würde. Der Staat hat aber auch kein Geschick zum Schulhalten. Denn die Schule ist ein Mittel der Erziehung, und die Erziehung ist eine zarte Sache, welche der eiserne Arm des Staates nicht gehörig betreiben kann. Mögen einzelne Beamte und Staatslehrer noch so brav und wacker sein, die gesammte bureaukratische Maschinerie ist stramm und herzlos und darum unfähig zur Erziehung der Kleinen. Der Staat macht es darum mit der Erziehung, wie Pfuscher zu handeln pflegen: die innere Solidität wird durch äußeren Glanz ersetzt. Non multum, sed multa. So entsteht die leidige Vervielfältigung der Fächer in den Staatsschulen; die Elementarschule wird zu einem Mittelschülchen, das Gymnasium zu einem Liliput-Universitätchen, die Universität gar zu einem Allerweltsfächerkasten; und beim weiblichen Geschlecht soll ein buntscheckiges oberflächliches Wissen die tiefe Religiösität ersetzen. Über die verderblichen Folgen des Staatsschulwesens hat unsere Zeitschrift schon öfter berichtet [1]. Wir können uns darum kurz fassen. Die „Verwilderung der Jugend" nimmt in schrecklicher Weise zu, und an die Stelle einer soliden, auf Religion gegründeten Erziehung tritt jene Halbbildung, welche von Allem gelernt hat und doch Nichts ordentlich weiß, welche über Alles abspricht und doch Nichts gehörig versteht, welche sich zu vornehm dünkt, Etwas zu glauben und mit dem Glauben allen sittlichen Halt verliert, mit andern Worten: auf dem geraden Wege zum Nihilismus ist.

Aber nicht nur der natürlichen Familie, sondern auch der übernatürlichen Gottesfamilie, der Kirche, hat Gott den Beruf zu erziehen gegeben: „Lehret alle Völker", und die Kirche hat, treu diesem gött-

---

[1] Über die Folgen des modernen Staatsschulwesens und der in ihm herrschenden Vervielfältigung der Lehrfächer siehe die Artikel über „die Reform unserer Gymnasien"; ferner über die Zustände der öffentlichen Schulen Nordamerika's siehe diese Zeitschrift, 1872, Bd. II. S. 455; 1872, Bd. III. S. 391; 1873, Bd. IV. S. 101. 616 und a. a. O. Gegenwärtig hat der protestantische Schriftsteller Richard Grant White aus der Verbrecher-Statistik der Vereinigten Staaten gezeigt, daß dort Verbrechen und Selbstmord in geradem Verhältniß zur Ausbildung der modernen Staatsschule stehen. Er zieht daraus die Folgerung, daß die öffentlichen Schulen auf den Elementarunterricht zu beschränken und alles Übrige der Familie zu überlassen sei.

lichen Beruf, ihres hehren Amtes gewaltet, die Völker gesittet und unzählige Schulen gegründet. Der Eltern Recht und Pflicht verträgt sich harmonisch mit diesem göttlichen Recht und Beruf der Kirche. Denn da das Allerwichtigste bei der Erziehung die Religion ist, und da nach katholischer Glaubenslehre die Sorge für die Religion der Kirche obliegt, so werden die katholischen Eltern durch ihre heiligste Überzeugung dahin geführt, sich für die Erziehung an die Kirche zu wenden. Und wenn der Staat das göttliche und historische Recht der Kirche nicht anerkennen will, so kann er doch nicht, ohne Eingriff in die natürliche Ordnung, das unveräußerliche Recht der Eltern verletzen, nach bestem Wissen und Willen die Lehrer und Schulen der Kirche für die Erziehung ihrer Kinder auszuwählen; dieses Recht wird aber durch Unterdrückung oder Verhinderung der kirchlichen Schulen geschmälert.

Weil der Staat dort eingreifen muß, wo die Thätigkeit Anderer nicht ausreicht, so muß er auch Schulen gründen, wenn dieß sonst nicht geschehen würde. Er mag also immer sein Recht auf die von ihm gegründeten Schulen geltend machen, darf dasselbe aber nie bis zum Monopol ausdehnen.

Wenn wir dem Staat im Allgemeinen den Beruf zu lehren absprechen, so wollen wir damit nicht behaupten, der Staat müsse der Schule gegenüber indifferent sein. Es ist das eben ein großer Irrthum, daß man zwischen dem indifferenten laisser aller und der Verstaatlichung kein Mittleres glaubt annehmen zu dürfen. Nein, der Staat soll nicht indifferent der Schule gegenüber sein, sondern dieselbe auf jegliche Weise, auch durch Geldmittel zu unterstützen suchen, Ausschreitungen abwehren, durch seine Gesetzgebung nöthigenfalls die weltlichen Schulen regeln und Inspectoren betreffs der Ausführung dieser Gesetze ernennen. Aber er soll, von besonderen Fällen abgesehen, nicht selbst den Schulmeister spielen wollen, sowie er Handel, Ackerbau, Gewerbe in jeglicher Weise unterstützen, vor Schaden bewahren, durch weise Gesetze regeln, aber nicht alles dieses für sich monopolisiren und selbst betreiben darf. Das eine Staatsmonopol ist so verwerflich wie das andere. Ja, schlimmer noch als die staatliche Monopolisirung des Handels und der Gewerbe ist das Staatsmonopol des Unterrichts, und dieß wirkt vollends verderblich, wenn der Staat zugleich die Kirche knechtet. Denn als Dienstmagd der Gewalt oder gar als Polizeianstalt genießt die Kirche nicht mehr jene hohe sittliche Achtung, die ihr zur Erfüllung ihrer Aufgabe durchaus nothwendig ist, und verliert mit dieser Hochachtung auch allen moralischen Einfluß auf die

Menschen. So erhält in der bezeichneten Voraussetzung der Staat die ganze Erziehung des Geschlechtes, geistliche und weltliche. Eine solche Verstaatlichung der Erziehung ist aber das Schlimmste an der socialistischen Centralisation, schlimmer noch als die Verstaatlichung des unbeweglichen Eigenthums, weil die zu erziehenden Seelen der Kinder unendlich kostbarer als das Eigenthum sind.

Was wir hier gesagt und entwickelt haben, wird durch die Geschichte Rußlands und seines Nihilismus bekräftigt. Alle stimmen darin überein, daß der Herd des Nihilismus die höheren Staatsschulen seien, und nicht nur Katholiken, sondern auch Liberale behaupten, daß die Culturentwicklung, welche Rußland seit Peter dem Großen erfahren, zum Entstehen des Nihilismus beigetragen hat. Und doch war in derselben das Ideal unserer preußischen Culturkämpfer verwirklicht: die Kirche völlig dem Staate dienstbar gemacht, dagegen die geistliche Gerichtsbarkeit des römischen Bischofs ausgeschlossen; die Jesuiten, trotz ihrer großen Erfolge in den Schulen [1], vertrieben, dagegen freisinnige Lehrer aus der ganzen Welt berufen, und der Staat selber der große Erzieher des Volkes. Und was hat er geleistet in den zwei Jahrhunderten, die ihm für dieses Experiment zur Verfügung standen? Was haben die immensen Summen genützt, die er während dieser langen Zeit für „die Volksaufklärung“ ausgegeben? Die staatliche Erziehung brachte eben jene glaubenslose Halbbildung hervor, die den Nihilismus erzeugte und schuld an dem völlig desperaten Zustande der russischen Gesellschaft ist.

„Die Revolutionäre,“ so heißt es in einem neuern Erlaß des russischen Justizministers, „haben sich hauptsächlich das als Werkzeug ihrer infamen Propaganda gewählt, was die größte Pflege und Sorgfalt aller ehrenhaften und erleuchteten Geister verdient: die Schule und die Jugend.“ Dieß wird denn auch von Niemanden bezweifelt, daß Studenten und Studentinnen die vorzüglichsten Adepten des Nihilismus sind. Denn bei der Entdeckung einer jeden nihilistischen Verschwörung kam es zu Tag. Darum erfolgten nach jedem Attentat die eindringlichsten Mahnungen der Regierung oder gar des Czaren an die Jugend und ihre Erzieher. Alles vergebens. „Unsere Kinder,“ sagt

---

[1] Diese Erfolge waren so groß, daß sie noch nach 50 Jahren den greisen Dichter und Fürsten Wjasemsky begeisterten und von ihm in seinen Gedichten gefeiert wurden.

ein angesehener russischer Publicist, „gehen zu Grunde, die besten Kräfte gehen um ein Nichts verloren, weil viele von uns Erwachsenen ein solcher Schund sind, ... weil es bei uns weder Charakter noch Ausdauer, noch System gibt, sondern nur eine gewisse Halbheit.“ [1]

Die Zustände an den russischen Hoch- und Mittelschulen sind gegenwärtig geradezu heillos. Kaum wurden nach dem jüngsten Attentat gegen 200 Studenten in Petersburg verurtheilt, als ein neuer Studentencravall in Moskau losbrach und in Kiew eine Untersuchung wegen nihilistischer Verschwörung geführt wurde. So geht es aber schon seit Jahren an den russischen Universitäten her. Ausländer können sich davon kaum einen Begriff machen. Wir wollen darum Einiges aus dem Werke von Karlowitsch anführen. Das frühere Erziehungssystem vertauschte man mit der „neuen Pädagogik“ und ließ die Kinder „sich ganz frei entwickeln“, was für sie verderblich wurde. Auch früher hatte man in den alten Sprachen wenig geleistet, aber das Princip des Classicismus stand für die Gymnasien doch fest. Unter dem Cultusminister Golownin (1862) fing man an, von der Forderung classischer Studien als Vorbedingung zum Besuche der Universität abzustehen, und nun kam die Periode, in welcher die Überfluthung der Hochschulen mit ungenügend vorbereiteten Zöglingen in größtem Stile begann. Die Naturwissenschaften als ebenbürtige Grundlage der Gymnasialbildung — das war so recht dasjenige, was die naseweise und zugleich lernscheue Jugend in Rußland brauchte. Die ewig wechselnden Theorien, dazu Büchners „Kraft und Stoff“, das Bekanntwerden des Darwinismus, das alles war den Jungen willkommen, die ihren Tschernyschewski gelesen hatten. Und „es soll nur wenige Studenten und wenige Zöglinge weiblicher Gymnasien geben“, die dessen schmutzigen, entsetzlichen Roman: „Was thun?“ mit seinen nihilistischen Lehren nicht gelesen haben. Andere nihilistische Schriften wirkten in gleichem Sinne und wurden um so begieriger verschlungen, je mehr sie verboten wurden. Um sich populär zu machen, sympathisirten viele Professoren mit dieser Richtung. Freilich war Golownins Nachfolger, Graf Tolstoi, bemüht, den Classicismus wiederum zur allgemeinen Geltung zu bringen, erregte aber deshalb die größte Unzufriedenheit.

---

[1] Karlowitsch, Die Entwicklung des Nihilismus. Dritte, stark vermehrte Auflage. Berlin 1880. S. 69.

Die Kirche ist, wie Karlowitsch zugibt, ohne allen Einfluß auf die Schule. Der satanische Geist, welcher die jugendlichen Gemüther von Gott und der Moral abwendig zu machen sucht, drängte sich auch vielfach in die Volksschulen, ungleich mehr aber in die höheren Töchterschulen. Nach und nach hatte nämlich Rußland unter der Regierung Alexanders II. es dahin gebracht, daß es außer den früheren Instituten 60 weibliche Gymnasien und 125 Progymnasien besitzt. Die dort gebildeten „zeitgemäßen" Damen wollten nun auch durch ihre akademischen Studien die Welt in Staunen setzen. In Petersburg wurden demnach weibliche „Curse" bei der medico-chirurgischen Akademie und außerdem „höhere weibliche Curse" (mit ungefähr 800 Kurssistki, Cursusdamen) gegründet. Auch in Moskau, Odessa (286 Cursusdamen, davon die Hälfte Jüdinnen) und Kiew (350 Cursusdamen) sind die höhern weiblichen Curse in voller Thätigkeit. Wozu dieser Schwarm von Mathematikerinnen, Naturforscherinnen, Historikerinnen, Philologinnen dereinst nützen soll, ist schwerlich abzusehen. Nur die Allerwenigsten gelangen dazu, das Examen zu bestehen, viele, sehr viele aber treten den nihilistischen Clubs bei. Das wichtigste Kapitel der sogenannten „Menschwerdung" blieb für diese „zeitgemäß entwickelten" Mädchen und Frauen die Lossagung von jedem sittlichen Princip. Der Leser erlasse uns, auch nur anzudeuten, welche Orgien in den nihilistischen Studentencirkeln, zu denen die fortgeschrittenen Cursdamen mit Vorliebe eilten, zu geschehen pflegten. Es ist wahrhaft grauenhaft, was Neslobin (Djakow) in seiner Krushkowstschina darüber berichtet. Aber man erkennt daraus, wie die abgründlichst verkommenen und in Folge der modernen Wissenschaft alles Glaubens baren Menschen zu einem wüthenden, auf Zerstörung sinnenden Hasse jeder sittlichen und rechtlichen Ordnung, zu einem düstern Pessimismus, zu einem Ekel am Leben, kurz zu Allem, was den russischen Nihilismus ausmacht, kommen mußten. Ihr Todesmuth ist nicht Heroismus, sondern Verzweiflung des Lasters. Der **Nihilismus ist nur die letzte Folge der modernen irreligiösen Halbbildung**, wie sie schon lange Zeit im russischen, von der Kirche nicht beeinflußten Erziehungssystem geherrscht hat, und so erklärt es sich, daß die höhere Gesellschaft, welche solchen Schulen entwachsen ist, mit dem Nihilismus sympathisirt. Karlowitsch zählt viele monströse Verdicte auf, durch welche die Jury trotz ihres Schwures geständige Verbrecher: Meuchelmörder, Betrüger, Fälscher, unter dem größten Beifall des Publikums für unschuldig erklärt hat. Sind doch nach

dem letzten Attentat die Stricke, mit denen die Mörder erhenkt wurden, als Reliquien verkauft, und hat doch eine große Versammlung einem Professor zugestimmt, welcher ausführte, der Czar dürfe sich nicht an Wehrlosen rächen und müsse jene Mörder begnadigen. Es ist, als ob man jede Idee der sittlichen und rechtlichen Ordnung verloren hätte. Unglaube und freche Religionsspötterei sind in der vornehmen Gesellschaft zur Mode geworden. Eine wahre Manie, die Regierung zu tadeln, hat das sonst indolente Volk ergriffen (Karlowitsch S. 25 ff.); denn eine stets wachsende Unzufriedenheit hat alle Stände des ungeheuren Reiches erfaßt. Die Corruption und Willkür der Beamten sind sprüchwörtlich. Da die höheren Schulen so schlecht sind, wie soll die Bureaukratie, welche aus ihnen hervorgeht, unverdorben sein? Aus giftiger Quelle kommt kein gutes Wasser. Das kecke Auftreten des Nihilismus beweist, daß er Gesinnungsgenossen unter den Beamten, selbst des kaiserlichen Palastes hat. Nach dem jüngsten Attentat wurden am Hofe Generäle, Räthe, Kammerherren, Ehrendamen, sowie Pagen, Diener und Kammerjungfern entlassen. Wie soll da die Bureaukratie, von der Karlowitsch alles Heil erwartet, helfen? Noch weniger vermag es aber die verknöcherte Staatskirche. Denn diese ist ohne allen Einfluß auf Schule, Leben, Volk, Gesellschaft. „Nirgends in Europa spielen Kirche und kirchliches Leben für den gebildeten Theil der Gesellschaft eine so untergeordnete und mesquine Rolle wie in Rußland . . . Herkömmlich nehmen Adel und Bureaukratie zu der den niedern Klerus bildenden Weltgeistlichkeit eine rein ironische Stellung ein“ (Aus der Petersburger Gesellschaft, Leipzig 1873, S. 29). Aber die unwissenden und betrunkenen Popen sind vielfach selbst den Bauern verächtlich geworden, und die zahlreichen Secten, welche sich auf dem Lande immer mehr ausbreiten, sind ein thatsächlicher Protest gegen die Staatskirche. Da die Kirche aber nirgends moralischen Einfluß ausübt, so grassirt auch das Sittenverderbniß nicht nur unter den höhern Ständen, sondern auch unter den Bauern. Die Regierung setzte 1872 eine Commission zur Untersuchung der landwirthschaftlichen Zustände ein. Der Bericht derselben ward von der Pall Mall Gazette am 27. Februar 1873 und dann auch von den Hist.-pol. Blättern veröffentlicht. Der ständige Refrain der Angaben aus allen Gouvernements lautet: Die Leute sind gänzlich dem Trunke ergeben, die Justiz hilflos, überall Anarchie, Diebstahl, Demoralisation. Über letztere sagt die Commission wörtlich: „Die geschlechtliche Moralität ist so tief gesunken als die sociale. Die physischen Folgen

der Ausschweifung grassiren im ganzen Lande. Es gibt eine Unzahl von Dörfern, wo kein Mann, keine Frau, kein Kind von dem furchtbaren Übel frei geblieben ist. In der Provinz Pultawa zählt man hunderttausend Personen, welche in der einen oder andern Weise von der Krankheit ergriffen sind." So geschah es, daß, wie die Revue des deux Mondes (1876, VI. p. 270) berichtet, in Folge der Trunksucht und des Wuchers ein großer Theil der Bauern wenige Jahre nach der Gütervertheilung, die bei der Emancipation statthatte, völlig verarmte. Wir haben schon vorhin die schwärmerischen Secten der Rascolniks berührt, sie zählen jetzt schon über 12 Millionen. Viele von ihnen halten den Czaren für den Antichristen. Wie leicht aber „die Schwarm- und Rottengeister" für sociale Umwälzungen gewonnen werden, zeigt die deutsche Reformationsgeschichte. Anfangs freilich mißlang die nihilistische Propaganda unter den Bauern vollständig, weil diese für die hohlen Phrasen des westeuropäischen Socialismus kein Verständniß hatten. Aber gegenwärtig, besonders nach Stiftung des geheimen Bundes Semlja Wolja, sucht man sich ihren Ideen besser anzupassen und hat in den Bauern das Verlangen nach einer Gütervertheilung angeregt (Richter, Jahrb. für Socialwissenschaft, II. Jahrg., Zürich 1881, S. 291 ff.); dieß hat gezündet. Die Regierung sah sich genöthigt, ernstlich dagegen zu warnen (Schulthess, Geschichtskalender, 1879, S. 491); in Litthauen und Volhynien gab es 1878 drei Bauernaufstände (l. c. S. 450), und die Unruhen unter den Don'schen Kosaken sind noch nicht beigelegt (Richter S. 296 f.). Unter den nihilistischen Verschwörern, die soeben (April) in Kiew verurtheilt wurden, befinden sich viele Bauern. Der Hauptleiter des jüngsten Attentats, Scheljaboff, war Bauernsohn und nannte sich einen Bauern, obwohl er Studien gemacht. Sein Genosse Michailoff war Arbeiter aus demselben Stande. Die A. A. Z. gesteht endlich (9. Mai) zu, „daß sich Alles vereinigte, um die Nihilisten bei ihrem teuflischen Plane [der Aufwiegelung der Bauern] zu unterstützen". „Wir haben," so heißt es dort weiter, „diese Dinge seit zehn Jahren aufmerksam beobachtet und sind überzeugt, daß nach dem geschehenen Kaisermord und einigen ferneren Mißernten nur ein geringer Anlaß dazu gehört, um Rußland mit Mord und Brand zu überschwemmen. In dem vollständigen Glauben, dem Kaiser zu dienen, tanzen diese unglücklichen Menschen fast ausnahmslos nach der Pfeife der Nihilisten. . . Es läßt sich befürchten, daß bei ihrer [wüsten] Lebens- und Wirthschaftsweise die gesammten Mittel nach fünf bis zehn Jahren

vollständig erschöpft sind, und was dann wird, wagt der Verstand nicht auszudenken.“ Auch der Correspondent des conservativen Londoner Blattes „Standard“ bestätigt, daß eine gewaltige Gährung in Rußland, besonders aber im Bauernstand, herrscht: „Jedermann ist mit dem gegenwärtigen Stand der Dinge unzufrieden, Alle erwarten einen baldigen Wechsel.... Gehet, wohin ihr wollt, vom Weißen bis zum Schwarzen Meer, von der Donau bis zum Amur: überall erwachen die Bauern von ihrem Jahrhunderte langen Todesschlummer.“

Das ist also die hoffnungslose Lage Rußlands. Es haben Sittenverderbniß und Unzufriedenheit alle Stände ergriffen, und sie steigern sich in einer ungezählten Menge bis zum wüthenden, Alles zerstörenden Hasse jeder Autorität und sittlichen Ordnung, zum Nihilismus. Ein Heilmittel ist aber unmöglich, weil die natürlichen Quellen einer sittlichen Regeneration: Familie, Schule, Kirche, gleich corrupt sind. „Bei uns,“ seufzt der Justizminister in dem schon oben angeführten Erlaß, „ist die Familie keine Stütze für die Schule. Die gerichtliche Untersuchung hat festgestellt, daß sogar Väter und Mütter solche (nihilistische) Lehren ihren Kindern beibringen ... Mögen also bei uns die Lehrer die Eltern ersetzen.“ Ja, aber gerade die Schule ist der Herd des Nihilismus. Was soll da helfen? Die Kirche? Aber sie ist ja ohne allen Einfluß, und warum? Weil sie vom Staat geknechtet und alles selbständigen Lebens beraubt ist. Graf de Maistre hat in einem Memorandum, das er 1811 dem Kaiser Alexander I. übergab, mit seltenem Scharfblick alles das entwickelt, was sich heute in Rußland vollzieht. Die Schrift ist betitelt: Quatre chapitres sur la Russie, und wurde jüngst im Auszug von der polnischen Zeitung Czas mitgetheilt. Der berühmte katholische Schriftsteller spricht darin über die Rohheit der russischen Leibeigenen, deren plötzliche, unvorbereitete Befreiung denselben nur schädlich werden könnte, über die moralische Machtlosigkeit der russischen Kirche, deren Diener keine Achtung und darum auch keinen Einfluß besäßen, endlich über die allgewaltige staatliche Centralisation. Die künstliche Beamten- und Militär-Hierarchie, welche alle ihre Bewegung vom Kaiser empfange, habe die natürliche und sociale Hierarchie verschlungen; sie sei ein langsam gegrabener Schlund, in den die russische Gesellschaft gestürzt sei, und der nur noch von einem anderen schrecklicheren Abgrund verschlungen werden könnte. Hierzu macht de Maistre die Bemerkung: „Si jamais la Russie a sa révolution, cette révolution se nommera le Riennisme.“ Diese Voraussage ist eingetroffen. Riennismus ist gleichbedeutend mit Nihi-

lismus, und die nihilistische Revolution ist der Abgrund, welcher Rußland zu verschlingen droht.

Das hat also die Erziehung, welche der russische Staat seit zwei Jahrhunderten dem Volke angedeihen ließ, in Verein mit der Knechtung der Kirche schließlich zu Wege gebracht: die schauerlichste Form des Socialismus, den Nihilismus. Und nun sollten wir durch die gleiche Knechtung der Kirche und Verstaatlichung der Schule dem Socialismus entgehen? Nirgends ist ja die Verstaatlichung der Schule in Verbindung mit dem Schulzwang so weit gediehen, als in verschiedenen deutschen Ländern, so zwar, daß Schäffle bemerkt: „Weit mehr als Schulzwang im heutigen Ausmaß wäre (nach dem socialistischen System) nicht nothwendig“ (Quintessenz des Socialismus, S. 60). Ebenso liegt vor Aller Augen, wie sehr die kirchliche Freiheit verstümmelt worden. Mit der Knechtung der Kirche und Verstaatlichung der Schule geht aber die wachsende Centralisation in andern Zweigen des öffentlichen Lebens Hand in Hand. Jetzt will man sogar eine Reichs-Centralkasse zur Assecuranz der Arbeiter gegen Unfälle mit dazu gehörigem Zwang und Staatszuschuß gründen. Gelingt das, so wird eine weitere Centralisation folgen. Man spricht schon von einer Reichskasse, aus der die alten und kranken Arbeiter unterhalten werden sollen, und einer Ausdehnung dieser Kasse auf alle Unbemittelten. Was für ein Verhängniß treibt und drängt, trotz der Furcht vor dem Socialismus, mitten in den Socialismus hinein?

G. Schneemann S. J.

Zur Entwicklungsgeschichte der Apologetik.

VII. Die Apologetik als theologische Lehrdisciplin.

Mehr als siebenzehn Jahrhunderte der christlichen Zeitrechnung waren verflossen, als die christliche Apologetik unter die theologischen Lehrdisciplinen aufgenommen und in einer solchen Weise durchgebildet wurde, daß man mit Recht ihre Erhebung zur Wissenschaft proclamiren konnte. Es gibt Gelehrte oder es hat deren wenigstens gegeben, welche aus dieser Thatsache einen ernsten Vorwurf gegen die christliche Wissenschaft der Vorzeit herleiten zu dürfen glaubten. Allein mit Unrecht, wie einem

Jeden einleuchtet, der auch nur mit flüchtigem Blicke die großartigen Arbeiten der christlichen Apologeten aller Jahrhunderte mustert, wie wir sie in leicht skizzirtem, lückenhaftem Bilde unseren Lesern vorgeführt haben. Denn es drängt sich ihm mit unabweisbarer Nothwendigkeit die Wahrnehmung auf, daß die Abwehr der feindlichen Angriffe auf die Göttlichkeit des Christenthums und der Kirche während der ganzen christlichen Aera in so umfassender Weise geführt wurde, daß thatsächlich der gesammte Inhalt der jungen Lehrdisciplin wiederholt und nach allen Richtungen hin durchgearbeitet war, bevor man begann, demselben in endgiltiger Weise ein einheitliches Gepräge aufzudrücken.

Diese Ausgestaltung der apologetischen Wissenschaft wird uns im Folgenden beschäftigen, und zwar so ausschließlich, daß wir sogar die zahlreichen und tüchtigen populär-apologetischen Arbeiten dieser Zeit, an die uns Namen wie Chateaubriand, Freyssinous, Lacordaire, Ravignan, Félix, Nicolas, Dechamps, Laforet, Balmes, Donoso Cortes, Storchenau, Bosen, Stöckl, Weiß u. a. erinnern, ganz außer Acht lassen werden: so sehr bildet die systematisch-methodische Ausbildung der Apologetik die Signatur dieser letzten ihrer Entwicklungsperioden. Es ist die letzte, gewiß; aber sie ist noch nicht zum völligen Abschluß gekommen. Auch heute noch machen sich, wenigstens in untergeordneten Stücken, verschiedene Strömungen geltend, welche Anspruch auf Berechtigung erheben. Die Geschichte wird erst später ihr definitives Urtheil sprechen, weßhalb auch wir uns meistentheils auf eine möglichst wahrheitsgetreue [1] Charakteristik der wichtigeren Werke werden beschränken müssen, ohne die Rechtsansprüche jeder einzelnen Richtung auf ihre Wahrheit zu prüfen oder gar in absprechender Weise den Stab über sie zu brechen [2].

Das Hervortreten der Apologetik als selbständiger Lehrdisciplin erfolgte nicht plötzlich. Nachdem man bereits bald nach dem Trienter Concil begonnen hatte, die kirchen-apologetischen Fragen in dem allgemeinen Theile der polemischen Theologie zu behandeln, scheint man zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts auch die Vertheidigung der christlichen Offenbarung in dieses Lehrfach hineingezogen zu haben. Wenigstens beschäftigt

---

[1] Wir werden uns zu diesem Zwecke häufig der eigenen Worte der Autoren bedienen. Dieses Verfahren überall durchzuführen, erlaubt uns die anzustrebende Kürze nicht.

[2] Über die deutschen Apologeten vgl. Werner, Geschichte der katholischen Theologie. München 1866.

sich der erste Theil der Theologia polemica [1] des P. Vitus Pichler S. J. mit der Vertheidigung sowohl der christlichen Offenbarung, als der katholischen Kirche. Dieses Werk behauptete während des ganzen Jahrhunderts sein Ansehen, und es folgten ihm mehrere ähnlich angelegte Schriften von Ordensgenossen Pichlers, unter denen die Sarbagna's [2] und die der Würzburger Jesuiten [3] die geschätztesten sind. Allein die erste in sich abgeschlossene Zusammenfassung des apologetischen Lehrstoffes ging aus dem berühmten Benedictiner-Kloster St. Blasien hervor. Martin Gerbert, nachmals Abt dieses Klosters, veröffentlichte im Jahre 1760 seine Vertheidigung der wahren Religion und der wahren Kirche [4]. Die drei Bücher, in welche die Schrift zerfällt, führen den Beweis für die Wahrheit der christlichen Religion, legen den Charakter der wahren Kirche Christi dar und weisen denselben mit Ausschließung der Secten in der römisch-katholischen Kirche nach. Von den Gegnern werden besonders die Deisten und die Protestanten in's Auge gefaßt.

Auch die übrigen dem 18. Jahrhundert angehörenden Versuche einer allgemeinen Apologetik befaßten sich, wie kaum anders zu erwarten war, umständlich mit den Deisten und Rationalisten ihrer Zeit, so daß eine ganz ebenmäßige Behandlung des apologetischen Lehrstoffes in dieser ersten Phase der neuen Wissenschaft noch nicht erzielt wurde. Dabei war man jedoch keineswegs unbekümmert um die Methode: schon die Zeitumstände verhüteten dieß. Denn die methodologischen Tendenzen machten sich kaum jemals bei allen wissenschaftlichen Arbeiten in so hohem Grade geltend, als gerade um diese Zeit, wo die Wolff'sche Schule nicht nur in der Philosophie, sondern auf allen Wissensgebieten einen weitgreifenden Einfluß ausübte. Selbst die katholischen Theologen entzogen sich nicht ganz dieser Herrschaft des Zeitgeistes, und so geschah es, daß auch in der katholischen Theologie ob dieser Sucht nach methodischer Umgestaltung nicht selten die speculative Behandlung des Dogma's in den Hintergrund treten mußte. Doch dieselbe Strömung, welche auf diese Weise der

[1] Aug. Vind. 1713. Der allgemeine Theil führt den Titel: Controversia fundamentalis et generalis. Pichler ist unseres Wissens der Erste, welcher den in Rede stehenden Theil der Theologie als fundamentalis bezeichnet.

[2] Theologia dogmatico-polemica. Ratisb. 1770.

[3] RR. Patrum Soc. Jesu Theologia dogmatica, polemica, scholastica et moralis, praelectionibus publicis in alma Universitate Wirceburgensi accommodata. Wirceb. 1766—1771.

[4] Demonstratio verae religionis veraeque ecclesiae contra quasvis falsas. S. Blas. 1760.

Dogmatik empfindliche Schäden beibrachte, war auf dem Gebiete der Apologetik von den besten Folgen begleitet, da die neue Lehrdisciplin gerade der Methodik am meisten bedurfte. Wohl der bedeutendste unter den theologischen Schriftstellern, welche die Bearbeitung der Apologetik in diesem Sinne unternahmen, war Benedict Stattler. Die Frucht seiner Bemühungen legte er in einer Demonstratio evangelica [1] und einer Demonstratio catholica [2] nieder. Erstere umfaßt die Lehre von der Offenbarung, letztere die von der Kirche. Um die Göttlichkeit der christlichen Offenbarung zu beweisen — das ist der Zweck der ganzen Demonstratio evangelica — geht Stattler von den unanfechtbaren Grundwahrheiten der natürlichen Gotteslehre (Theodicee) aus, um zunächst den richtigen Begriff der Religion zu fixiren. Daran schließt sich der Nachweis an, daß irgend eine außerordentliche Kundgebung Gottes für das Menschengeschlecht nothwendig sei. Nachdem sodann die Möglichkeit einer übernatürlichen Offenbarung überhaupt dargethan ist, geht Stattler dazu über, auch die Möglichkeit und Angemessenheit der christlichen Offenbarung insbesondere zu erweisen, indem er summarisch deren Inhalt in Betracht zieht. Dieser übertrifft in allen Stücken die natürliche Religion und ist der unendlichen Weisheit, Heiligkeit und Güte Gottes im höchsten Grade würdig. Mit Rücksicht auf die Einwürfe der Deisten wird dann eine kurze Prüfung (examen sobrium et modestum) der vorzüglichsten Glaubensgeheimnisse der christlichen Religion angestellt, um so die vernünftige Denkbarkeit des Offenbarungsinhaltes noch mehr zu erhärten. Jetzt folgt die Theorie über die Kriterien der Offenbarung. Stattler beschränkt sich auf die zwei äußern Kriterien: Wunder und Weissagungen. Nachdem er einige philosophische Lemmata über den Begriff und die Möglichkeit der Wunder vorausgeschickt und darauf über die Erkennbarkeit der letzteren gehandelt hat, führt er im Einzelnen aus, daß die Wunder, welche gemeiniglich zum Erweise des göttlichen Ursprungs

[1] Demonstratio evangelica, sive religionis a Jesu Christo revelatae certitudo, accurata methodo demonstrata adversus Theistas et omnes antiqui et nostri aevi philosophos antichristianos, quin et contra Judaeos et Mahumetanos. Aug. Vind. 1770.

[2] Demonstratio catholica, sive ecclesiae catholicae sub ratione societatis legalis inaequalis lege fundamentali a Jesu Christo Deo-homine institutae genuinum systema universum accurata methodo demonstratum, cum ostensione felicis nexus potestatis spiritualis cum temporali, seu concordiae sacerdotii catholici cum imperio politico, modo soli divinae institutionis regulae et juri naturae sociali insistatur. Pap. 1775.

der alten jüdischen und der christlichen Religion angeführt werden, wirklich volle Beweiskraft besitzen. Diese ganze Argumentation ist jedoch, wie Stattler selbst betont, vorläufig nur eine bedingte, da die historische Gewißheit der in Rede stehenden Wunder vorerst nur vorausgesetzt wird. Das gleiche Verfahren wendet Stattler bezüglich der Weissagungen an. Erst nachdem dann die Religion der heutigen Juden und der Muhammedaner ihre Abfertigung erfahren hat, folgt der historische Beweis für die Wahrheit der vorher angezogenen Wunder und Weissagungen, indem die Glaubwürdigkeit und Echtheit der Bücher des Alten und des Neuen Testamentes dargethan wird. Die Demonstratio catholica hat nun gegen die Sectirer den Beweis zu erbringen, daß die katholische Kirche allein die von Gott bestellte Hüterin der christlichen Lehre ist. Stattler legt daher das größte Gewicht darauf, das fortdauernde, sichtbare Lehramt der Kirche sicher zu stellen: gewiß ein durchaus zu billigendes Verfahren. Allein die irenischen Tendenzen verhinderten unseren Apologeten, die volle Wahrheit mit allen Consequenzen zur Darstellung zu bringen. Während nämlich die Polemik des Werkes sich fast ausschließlich mit den deistisch oder rationalistisch denkenden Protestanten befaßte, ging die Irenik den gläubigen Protestanten so weit entgegen, daß die oberste kirchliche Censurbehörde die Grenzen des Zulässigen für überschritten erklärte.

Sehr große Verwandtschaft mit dem Exjesuiten Stattler hat der Benedictiner Beda Mayr, sowohl in den Vorzügen als in den Mängeln. Indessen unterscheidet sich das größere apologetische Werk Mayr's[1] dadurch von dem Stattler'schen, daß es außer der christlichen Religion und der katholischen Kirche auch die natürliche Religion vertheidigt. Letzterem Gegenstande ist der ganze erste Theil gewidmet, und es werden Begriff und Anforderungen der natürlichen Religion ab ovo entwickelt, so daß die Natur der menschlichen Seele, ihre Willensfreiheit und ihr Drang nach Glückseligkeit, sowie ihre Unsterblichkeit und ihre Bestimmung, aber auch das Dasein und die Eigenschaften Gottes und andere philosophische Wahrheiten der Psychologie und der Theodicee zur Sprache kommen. Der erste Theil erweist dann ferner auch die Unzulänglichkeit der Naturreligion und begründet die Möglichkeit und Nothwendigkeit einer unmittelbaren Belehrung von Seiten Gottes. Die Theorie der Offenbarungskriterien übertrifft an Vollständigkeit die Stattler's. Den

---

[1] Vertheidigung der natürlichen, christlichen und katholischen Religion nach dem Bedürfnisse unserer Zeiten. Augsburg 1787—1789.

Schluß des ersten Theiles bildet eine Anwendung dieser Theorie sowohl auf die verschiedenen Religionen, welche sich fälschlich für geoffenbarte ausgeben, als auch auf die alttestamentliche Offenbarung, deren Ansprüche auf göttlichen Ursprung als wahr anerkannt und erwiesen werden. Mit der Vertheidigung der neutestamentlichen Offenbarung befaßt sich der ganze zweite Theil der Schrift. Noch vor den äußeren Kriterien werden die inneren zur Anwendung gebracht: insbesondere kommt die Heiligkeit der von Christus und den Aposteln vorgetragenen Lehren zur Sprache. Beim Wunderbeweise wird auch die buchstäbliche Wahrheit der evangelischen Berichte gegen die Mißdeutungen einer rationalistischen Exegese in Schutz genommen. Der dritte Theil enthält die „Vertheidigung der katholischen Religion". Mehr noch als Stattler stellt Mayr das unfehlbare Lehramt der Kirche als das entscheidendste und wichtigste Moment hin, um welches sich demgemäß auch die ganze Untersuchung dreht. Unser Autor war vom aufrichtigsten Verlangen beseelt, die Wiedervereinigung der Protestanten mit der katholischen Kirche anzubahnen; wohl gerade dadurch ließ er sich aber verleiten, die Anforderungen an die Sectirer zu niedrig zu stellen; jedenfalls leitete ihn, wie er selbst zugesteht, die Absicht, den Begriff der kirchlichen Unfehlbarkeit nach Möglichkeit zu restringiren. Dieser Fehlgriff, in dem gewiß ein Hauptgrund lag, weßhalb das ganze Werk auf den Index der verbotenen Bücher gesetzt wurde, ist um so mehr zu bedauern, als der Beweisgang selbst Nachahmung verdient hätte. Leider ist aber später nur von wenigen Apologeten der unfehlbaren Lehrauctorität der Kirche im Beweisverfahren für die Wahrheit der katholischen Kirche jene bevorzugte Stellung angewiesen worden [1].

Nachdem die Apologetik ihre Selbständigkeit erlangt und erprobt hatte, konnte es ihr auch nicht schwer fallen, die ihr gebührende Stellung sich zu erobern. Schon der Cistercienser Stephan Wiest schickt die Demonstratio christiana mit der Demonstratio catholica als Generaldogmatik der Specialdogmatik voraus [2]. Sogar der Name hat sich

[1] Bei einer einläßlichen Darlegung und Würdigung der Methoden, welche die neuzeitliche Apologetik aufzuweisen hat, wäre diesem Umstande eine vorzügliche Beachtung zuzuwenden. Für uns möge es genügen, hier die wenigen Apologeten zu nennen, welche in dem beregten Punkte mit Stattler und Beda Mayr am meisten harmoniren. Es sind Hayer O. S. F. (1761) und aus unserem Jahrhundert Frint, Gmeiner, Bock, Prunvi und Labis.

[2] Institutiones theologicae. Tom. II. et III. Eustad. 1786.

neben den neu hinzugekommenen bis in die fünfziger Jahre unseres Jahrhunderts erhalten. Die einmal gewonnene Stellung selbst aber hat unsere Wissenschaft nie wieder verloren; nur darüber traten Meinungsverschiedenheiten zu Tage, ob dieselbe nicht als generelle Lehrdisciplin wie für die Specialdogmatik, so auch für alle übrigen theologischen Fächer zu gelten habe. Wiests Generaldogmatik steht, was Inhalt und Methode angeht, mit den bisher genannten apologetischen Werken beinahe auf derselben Stufe; aber sie ist mehr als jene systematisirt. Der Beweis des Christenthums und der Beweis der katholischen Religion bilden die zwei großen Hauptabtheilungen, von denen jede in drei Theile zerfällt. Die der Demonstratio christiana handeln von der Nothwendigkeit einer Offenbarung, von der Existenz einer geoffenbarten Religion und von der ausschließlichen Wahrheit derselben. Die Demonstratio catholica bespricht in ihren drei Theilen die Wahrheit der katholischen Kirche, das Wesen und die Verfassung derselben und endlich die Quellen und Beweismittel der kirchlichen Lehre. Ein jeder dieser sechs Theile wird nach einem dreitheiligen Schema abgehandelt. Der Stoff der einzelnen Theile wird nämlich jedesmal in eine sectio historico-literaria, eine sectio dogmatica und eine sectio polemica untergebracht; während die erstere geschichtliche Übersichten und Literaturangaben enthält, fällt der zweiten die thetische Darlegung und Begründung des jeweiligen Lehrgegenstandes so ausschließlich zu, daß erst die dritte Abtheilung die Schwierigkeiten und Einwürfe der Gegner zu beantworten hat. Wie vorhin bemerkt, handelt Wiest in dem letzten Theile seines Werkes über die Quellen und Beweismittel der kirchlichen Lehre. Er nahm auf solche Weise die ganze Lehre de locis theologicis in die Generaldogmatik auf, und er hatte dazu das volle Recht. Denn wenn unsere Lehrdisciplin den Unterbau für die gesammte Theologie oder doch für die Specialdogmatik abgeben sollte, so mußte die Lehre von den theologischen Erkenntnißquellen in ihr eine Stelle finden. Man folgte auch in Zukunft dem Beispiele Wiests; nur die Art der Behandlung war eine verschiedene, je nachdem man dem Gegenstande eine dominirende oder mehr untergeordnete Stellung einräumte. Im letzteren Falle fügte derselbe sich leicht in den methodischen Gang der apologetischen Lehrdisciplin; nicht so im ersteren, wo sogar die Gefahr nahe lag, zu Gunsten einer mehr dogmatischen Darlegung auf einen streng apologetischen Gang ganz oder theilweise zu verzichten.

Ungefähr gleichzeitig mit dem Beginne des gegenwärtigen Jahrhunderts tritt ein Factor auf, welcher in den Entwicklungsgang der

jungen Wissenschaft tief eingriff, ja ihm zeitweilig eine ganz neue Richtung gab. Es ist der Einfluß der modernen Idealphilosophie. Auf dem Boden des Unglaubens erwachsen, konnte letztere schwerlich das geeignete Mittel werden, helfend und fördernd auf die innere Ausgestaltung der christlichen Apologetik einzuwirken. Nichtsdestoweniger hat die Geschichte der Apologetik die Thatsache zu verzeichnen, daß sie mehrere Jahrzehnte hindurch den Schatten begegnet, welche jene Philosophie in die Werke auch der bestgesinnten Apologeten hineinwirft. Freilich verhältnißmäßig wenige unter den katholischen Theologen [1] glaubten auch mit dem Inhalte der neuzeitlichen Philosophie pactiren zu dürfen; desto zahlreicher aber waren diejenigen unter ihnen, welche den Anforderungen sich beugten, die von jener Philosophie als ebenso viele Existenzbedingungen wahrer Wissenschaft geltend gemacht wurden. Aprioristische Construction, ideelle Erfassung, Durchdringung und Vertiefung, Synthese der Antithesen und was für Losungsworte man sonst noch ausgab: Alles fand seinen Wiederhall in der neuen Wissenschaft. Zur Veranschaulichung des Gesagten mögen folgende Einzelheiten dienen. Mehr als Marian Dobmayer [2], der die ganze Theologie als „wissenschaftliche Lehre vom sittlichen Reiche Gottes" auffaßt, steht bereits Peutinger [3] unter dem Einflusse des „philosophischen" Zeitgeistes. Derselbe übt zwar strenge Kritik an manchen Philosophemen Kants und Fichte's und bemängelt insbesondere den von ihnen aufgestellten Religionsbegriff; aber er glaubt doch sowohl Form als Inhalt der Offenbarung aus einer einheitlichen Idee herleiten zu können, nämlich aus der Idee Gottes als der höchsten Causalität. Was der gnostisch angehauchte Zimmer, anfangs ein Anhänger Fichte's, später ein eifriger Schellingianer, für unsere Disciplin leistete, möge man aus seiner Auffassung des Offenbarungsfactums entnehmen. Dieses besteht nach Zimmer darin, „daß sich Gott wieder wie das Wesen in den gefallenen Menschen wie in seine Form hineinbildete, und der Mensch als Form Gott als das Wesen in sich frei aufnahm". Und weiter: „Diese Hineinbildung des göttlichen Wesens in den Menschen als seine Form ist aber nichts anderes als die Selbstaffirmation

---

[1] Anders war es bei den protestantischen Theologen. Dieselben räumten der modernen Philosophie einen ungleich größeren Einfluß auf die theologischen Lehrdisciplinen ein. Besonders aber war dieses bei der Apologetik der Fall.

[2] Systema theologiae catholicae. Opus posthumum studio et cura Theodori Pantaleonis Senestréy. Solisbaci 1807—1819.

[3] Über Religion, Offenbarung und Kirche. Salzburg 1795.

Gottes, welche im Menschen als einer Affirmation Gottes und als jenem von ihm Affirmirten sich wiederum dem Menschen zur Anschauung hingibt, als das, wovon und wodurch der Mensch als Gottes Affirmation ist, folglich sich als Princip des Menschen dem Menschen im Menschen darstellt. Dadurch gelangt also der Mensch wieder zu derjenigen Form, wodurch er Mensch ist, nämlich zur Erkenntniß des dreieinigen Gottes." [1] Seber, bekannt als Gegner Hermes', geht in seiner „Allgemeinen Grundlage der christlichen Theologie" [2] davon aus, daß alles Sein und Erkennen aus seinem Mittelpunkte, d. i. aus Gott und in Gott zu betrachten und zu erkennen sei. Die Gottesidee sei eine angeborene, und darum könne die Existenz Gottes nicht strenge bewiesen werden [3]. Alle wahre Religion stamme aus der Offenbarung. Das der Idee des Menschen entsprechende Verhältniß des Menschen zu Gott sei jenes des Einsseins und des Ineinanderseins durch Ähnlichkeit mit Gott und Abhängigkeit von ihm. Der Widerspruch zwischen dem, was der Mensch der Idee nach sei und als was er in Wirklichkeit sich darstelle, sei aus der Thatsache und der Idee des Abfalles von Gott zu erklären. Darin soll der Schlüssel zum Verständnisse des positiven Christenthums und seiner Heilslehre liegen.

Gottlob sind die Werke katholischer Theologen, in denen solch' extreme Hinneigungen zur Lehre oder wenigstens zur Ausdrucksweise der modernen Philosophie sich breit machten, jetzt beinahe der Vergessenheit anheimgefallen; selbst die Geschichte schreitet achselzuckend an ihnen vorüber. Dennoch bedurfte es eines langen Ringens und Mühens, um die einmal angelegten Bande wieder abzuschütteln. Nicht selten ist sogar in den Schriften eines und desselben Gelehrten diese allmählich sich vollziehende Wandelung deutlich wahrzunehmen. Als Hauptrepräsentanten dieser Art Theologen nennen wir Fr. Brenner. Sein größeres dogmatisches Werk erschien in drei Auflagen, aber jedesmal stark umgearbeitet. Sogar der Titel wechselte. Auf die „Freie Darstellung der Theologie in der Idee des Himmelreiches, oder: Neueste katholische Dogmatik nach den

---

[1] Philosophische Untersuchung über den allgemeinen Verfall des menschlichen Geschlechtes. Landshut 1809. Erster Theil, n. 36.

[2] Über Religion und Theologie. Eine allgemeine Grundlage der christlichen Theologie. Köln 1823.

[3] Diesen Irrthum theilten mit Seber noch manche der späteren Apologeten und Theologen, die sich durch ihren Eifer, den Rationalismus erfolgreich zu bekämpfen, zu weit führen ließen.

Bedürfnissen unserer Zeiten" [1] folgte die „Katholische Dogmatik" [2], und endlich das „System der katholischen speculativen Theologie" [3]. Nur der erste allgemeine Theil dieses Werkes beansprucht hier unser Interesse. Derselbe wird in der dritten Auflage als „Fundamentirung der katholischen speculativen Theologie" vorgeführt. Nachdem Brenner die Offenbarungstheorie entwickelt und dann deren Anwendung auf das Christenthum, sowie auf die früheren Offenbarungen an die Juden gemacht hat, handelt er „von den Anstalten Christi zur Erhaltung und Verbreitung seiner Religion unter den Menschen". In letzterem Abschnitte zeigt sich auf's Augenfälligste der Fortschritt des Verfassers zum Besseren. Er hatte nämlich früher aus der Idee der Kirche als eines lebendigen Organs der christlichen Offenbarung die Eigenschaften und Kennzeichen der Kirche, ihre organische Gliederung und ihre äußere und innere Leitung zu entwickeln gesucht. Mit dieser aprioristischen Methode hat er nunmehr gebrochen; er geht heuristisch und historisch voran, indem er aus den Veranstaltungen Christi und deren historischer Erscheinung ein concretes Bild der wahren Kirche Christi zu gewinnen sucht.

Wegen der großen Achtung, welche dem Namen Staudenmaier seiner Zeit von den katholischen Theologen gezollt wurde, sei hier wenigstens mit ein paar Worten die Aufgabe erwähnt, welche jener Gelehrte der apologetischen Wissenschaft oder der „Theorie der Religion und Offenbarung" vorzeichnet. Er verlangt in seiner „Encyklopädie der theologischen Wissenschaften" [4] von unserer Lehrdisciplin: 1. Die Darstellung und Entwicklung des Gottesbewußtseins und der Offenbarung in ihrem ursprünglichen und nothwendigen Verhältnisse. 2. Darstellung des außerhalb der Offenbarung sich verlaufenden Lebens der Religion. 3. Darstellung der Geschichte der Offenbarung und des unter ihrer Leitung verlaufenden Lebens. Der Kirche wird nur sehr kurz, beinahe nur vorübergehend gedacht, dort nämlich, wo von den historischen Erkenntnißquellen die Rede ist [5].

---

[1] Bamberg 1815—1818.

[2] Frankfurt 1827—1830.

[3] Regensburg 1837.

[4] Vollständig: Encyklopädie der theologischen Wissenschaften, als System der gesammten Theologie. Mainz 1834.

[5] Die ausführliche Lehre von der Kirche verweist Staudenmaier in die Specialdogmatik. Dieses Verfahren erregte aber sofort Widerspruch bei zweien der angesehensten unter den damals lebenden Theologen, bei Klee und Drey. Unseres Wissens sind in Deutschland nur Dr. Dieringer und Dr. Simar auf den Vorschlag Stauden=

Eine eingehendere Beachtung müssen wir den apologetischen Arbeiten des Tübinger Professors Dr. Johann Sebastian von Drey zuwenden. Nachdem derselbe in einer früheren Lebensperiode der Schleiermacher'schen Construction der Apologetik gefolgt war, trat er später mit einer selbständigen Bearbeitung dieser Disciplin hervor. Es ist das dreibändige Werk: „Die Apologetik als wissenschaftliche Nachweisung der Göttlichkeit des Christenthums in seiner Erscheinung" [1]. Gibt Drey unserer Disciplin auch nicht den Namen „Fundamentaltheologie", so erkennt er sie doch factisch als solche an: sie ist ihm die aus dem Bereiche der Philosophie in das Gebiet der Theologie hinüberleitende Wissenschaft. Diese wissenschaftliche Überleitung vollzieht sich in folgender Weise.

Da das Christenthum die Erscheinung der wahren und vollkommenen Religion ist, so soll die Exposition der Idee der Religion die erste Grundlage bilden, auf der die Begründung der christlichen Religionswissenschaft (der Theologie) sich aufbaue. Das Christenthum erhebt aber auch die Ansprüche, eine geoffenbarte Religion zu sein, und war eine vollkommene und vollendete; darum kommen die Idee der Offenbarung, ihr Verhältniß zur Entwicklung der Religion selbst, die Zwecke und geistigen Wirkungen derselben, die Formen ihrer Erscheinung und die Merkmale ihrer Wahrheit, die Bestimmung der Wege und Motive, um zur Überzeugung von ihrer Wahrheit zu gelangen, der Reihe nach zur Erörterung, mit einem Worte: es handelt sich um eine allseitig durchgeführte Theorie und Kritik der Offenbarung. Dieses der Inhalt des ersten Bandes. Jetzt wird der historische Boden betreten und in der Religionsgeschichte Umschau gehalten. Die Erscheinung der außerhalb der Offenbarung sich entwickelnden Religion und die Erscheinung der unter der Offenbarung sich entwickelnden Religion faßt unser Apologet als den ersten Gegensatz der falschen und der wahren Religion, ohne welchen das Christenthum als die Erscheinung der allein wahren und vollkommenen Religion nicht begriffen werden könne, weil es dazu erschienen sei, um jenen Gegensatz der falschen und wahren, aber unvollkommenen Religion aufzuheben und durch seine höhere Vollkommenheit zur Einheit der allein wahren Religion zu führen. Dieses aus der Natur jener Gegensätze und ihrer historischen Beziehung zum Christen-

maiers eingegangen, indem sie der Lehre von der Kirche ihren eigentlichen Platz in der Specialdogmatik anwiesen. Auch Dr. Heinrich stellt in Aussicht, sie der Hauptsache nach daselbst zu behandeln.

[1] Zweite Auflage. Mainz 1844—1847.

thum darzuthun, betrachtet Drey als weitere Aufgabe der Apologetik, die sie dadurch löse, daß sie vermittelst der Darstellung der Genesis und Richtung beider Gegensätze zeige, wie beide nur in verschiedener Weise als vorbereitend dem Christenthume vorhergingen und zu ihm hinführten. Eine solche geschichtliche Darstellung des Heidenthums und Judenthums geht deßhalb der Besprechung des Christenthums vorauf. Letzteres wird aufgefaßt als „die Religion der Versöhnung alles Zwiespaltes in der Menschheit und zwischen ihr und Gott, als die Religion der Erlösung von der Sündhaftigkeit und von den Irrthümern der falschen Religion, welche aus jener entsprossen, wie von der knechtischen Furcht und Augendienerei der wahren Religion, welche sie ebenfalls erzeugt hatte". Demgemäß ist die Stiftung der christlichen Religion durch den erlösenden und versöhnenden Gottmenschen auf historischem Wege zu erweisen; dieser Theil bildet den Kernpunkt der ganzen Apologetik, und mit ihm schließt Drey seinen zweiten Band ab. Endlich wird zum Behufe der wissenschaftlichen Begründung der kirchlichen Theologie die Idee und die Theorie der Kirche entwickelt. Die Kirche ist unserm Apologeten wesentlich „Erlösungsanstalt". Das Christenthum als Religion der Versöhnung und Erlösung müsse sich nothwendig zu einer historischen Erscheinung gestalten und diese Gestaltung sich stets lebendig fortbewegen, weil die Erlösung, durch die Erscheinung des Gottmenschen als Factum bewahrheitet, doch zugleich eine Idee sei, die ihre Verwirklichung nur in der Geschichte und in der geschichtlich sich evolvirenden Menschheit finden könne. Der Theorie der Kirche folgt der historische Nachweis, daß Christus eine solche Anstalt, wie seine Religion sie fordere, wirklich gewollt und gegründet habe; dabei kommen sowohl die Eigenschaften und Merkmale, als die Verfassung und Organisation der Kirche zur Sprache. Den Abschluß des Ganzen bildet eine vergleichende Beurtheilung der katholischen Kirche und der Afterkirchen. Drey betitelt diesen Abschnitt: Kirchliche Symbolik oder die wahre Kirche Christi unter den Kirchen.

Im Geiste Drey's, doch in einzelnen Punkten von ihm abweichend, behandelte Ehrlich die apologetische Disciplin unter dem inzwischen fast allgemein angenommenen Titel „Fundamentaltheologie" [1]. Er weist der letzteren die Aufgabe zu, die durch Christus zur Erlösung der Menschheit vollendete Offenbarung wissenschaftlich zu erweisen. Die Idee der Religion faßt er als die durchgängige Bestimmtheit des Menschen durch

[1] Prag 1859.

das Bewußtsein von Gott. Die Nothwendigkeit einer übernatürlichen Offenbarung soll sich aus der Thatsache dieses religiösen Bewußtseins ergeben; denn nur durch directe Offenbarung Gottes an den Menschen könne dasselbe geweckt, erhalten und entwickelt werden. Um auch speciell die Nothwendigkeit der vom Christenthum gelehrten Gottesoffenbarung nachzuweisen, wird hervorgehoben, daß das Leben der unerlösten Menschheit sich als ein von der Idee der Religion abgewichenes darstelle. Zudem sei der Mensch unvermögend, aus eigener Kraft das „Nicht-sein-sollende“ aufzuheben. Daher die Nothwendigkeit der Hilfe von Gott. Unter den Kriterien, durch die eine factische Gottesoffenbarung sicher gestellt werden könne, werden auch Anforderungen an den Inhalt derselben erhoben, so z. B. sie müsse Erlösung und Versöhnung mit Gott anbieten, sie müsse sich als Wiederherstellung des Reiches Gottes in der Menschheit manifestiren und die Bürgschaft bieten, daß dasselbe erhalten bleibe bis an's Ende der Zeiten. Dem zweiten Haupttheil der Fundamentaltheologie wird die Aufgabe zugewiesen, die göttliche Offenbarung als historische Thatsache nachzuweisen. Da Ehrlich, seiner Theorie zufolge, dabei das Hauptgewicht auf die Wiederherstellung des durch den ersten Menschen gestörten Lebensverhältnisses des Menschen zu Gott zu legen hat, wird noch die ursprüngliche Grundlegung dieses Lebensverhältnisses und dessen Störung nach den geschichtlichen Urkunden der christlichen Offenbarung geschildert: Christus der Erlöser wird als der lebendige Mittelpunkt der Menschheitsgeschichte dargestellt. Die Kirche Christi soll die durch ihn vollzogene Erlösung im Leben der Menschheit zur Erscheinung bringen. Die Thatsache ihrer Gründung und der ihr von ihrem göttlichen Stifter aufgeprägte Charakter werden aus der heiligen Schrift nachgewiesen, dieser Charakter aber bei der katholischen Kirche aufgezeigt.

Neben den Bestrebungen, durch „ideelle Erfassung“ die apologetische Lehrdisciplin auf die Höhe der Wissenschaft emporzuheben, machte sich im gegenwärtigen Jahrhundert schon ziemlich früh eine andere Richtung geltend, oder vielmehr, die Apologetik besann sich auf ihre Vergangenheit, indem sie zur Methode ihrer Begründer zurückkehrte und diese mehr und mehr vervollkommnete. Den Ausgangspunkt der Beweisführung sowohl für den göttlichen Ursprung der christlichen Offenbarung als für die Wahrheit der katholischen Kirche bildeten die Grundwahrheiten, die auch von den Gegnern zugestanden wurden; von hier aus bewegte sich die Beweisführung streng genetisch voran, in der Weise, daß keine neue

Behauptung in den Beweisgang Aufnahme fand, die nicht sofort auch gründlich bewiesen wurde, falls es sich nicht um rein philosophische Wahrheiten handelte, die mit Recht als bewiesen vorausgesetzt werden konnten. Außer den Lehren einer gesunden Philosophie aber wurde von den meisten Apologeten nur noch die historische Glaubwürdigkeit (nicht die Inspiration) der heiligen Bücher als anderweitig bewiesen vorausgesetzt. Allein niemals sollte sich das Beweisverfahren auf etwas stützen, wofür erst später, sei es an einem andern Orte der Generaldogmatik oder gar in der Specialdogmatik, die Gründe vorgebracht würden. Diese leitenden Grundsätze schwebten allen noch zu nennenden Apologeten [1] vor, wenn es auch nicht Allen gelungen ist, sie mit gleichem Glück und Geschick zu handhaben.

Das Verdienst, zuerst wieder in diese Bahn eingelenkt zu haben, gebührt dem unvergeßlichen Liebermann. Er begann seine Institutiones theologiae dogmaticae [2] mit einer Generaldogmatik, welche in zwei Theilen die Demonstratio religionis Christianae und die Demonstratio religionis catholicae umfaßte. Das blieb im großen Ganzen die Haupteintheilung auch bei allen späteren Apologeten [3]. Der erste Theil entwickelt zuerst die Theorie der Offenbarung, indem deren Möglichkeit, Nutzen und Nothwendigkeit nachgewiesen werden. Darauf wird von den negativen und positiven Kriterien der Offenbarung gehandelt. Endlich folgt die Anwendung derselben auf die verschiedenen Religionen. Liebermann folgt beim Nachweise der göttlichen Offenbarungen der historischen Ordnung: Uroffenbarung, mosaische und christliche Offenbarung kommen der Reihe nach zur Sprache. Das Schlußergebniß lautet: Die

---

[1] Wollten wir auch diejenigen Bearbeitungen des apologetischen Lehrstoffes berücksichtigen, welche sich vom dogmatischen Standpunkte aus ihrer Aufgabe entledigen, so würden wir als die vorzüglichste Leistung dieser Art das jüngst erschienene Werk des P. Camillus Mazzella S. J.: De Religione et Ecclesia Praelectiones scholastico-dogmaticae (Romae 1880), zu verzeichnen haben.

[2] Mogunt. 1819 sqq.

[3] Nur Dr. Friedhoff (Grundriß der katholischen Apologetik. Münster 1854) macht eine Ausnahme. Er äußert sich in dieser Hinsicht (a. a. O. S. 34) also: „Nur möchten wir hier noch bemerken, daß uns die Eintheilung der Apologetik in Apologetik des Christenthums und Apologetik der Kirche eine irrthümliche zu sein scheint. Denn indem man zwischen der Apologetik des Christenthums und der Apologetik der Kirche unterscheidet, scheint man vorauszusetzen, daß es außer der Kirche noch einen anderen Apologeten des Christenthums geben könne. Aber allein die katholische Kirche ist, so wie die unfehlbare Verkündigerin, so auch die unüberwindliche Bewahrerin des Christenthums."

christliche Religion ist eine wahrhaft göttliche Religion, und sie allein ist es. Die Demonstratio religionis catholicae besteht aus zwei Hauptabtheilungen, von denen die erste die Wahrheit der katholischen Kirche nachweist, während die zweite die katholische regula fidei erläutert und begründet. Ersteres geschieht durch die Beantwortung der zwei Fragen: Was für eine Kirche hat Christus gegründet? Welche von den christlichen Religionsgesellschaften ist die wahre Kirche Christi? Unter Glaubensregel versteht Liebermann die Mittel, durch die nach Christi Absicht und Anordnung die von ihm verkündete Religion in seiner Kirche bewahrt werden sollte. Demgemäß handelt er von dem Worte Gottes (Schrift und Tradition) und von der Lehrauctorität der Kirche.

Liebermanns Schüler Klee folgte in seiner Generaldogmatik[1] der Hauptsache nach seinem Lehrer. Die zwei Theile „Pistik“ und „Ekklesiastik“ entsprechen durchweg der Demonstratio christiana und catholica. Nur schickt Klee der Offenbarungstheorie, außer den wichtigsten Bemerkungen über die Religion im Allgemeinen, auch ein Kapitel über den „Egoismus“ voraus. Der Verfasser subsumirt unter diesem Begriffe den Skepticismus, den falschen Idealismus und den falschen Realismus als ebenso viele Entwicklungsformen, die sich aus ersterem herausbilden. Er ist der Meinung, daß alle mehr oder minder negativen Erscheinungen auf dem religiösen Gebiete auf dem Egoismus beruhen und dessen consequent weitergebildete Folgen seien, und daß daher mit Anerkennung der Nichtigkeit dieses Princips auch alle seine Erscheinungen und Folgen: die Opposition gegen Religion, Offenbarung, Christenthum und Katholicismus, in ihrer Grundlosigkeit erscheinen müßten. Wenn Klee die Merkmale der Kirche — Einigkeit, Heiligkeit, Katholicität und Apostolicität — auch dem Christenthume beilegt, so werden ihm in der versuchten Rechtfertigung dieses Verfahrens wohl Wenige beipflichten. Er glaubt nämlich so verfahren zu sollen, um zu zeigen, daß jene Merkmale keine von außen hinzugekommenen Zufälligkeiten, sondern aus dem innersten Wesen hervorgehende Qualitäten seien, mit denen die ganze Wirklichkeit und Wahrheit wie der Kirche, so auch des Christenthums stehe und falle.

P. Perrone S. J. hatte Anfangs der Specialdogmatik nur den Tractatus de vera religione[2] vorausgeschickt. Dieser Titel faßte vor-

---

[1] Katholische Dogmatik. Erster Band. Mainz 1837.

[2] Praelectiones theologicae, quas in Collegio Romano Soc. Jesu habebat

zugsweise den Haupttheil in's Auge, der „Adversus incredulos" überschrieben ist. Denn dieser bietet eine systematisch gegliederte und in scholastischer Form behandelte Beweisführung für die Wahrheit des Christenthums. Es folgt ein weiterer Theil: „Adversus heterodoxos"; in ihm werden das unfehlbare Lehramt, die Einheit, die Sichtbarkeit und die Fortdauer als Kennzeichen der Kirche Christi herangezogen, um durch sie die Wahrheit der katholischen Kirche gegen die Irrgläubigen und Schismatiker zu erweisen. Später fügte Perrone seinem siebenbändigen theologischen Werke noch zwei weitere Bände: De locis theologicis [1] bei. Hier wird in drei Abschnitten die Lehre von der Kirche, von der Schrift und Tradition und von dem Verhältnisse zwischen Vernunft und Glauben ausführlich behandelt.

Ein ähnliches Verfahren, wie P. Perrone in seiner Abhandlung über die wahre Religion einschlug, befolgte — wenigstens scheinbar — auch dessen Schüler Dr. Reinerding in seiner Theologia fundamentalis [2]. Er theilt nämlich seine apologetische Schrift in zwei Tractate, deren erster, von ihm „Demonstratio christiano-catholica" genannt, gegen alle Feinde überhaupt gerichtet ist, während der zweite, die „Vindiciae catholicae", es mit den Irrgläubigen und Schismatikern zu thun hat. Thatsächlich aber bildet schon der erste Tractat allein eine fast vollständige Apologetik, da er eine gründliche Vertheidigung sowohl der christlichen Offenbarung als der katholischen Kirche bietet. Nur enthält sich Reinerding in dieser Abtheilung des Werkes einer gewissen Klasse von Beweisgründen, die sonst gemeiniglich in der Lehre über die Kirche von den Apologeten verwerthet werden. Er vertritt nämlich die Meinung, die Beweise, welche aus den Aussprüchen Christi erhoben werden, seien wohl nicht über allen Zweifel erhaben, wenn nicht die Authentie und Integrität der heiligen Evangelien bereits feststehe, und zwar mit einem solchen Grade von Gewißheit, wie ihn die rein geschichtlichen und kritischen Gründe nicht geben könnten. In anderer Beziehung enthält dieser Theil des Werkes an Inhalt ein Plus über das der Fundamental-Theologie gewöhnlich zugetheilte Maß hinaus. Reinerding überläßt es nämlich nicht der Philosophie, sich mit den dem Gebiete der letzteren ange-

---

Joannes Perrone e S. J. Editio post secundam Romanam diligentius emendata et novis accessionibus ab ipso auctore locupletata. Viennae 1842. Tom. I.

[1] Praelectiones theologicae. Lovanii 1838—1843. Tom. VIII. et IX. (Viennae 1842—1843. Tom. II. et III.)

[2] Theologiae fundamentalis tractatus duo. Monasterii Guestphalorum 1864.

hörenden Irrthümern zu befassen, sondern er beginnt die Fundamental-theologie mit einer Widerlegung der einzelnen glaubenswidrigen Systeme. So behandelt er den Skepticismus, den Sensualismus, den Idealismus, den Pantheismus, den Materialismus u. s. w. Nachdem die eigentliche Beweisführung für Offenbarung und Kirche bereits im ersten Theile zum Abschlusse gelangt ist, stellt sich Reinerding in den Vindiciae catholicae die Aufgabe, von dem bereits wissenschaftlich gewonnenen Standpunkte aus auf die Einwürfe der Irrgläubigen und Schismatiker zu antworten. Die Controverse beschäftigt sich hauptsächlich mit der katholischen Lehre über die heilige Schrift, über die Tradition und über die göttliche Sendung der katholischen Kirche.

Eines der verbreitetsten Handbücher der Fundamental-Theologie ist die Theologia fundamentalis seu generalis [1] des Dr. Schwetz. Dieselbe steht der Liebermann'schen und Klee'schen Generaldogmatik näher, als den Arbeiten Perrone's und Reinerdings. Nur nimmt sie eine compendiöse Theodicee aus der Philosophie in den Anfang ihres Systems herüber. Wie schon Liebermann und Klee die Loci theologici wieder mit der Demonstratio catholica verbunden und ganz in sie verschmolzen hatten, so thut es auch Schwetz und überhaupt alle neueren Apologeten. Diese Einhelligkeit würden wir jedoch in ihr Gegentheil umschlagen sehen, wollten wir näher auf die Art und Weise eingehen, wie die Anordnung und Vertheilung des Lehrstoffes sich in diesem Theile der Apologetik bei den verschiedenen Autoren gestaltet. Um nicht die uns gezogenen Grenzen zu überschreiten, heben wir nur das Eine hervor, daß wenigstens in einem Punkte das Verfahren fast aller neueren Apologeten das gleiche ist. Der Stiftung einer Kirche durch Christus und dem Nachweise, daß die katholische Kirche mit Recht die Identität mit dieser in Anspruch nimmt, wird nämlich die gleiche und zwar die erste Stelle in diesem Theile der Fundamental-Theologie angewiesen, so daß von der heiligen Schrift und der Tradition erst gehandelt wird, nachdem die göttliche Lehrauctorität der Kirche sichergestellt ist. Nur der Kapuziner P. Albertus a Bulsano (Knoll) [2] und P. Hur-

---

[1] Editio sexta emendatior. Viennae 1874.

[2] Institutiones theologiae dogmaticae generalis seu fundamentalis. (Institutiones theologiae dogmaticae. Pars I.) Oenip. 1852. Über Aufgabe und Begriff der Fundamental-Theologie äußert sich P. Knoll: Si de disciplinis agatur, quae Theologiae specialis partes efficiunt, harum principium constitutivum est ipsa Revelatio divina, principium autem regulativum prima-

ter S. J.[1] machen hier eine Ausnahme, indem sie die Lehre von den Glaubensquellen der Lehre von der Kirche vorausschicken.

Indem wir eine Anzahl kleiner Compendien ganz übergehen und auch diejenigen Werke, in denen bloß einzelne Theile der Apologetik bearbeitet sind[2], außer Acht lassen, kommen wir zum „Lehrbuch der Fundamental-Theologie oder Apologetik von Dr. Franz Hettinger"[3]. Dasselbe zeichnet sich ebenso sehr durch Correctheit der Doctrin und reiche Erudition aus, wie es sich durch große Vollständigkeit des Inhaltes und namentlich durch allseitige Berücksichtigung der glaubensfeindlichen Systeme empfiehlt. Über Begriff, Aufgabe, Methode, Stellung und Eintheilung, welche der Fundamental-Theologie zu Grunde gelegt und in ihr zur Anwendung gebracht wurden, spricht sich Dr. Hettinger auf's Deutlichste aus, so daß wir am besten ihm selbst das Wort geben.

„Katholische Apologetik (Fundamental-Theologie, Demonstratio christiana et catholica) ist jene theologische Disciplin, welche den wissenschaftlichen Beweis des Christenthums führt als der von Gott geoffenbarten, absoluten Religion, die in der katholischen, allein wahren Kirche erscheint, verkündet, bewahrt und dem gesammten Geschlechte vermittelt wird" (I. Theil. S. 20). „Das Christenthum als eine übernatürliche Religion hat seinen Grund in der in die Zeit eingetretenen göttlichen Offenbarung, die auf dem Wege historischer Forschung erkannt wird. Weil absolute Religion, ist in ihm die religiöse Idee am vollkommensten realisirt, die der denkende Geist in sich trägt und die philosophische Forschung bewährt. So ist die Aufgabe der Apologetik eine philosophisch-historische, und erscheint sie als jene Wissenschaft, welche den Übergang aus Philosophie zur Theologie vermittelt und das Band knüpft, welches das natürliche Wissen der übernatürlichen

---

rium est infallibilis Ecclesiae auctoritas, et secundarium est ratio humana. De hoc duplici principio agendum venit in Theologia generali, quae ideo etiam dici potest Scientia, theologicarum disciplinarum principium tum constitutivum, tum regulativum pertractans (l. c. p. 28). Ähnlich G. M. Jansen: Ideo quippe haec disciplina theologica dicitur theologia fundamentalis, quia theologiae principia: constitutivum et regulativum explicat, et fundamenta ponit, quibus tota theologia nititur, nempe revelatione et auctoritate Ecclesiae infallibilis docentis (Praelectiones Theol. fundam., Ultrajecti 1875—1876. p. 20).

[1] Theologia generalis. (Theologiae dogmaticae compendium. Tom. I.) Oenip. 1876.

[2] Unter den Bearbeitungen der Lehre von der Kirche wären an erster Stelle zu nennen: Patritius Murray, Tractatus de Ecclesia. 3 Voll. (Dublinii 1860—1866) und P. Raph. Cercia S. J., Demonstratio catholica sive Tractatus de Ecclesia vera Christi et de Rom. Pontifice. Ed. 3. (Neap. 1858.)

[3] Freiburg 1879.

Erkenntniß anschließt" (a. a. O. S. 27). „So gehört die Apologetik unter dem einen Gesichtspunkt der Philosophie, unter dem andern der Theologie an; letzteres ist dann der Fall, wenn die wissenschaftliche Darstellung der praeambula fidei selbst wieder auf Grund des Glaubens geschieht, indem wir die christliche Überzeugung nicht ausschließen (dubium positivum), aber nicht in den wissenschaftlichen Calcul mit aufnehmen (dubium confirmativum, methodicum)" (a. a. O. S. 28). Weiter heißt es bezüglich der Methode[1] der Apologetik: „Da sie alle Gegensätze gegen die christlich-katholische Religion principiell zu widerlegen hat, so muß sie diese in ihrer letzten Wurzel erfassen und ihren Grundstein legen in die Tiefe des Menschengeistes, seine religiöse Anlage. Daher ist sie wesentlich progressiv-synthetisch, vom Allgemeinen zum Besondern, dem weniger Bestimmten zum Bestimmten fortschreitend" (a. a. O. S. 29). „Die Apologetik ist theologische Grundwissenschaft, und empfängt von hier aus ihre Stellung im Organismus der theologischen Wissenschaften als grundlegend für die theoretische wie für die praktische und historische Theologie . . . . Hieraus ergibt sich der Inhalt und die Gliederung der Apologetik. Ihre Aufgabe ist die wissenschaftliche Begründung des Christenthums als der absoluten Religion und deren adäquaten allein wahren Form, der katholischen Kirche. So zerfällt die Apologetik in zwei Haupttheile: a) die wissenschaftliche Begründung des Christenthums — demonstratio christiana, b) jene der Kirche — demonstratio catholica. Das Christenthum als die absolute Religion hat die Idee der Religion verwirklicht; die Religionen, wie sie in der Geschichte auftreten, künden sich an als positive, geoffenbarte; das Christenthum aber erscheint mit dem Anspruche der letzten höchsten Offenbarung, welche die falschen Religions-Offenbarungen stürzt, die wahre Religion und Offenbarung vor ihm vervollkommnet und vollendet. So zerfällt der erste Theil in drei Bücher: a) die Lehre von der Religion und Offenbarung, b) die Lehre von der christlichen Religion und Offenbarung, c) die Lehre von den außerchristlichen Religionen. In der wissenschaftlichen Begründung der katholischen Religion hat die Apologetik zuerst das Wesen der katholischen Kirche darzustellen, sodann die Principien zu entwickeln, auf denen der katholische Glaube ruht (regula fidei), endlich das Wesen des katholischen Glaubens festzustellen und dessen Verhältniß zur Vernunft und Wissenschaft zu bestimmen"[2] (a. a. O. S. 30 u. 31).

---

[1] Über die in der Fundamental-Theologie anzustrebende wissenschaftliche Methode spricht sich auch Dr. Sprinzl sehr treffend aus (vgl. Handbuch der Fundamental-Theologie. Wien 1876. S. 2 f.). Dieses Handbuch will zwar auch dem wissenschaftlichen Interesse dienen, ist aber zugleich „für einen größeren Kreis des gebildeten Publikums berechnet". Derselbe Verfasser stellt ein weiteres Werk in Aussicht, „welches die Fundamental-Theologie vom streng theologischen Standpunkte zur wissenschaftlichen Darstellung bringen soll".

[2] Wohl mehr, um praktischen Rücksichten auf die Theologie-Studirenden, als um strengen Anforderungen des apologetischen Systems zu genügen, scheint Dr. Het-

Mag immerhin die heutige Apologetik in manchen ihrer Partien noch der methodischen Vervollkommnung bedürftig erscheinen, mag auch in der genaueren Abgrenzung ihres Gebietes noch keine völlige Einigung erzielt sein, so ist doch nicht zu läugnen, daß Ausbau und innere Consolidirung der neuen Wissenschaft im besten Fortgange begriffen sind, ja bereits zum größten Theile sich vollzogen haben. Die Aussichten in die Zukunft aber sind für die Apologetik ebenso hoffnungsreich, als die jüngste Vergangenheit für sie bedeutungsvoll war. Die Hoffnungen knüpfen sich nämlich an jenes weltbewegende Ereigniß, dessen Zeuge vor einem Decennium der Vatican war. Während der ganze Erdkreis lauschte, waltete die Lehrerin der Völker in der feierlichsten Weise ihres hohen Amtes, um gerade jene Fundamentalwahrheiten vor aller Welt zu verkünden, deren Begründung die Hauptaufgabe der Apologetik ist. Wird ein solcher Aufruf nicht ein tausendfaches Echo finden? Wenn je, so werden sich jetzt an der Braut Christi die Worte des Hohenliedes bewahrheiten: „Wie Davids Thurm ist dein Hals (dein Glaube), gebaut mit Zinnen, daran tausend Schilde hangen, alles die Waffenrüstung von Helden" (Hohel. 4, 4).

Aug. Langhorst S. J.

Die irische Frage.

(Schluß.)

III.

Wir haben das für die Landbevölkerung so unheilvolle Pachtsystem, welches sich in Irland im Wesentlichen bis zu dieser Stunde erhalten hat, in Kürze zu schildern versucht. Sehen wir jetzt noch, wie sich das englische Parlament der irischen Agrarfrage gegenüber gestellt hat. Vielleicht wird dieser Rückblick den Leser leicht begreiflich finden lassen, daß man in Irland immer mehr sich nach der Wiedererweckung des einheimischen Parlamentes sehnt.

---

tinger diesen letzten Theil, der die Gestalt und Ausdehnung einer ausführlichen Abhandlung „von der natürlichen und übernatürlichen Erkenntniß" angenommen hat, in die Fundamental-Theologie aufgenommen zu haben.

Fast jedes dritte oder vierte Jahr zwischen 1835—1860 wurde irgend eine Bill zur Regelung der irischen Agrarverhältnisse im englischen Parlament eingebracht. Aber obwohl die gestellten Anträge sehr gemäßigt waren, wiederholt warme Vertreter fanden und sich mehrmals sogar der Unterstützung der nach Irland abgeordneten Untersuchungscommissionen erfreuten, wanderten sie doch fast alle in den Papierkorb. Nur wenige, schwächliche Versuche wurden gemacht, um endlich mit einem System zu brechen, das man mit Recht als eine Schmach für England ansieht. Leider ging man von ganz unrichtigen Grundanschauungen aus und vermehrte so das Übel, anstatt es zu heben. Die freihändlerischen Ideen, deren classischer Boden England ist, traten auch in der irischen Landfrage zu Tage. Gegen Ende der vierziger Jahre, zur Zeit der großen Hungersnoth, machte sich die Ansicht geltend, der bedauernswerthe Zustand der irischen Landbevölkerung rühre von der Trägheit und Indolenz der vielfach verschuldeten Gutsbesitzer her. „Werft nur die Landgüter auf den freien Markt," hieß es damals, „laßt an die Stelle der jetzigen fahrlässigen Eigenthümer erfahrene und unternehmende Geschäftsmänner treten, ihre Capitalien auf den Ankauf und die ‚Ausbeutung' irischen Bodens verwenden, und ihr werdet Wunderdinge in Irland erleben." So kam es zu der Encumbered Estates Act von 1850, welche mit ihren spätern Zusätzen den Grundeigenthümern die größte Leichtigkeit verschaffte, ihre Güter loszuwerden. Aber nun traten an die Stelle der früheren Grundherren Geldspeculanten aus London und Manchester, welche nur des Gewinnes halber ihre Ankäufe machten und deßhalb ohne alle Rücksicht auf die Pächter die Renten in die Höhe zu treiben suchten, um dadurch den Verkaufspreis ihrer Güter zu vermehren. „Der Erfolg war," wie ein Engländer sich ausdrückt, „Ausweisungen in Masse, Elend in den weitesten Kreisen und ein niedriger Schachergeist zwischen Grundeigenthümern und Pächtern." Das durch die Encumbered Estates Act Begonnene wurde durch die Landacte von 1860 vollendet, welche das Verhältniß zwischen Eigenthümern und Pächtern in jeder Beziehung andern Verträgen gleichstellte und den allgemeinen Contractgesetzen unterwarf. Dieses Gesetz beseitigte alle Überreste feudaler Beziehungen zwischen Grundherren und Pächtern und stellte die erstern zu den letztern in das Verhältniß von Krämern zu ihren Kunden. Man ging hierbei von der unrichtigen Voraussetzung aus, es herrsche von beiden Seiten die vollständigste Vertragsfreiheit. Warum, so hört man noch heute häufig in England fragen, übernimmt

der Bauer Pachtgüter, wenn er nicht volle Sicherheit seiner Zahlungsfähigkeit besitzt? Was soll sich der Staat in diese Privatverhältnisse mischen? Aber der Pächter ist thatsächlich nicht frei. Er hat nur die Wahl zwischen der Übernahme eines Pachtgutes unter jeder beliebigen Bedingung oder Verhungerung und Auswanderung. In Irland, sagte schon im Jahre 1844 Lord Normanby im Oberhause, hat der Grundeigenthümer das Monopol der Existenzbedingungen seines Pächters; er hat die Macht, ihm jeden beliebigen Vertrag aufzunöthigen, nämlich die Macht des Hungers. Noch unlängst erklärte die im letzten Jahre von der Regierung zur Untersuchung der irischen Landfrage ernannte königliche Land-Commission in ihrem Bericht an das Parlament: „Ein exmittirter Bauer in Irland weiß nicht, wohin er sich wenden soll, wenn sich nicht gerade die Aussicht auf den Ankauf einer andern Farm darbietet. Aber das Angebot ist sehr beschränkt und die Preise sehr hoch. Sich mit dem Grundherrn nicht zu verständigen, bedeutet für ihn so viel als auf seine Heimath und seinen Lebensunterhalt verzichten, das Erbe seiner Väter und die Frucht seiner eigenen Mühen verwirken und unmittelbar auf eine niedrigere sociale Stufe herabsinken. Es handelt sich für ihn nicht um ein Marktgeschäft, sondern um Leben und Tod. Er ist sich bewußt, daß wenn der Vertrag mit dem Grundeigenthümer nicht zu Stande kommt, sein Lebensunterhalt ihm entzogen ist. Die Vertragsfreiheit besteht von Seiten der Mehrheit der irischen Pächter thatsächlich nicht." Die zunehmende Nothlage Irlands zeigte übrigens bald, wohin die freie „Concurrenz" zwischen Haien und kleinen Fischen führt.

Erst volle 70 Jahre nach der Union, im Jahre 1870, erfolgte der erste nennenswerthe Schritt zur Lösung der irischen Landfrage; doch kam man auch dießmal noch über eine halbe Maßregel nicht hinaus. Zum leichtern Verständniß der Gladstone'schen Landacte müssen wir einige Bemerkungen über das sogenannte Ulster Gewohnheitsrecht (Ulster Custom) vorausschicken. In der nördlichen, vorwiegend protestantischen Provinz Ulster hatte sich seit Jakob I. das Verhältniß zwischen Grundeigenthümern und Pächtern anders gestaltet, als im übrigen Irland. Der Gebrauch hatte dort dem Pächter zwei wichtige Rechte gesichert: 1. Das Recht auf den ruhigen Besitz der Farm für sich und seine Erben, so lange er den Pachtschilling regelmäßig entrichtete. 2. Das Recht, im Falle einer Exmission oder freiwilligen Räumung seine Ansprüche auf die Farm (tenant-right) an einen Andern beliebig zu verkaufen.

Zu dem letztern Acte war zwar die Einwilligung des Grundeigenthümers erforderlich, durfte aber nur in gewissen Fällen verweigert werden. Das genannte tenant-right (Pächterrecht) bildet eine Irland ganz eigenthümliche Erscheinung. Es ist eine Art Miteigenthumsrecht, das auf einer uralten celtischen Rechtsanschauung beruht und dem Pächter auch unabhängig von angebrachten Verbesserungen zukommt. Seit jeher wurde dieses Pächterrecht in allen Theilen Irlands beansprucht, aber nur im Norden gelangte es zur stillschweigenden Geltung.

Die Landacte von 1870 verleiht nun dieser oder jeder ähnlichen Gewohnheit dort, wo eine solche besteht, Gesetzeskraft. Außerdem werden aber auch für die übrigen Theile Irlands mehrere Bestimmungen zu Gunsten der Pächter getroffen. 1. Jedem Pächter, der seine Farm auf Grund eines jährlichen Vertrags besaß, wurde für den Fall einer Exmission das Anrecht auf eine Entschädigungssumme für den ihm zugefügten Schaden (compensation for disturbance) zuerkannt. Ausgenommen sind bloß die Ausweisungen wegen Nichtbezahlung der Pachtrente. 2. Verläßt der Pächter aus was immer für einem Grunde seine Farm, so muß er für die von ihm angebrachten Verbesserungen schadlos gehalten werden, und zwar auch dann, wenn er dieselben ohne Erlaubniß des Grundeigenthümers angebracht hatte. 3. Die dritte Bestimmung endlich wurde auf den Antrag Mr. J. Brights in die Acte aufgenommen und ist unter dem Namen der Bright'schen Clauseln (Bright Clauses) bekannt. Sie sollte den Pächtern den Ankauf des Eigenthumsrechtes an ihren Farmen erleichtern und ermächtigte unter Anderem die Regierung, ihnen zu diesem Zwecke zwei Drittel der Kaufsumme vorzustrecken.

Groß waren anfänglich die auf diese Acte gesetzten Hoffnungen. Aber nur zu bald sollte man sich enttäuscht sehen. Allerdings hatte jetzt der Pächter das Recht auf Entschädigung für die von ihm unternommenen Verbesserungen, und ungerechte Exmissionen waren wegen der damit verbundenen Strafen erschwert. Aber nach wie vor hatte es der Grundeigenthümer in seiner Gewalt, durch beliebige Erhöhung des Pachtschillings die angebrachten Meliorationen in Beschlag zu nehmen. Denn, wir wiederholen, für den irischen Bauer ist es eine Lebensfrage, sich auf seinem Grund und Boden zu behaupten, und in den meisten Fällen will er lieber sich die exorbitantesten „Schinderrenten" gefallen lassen, als ausziehen, um so mehr, da er die ihm gesetzlich zugesicherte Entschädigung nur durch kostspielige und verwickelte Processe erlangen kann. Deßhalb spricht sich auch die schon genannte königliche Commission scharf

gegen die Landacte von 1870 als eine Übergangsmaßregel aus und behauptet sogar, dieselbe sei Mitursache der allgemeinen Verabredung unter den Pächtern, die Zinsen nur bis zu dem Betrage der officiellen Schätzung (Griffith's valuation) oder gar nicht zu bezahlen. Zur Illustration diene folgende Thatsache. Vor etwa 20 Jahren hatte ein Bauer ein Stück Bergland von 18 Acker zu 7 Pfd. St. 15 Shilling jährlich gepachtet. Mit dem Fleiß und der Energie, die den Leuten dieser Art oft eigen sind, gab er sich an die Urbarmachung seiner Farm, streute Kalk darauf und brachte dieselbe in kurzer Zeit in guten Zustand. Auf Grund eines jährlichen Pachtvertrages blieb er bis zum Jahr 1869 ruhig auf seinem Besitz. Im genannten Jahre aber wurde ein Kaufmann Zwischenpächter zwischen ihm und dem Grundeigenthümer und nöthigte ihn nun, einen zehnjährigen Pachtvertrag zu 18 Pfd. St. jährlich einzugehen. Mit einem Schlage also war der Zins mehr als verdoppelt und, wie der Richter später selbst anerkannte, zu einer alle Grenzen der Billigkeit überschreitenden Höhe emporgeschraubt worden. Der arme Farmer mußte sich die Bedingung gefallen lassen und schlug sich, so gut es ging, mit großen Anstrengungen und unter mannigfachen Entbehrungen durch. Aber was half es? Nach Ablauf der zehn Jahre (1879) wurde ihm plötzlich die Farm gekündigt. Auf Grund der Landacte von 1870 wandte er sich nun an das Gericht um Schadloshaltung für die von ihm an der Farm vorgenommenen Verbesserungen und erhielt endlich nach einem kostspieligen Processe eine für seine langen Mühen und Arbeiten ganz ungenügende Entschädigung.

Aus solchen Thatsachen erhellt zur Genüge, daß auch die gesetzlichen Reformen von 1870 den schreiendsten Mißständen noch nicht abgeholfen haben. Auch die „Bright'schen Clauseln" blieben nahezu wirkungslos, zum guten Theile deßwegen, weil die Ländereien in zu großen Complexen verkauft wurden und daher den Pächtern nicht zugänglich waren. Zuweilen vereinigten sich mehrere Farmer, um gemeinschaftlich ein Gut zu kaufen und es dann unter sich zu vertheilen. Aber die meisten dieser Versuche scheiterten, weil eine solche Vereinigung sehr schwer und oft mit Processen und Streitigkeiten verbunden ist. Außerdem war der zur Erledigung und Sicherstellung dieser Landverkäufe ernannte Gerichtshof in Dublin (Landed Estates Court) mit seinem langwierigen und kostspieligen Verfahren ein bedeutendes Hinderniß. Endlich war man auch in Gewährung der vom Gesetze vorgesehenen Darlehen an die Pächter gar zu vorsichtig und sparsam. Im Ganzen wurde seit 1870 etwa

eine halbe Million Pfd. St. und zwar zum großen Theil reicheren Farmern vorgestreckt.

So wurde also die Nothlage der Pächter fast um nichts gebessert. Nach wie vor wohnten Armuth und Entbehrung in den irischen Landhütten, bis die Hungersnoth des letzten Jahres das arme Volk wieder zwang, flehend seine Hände um Almosen nach der reichen „Schwesterinsel“ auszustrecken, um wenigstens nicht Hungers zu sterben. Kein Wunder, daß die Wellen der Erbitterung über die englische Mißregierung immer höher schlagen und schließlich alle Schranken der Ordnung zu durchbrechen drohen. Nur der Agitation ist es zuzuschreiben, daß Englands Aufmerksamkeit ernstlich auf Irland gerichtet ist, und kurz nach der abschlägigen Antwort des Oberhauses im vorigen Jahre die irische Landfrage wieder einmal auf der Tagesordnung steht und dießmal von den Landlords wahrscheinlich größere Opfer verlangt, als sie letztes Jahr hätten bringen müssen.

Es kann nicht der Zweck unserer Arbeit sein, hier mit neuen Vorschlägen zur Lösung der irischen Frage hervorzutreten. Bei der Unzahl der täglich auftauchenden neuen Reformpläne hieße dieß auch Wasser in's Meer tragen. Wir wollten mit unsern Ausführungen dem Leser bloß die Bildung eines selbständigen Urtheils ermöglichen. Es wird deßhalb genügen, wenn wir hier kurz die Grundideen der von der Regierung dem Parlament vorgelegten neuen Landbill entwickeln. Wir glauben, daß die in derselben niedergelegten Vorschläge den richtigen Weg zur Lösung der „irischen Schwierigkeit“ bezeichnen. Daß das Actenstück so außerordentlich umfangreich geworden ist und alle gemachten Zugeständnisse nach allen Seiten hin so vielfach verclausulirt sind, wird zwar nicht Alle befriedigen, aber Niemanden befremden, der bedenkt, wie schwer es bei der gegenwärtigen Erregung der Gemüther für die Regierung ist, zwischen den Rechten der Eigenthümer und denen der Pächter, wie zwischen Scylla und Charybdis hindurchzulaviren. Jedenfalls darf die neue Bill als ein wesentlicher Fortschritt gegen die Landacte von 1870 bezeichnet werden. Sie anerkennt das Recht des Pächters, seine Ansprüche auf die Farm an eine einzelne Person zu verkaufen, gibt jedoch dem Gutsbesitzer das Vorkaufsrecht und ermächtigt ihn aus vernünftigen Gründen, über deren Vorhandensein in strittigen Fällen ein Gerichtshof (in erster Instanz der Civilrechnungshof, in zweiter die gleich näher zu bezeichnende Landcommission) entscheidet, sich dem Verkauf zu widersetzen. Der Kernpunkt der ganzen Acte ist die Errichtung eines Austragshofes

in Dublin unter dem Titel Irish Land Commission. Die Landcommission soll eine selbständige Corporation bilden und befugt sein, Land anzukaufen und zu besitzen, so weit es zur Ausführung der neuen Landbill zweckdienlich ist. Sie ist ermächtigt, Untercommissionen in allen Provinzen und Districten Irlands zu ernennen, so viel sie für gut findet. Eine ihrer wesentlichsten Aufgaben besteht in der endgiltigen Schlichtung aller zwischen den Grundeigenthümern und Pächtern als solchen entstehenden Streitigkeiten. Namentlich entscheidet sie als Appellhof in strittigen Fällen mit Berücksichtigung aller örtlichen und persönlichen Verhältnisse über die Höhe des Grundzinses; die erste Instanz bildet der schon genannte Civilrechnungshof. Die hier genannten Gerichtshöfe treten erst in Thätigkeit, wenn der Pächter oder Grundbesitzer freiwillig Berufung an dieselben einlegt. Zwang herrscht somit nicht. Hat der Pächter auf Grund eines gerichtlichen Erkenntnisses eine Farm übernommen, so darf die Grundrente während der folgenden 15 Jahre nicht erhöht werden, und eine Ausweisung nur wegen Nichtbezahlung der Rente oder wegen Vertragsbruch in bestimmten Fällen erfolgen. Nach Ablauf dieses Zeitraumes steht es dem Pächter frei, sich um Erneuerung des Pachtvertrages an den Gerichtshof zu wenden. Doch kann der Gutsherr unter gewissen Bedingungen wieder in den Besitz seines Gutes eintreten. Hat er aber zu einer solchen Zurücknahme der Farm keinen vernünftigen Grund, so dauert die Pacht fort. — Erhöht der Grundherr nach Ablauf der gesetzmäßigen 15 Jahre den Grundzins, so ist dem Pächter eine dreifache Möglichkeit gelassen. Er kann entweder seine Farm verkaufen (übertragen), und in diesem Falle muß ihm der Grundeigenthümer, weil der Verkaufspreis wegen der Erhöhung der Pachtrente nothwendig sinkt, das Zehnfache des Betrages der Rentenerhöhung bezahlen. Oder aber er darf auf Grund der Landacte von 1870 für die angebrachten Verbesserungen, sowie für Besitzstörung, eine Entschädigung vor Gericht verlangen. Oder es steht ihm endlich frei, sich an den hierfür bestimmten Gerichtshof zu wenden und eine gerichtliche Bestimmung des Pachtbetrages herbeizuführen. Wo das Ulster Gewohnheitsrecht besteht, läßt die Bill jedem Pächter die Freiheit, nach wie vor sich an die Bestimmungen desselben zu halten, doch soll er in jedem Fall sich auf den Schutz des neuen Gesetzes gegen eine unbillige Rentenerhöhung berufen dürfen.

Die hier angedeuteten Bestimmungen gewähren im Wesentlichen die sowohl von der englischen Presse als von der Parlamentscommission so

eifrig befürworteten drei F. Es sind dieß: Fixity of tenure = feste Pacht; Free sale = freies Übertragungsrecht der Farm; Fair rent = mäßiger Grundzins. Feste Pacht ist freilich nicht vollständig gewährleistet, aber die hierauf bezüglichen Bestimmungen sind doch derart, daß sie willkürliche Kündigungen unmöglich machen und den Pächtern das Gefühl des Vertrauens, dessen sie so sehr bedürfen, wiederzuschenken im Stande sind.

Vielleicht wichtiger noch, als die schon genannten Zugeständnisse an die Pächter, sind die Bestimmungen der neuen Gesetzesvorlage, welche die Erzielung eines freien Bauernstandes mit eigenem Grundbesitz bezwecken und als eine Ergänzung der sogenannten Bright'schen Clauseln von 1870 angesehen werden können. Heute ist nahezu die Hälfte der grünen Insel Eigenthum von 740 Gutsherren. Ungefähr 12 000 besitzen bedeutendes Grundeigenthum; dagegen gibt es über 600 000 Pächter und über 100 000 kleine Kötter und Tagelöhner. Ein großer Theil der Besitzungen der reichen Grundherren wird als Wiesenland oder Jagdrevier benutzt und ist deßhalb vielfach, trotz seiner Fruchtbarkeit, nur sehr dünn bevölkert, während andere Districte übervölkert sind. Eine der Hauptaufgaben der Landcommission ist nun, den Pächtern zum freien Eigenthumsrecht ihrer Farmen zu verhelfen oder auch ihnen die Möglichkeit zu bieten, ödes Land anzukaufen und zu bebauen. Zu diesem Zwecke ist sie ermächtigt, ihnen drei Viertel der Kaufsumme vorzustrecken. Wo drei Viertel der Pächter zum Kaufe geneigt sind, darf sie Landgüter kaufen und an die Pächter parcellenweise verkaufen. Die Rückbezahlung des geliehenen Kapitals erfolgt in jährlichen Raten innerhalb 35 Jahren. Zur Urbarmachung öde liegender Ländereien kann der Landesausschuß für öffentliche Arbeiten Vorschüsse an Gesellschaften überweisen. Endlich ist die Landcommission befugt, durch Geldunterstützung die Auswanderung zu befördern.

So viel geht aus den gegebenen Andeutungen hervor, daß die Regierung gesonnen ist, endlich mit der Lösung der irischen Frage Ernst zu machen. Ja, faßt man die ganze Schwierigkeit der Regierung in der Gegenwart genau in's Auge, so mag man wohl der Ansicht sein, daß die Bill so ziemlich bis an die Grenzen des augenblicklich Erreichbaren geht. Wäre sie vor einem Jahre gekommen, noch bevor die Landliga in's Leben trat, sie hätte in Irland jubelnde Aufnahme gefunden und wahrscheinlich eine Periode friedlicher, gedeihlicher Entwicklung für die Insel der Heiligen angebahnt. Leider wollte man zur rechten Stunde

die Zeichen der Zeit nicht verstehen. Inzwischen hat die Erbitterung der Gemüther eine vorher seit Langem nicht mehr dagewesene Höhe erreicht und viel weiter gehende Forderungen sind unter den irischen Agitatoren laut geworden. Ja dadurch, daß die Regierung die Einbringung der neuen Gesetzesvorlage so weit hinausschob und inzwischen Irland mit der Zwangsbill heimsuchte, hat sie sich die Lage bedeutend erschwert. Seitdem nämlich der Inhalt der Bill bekannt geworden, benutzen manche Gutsherren die ihnen noch gelassene Frist, um unter dem Schutz des Belagerungszustandes ihre Ländereien von den Pächtern zu „säubern“. Im März allein fanden 1500 Exmissionen statt, und in den ersten Wochen des April gegen 1000. Einer noch viel größern Zahl wurde schon die Kündigung angedroht. Andere sehen sich in die Alternative gestellt, entweder unter drückenden Bedingungen einen dauernden Pachtvertrag einzugehen, der nicht unter das neue Gesetz fällt, oder aber den Flecken Erde verlassen zu müssen, auf dem ihre Voreltern vielleicht durch eine Reihe von Generationen gelebt und gearbeitet haben. Wir sehen es deßhalb als einen entschiedenen Mißgriff der Regierung an, daß sie nicht auf den Vorschlag der irischen Abgeordneten einging und in Anbetracht der herrschenden Erregung die Exmissionen bis zur Inkrafttretung des neuen Gesetzes sistirte. Dadurch wäre viele Erbitterung und unnützes Blutvergießen verhindert worden.

Zu diesen äußern Schwierigkeiten kommen aber die Bedenken, welche sich gegen die Bill selbst erheben lassen. Dieselbe gewährt freilich Schutz gegen willkürliche Kündigungen und wird so den zahlreichen Pächtern „zu Willen“ das Gefühl der Sicherheit und des Vertrauens wiedergeben. Gewiß in jedem andern Lande als Irland wäre sie reichlich genügend, um den Pächtern zu Wohlhabenheit zu verhelfen. Allein was sollen die vielen in jüngster Zeit ausgewiesenen Pächter anfangen? Ihnen wird nichts bleiben, als sich an die Regierung um Unterstützung zur Auswanderung zu wenden. Was wird ferner aus den ebenfalls so zahlreichen Pächtern werden, welche sich zwar bis heute auf ihren Farmen behauptet haben, aber tief verschuldet sind? Wo werden sie das nöthige Kapital hernehmen, um sich aus ihren Schulden herauszuarbeiten und ihre vernachlässigten Güter zu heben? Wie können sie endlich im Stande sein, sich durch Rentenloskauf in jährlichen Beträgen das freie Eigenthum ihrer Farmen zu erwerben, wenn sie schon heute nicht im Stande sind, ihren Pachtschilling zu bezahlen? Denn die jetzigen Eigenthümer werden ihre Güter nur zu den höchstmöglichen Markt-

preisen veräußern. Mit einigen Opfern von Seiten der Regierung ließe sich diese Schwierigkeit wohl überwinden. Aber wie zahlreich sind in der neuen Bill die Clauseln, welche verhüten sollen, daß die Regierung bei ihrer Fürsorge für die Pächter keinen Verlust erleide! Und doch will es uns scheinen, eine Regierung, welche gegen 400 Millionen Mark zur Abschaffung der Sklaverei in Amerika hergegeben, dürfe gegen ein Land, an dem sie das schwerste Unrecht und vielhundertjährige Beraubungen wieder gut zu machen hat, nicht allzu sparsam sein. Man könnte endlich noch gegen die Bill geltend machen, daß sie bloß auf die gegenwärtigen Pächter Rücksicht nimmt und daß sie eine sehr große discretionäre Gewalt in die Hände der Landcommission legt, somit den Erfolg der neuen Reformen von der Zusammensetzung und Handlungsweise der Gerichtshöfe abhängig macht und die Aussicht auf unzählige Processe eröffnet. In ihrem jüngsten Schreiben an Gladstone üben auch die irischen Bischöfe eine freimüthige und wohlbegründete Kritik an der Regierungsvorlage. Hoffen wir, daß der weitere Verlauf der Debatten zur Beseitigung der der neuen Bill noch anhaftenden Mängel und Lücken führe. Dann wird sich auch, so vertrauen wir, das irische Volk beruhigen. Auf die excentrischen Forderungen einiger extremen Heißsporne, welche radicale Abschaffung des Grundherrenthums verlangen, einzugehen, liegt schon deßhalb kein Grund vor, weil dieselben bei Vielen gar nicht ernstlich gemeint sind [1]. Es gehört einmal zur althergebrachten Taktik der irischen Abgeordneten, drohend das Äußerste zu fordern, um wenigstens Etwas zu erlangen. Die günstige Aufnahme, welche die neue Bill bisher bei Klerus und Laien gefunden, läßt erwarten, daß — einige Agitatoren von Profession abgerechnet — das Volk in Irland sich mit der Bill zufrieden geben und dieselbe praktisch erproben wird.

Nur eine ernstliche Besorgniß hegen wir für die Zukunft der grünen Insel: das Oberhaus möchte unter dem Eindruck der augenblicklichen gereizten Stimmung der Bill wieder ein klägliches Ende bereiten. Die

[1] Wollte man übrigens auch die Äußerungen der extremsten Landligisten nach der ganzen Strenge des Wortlautes interpretiren und ihnen vollen Ernst beilegen, so haben dieselben doch mit Communismus und Socialismus absolut nichts gemein. Dieß ist so augenfällig, daß es die Socialisten selbst ausdrücklich anerkannt haben (vgl. Jahrbuch für Socialwissenschaft von Dr. L. Richter. Zürich 1881. Bd. III. S. 396). Trotzdem haben liberale Blätter, die sich sonst nicht wenig weise dünken, die auf völliger Unkenntniß der Verhältnisse beruhende Anklage erhoben, das irische Volk huldige communistischen Umsturzideen.

ungebührliche, aufreizende Sprache mancher Landliga-Führer und die wiederholt vorgekommenen bedauerlichen Ausschreitungen von Seiten der irischen Bauern haben im Bunde mit der Befürchtung der kommenden Verluste unter vielen Gutsherren eine Erbitterung hervorgerufen, welche für die Gesetzesvorlage das Schlimmste befürchten läßt. Außerdem besorgen manche Grundbesitzer, man möchte aus der irischen Landbill unliebsame Folgerungen für England oder Schottland ziehen. Letzteres freilich mit Unrecht. Denn die Rechtsfrage liegt in Irland ganz anders als in Großbritannien. In Irland befindet sich die Regierung einem Volke gegenüber, das man widerrechtlich seines Eigenthums beraubt, durch eine systematische Knechtung in's Elend gestürzt und darin erhalten hat. Zudem ist eine gänzliche Umgestaltung der irischen Bodengesetze zum Bestande der Insel, ja des gesammten vereinigten Königreiches eine gebieterische Nothwendigkeit, was bis heute in England nicht der Fall ist, schon aus dem Grunde, weil der Schwerpunkt des englischen Erwerbslebens längst nicht mehr im Ackerbau, sondern in der Industrie und im Handel liegt.

Doch obwohl diese Befürchtungen der Landlords grundlos oder übertrieben sind, sie sind nun einmal vorhanden und werden ohne Zweifel der Bill im Oberhause einen harten Kampf bereiten. Auch der Austritt des whiggistischen Herzogs von Argyll aus dem Cabinet beweist, daß viele Grundeigenthümer entschlossen sind, der Gesetzesvorlage den äußersten Widerstand entgegenzusetzen. Die Möglichkeit der Verwerfung der Landbill im Oberhause vermögen wir ohne die größte Besorgniß für die Zukunft Irlands nicht in's Auge zu fassen. Die ablehnende Haltung der Lords würde, das wird wohl auch der Kurzsichtigste einsehen, das Signal zu noch größeren Unruhen und Gewaltthaten sein. Und wen träfe schließlich die Verantwortung dafür? Hoffen wir, daß die edlen Lords die von ihnen verlangten Opfer dem Wohle der Gesammtheit großmüthig bringen. Es liegt dieß schließlich auch in ihrem eigenen Interesse.

Wenn wir übrigens so nachdrücklich die in der neuen Bill enthaltenen Zugeständnisse und namentlich die allmähliche Schaffung eines freien irischen Bauernstandes mit eigenem Grundbesitz befürworten, so thun wir dieß nicht bloß, weil es so nützlich oder selbst nothwendig, sondern vor Allem, weil es eine Forderung der Gerechtigkeit ist. Ungerecht Gut gedeiht nicht. Dieses alte Sprüchwort hat sich in der Geschichte Irlands zur Genüge bewährt. Allen Rechtsbegriffen zuwider hat der

Brite mit List und Gewalt dem Sohne Erins seinen heimathlichen Boden geraubt. An Protesten gegen dieses Unrecht hat es zu keiner Zeit gefehlt. Von einer Verjährung kann somit hier keine Rede sein. Es ist deßhalb für England eine heilige Pflicht, das gethane Unrecht durch allmähliche gesetzliche Rückerstattung wieder gut zu machen und deßhalb zum mindesten dem irischen Volke die Möglichkeit zu verschaffen, sich friedlich durch Fleiß und Arbeit seine Insel wieder zu erobern. Möge die jetzt am Ruder befindliche liberale Partei der Worte eingedenk sein, welche einer ihrer bedeutendsten Vertreter im gegenwärtigen Cabinet, Mr. J. Bright, einst aussprach: „Das große Übel Irlands ist dieses: daß das irische Volk — die irische Nation — ihres Grundbesitzes beraubt wurde; — und unsere Pflicht ist es, ihr zu helfen und dafür zu sorgen, daß derselbe ihr durch gerechte Maßregeln wieder erstattet werde." Wird diese Gerechtigkeit auch dießmal versagt, so werden Elend und sociale Unruhen in Zukunft nicht nur nicht aufhören, sondern in immer höherem Maße als bisher wiederkehren und anschwellen — und die schlimmsten Früchte davon wird England selbst zu seinem großen Schaden heimtragen. Wer Wind säet, der wird Sturm ernten.

Victor Cathrein S. J.

Die kirchlichen Bestimmungen über das Jubiläum.

Der Umstand, daß aus Unkenntniß dessen, was die Kirche in einem Jubiläum bietet, und was sie von den Gläubigen verlangt, vielfache Fragen und Zweifel vorgebracht werden, bestimmte uns, im Nachstehenden aus den Entscheidungen der heiligen Pönitentiarie[1] und der heiligen Ablaß-Congregation, aus den Bullen und anderen Actenstücken Benedict' XIV., sowie aus den Werken der bewährtesten Schriftsteller, welche das Jubiläum speciell behandelt haben, diejenigen Sätze zusammenzustellen, welche als praktische Norm gelten können.

[1] Man kann nicht behaupten, alle Erklärungen der heiligen Pönitentiarie hätten jedesmal nur für dasjenige Jubiläum Geltung, durch welches sie veranlaßt wurden. Diese Behauptung ist nur in einzelnen Fällen richtig. Meistens stellt die heilige Pönitentiarie in ihren Erklärungen allgemein geltende Grundsätze auf, und sehr häufig sind dieselben nur buchstäbliche Wiederholungen früher gegebener Erklärungen.

I. Über die vorgeschriebenen Werke.

1. Um des Ablasses und der Privilegien des Jubiläums theilhaftig zu werden, muß man alle vom Papste vorgeschriebenen Werke in der Absicht, das Jubiläum zu gewinnen, innerhalb der Jubiläumszeit, und genau so, wie der Papst selbst in der Verleihungsbulle oder in einem eigenen Erlasse, oder in seinem Auftrage der Diöcesan-Bischof in seinem Hirtenbriefe es vorschreibt, verrichten (S. C. Indulg., 18. Februar 1835).

2. Wer das Jubiläum gewinnen will, muß bei der Verrichtung der dazu vorgeschriebenen Werke die Meinung haben, es wirklich gewinnen zu wollen; es ist jedoch nicht nothwendig, daß man diese Meinung gerade in dem Augenblicke der Handlung mache (intentio actualis); es genügt vielmehr jene Meinung, die man Anfangs hatte, das Jubiläum zu gewinnen, und die, weil man sie nicht durch einen entgegengesetzten Willensact widerrufen hat, in ihrer Wirkung fortdauert (intentio virtualis) (P. Theodorus a Spiritu S. de jubilaeo, cap. 5. § 1).

3. Ein Werk, wozu man schon anderweitig verpflichtet ist, kann nicht zur Gewinnung des Jubiläums dienen, wenn nicht der Papst in der Verleihungsbulle oder in einem besonderen Erlasse dieses gestattet (S. C. Indulg., 29. Mai 1841 und 10. Juli 1869; Benedict' XIV. Encyklika Inter praeteritos, § 53)[1].

4. Die Reihenfolge, in welcher die vorgeschriebenen Werke zu verrichten sind, ist dem freien Ermessen eines Jeden überlassen (P. Theod. a Sp. S. de jubilaeo, cap. 5. § 3); es ist nur nothwendig, daß man sich im Zustande der Gnade befinde, wenn man das letzte Werk verrichtet (Benedict' XIV. Inter praeteritos, § 73—77). Man braucht die Werke auch nicht alle in derselben Woche zu verrichten (S. Poenitent., 6. März 1865, in den Acta S. Sedis, I. 176), wenn nicht, wie es früher üblich war, der Wortlaut der Bulle dieß von dem dreimaligen Fasten vorschreibt.

5. Man kann die vorgeschriebenen Werke vor oder nach der Absolution und auch außerhalb des gewöhnlichen Wohnortes, ja auch in einer fremden Diöcese verrichten, wofern man nur die Vorschriften des dortigen Bischofes befolgt (S. C. Indulg., 28. November 1759; Sac. Poenitent., 1875 [ohne Datum][2], in den Acta S. Sedis, VIII. 486).

---

[1] Die von Benedict XIV. für das Jubiläum aufgestellten Regeln müssen nach einer Entscheidung der heiligen Ablaß-Congregation vom 16. Februar 1852 noch jetzt befolgt werden, insofern ihnen die neue Jubiläumsbulle nicht widerspricht.

[2] Man darf sich darüber, daß mehrere Antworten der heiligen Pönitentiarie kein Datum haben, nicht wundern; denn in ihrem Archive werden die Entscheidungen nicht chronologisch, sondern nur nach Materien zusammengestellt, und wenn eine Entscheidung dort eingetragen ist, so genügt dieß, um ihre Authenticität sicher zu stellen; zudem ist in manchen Fällen die Weglassung des Datums durchaus nothwendig, um das Geheimniß zu bewahren; endlich sind, wie soeben angedeutet wurde, sehr viele Antworten der Pönitentiarie nur einfache Wiederholungen solcher Antworten, die von

6. Das Indult für diejenigen, welche sich auf einer Seereise befinden, ist dahin zu verstehen, daß dieselben auch nach Ablauf der Jubiläumszeit noch das Jubiläum gewinnen können, wenn sie die vorgeschriebenen Werke nach ihrer Rückkehr oder bei ihrer Ankunft an einer bestimmten Station verrichten (Sac. Poenitent., 1875 [ohne Datum], in den Acta S. Sedis, VIII. 485).

7. Man kann das Jubiläum gewinnen, wenn man in einer fremden Diöcese, wo man keinen Wohnsitz hat, beichtet und communicirt, und die übrigen vorgeschriebenen Werke in der eigenen Diöcese verrichtet hat oder verrichten will, und zwar so, wie der eigene Bischof sie vorgeschrieben hat (Sac. Poenitent., 1875 [ohne Datum], in den Acta S. Sedis, VIII. 486).

8. Niemand darf sich von einem der vorgeschriebenen Werke eximirt erachten; auch kann Niemand sich durch seinen Vorgesetzten davon dispensiren lassen. Nur dem Papste steht eine Dispensations-Gewalt zu; er gibt für alle Fälle, in denen Jemand rechtmäßig verhindert ist, eines oder mehrere der vorgeschriebenen Werke zu verrichten, den Beichtvätern die Vollmacht, dieselben in andere gute Werke umzuändern, oder auch die Vollmacht, die Zeit zu verlängern, innerhalb welcher sie zu verrichten sind.

9. Bei dem ordentlichen Jubiläum sind in der Regel vorgeschrieben: eine Eröffnungs-Procession, die heilige Beicht und Communion und der Kirchenbesuch; bei dem außerordentlichen Jubiläum kommen dazu noch ein ein- oder mehrmaliges Fasten und ein Almosen.

10. In Rom wird das Jubiläum mit einer Procession eröffnet. Wenn der Papst eine solche Procession vorschreibt, was aber gegenwärtig selten geschieht, so müssen auch die Bischöfe eine solche in ihren Diöcesen vorschreiben und die einzelnen Pfarrer eine solche abhalten; die Gläubigen aber sind nicht in der Weise verpflichtet, dieselbe mitzumachen, daß sie den Ablaß und die Privilegien des Jubiläums nicht gewinnen, wenn sie sich nicht daran betheiligen (Bouvier, Loiseaux).

11. Durch die wöchentliche Beicht genügt man nicht der Verpflichtung, behufs Gewinnung eines Jubiläums zu beichten, wenn sie nicht in die Jubiläumszeit fällt (S. C. Indulg., 9. December 1763).

12. Auch derjenige muß behufs Gewinnung eines Jubiläums beichten, welcher sich seit seiner letzten Beicht einer Todsünde nicht bewußt ist (S. C. Indulg., 6. Mai 1852; Benedict' XIV. Bulle Convocatis, § 46, und Encyklika Inter praeteritos, § 77); doch ist es nicht nothwendig, daß er die heilige Absolution empfange; es sei denn, daß der Papst in der Verleihungsbulle ausdrücklich die Absolution verlange, wie dieß bei dem von Pius IX. am 21. November 1851 verkündigten Jubiläum der Fall war, da es in der Bulle hieß: „. . . . peccata sua confessi et sacramentali absolutione expiati."

---

ihr früher gegeben wurden, und aus dem eben angegebenen Grunde im Archiv ohne Angabe des Datums sich finden.

13. Auch in der Jubiläumsbeicht muß der Beichtvater eine Buße auferlegen, und das Beichtkind muß dieselbe verrichten (Benedict' XIV. Inter praeteritos, § 64. 65).

14. Die am Tage vor der Eröffnung des Jubiläums abgelegte Beicht kann nicht als Jubiläumsbeicht gelten, weil sie nicht in die Jubiläumszeit fällt. Doch genügt die am Abende vor dem eigentlichen Eröffnungstage abgelegte Beicht in dem Falle, wo die Jubiläumsbulle die Eröffnung zur Zeit der ersten Vesper des bestimmten Tages ansetzt.

15. Wer in der Jubiläumsbeicht ohne seine Schuld eine Todsünde vergißt, braucht nicht von Neuem zu beichten, um das Jubiläum zu gewinnen (P. Theod. a Sp. S. de jubilaeo, cap. 9. § 3. quaer. 10); er ist nur verpflichtet, über die vergessene Sünde in der nächsten Beicht sich anzuklagen.

16. Wenn Jemand, nachdem er seine Jubiläumsbeicht abgelegt, aber ehe er das letzte der vorgeschriebenen Werke verrichtet hat, eine Todsünde begeht, so muß er, um den Jubiläums-Ablaß zu gewinnen, von Neuem beichten; es genügt nicht, daß er sich durch einen Act der vollkommenen Reue in den Stand der Gnade versetze (Benedict' XIV. Convocatis, § 47; Inter praeteritos, § 79; Theod. a Sp. S. de jubilaeo, cap. 6. § 3); die übrigen schon verrichteten Werke braucht er jedoch nicht zu wiederholen.

17. Diejenige Beicht, welche man ablegt, um dem Kirchengebote zu genügen, wonach man wenigstens einmal im Jahre beichten muß, kann, falls der Papst nicht dispensirt, nicht als Jubiläumsbeicht gelten, denn das Jubiläum erfordert immer eine eigene Beicht. Das Nämliche gilt von der heiligen Communion (S. C. Indulg., 9. December 1763 und 10. Mai 1844; Sac. Poenitent., 25. Januar 1875, 26. Februar 1875, 26. Februar 1879 und 25. März 1881).

18. Wer zweimal zu seinem Beichtvater geht, um nur eine einmalige Beicht durch die Absolution zu vollenden, genügt dadurch noch nicht der doppelten Pflicht, einmal im Laufe des Jahres zu beichten, und behufs Gewinnung des Jubiläums zu beichten (Sac. Poenitent., 1875 [ohne Datum], in den Acta S. Sedis, VIII. 555).

19. Es versteht sich von selbst, daß eine unwürdige Communion nicht als hinreichend angesehen werden kann; denn mit einem schrecklichen Verbrechen will und kann die Kirche keine Gnaden verbinden.

20. Man kann die heilige Communion in jeder beliebigen Kirche empfangen.

21. In Rom ist gewöhnlich der andächtige Besuch von St. Peter, St. Paul, St. Johann im Lateran und Maria Maggiore vorgeschrieben; in den anderen Diöcesen der Christenheit muß man diejenigen Kirchen besuchen, welche der Bischof oder sein Stellvertreter bestimmt. Die Hauptkirche des Ortes, also in der Residenzstadt des Bischofes die Domkirche, in den übrigen Orten der Diöcese die Pfarrkirche, muß immer dazu gehören.

22. Die Anzahl der zu besuchenden Kirchen und der Besuche findet man in der Bulle des Papstes und in dem Hirtenbriefe des Diöcesan-Bischofes angegeben. In dem gegenwärtigen Jubiläum ist durch die Bulle vom

12. März 1881 ein sechsmaliger Kirchenbesuch in der Weise vorgeschrieben, daß man da, wo mehrere Kirchen sich befinden, drei vom Bischofe oder in seinem Auftrage von dem Seelsorger zu bezeichnende Kirchen jede zweimal besuche; da, wo es nur zwei Kirchen gibt, muß man jede derselben dreimal, und da, wo es nur eine Kirche gibt, muß man diese sechsmal besuchen.

23. Diejenigen, welche sich auf einer See- oder anderen Reise befinden, haben, wenn vier Kirchen während 15 Tagen täglich zu besuchen sind, die Dom- oder Hauptkirche ihres Wohn- oder Aufenthaltsortes nicht sechzigmal, sondern nur fünfzehnmal zu besuchen (Sac. Poenitent., 1875 [ohne Datum], in den Acta S. Sedis, VIII. 485).

24. Wenn es an einem Orte nicht so viele Kirchen gibt, als nach dem päpstlichen Schreiben zu besuchen sind, oder wenn dieselben zu weit von einander entfernt sind, so kann der Bischof nach einer Entscheidung der heiligen Ablaß-Congregation vom 15. März 1852 bestimmen, daß man die eine oder die beiden Ortskirchen so oft besuche, als Kirchenbesuche vorgeschrieben sind. Nach den Erklärungen der heiligen Pönitentiarie vom Jahre 1879 [ohne Datum] in den Acta S. Sedis, XI. 528) und vom 25. März 1881 (in den Acta S. Sedis, XIII. 423) kann der Bischof für den Besuch auch eine Kapelle bestimmen, wofern sie für den öffentlichen Gottesdienst bestimmt ist und die heilige Messe darin gelesen zu werden pflegt.

25. Wenn man mehrere Besuche in derselben Kirche zu machen hat, so muß man nach jedem Besuche aus der Kirche heraustreten; gleichwohl kann man sogleich behufs neuen Besuches wieder hineintreten. Man kann also die Bedingung des mehrmaligen Kirchenbesuches nicht dadurch erfüllen, daß man einmal in die Kirche geht und daselbst dann so oft die Ablaßgebete verrichtet, als Besuche vorgeschrieben sind (Sac. Poenitent., 25. Januar 1875, in den Acta S. Sedis, VIII. 268 und 485).

26. Denjenigen Gläubigen, welche mit Kapiteln, Congregationen oder Bruderschaften, oder mit ihrem Pfarrer oder dem von diesem dazu bestimmten Priester die vorgeschriebenen Kirchenbesuche processionsweise machen, kann der Diöcesan-Bischof die Zahl der Besuche verringern (Sac. Poenitent., 26. Februar 1879 und 25. März 1881, in den Acta S. Sedis, XI. 527 und XIII. 423).

27. Wer die Kirchenbesuche zum Theil schon in seiner Diöcese gemacht hat, und dann in eine andere Diöcese zieht, um sich daselbst bleibend niederzulassen, kann, resp. muß dort die noch übrigen Kirchenbesuche so machen, wie der Diöcesan-Bischof des neuen Wohnortes sie angeordnet hat (Sac. Poenitent., vom Jahre 1875 [ohne Datum], in den Acta S. Sedis, VIII. 486).

28. Wenn in der Jubiläumsbulle gesagt ist, daß der Besuch von vier Kirchen wenigstens einmal im Tage stattfinden solle, so muß man wirklich alle vier Kirchen an einem und demselben Tage besuchen (Benedict' XIV. Inter praeteritos, § 11). Den Tag kann man entweder nach bürgerlicher oder nach kirchlicher Rechnung nehmen, also entweder von Mitternacht bis Mitternacht oder von der ersten Vesper des einen Tages bis zur Abend-

dämmerung des folgenden Tages (Benedict' XIV. Inter praeteritos, § 8 und 13, und Sac. Poenitent., 25. Januar 1875).

29. Wer im Jubeljahre nach Rom reist, um dort das Jubiläum zu gewinnen, kann, wenn er auf der Reise stirbt, oder in Rom rechtmäßig verhindert wird, die Kirchenbesuche anzufangen oder zu vollenden, das Jubiläum gewinnen, wenn er wahrhaft reumüthig beichtet und communicirt (Benedict' XIV. Inter praeteritos, § 14).

30. Man kann, falls in der Jubiläumsbulle nicht anders verfügt ist, die Kirchenbesuche nach Belieben entweder alle an einem Tage oder an verschiedenen Tagen machen (Sac. Poenitent., 1879 [ohne Datum] und 25. März 1881, in den Acta S. Sedis, XI. 528 und XIII. 423).

31. Wenn eine Kirche so angefüllt wäre, daß man nicht hineintreten könnte, so würde man die Bedingung des Kirchenbesuches erfüllen, wenn man die Gebete nach der Meinung des Papstes an der Kirchenthüre in der Nähe der anderen Gläubigen, die dort stehen geblieben sind, verrichtete (P. Theodor. a Sp. S. de jubilaeo, cap. 6. § 1. n. 3).

32. Die bei dem Kirchenbesuche nach der Meinung des Papstes zu verrichtenden Gebete sind nicht näher bestimmt. Wenn man die Ablaßgebete, wie sie in guten Gebetbüchern stehen, andächtig verrichtet, oder eine Zeitlang mündliche Gebete andächtig verrichtet, so erfüllt man sicher die Bedingung des Gebetes. Benedict XIV. bestimmte (Convocatis, § 41; Inter praeteritos, § 83), daß man mit bloß innerlichem Gebete sich nicht begnügen solle.

33. Gebete, wozu man ohnehin verpflichtet ist, gelten nicht als Ablaßgebete (S. Congr. Indulg., 29. Mai 1841).

34. Alle, welche das Jubiläum gewinnen wollen, müssen das vorgeschriebene Fasten halten, auch diejenigen, welche sonst zum Fasten noch nicht, oder nicht mehr verpflichtet, oder rechtmäßig davon dispensirt sind. Wenn Jemand wirklich nicht im Stande ist, das Fasten zu halten, muß er es sich vom Beichtvater in ein anderes Werk umändern lassen, denn es handelt sich hier nicht um eine Vorschrift, die in gewissen Fällen nicht verbindet, sondern um eine Bedingung, die man erfüllen muß, wenn man die Vortheile des Jubiläums genießen will (S. C. Indulg., 10. Juli 1869).

35. Das behufs Gewinnung des Jubiläums zu haltende Fasten ist ein solches, wie die Kirche es den Gläubigen außerhalb des Jubiläums vorschreibt (Ferraris s. v. Jubilaeum, art. III. n. 34); es ist das magro stretto der Italiener, das strenge kirchliche Fasten (jejunium ecclesiasticum), welches die nur einmalige Sättigung zur gewöhnlichen Zeit und jedenfalls die Enthaltung von Fleischspeisen, Fleischbrühe und Fett in sich schließt, und, falls es in die 40tägige Fastenzeit fällt, auch die Enthaltung von Eiern und Milchspeisen (Milch, Butter, Käse) verlangt, und jede Milderung, mag sie von einer Gewohnheit, einem Indulte oder von einer Dispensation herrühren, ausschließt (Sac. Poenitent., 26. Februar 1879 und 25. März 1881, in den Acta S. Sedis, XI. 527 und XIII. 422). Die Jubiläumsbulle vom 15. Februar 1879, wie auch die vom 12. März 1881 scheinen für den Fasttag selbst dann, wenn er nicht in die 40tägige Fastenzeit fällt, den Genuß von Eiern

und Milchspeisen zu untersagen („esurialibus tantum cibis utentes jejunaverint“); auch die Sac. Poenitent. ist dieser Ansicht, denn am 31. März 1879 gab dieselbe folgende Entscheidung: „Cum ab Ordinariis Germaniae respectu fidelium illarum dioecesium nonnullae difficultates expositae fuerint circa rationem jejunii in litteris Apostolicis diei 15. Februarii 1879 ad lucrandum jubilaeum praescripti, S. Poenitentiaria de mandato Sanctissimi Domini Nostri iisdem sequenti modo respondit et rescripsit: 1) Quoniam non omnes fideles, sed pauperiores tantum majorem procurandi cibos esuriales difficultatem experiuntur, praeceptum Apostolicum circa rationem jejunii non esse generali dispensatione temperandum, praesertim cum non trium dierum, sicut in praecedentibus jubilaeis, sed unius dumtaxat diei jejunium injunctum fuerit. 2) Iis autem, qui veram et gravem procurandi cibos esuriales difficultatem experiantur, confessarios providere posse indulgendo, ut iidem poenitentes ovis et lacticiniis in jejunio pro hoc jubilaeo praescripto uti valeant, servata in ceteris jejunii ecclesiastici forma.“ Und als jüngst ein Bischof bei ihr anfragte, ob das Jubiläumsfasten ein strenges Fasten, das in Italien als magro stretto bekannte Fasten sein müsse, oder ob Milch und Butter, die durch Gewohnheit in gewissen Gegenden beim Mittagessen erlaubt sind, bei dieser Gelegenheit gebraucht werden dürften und ob, falls dieß nicht erlaubt sei, nicht mit Rücksicht auf die große Schwierigkeit, Fastenspeisen im strengsten Sinne des Wortes zu erhalten, eine allgemeine Dispens zu geben sei, erfolgte am 2. April die nachstehende (von dem in London erscheinenden Tablet in Nro. 2139 vom 9. April mitgetheilte) mit der obigen fast wörtlich übereinstimmende Antwort: „Quoniam non omnes fideles, sed pauperiores tantum majorem procurandi cibos esuriales difficultatem experiuntur, praeceptum Apostolicum circa rationem jejunii non esse generali dispensatione temperandum, praesertim cum non trium dierum, sicut in praecedentibus jubilaeis, sed unius dumtaxat diei jejunium injunctum fuerit. Iis tantum, qui veram et gravem procurandi cibos esuriales difficultatem experiuntur, confessarios indulgere posse, ut iidem poenitentes ovis et lacticiniis in jejunio pro hoc jubilaeo praescripto uti valeant, servata in ceteris jejunii ecclesiastici forma.“ Deßhalb müssen diejenigen, welche wirklich eine erhebliche Schwierigkeit haben, Fastenspeisen im strengsten Sinne des Wortes sich zu verschaffen, den Beichtvater um Umänderung bitten [1].

[1] Manche Auctoren (u. A. Collet, Traité du jubilé, chap. 5. art. 2. § 5. n. 4. — Billuart, de virtutibus justitiae annexis, dissert. 2. art. 8. petes 8°. — Lugo, de Sacram. Poenit., disput. 27. sect. 7. n. 108. — Henno, de jejunio, qu. 2. petes 9°. — Voit, Theol. moral. II. num. 664) sind der Ansicht, man dürfe das Jubiläumsfasten so halten, wie das Fasten an dem Orte, wo man wohnt, gehalten wird; demgemäß könnte man in Deutschland, Belgien und anderen Ländern, wo nicht in Folge eines Indultes, sondern in Folge einer uralten Gewohnheit der Genuß von Milch, Käse, Butter und Eiern (lacticinia et ova) an den Fasttagen erlaubt ist, diese Sachen auch an den Jubiläums-Fasttagen genießen; diese

36. Wenn die Tage, an welchen das Jubiläumsfasten gehalten werden muß, in der Jubiläumsbulle selbst bestimmt sind, so verschlägt es natürlich nichts, ob dieselben schon an und für sich gebotene Fasttage sind oder nicht; nur muß dann die Abstinenz so strenge gehalten werden, wie sie ohne Fastenindult gehalten werden müßte (Sac. Poenit., 26. Februar 1879 und 25. März 1881, in den Acta S. Sedis, XI. 527 und XIII. 423); sind die Fasttage der freien Wahl eines Jeden überlassen, so darf man nicht solche Tage wählen, an denen man ohnehin zum Fasten verpflichtet ist.

37. Diejenigen Tage, welche nicht kirchliche Vorschrift zu Fasttagen gemacht hat, sondern an denen Jemand durch seine Ordensregel oder durch ein persönliches Gelübde zu fasten verpflichtet ist, kann er als Jubiläumsfasttage wählen (S. C. Indulg., 10. Juli 1869).

38. Wenn ein Jubiläum in die Fastenzeit fällt, so ist es selbstverständlich, daß man an demselben Tage das Kirchengebot erfüllen und das Jubiläumsfasten halten kann, falls nicht einige Tage in der Jubiläumsbulle ausgenommen sind. Bezüglich der Abstinenz hat man sich, wenn nicht der Wortlaut der Bulle ein specielles Indult enthält, des Gebrauches jeden Indultes zu enthalten, wie oben Nro. 35 gesagt wurde (Sac. Poenitent., 20. Januar und 28. April 1865, in den Acta S. Sedis, I. 174 und 175).

39. Wer sonst persönliche Dispens hat, an Fasttagen Fleisch rc. zu essen, kann davon an den Jubiläumsfasttagen keinen Gebrauch machen (Sac. Poenitent., 26. Februar 1879 und 25. März 1881, in den Acta S. Sedis, XI. 527 und XIII. 422).

40. Wer vom Beichtvater die rechtmäßige Erlaubniß erhalten hat, auch am Jubiläumsfasttage Fleisch zu essen, darf doch nicht bei derselben Mahlzeit Fleisch und Fische genießen (S. C. Indulg., 10. Juli 1869).

41. Die vom Beichtvater ertheilte Erlaubniß, Fleisch zu essen, darf man nicht auf die Abendcollation ausdehnen (Benedict' XIV. Epist. ad Archiep. Compostellan., d. d. 10. Junii 1745); es müßte denn sein, daß der Beichtvater für einen Kranken, der zugleich vollständig vom Fasten entbunden wurde, auch diese Erlaubniß geben zu sollen geglaubt hätte.

42. Wer die Erlaubniß hat, Milch und Eierspeisen zu genießen, darf gleichzeitig auch Fische essen (Benedict' XIV. Epist. ad Archiep. Compostellan., d. d. 10. Junii 1745).

43. Wenn drei Fasttage vorgeschrieben sind, so müssen diese in einer und derselben Woche gehalten werden, wenn nicht der Wortlaut der Bulle klar eine größere Freiheit läßt, wie es in dem jetzt noch dauernden Jubiläum des Vaticanischen Concils der Fall ist.

44. Bei allen außerordentlichen Jubiläen wird ein Almosen in Geld oder Geldeswerth als wesentliche, von Allen ohne Ausnahme zu erfüllende Bedingung vorgeschrieben.

45. Man braucht das Almosen nicht in eigener Person zu geben; ein

---

Ansicht scheint jedoch nach den im Contexte mitgetheilten Antworten der Sac. Poenitent. vom 31. März 1879 und vom 2. April d. J. nicht mehr haltbar.

Anderer kann es für uns thun, sogar von seinem eigenen Vermögen, wofern es nur in unserer Intention und mit unserem Wissen geschieht. Also kann der Familienvater für seine Frau, Kinder und Dienstboten, der Obere eines Klosters für seine Untergebenen das Almosen geben; nur müssen sie dieselben in Kenntniß setzen, damit sie ihre Meinung machen können. Übrigens können Ordensleute, sowie Alle, die selbst arm sind, sich dieses Werk in ein anderes umwandeln lassen.

46. Über die Größe des Almosens ist nichts näher bestimmt; es heißt gewöhnlich in der Verleihungsurkunde einfach: „ein Almosen", „ein Almosen für irgend ein frommes Werk", „ein Almosen nach Gutbefinden", „ein Almosen nach dem Willen und der Andacht eines Jeden", „ein Almosen, wie es einem Jeden der Geist der Liebe eingeben wird". Jedenfalls erfüllen die Armen diese Bedingung, wenn sie eine geringe Kleinigkeit als Almosen geben.

II. Über die den Beichtvätern im Jubiläum gegebenen Vollmachten.

47. In jedem Jubiläum, dem ordentlichen wie dem außerordentlichen, werden den Beichtvätern vom heiligen Vater zu Gunsten Derjenigen, welche das Jubiläum gewinnen wollen und fest entschlossen sind, die vorgeschriebenen Bedingungen zu erfüllen (Benedict' XIV. Inter praeteritos, § 62 und 86, und Sac. Poenitent., 1. Juni 1869, in den Acta S. Sedis, V. 33), außergewöhnliche Vollmachten verliehen, die sich beziehen auf die Umwandelung der vorgeschriebenen Werke, auf die Absolution von vorbehaltenen Sünden und Censuren, und auf die Commutation oder Dispensation der Gelübde.

48. Bezüglich irgend welchen Gebetes nach der Meinung des Papstes und der vorgeschriebenen Beicht und Communion haben die Beichtväter keine Commutationsgewalt (Benedict' XIV. Inter praeteritos, § 53). Kirchenbesuch und mündliches Gebet können sie im Nothfalle commutiren (Scavini tom. IV. n. 348. XXXIII. edit. 10).

49. In Betreff der Kinder hatte Benedict XIV. (Convocatis, § 48 und Inter praeteritos, § 80) bestimmt: Pueri, qui nondum ad primam Communionem admissi fuissent, neque intra hunc annum sanctum parochi proprii vel confessarii judicio admittendi videantur, censeri possunt ab isto injuncto opere legitime impediti, eisdemque Communionem in aliud pium opus arbitrio confessarii praescribendum commutari permittimus. Im gegenwärtigen außerordentlichen Jubiläum haben die Beichtväter vom Papste die Vollmacht, jene Kinder von der heiligen Communion zu dispensiren; sie brauchen also denselben nicht statt der heiligen Communion ein anderes gutes Werk vorzuschreiben. Diese Dispens wird am sichersten jedem einzelnen Kinde in der Beicht ertheilt.

50. Wenn Jemand ohne seine Schuld während der Jubiläumszeit nicht communiciren kann, entweder weil er am letzten Tage, wo er communiciren wollte, das Nüchternsein gebrochen hat, oder weil ihm die Absolution verschoben werden mußte, oder aus irgend einem andern Grunde, so kann er sich von seinem Beichtvater die Jubiläumszeit verlängern lassen.

51. Alle übrigen vorgeschriebenen Werke kann der Beichtvater ganz oder theilweise zwar nicht erlassen, wohl aber umändern in beliebige andere gute Werke, die jedoch an sich nicht ein opus notabiliter minus sein dürfen, falls nicht der Zustand des Pönitenten jede Leistung erheblich beschwerlicher macht.

52. Die ihm zustehende Vollmacht darf der Beichtvater nicht willkürlich ausüben; er kann sie giltig nur da zur Anwendung bringen, wo wirklich in den Lebensverhältnissen, in der Körperbeschaffenheit oder andern Umständen des Pönitenten ein vernünftiger Grund zur Umänderung vorliegt. Die bloße Scheu vor der mit jenen Werken verbundenen Beschwerde oder Unbequemlichkeit kann kein hinreichender Grund zur Umänderung sein (Ferraris s. v. Jubilaeum art. 2. n. 58).

53. Die heilige Pönitentiarie erklärte am 16. März 1865 mit Zustimmung Pius' IX. anläßlich des Jubiläums 1865 (Acta S. Sedis, I. 176), die Umänderung der damals vorgeschriebenen Werke könne auch außerhalb der Beicht geschehen; Busenbaum (beim hl. Alphonsus lib. 6. n. 534. 15) meint mit Andern, es könne diese Umänderung auch außer der Beicht, und auch bei Solchen geschehen, die nicht des betreffenden Beichtvaters Beichtkinder sind. Doch scheint es sicherer zu sein, so lange nicht ein allgemeines Decret aufgewiesen wird, Alles anläßlich der Beicht abzumachen, weil Benedict XIV. auch diese Commutationen an den Beichtstuhl verwiesen hat.

54. In der Jubiläumsbulle gibt der heilige Vater den Beichtvätern die Vollmacht, von allen auch noch so schweren Sünden und Censuren zu absolviren, mögen sie sonst dem Bischofe oder dem Papste, im Allgemeinen oder speciali modo reservirt, ipso facto incurrirt oder durch den kirchlichen Richter verhängt, geheim oder offenkundig sein. Ausgenommen sind nur das peccatum complicis, die attentata absolutio complicis und die falsa accusatio sollicitationis (vgl. Benedict' XIV. Inter praeteritos, § 56—61, und die Bulle Sacramentum Poenitentiae). Doch kann die Absolution nur in foro conscientiae geschehen und ist deßhalb bei offenkundigen Censuren nicht ohne Weiteres anwendbar (vgl. die Nr. 60).

55. Früher war in Folge des Decretum S. Congr. S. Officii, d. d. 23. Mart. 1656, und der Bullen Benedict' XIV., Convocatis, § 53, und Inter praeteritos, § 38 und 85, unter den Jubiläumsvollmachten niemals die von der haeresis zu absolviren; seit Pius IX. ist sie immer gegeben; Abschwörung und Widerruf müssen jedoch der Absolution vorhergehen (Jubiläumsbullen von 1879 und 1881; Sac. Poenitent., 1. Juni 1869 und 25. Januar 1875, in den Acta S. Sedis, V. 33 und VIII. 267).

56. Wenn Jemand vom Papste selbst, oder von einem Prälaten oder kirchlichen Richter namentlich excommunicirt, suspendirt, interdicirt, oder als in andere Censuren verfallen öffentlich erklärt worden ist, so kann er die Lossprechung nur dann erhalten, wenn er innerhalb der Jubiläumszeit dem kirchlichen Obern Genugthuung geleistet, und, falls es nothwendig wäre, mit dem beleidigten Theile sich ausgesöhnt hat (Jubiläumsbullen von 1879 und 1881). Ähnliches ist bei jeder offenkundigen Censur zu beobachten.

57. Wer mit Wissen und Willen ungiltig beichtet, kann weder den Ablaß noch die Privilegien des Jubiläums gewinnen (S. Lig. lib. 6. n. 537 und Benedict' XIV. Inter praeteritos, § 62).

58. Diejenigen, welche von Reservaten absolvirt und sonstiger Vergünstigungen theilhaftig werden wollen, müssen den Willen haben, die vorgeschriebenen Werke zu verrichten und das Jubiläum zu gewinnen, sonst kann der Beichtvater die Facultäten des Jubiläums giltig nicht in Anwendung bringen (Benedict' XIV. Inter praeteritos, § 62, und Sac. Poenitent., 1. Juni 1869, in den Acta S. Sedis, V. 33).

59. Wenn Jemand von reservirten Sünden und Censuren absolvirt, und von einem Gelübde befreit wurde, dann es aber unterließ, die behufs Gewinnung des Jubiläums vorgeschriebenen Werke zu verrichten, so hat er zwar gefehlt, aber er bleibt doch von den Reservaten und Gelübden befreit (Benedict' XIV. Convocatis, § 54; Inter praeteritos, § 86).

60. Wenn Jemand, ohne es zu wissen, in der Jubiläumsbeicht nicht die nöthige Reue und den nöthigen Vorsatz hatte, also in der Meinung, seine Beicht sei giltig, ungiltig absolvirt wurde, so ist er doch von den Censuren und den ihm etwa umgeänderten Gelübden befreit; die Sünden sind nicht mehr reservirt, und werden deßhalb jedenfalls bei der folgenden giltigen Beicht nachgelassen. So nach probabler Meinung Lugo's und Ferraris', wiewohl der hl. Liguori lib. 6. n. 537. II. nicht zustimmt. Da jedoch die Reservation wenigstens zweifelhaft geworden ist, so besteht sie praktisch nicht mehr.

61. Wenn Jemand in der Jubiläumsbeicht reservirte Sünden zu beichten vergißt, so kann er, falls er aufrichtig beichtete und bei der Beicht wenigstens den Willen hatte, die Jubiläumswerke zu verrichten, selbst nach dem Jubiläum von jedem andern Beichtvater absolvirt werden, denn durch die Jubiläumsbeicht ist die Reservation der Sünden aufgehoben (S. Lig. lib. 6. n. 537. qu. IV; Theodor. a Sp. S. cap. 9. § 3. qu. 11; Ferraris s. v. Jubilaeum art. 2. n. 27).

62. Wenn Jemanden im Jubiläum die Absolution verschoben werden muß, so kann der Beichtvater ihn doch von der Reservation der Sünden und von den Censuren befreien, falls das Beichtkind den guten Willen hat, die Vorschriften des Beichtvaters zu befolgen und die Jubiläumswerke zu verrichten; auch kann er ihm die Gelübde commutiren; später, wenn auch erst nach Ablauf der Jubiläumszeit, wird er dann von den Sünden selbst, entweder durch denselben, oder durch einen andern Beichtvater losgesprochen (S. Lig. lib. 6. n. 535. III).

63. Wenn Jemand, der keine reservirten Sünden, Censuren und Gelübde hat, im Jubiläum beichtet, so kann er in einer spätern Beicht während des Jubiläums, falls er nun Reservate und Gelübde hat, davon befreit werden, wofern er nur entschlossen ist, alle vorgeschriebenen Werke noch einmal zu verrichten, falls er das mehrmals gewinnbare Jubiläum schon gewonnen hat, oder die Jubiläumswerke jetzt zu verrichten, resp. zu vollenden, wenn er den Jubiläumsablaß noch nicht gewonnen hat (Sac. Poenitent.

1873 [ohne Datum], in den Acta S. Sedis VII. 221; Ballerini not. a, zu Gury II. 1073).

64. Wer in einem Jubiläum von reservirten Sünden und Censuren absolvirt wurde, kann, wenn er wieder in solche fällt, in demselben Jubiläum nicht noch einmal davon absolvirt werden, wenn er auch die vorgeschriebenen Werke wiederholt; auch dann nicht, wenn er jenes Unglück hätte, bevor er die vorgeschriebenen Werke alle verrichtet hätte (S. C. Indulg. 10. Juli 1869; Sac. Poenitent., 1. Juni 1869, in den Acta S. Sedis, V. 33, 25. Januar 1875, ibid. VIII. 267, und 1875 [ohne Datum], ibid. VIII. 359).

65. Nur von der ex violatione censurae herrührenden Irregularität kann der Beichtvater im Jubiläum dispensiren, falls sie noch geheim ist, und nicht zu befürchten steht, daß sie vor das Forum der Obern gezogen werde (Jubiläumsbullen von 1879 und 1881).

66. Die Beichtväter können in Folge der Jubiläumsbullen von 1879 und 1881 alle, auch die mit einem Eidschwure bekräftigten und dem heiligen Stuhle reservirten einfachen Gelübde in andere fromme und heilsame Werke umändern. Ausgenommen sind, und dem Papste reservirt bleiben, außer den wesentlichen Ordensgelübden folgende, vorausgesetzt, daß sie bestimmt, unbedingt und vollkommen frei waren: a) das Gelübde beständiger Keuschheit, b) das Gelübde, in einen von der Kirche approbirten Orden zu treten, c) die zu Gunsten eines Dritten abgelegten und von diesem angenommenen Gelübde, d) die zur Verhütung von Sünden abgelegten vota poenalia. Wenn jedoch der Beichtvater ein solches Strafgelübde in ein Werk umändern kann, welches nach seinem Urtheile das Beichtkind ebenso sicher vor der gefürchteten Sünde bewahrt, wie das Gelübde, so kann er (nach Benedict' XIV. Convocatis, § 32) die Abänderung vornehmen.

67. Wenn bloß die Vollmacht gegeben ist, Gelübde zu commutiren, so ist damit nicht auch die Vollmacht gegeben, dispensando zu commutiren (Sac. Poenitent., 1875 [ohne Datum], in den Acta S. Sedis, VIII. 268); der Beichtvater kann also das Gelübde nur in ein besseres, oder doch nicht erheblich geringeres Werk umwandeln (in opus etiam aliquantulum minus, modo excessus non sit notabilis, S. Lig., lib. 3. n. 247). Wenn dagegen die Vollmacht gegeben ist, dispensando umzuändern, so liegt darin zwar zunächst und hauptsächlich eine Commutationsgewalt, zu welcher noch die untergeordnete Gewalt zu dispensiren hinzukommt; der Beichtvater kann jedoch auch in diesem Falle ein Gelübde nicht in ein weit geringeres Werk umwandeln (Benedict' XIV. Inter praeteritos, § 45; S. Lig. lib. 6. n. 536. VIII).

68. Die vielfach verbreitete Ansicht, daß es zur giltigen Umänderung der Gelübde in der Jubiläumsbeicht keines besondern Grundes bedürfe, daß vielmehr der Wunsch des Beichtkindes allein genüge, hält Bouvier zwar für unhaltbar; da aber der hl. Liguori sie als die richtige adoptirt (lib. 6. n. 537. IV), so kann man sie ruhig befolgen.

69. Die Vollmacht, von reservirten Sünden und Censuren zu absolviren, Gelübde umzuändern und von der Irregularität zu dispensiren, können die Beichtväter nur in der Beicht, und zwar nur in der Jubiläumsbeicht, giltig

ausüben (Benedict' XIV. Convocatis, § 25; Inter praeteritos; § 63, Sac. Poenitent., 16. März 1865, in den Acta S. Sedis, I. 176).

III. Die Suspension der Vollmachten der Beichtväter und der Ablässe.

70. Während des ordentlichen Jubiläums suspendiren die Päpste außerhalb Roms alle Vollmachten, welche zu dem Zwecke gegeben wurden, von reservirten Sünden und Censuren zu absolviren, Gelübde zu commutiren und von der Irregularität zu dispensiren, mögen diese Vollmachten im Allgemeinen oder Besondern, aus was immer für einem Grunde und in was immer für einer Form gegeben sein (Benedict' XIV. Cum Nos nuper vom 17. Mai 1749, § 4; Inter praeteritos, § 32, und Convocatis, § 55 und 56). Während der extensio jubilaei und während eines außerordentlichen Jubiläums findet eine solche Suspension nicht statt.

71. Die Suspension der Facultäten erstreckt sich in der Regel nicht auf die Vollmachten der Inquisition und ihrer Beamten, auch nicht auf die Vollmachten, welche der heilige Stuhl, die Propaganda oder Pönitentiarie den Missionären in locis missionum earumque occasione verleiht; ebenso nicht auf die Vollmachten, welche das Concil von Trient (Sess. 24. cap. 6. Liceat, de reformatione) den Bischöfen verliehen hat, in geheimen Fällen zu absolviren und zu dispensiren; auch nicht auf die Vollmachten, welche das gemeine Recht oder apostolische Indulte den Bischöfen für bestimmte Fälle und für bestimmte Personen verleihen; endlich auch nicht auf diejenigen Vollmachten, welche die Ordensobern vom heiligen Stuhle zu Gunsten ihrer Untergebenen erhalten haben (Benedict' XIV. Cum Nos nuper, § 3).

72. Wenn ein Beichtvater von der heiligen Pönitentiarie oder von seinem Bischofe besondere Vollmachten erhalten hat (per modum habitus pro foro interno et in actu sacramentalis confessionis tantum), so gelten dieselben auch während des Jubiläums (Sac. Poenitent., 1875 [ohne Datum], in den Acta S. Sedis, VIII. 486).

73. Damit die Gläubigen den Ablaß des Jubeljahres höher achten, und sich eher entschließen möchten, die Gräber der heiligen Apostelfürsten andächtig zu besuchen und dabei ihren Glauben zu beleben und zu stärken, suspendiren die Päpste gewöhnlich während des Jubeljahres alle zu Gunsten der Lebenden verliehenen vollkommenen und unvollkommenen Ablässe. Man kann jedoch alle während des Jubeljahres suspendirten Ablässe für die Verstorbenen gewinnen (S. C. Indulg., 16. December 1749; Benedict' XIV. Breve Cum Nos nuper, d. d. 17. Mai 1749 und Inter praeteritos, § 24). Die Suspension der Ablässe beginnt mit der ersten Vesper des Weihnachtsfestes und endigt mit der Vesper des Vorabendes des nächsten Weihnachtsfestes.

74. Während der Ausdehnung eines ordentlichen Jubiläums auf die Diöcesen und während eines außerordentlichen Jubiläums findet eine solche Suspension nicht statt.

75. Von der Suspension der Ablässe sind immer ausgenommen: a) die Ablässe, die man in der Todesstunde gewinnen kann; b) die Ablässe, welche

Benedict XIII. denjenigen verliehen hat, welche Morgens oder Mittags oder Abends das Gebet: „Der Engel des Herrn" beten; c) der Ablaß von sieben Jahren und sieben Quadragenen für die Theilnahme am 40stündigen Gebete; d) der Ablaß, welcher denjenigen verliehen ist, die das heilige Sacrament mit Lichtern zu Kranken begleiten oder begleiten lassen; e) der Portiuncula-Ablaß (aber nur für Assisi); f) der Ablaß des privilegirten Altares; g) diejenigen Ablässe, welche bloß für die Verstorbenen verliehen sind; h) diejenigen Ablässe, welche von den Legaten a latere, den apostolischen Nuntien, den Bischöfen und Erzbischöfen verliehen wurden; i) diejenigen Ablässe, welche für den andächtigen Besuch des heiligen Hauses von Loreto verliehen wurden (Benedict' XIII. Breve Salvatoris, d. d. 28. April 1725 und Benedict' XIV. Breve Cum Nos nuper, d. d. 17. Mai 1749).

---

76. Während des Jubiläums können gewöhnlich die Ordensmänner ohne Erlaubniß ihrer Obern bei jedem Welt- und Ordenspriester, der vom Diöcesanbischofe approbirt ist, beichten (Benedict' XIV. Inter praeteritos, § 35 und 36); die neuern Jubiläumsbullen lassen hierüber keinen Zweifel übrig; doch gibt es Orden, die in der Bulle besonders erwähnt sein müssen, damit die Angehörigen von dieser Jubiläumsvergünstigung Gebrauch machen können. Die Klosterfrauen können sich nur aus denjenigen Priestern, welche zum Beichthören von weiblichen Ordenspersonen approbirt sind, einen Beichtvater wählen (Jubiläumsbullen von 1879 und 1881).

77. Ob ein Jubiläumsablaß den Verstorbenen zugewendet werden könne, hängt von dem Wortlaute der Verleihungsurkunde ab; sagt dieselbe nichts über diesen Punkt, so kann die Zuwendung nur von denjenigen geschehen, welche das allgemeine Privilegium haben, auch sonst nicht zuwendbare Ablässe den Verstorbenen zuzuwenden. Ist die Zuwendbarkeit in der Verleihungsbulle ausgesprochen, wie im gegenwärtigen außerordentlichen Jubiläum, oder wird sie nachträglich auf Anfrage oder Bitte bewilligt, so können alle Gläubigen durch Verrichtung der vorgeschriebenen Werke den Ablaß den armen Seelen zuwenden und für sich an den Privilegien theilnehmen. Den Ablaß des ordentlichen Jubiläums vom Jahre 1875 konnte man nach einer Erklärung des heiligen Vaters für sich selbst und für die Verstorbenen gewinnen.

78. Man hatte früher wiederholt bei der heiligen Ablaßcongregation angefragt, ob man den Jubiläumsablaß mehrmals gewinnen könne, wenn man die vorgeschriebenen Werke jedesmal wiederhole. Die Antwort lautete immer dahin: man müsse sich an die Verleihungsurkunde halten. In seiner Encyklika Inter praeteritos erklärte Benedict XIV. (§ 84), man könne den Ablaß des Jubeljahres 1750 so oft gewinnen, als man die vorgeschriebenen Werke verrichte; in seiner Bulle Convocatis (§ 52) hatte er erklärt, die Privilegien des Jubiläums könne man nur einmal genießen. In dem ordentlichen Jubiläum des Jahres 1875 konnte man den Ablaß nur einmal gewinnen und die Privilegien nur einmal genießen (Sac. Poenitent., 25. Ja-

nuar 1875, in den Acta S. Sedis, VIII. 267). Den Ablaß des außerordentlichen Jubiläums des Jahres 1879 konnte man zwei- oder mehrmal gewinnen, wenn man die vorgeschriebenen Werke zwei- oder mehrmal verrichtete (Sac. Poenitent., 26. Febr. 1879, in den Acta. S. Sedis, XI. 527); das Nämliche erklärte die heilige Pönitentiarie am 25. März d. J. in Betreff des gegenwärtigen Jubiläums (Acta S. Sedis, XIII. 423).

Joseph Schneider S. J.

Clemens Brentano's „Chronika eines fahrenden Schülers" im ersten Entwurf.

(Mitgetheilt von Wilhelm Kreiten S. J.)

Vorbemerkung.

Nicht ohne einige Verlegenheit stehen wir vor dem Abdruck der „Parabel", jener räthselhaften Schlußepisode des alten Chronika-Fragmentes. Der Leser ist wohl berechtigt, vom Herausgeber auch einen Commentar zu diesem seltsam-dunkeln und doch wieder so ahnungsreichen, ideenvollen, aber verworrenen Phantasiestück zu verlangen. Und doch — zu unserer Schande vielleicht! — sei es gestanden, der Alles erklären könnende berühmte deutsche Genius hat uns vollständig im Stiche gelassen — ein wiederholtes und eingehendes Studium vermochte nur einzelne Lichtblicke in das Dunkel zu werfen, zu einer gleichmäßigen Beleuchtung der ganzen poetischen Nachtlandschaft haben wir es leider nicht bringen können. Wir zweifeln übrigens nicht daran, daß bei Lesung der Parabel Mancher gerade durch die Schwierigkeit der Erklärung sich zu einer solchen getrieben fühlen wird, und sind ferner überzeugt, daß ganz gewiß mehrere Versuche einer Erklärung aufgestellt werden, die gleich den Commentaren zu Chamisso's Schlehmil unbedingt viel zum Interesse des Stückes beitragen müssen.

So viel uns bis jetzt von der Parabel klar geworden, muß vor Allem zum richtigen Verständniß derselben ein doppeltes Element wohl auseinandergehalten und zwischen dem objectiv-dogmatischen Inhalt des Gleichnisses und den lyrisch-subjectiven, autobiographischen Zuthaten wohl unterschieden werden. Wären letztere nicht, so würde das Verständniß des ersteren keine Schwierigkeit haben. Nun aber vergißt der Dichter zuweilen, daß er es mit unbestimmten Persönlichkeiten, Repräsentanten einer allgemeinen Idee, zu thun hat, und verwebt ganz subjective, zur Richtigkeit und Vollständigkeit der Parabel durchaus unnöthige, daher verwirrende Einzelfälle hinein. Der „schöne Bettler" ist unverkennbar der Dichter selbst. Aber noch mehr. Wir halten dafür, daß, besonders in der zweiten Hälfte, nicht Alles genügend erklärt werden kann, ohne daß man ein Stück Literaturgeschichte herbeizieht und auf den Kampf der Romantik mit den Classikern zurückkommt. Diese Hypothese scheint auf den ersten Blick sehr gewagt, ja durch Brentano's eigene Worte geradezu ausgeschlossen. Sagt doch der Dichter in der Vorrede zum gedruckten Fragment, „es sei zu pädagogischen Zwecken entworfen worden, als er (Clemens) von der sogenannten

Romantik noch wenig wußte". Was nun vorerst dieses Geständniß angeht, so muß es uns der Dichter schon zu gut halten, wenn wir ihm die Competenz absprechen, über seine früheren Zustände ꝛc. endgiltig zu urtheilen. Ein frappantes Beispiel, wie er sich oft in seinen Erinnerungen täuschte, bietet z. B. der Brief vom 12. September 1826 an Böhmer, in welchem er das Kind der Laurenburger Els geradezu ein illegitimes nennt und dadurch selbst die häßliche Wolke über seine reinste Schöpfung breitet. Thatsache ist, daß nicht bloß in der ersten Fassung, die wir jetzt geben, sondern auch in dem allbekannten gedruckten Fragment das gerade Gegentheil ausdrücklich enthalten ist, Brentano sich also offenbar geirrt hat. Denn wie sollte sonst bei einem ungeregelten Verhältniß der Abt die Mutter des fahrenden Schülers einfachhin die „Laurenburgerin" und diese sich selbst „des edlen Laurenburgers Weib" genannt haben?[1] Was nun die Romantik angeht, mag es ja immerhin wahr sein, daß Clemens damals (1803) noch nicht seine eigene poetische Richtung als zur Romantik gehörend ansah; es bleibt aber auch wahr, daß bereits sein zweites Jugendwerk, die Satiren, weiter nichts war, als ein entschiedenes Eintreten in den Kampf der Romantiker gegen die Classiker. Ferner ist bekannt, wie zu Heidelberg dann der Streit erst recht entbrannte und Clemens mit Görres so unverzagt gegen den classischen Hofrath Voß und seine Schule in's Feld zog (vgl. Biographie, I. S. 229 ff.). Und seltsam, gerade Voß kam uns an gewissen Stellen der Parabel in's Gedächtniß, was dann freilich die Entstehung dieses Anhanges der Chronika um einige Jahre verspäten würde. In letzterem übrigens sehen wir keinerlei Schwierigkeit, im Gegentheil finden wir eine Bestätigung dafür in einem Briefe an Runge, d. d. Berlin, 21. Jan. 1810, in welchem der Dichter dem Maler zum Behuf besseren Verständnisses der „Romanzen vom Rosenkranz" sein Leben und seine Liebhabereien auseinandersetzt. Unter den Lieblingsdichtern zählt er auf: Gottfried von Straßburg mit Tristan und Isolde; Boccaz mit Fiametta; Calderon mit dem standhaften Prinzen, und den wahnsinnig gewordenen Württemberger Dichter Hölderlin mit einigen Oden. Dann fährt er über Letzteren fort: „Niemals ist vielleicht hohe, betrachtende Trauer so herrlich ausgesprochen worden. Manchmal wird dieser Genius dunkel und versinkt in den bitteren Brunnen seines Herzens; meistens aber glänzt sein apokalyptischer Stern Wermuth wunderbar rührend über das weite Meer seiner Empfindungen" (Gesammelte Werke, VIII. S. 139). Diese letzte Charakterisirung Hölderlins ist nicht bloß dem Ideenkreis, sondern auch dem Wortlaut der Parabel durchaus entnommen, und so viel wir Brentano's Art kennen, gab gerade die Erscheinung des schwäbischen Dichters ihm die seltsame apokalyptische Anschauungsweise, welche er dann seiner Parabel einwebte. Die Bekanntschaft mit Hölderlins Werken fällt aber frühestens in die Jahre des Heidelberger Aufenthaltes, d. h. 1807 und 1808, wo Seckendorfs Musen-Almanache Beiträge von Hölderlin brachten. Auch das ist charakteristisch, daß in dem oben angeführten Brief zugleich mit den Oden Hölderlins mittelalterliche Ritterdichtungen als Lieblinge Brentano's aufgezählt und in der Parabel gerade Personen eingeführt werden, welche derlei romantischen Dichtungen entnommen sind. Über die Rolle des Goethe'schen „König von Thule" darf Niemand erstaunt sein; denn für Brentano war Goethe neben Shake-

[1] Wir sind noch einmal ausdrücklich auf diesen Punkt zurückgekommen, weil unzählige Leser den Ursprung des fahrenden Schülers entweder mit Brentano's oben angeführten Worten bezeichnen oder ihn doch wenigstens für zweifelhaft halten. Auch uns waren die entscheidenden Worte im Gespräch des Abtes mit der Mutter lange Zeit entgangen. Damit schwindet auch der letzte Schatten von dem schönen Bruchstück.

speare die Verkörperung der Kunst überhaupt (vgl. Gesammelte Werke, VIII. S. 139), das Haupt der rechten romantischen Dichter zumal seit der günstigen Kritik des Wunderhorns. Von allen Dichtungen des „Olympiers" aber war ihm keine so in's Herz gewachsen, so ahnungsreich und symbolisch tief erschienen, als gerade dieses Lied (vgl. Biographie, I. S. 114). Kein Wunder also, daß er die von Goethe erfundene Sage zum Kern einer größeren dichterischen Fabel macht, und für die Gestalt des Königs von Thule thun möchte, was spätere Dichter mit der von ihm selbst erfundenen Loreley gethan haben.

Bei diesen anscheinend unzusammenhängenden Fingerzeigen lassen wir es augenblicklich bewenden; im Verlauf der Erzählung werden wir noch auf andere Einzelheiten aufmerksam zu machen haben.

Denjenigen, welche die Biographie Brentano's nicht zur Hand haben, geben wir nachstehend noch dasjenige, was wir dort über den allgemeinen Inhalt der Parabel gesagt haben, obgleich wir gerne eingestehen, daß dasselbe keineswegs erschöpfend sein sollte noch konnte, sondern nur eine Idee der Gedankenordnung geben wollte, in welcher sich Brentano bewegt.

„An die Einleitung knüpft der Dichter die Erzählung von dem Untergange zweier Schwestern, die ihre Liebe nicht in Gott aufgehen ließen, sondern in die Schlingen des ‚Perlengeistes' geriethen und elend zu Grunde gingen, bis die aufopfernde Trauer sie rettete. ‚Der Perlengeist aber ist der Geist der weltlichen Eitelkeit und Liebe, der irdischen Freude und der sie begleitenden Trauer.' Bald als schöne Jungfrau, bald als liebreizender Jüngling lockt er die armen Menschen an, vorzüglich durch Gesang und liebliche Töne. Mit Erdenschönheit und Erdenlust, die ihn wie mit einem leuchtenden Perlengeschmeide zieren, versteht er zu prunken. Denen, die ihm folgen, schüttet er Perlen in den Schooß, und sie selbst weinen Perlen, Perlen der Trauer über den Mißbrauch ihrer irdischen Gaben. Denn in der Erdenliebe ohne Gott ist kein Friede, keine Ruhe und kein Glück zu finden, und darum wird die Wohnung des Perlengeistes mit Recht ‚die Kammer der steinernen Trauer' genannt. Der Perlengeist hat sich die Künste zur Verführung der Menschen unterthan gemacht; deßhalb muß ihn auch die heilige Kunst im Dienste der reinsten und heiligsten Erdenschönheit, der allerseligsten Jungfrau Maria, besiegen. Aber selbst diese heilige Kunst besiegt ihn nur dann, wenn sie in Demuth geübt wird und mit treuem Gebete verbunden ist. Dem ‚schönen Bettler' in der Parabel fehlte die Demuth, und deßhalb ging er trotz des Gebetes schließlich an der Obmacht des Perlengeistes zu Grunde. Doch Gott ist gütig gegen die Menschen; er läßt den Strahl eines Sternes, der ‚Wermuth' heißt, in die steinerne Kammer der Trauer fallen, in welcher die verführten Menschen weinen. Dann vergessen sie sich selbst, halten ihren Schmerz gering für ihre Thorheit und weinen eine Thräne, welche ihre Rettung bedingt, ‚die Thräne der Andacht oder des Mitleids'. Es sind dieß jene Thränen, ‚welche fließen um das Leiden des Herrn, um die eigene Unvollkommenheit, um die Sünde der Welt und um das Lamm, welches sie getragen'. Diese Thränen werden von der Sonne aufgeküßt, und Morgens stehen sie als Perlen des Thaues segnend auf den Auen; sie mehren die Gnade des Herrn und seinen Segen" (vgl. Lebensb., I. S. 192 f.).

Von dem traurigen Untergang zeitlicher Liebe.

Es war Gott immer wohlgefällig und den Menschen eine Handlung der Andacht, die Erstlinge der Früchte und Thiere dem Herrn zu opfern;

Er nahm sie als einen kindlichen Beweis menschlicher Liebe, denn Er genießt ihrer nicht. Durch dieses Opfer war Gott gleichsam ein Gast des Menschen und das Mahl ward geheiligt und gesegnet durch die Gesinnung. Damit nun auch unser ganzes Leben geheiliget und gesegnet werde, so sollen wir Gott die Erstlinge, die ersten Früchte unserer Seele, die von ihm ist, aufopfern, und dies ist die erste Liebe.

Wenn wir zuerst jene allmächtige Neigung des Wohlwollens, das durch alle Grade des Verlangens bis zur innigsten Vereinigung steigt, in unserer Brust empfinden, so sollen wir die Knospe dieser göttlichen Flamme[1] an Gottes Sonne erschließen, daß seine Liebe sich entwickele, und jener allmächtige Trieb in uns, der göttlichen Ursprungs ist, gleich nach seiner Geburt seinem Vater in die Arme gelegt werde, zu erkennen seinen Ursprung, und sich hinzukehren mit aller Macht nach dem Himmel, von dem er ausgegangen.

Es liegt kein Segen auf dem Menschen, der in die Fremde geht, ohne seinen Freunden eine Thräne zu weihen; der fromme Wanderer bleibt lange auf dem Hügel stehen und schaut mit tiefer Bewegung nach seiner Heimath nochmals zurück, und dann erst setzt er muthig seinen Wanderstab vorwärts, indem er gleichsam sein Vaterland recht in seine Brust aufgenommen, und wie ein heilbringendes Kleinod auf seinen Wegen mit sich trägt; also soll auch die Bahn des Lebens begonnen werden mit dem Rückblick auf unsere Heimath in Gott; die sollen wir mit der ersten Liebe lieben, und so in unsere Seele aufnehmen, daß alle unsere Liebe auf ewig dadurch geheiligt, von irdischen Ängsten frei wie ein Held, in dessen glänzenden Waffen sich die Sonne und der trübe Himmel abspiegeln, muthig durch das Leben schreite.

Viele aber sind wie der verlorene Sohn, der sich grausam und im Streit von seinem gütigen Vater trennte, sein Erbtheil begehrte und hinging in alle Welt, es zu verschlendern[2]; also auch die Gemüther welche mit allen herrlichen Eigenschaften der Seele, in frechem Selbstvertrauen dem Leben entgegengehen, ohne sich erst mit ganzer Liebe dem Vater der Liebe zu nähern; all ihr Treiben wird zeitlich und wird untergehen in der Zeit und sie werden trostlos weinen, wie der verlorene Sohn, um das vergeudete Gut, im Elend, aber sie sollen zurückkehren gleich ihm und sich versöhnen mit Gott. Doch ist die Rückkehr der Seele schwerer als die des Menschen, denn die Seele vergeudete *ewiges*, der Mensch nur *zeitliches* Gut.

Es ist aber das Wesen der Zeit, daß sie nie ruht und rastlos verschwindet, wie ein verschlingender Strudel, und hat uns der barmherzige Gott die ewige Seele gegeben, daß wir triumphiren können über die Vergänglichkeit. Wer hat aber ein Recht, sein Geschick zu beklagen, wenn er es freiwillig in den Tod führt? Wer aber seine Liebe in Gott, im Lichte, im Leben aufgehen läßt, der wird eine Aussaat gewinnen, die in jeglichem Boden

---

[1] Hier hat Brentano sicherlich „*Blume*" geschrieben, woraus dann der Copist „Flamme" gemacht hat.

[2] Wohl besser „verschleudern".

Früchte trägt, alle Liebe, die sich ihr verbindet, veredelt, über den Tod triumphirend zum Himmel treibt, ja selbst auf dem niederreißenden Wirbel der Zeit, wie eine Wasserlilie schwimmend, leben und blühen kann.

So haben die drei [1] thörichten Jungfräulein, die hier abgebildet sind, nicht gethan; ihre Geschichte ist also:

Es waren drei Schwestern, denen hatte es geträumt sie sollten am Meeresufer schöne Perlen finden, bei Aufgang der Sonne, und sie gingen vor Tag hinaus an den Strand. Der Sand rasselte unter ihren Füßen, es lagen Nebel auf Land und Meer und war gar einsam, auch hatten sie noch nicht gebetet. Wie sie nun fast in Sorgen standen, hörten sie ein Glöcklein läuten und zugleich einen wunderbar lieblichen Gesang. Da wurden sie uneins, denn die Jüngste sagte: „Ich will nach dem Schall des Glöckleins gehen, da finde ich eine Kapelle und kann erst mein Gebet verrichten." Die zwei andern aber wollten dem Gesang nachgehen und sagten: „Das ist gewiß ein schöner Jüngling der auch Perlen sucht und der uns welche gibt, wenn er uns sieht."

Da trennten sie sich und ging die Eine nach dem Glöcklein. Die zwei Andern aber schwuren sich thörichte Liebe zu und wollten bei einander sein bis in den Tod, und so gingen sie dem Gesange nach, der immer hinreißender und lieblicher tönte; ihre jüngste Schwester rief ihnen nach zuweilen, ihr zu folgen, aber sie hörten es nicht und ihr Schritt war stürzend immer schneller gegen den Gesang, als gingen sie einen Berg herab.

Da fanden sie das Ufer und ein kleines schlechtes Schifflein ohne Schiffmann und Ruder, sie hatten die Arme unter einander verschlungen und setzten sich hinein; sie hörten den Gesang immer lieblicher, da kam die Flut und trieb das Schifflein auf das offene Meer. Nun wich der Nebel, und die Stimme stieg aus den Wellen heraus, da hörten sie den Gesang immer lieblicher, aber auch ihrer Schwester Stimme hörten sie ängstlich von

---

[1] Hier wie am Schluß der Chronika spricht der Dichter von drei thörichten Jungfrauen, später ist nur von zweien die Rede. Zudem stimmt zu der Illustration des alten Buches, welche den Anlaß zur Mittheilung dieser Parabel gab, keine einzige Scene der nachfolgenden Erzählung. So schön und tiefwahr es ferner ist, wenn, wie im Folgenden geschieht, der Unterlassung des Morgengebetes eine so große entscheidende Wichtigkeit für den ganzen Tag beigelegt wird, so hätten wir doch nach einer so feierlichen, durch Belege aus Geschichte, Vernunft und Offenbarung zu einer wahren Thesis ausgearbeiteten Einleitung über dieß Erstlingsopfer der Liebe eine ganz andere, dichterischer Entwicklung mehr fähige Unterlassungssünde von Seite der unglücklichen Jungfrauen erwartet, als das nichtgeschehene Morgengebet. Hat es daher mit unserer oben aufgestellten Hypothese einer Unterbrechung des Fragmentes seine Richtigkeit, so dürfte unschwer an dieser Stelle der Schlußsatz des alten zu suchen sein und mit dem folgenden die neue Fortsetzung beginnen. Während der Zwischenzeit waren dem Dichter wie gewöhnlich eine Menge anderweitiger Gedanken gekommen, welche die ursprüngliche Idee vollständig in den Hintergrund drängten. Und in der That, die Geschichte des Untergangs der drei (zwei) Fräulein schrumpft zur Nebensache zusammen, sie bildet eigentlich nur eine Folie zur Geschichte des Perlengeistes.

der Kapelle aus; denn diese stand hoch und sah sie mit Schrecken auf dem weiten Meere.

Da sie so gar traurig gegen das Meer zu klagte, wendete sich ein alter Schiffer zu ihr, der auch da gebetet hatte, und fragte sie was sie erschrecke? Da er aber die zwei Jungfräulein auf dem Kahne sah, sagte er: „o weh, sie sind verloren! Es ist mein Kahn, ich wohne auf jenem Felsen, in dessen Strudel der lockende Perlengeist wohnt, der bald als eine Jungfrau, bald als ein Jüngling erscheint, und die thörichten Weltkinder verschlingt. Ich fahre täglich herüber hier zu beten, mein Ruder und Segel nehme ich mit in die Kapelle, wir wollen das Glöcklein recht anziehen, daß sie an Gott gedenken und beten." — Da zogen sie miteinander das Glöcklein an, daß es ängstlich hin und herschlug. Aber die Jungfrauen hörten nicht darauf, sie lauschten nur dem Gesange und riefen: „Kühl und lieblich ist die Luft, siehe, dort steigt der Sonnengott aus dem Ocean, o, des süßen Gesanges, der das Herz durchdringt!" [1] Nun begannen sie ihre Locken zu ordnen, weil es Tag ward, und waren ängstlich besorgt ihre Augen seien trübe, weil sie so frühe aufgestanden. „Du bist sehr blaß," sagte Eine zur Andern, und da färbten sie sich ihre Wangen mit falschem Rothe.

Da sahen sie vor sich zwei große Felsen und plötzlich tauchte ein schöner Jüngling aus der Flut, der, die süßesten Lieder singend, ihnen winkte. Er zog lange Perlenschnüre und Korallen aus den Wellen und spielte damit.

„Ach, die köstlichen Perlen!" rief die Eine aus, — „o, der schöne Jüngling!" die Andere [2]. Da fuhr ihr Schifflein wie ein Pfeil zwischen die Felsen hinein, kam in den Strudel und begann sich im Kreise zu drehen. Anfangs glaubten sie, es sei zur Lust, auch blies der Jüngling einen munteren Tanz dazu auf einer schimmernden Muschel; aber der Strudel drehte sich immer heftiger und riß das Schifflein mit den eitlen, weltliebenden Jungfrauen, unter schrecklichem Angstschrei hinab in seinen Schoos [3]. Mit großem Jammer hatte das Jungfräulein und der alte Schiffer das Schifflein der beiden Schwestern aus den Augen verloren. „Ach, lieber Schiffer," sprach sie, „wenn wir nur einen Kahn hätten, daß wir ihnen folgen könnten, vielleicht sind sie noch zu retten."

„Hier ist kein Kahn als meiner, hier hält sich kein Fischer auf, und den meinigen haben sie mitgenommen, und ich würde nun hinüberschwimmen müssen, was ich Alters halber nicht mehr leicht wage; ach, ich wollte den Kahn gern verschmerzen, wenn nur Deine armen Schwestern nicht umgekommen wären!" — „Ach!" weinte die Jungfrau, „so sind sie denn verloren; hätte ich sie doch zurückgehalten, aber ich rief ihnen oft, und bat, da gaben

---

[1] Dieser Ausruf der Unglücklichen scheint uns mit Absicht vom Dichter in einen etwas gespreizten, gegen die gemüthliche Einfalt des Übrigen abstechenden Stil gekleidet; der „Sonnengott" klingt ganz classisch-heidnisch.

[2] Eitelkeit und Sinnlichkeit — die zwei großen Lockungen der Jugend!

[3] Kürzer und ergreifender hätte der ganze Taumel der Leidenschaft nicht geschildert werden können.

sie mir schlimme Worte." — „Gott erbarme sich ihrer!" sprach der Schiffer und sah in's Meer. „Sieh, dort treibt mein Kahn leer an's Ufer!"

Nun gingen sie beide von der Kapelle hinab in den Kahn und weinten bitterlich; die Jungfrau trug das Ruder, der Schiffer das Segel und als sie Alles geordnet, sang der Schiffer ein frommes Lied, in welches die Jungfrau einstimmte[1]. Es erhob sich ein frischer Wind, das Segel schwoll und sie fuhren auf einem Umwege nach der Insel. Dort wollte die Jungfrau auf den kleinen Felsentreppen schnell über das Gesteine laufen, um nach ihren Schwesterlein zu suchen, aber der Schiffer hielt sie zurück und sprach: „Nein, meine Tochter, bleibe hier, denn Du magst sie nicht erretten, und jenseits ist der Fels so schlüpfrig und der Gesang des Perlengeistes würde Dich so verwirren, daß Du leicht auch hinabstürztest." Da wollte sie mit aller Gewalt hin, bis ihr der Schiffmann versprach, ihr bis auf den Abend ihre Schwestern zu zeigen. Da fragte sie ihn, wie er auf die Insel zu wohnen gekommen sei und was er hier treibe. Der Schiffer sagte, er sei hierher gezogen, die Unglücklichen, welche durch den verführerischen Gesang gelockt würden, zu warnen, die schon Untergehenden zum Gebete zu ermahnen, für die Verlorenen aber zu beten[2].

„Wer hat Dich aber zuerst hergeführt?" sprach die Jungfrau. Und der alte Schiffer sagte: „Das ist eine gar traurige Geschichte, und will ich sie Dir heute Abend erzählen, wenn ich Dir Deine Schwestern zeige." Darauf gingen sie in die kleine Hütte des Schiffers, die gar reinlich war. Die Jungfrau mußte Feuer machen, er holte seine Netze hervor und fing einige Fische, die sie dann brieten und freundlich mit einander aßen; ihre Teller aber und all ihr Küchengeräth bestand aus mancherlei großen Muscheln und die ganze Wohnung schimmerte von dem bunten Perlmutter, das hie und da zu verschiedenem Gebrauche angebracht war.

„Habt Ihr diese Hütte gebaut?" fragte die Jungfrau. „Nein," sprach der Schiffer, „der schöne Bettler hat sie gebaut."

„Wer ist der?" fragte sie.

„Er wohnte vor mir hier und ich will Dir ihn heute Abend zeigen, wenn Du Deine Schwestern siehst."

Dann ging der alte Schiffer in eine Kammer und brachte ein Buch heraus, dessen Decke auch von schimmernden Muschelplatten war, das schlug er auf und sprach: „Den letzten Theil dieses Buches, Gedichte und Lieder und Abbildungen der Sterne, hat der schöne Bettler geschrieben, während zehn Jahren, die er hier wohnte, das Buch selbst hat er hier gefunden, und war schon Vieles hineingeschrieben."[3]

---

[1] Den Grund dieses, unter sothanen Umständen wohl etwas auffallenden Singens siehe weiter unten.

[2] Bei der Persönlichkeit des Schiffers hat dem Dichter der apostolische und klösterliche Beruf vorgeschwebt, wie es denn auch wirklich später zu einem doppelten Klosterbau auf der Insel kommt.

[3] Hier wie im Godwi betrachtet der Dichter seine literarische Thätigkeit als be-

Da betrachtete die Jungfrau das Buch, nachdem sie dem Schiffer versichert, daß sie nicht lesen könne, denn sonst hätte er es ihr nicht erlaubt.

Und sie sah mit großer Verwunderung, daß mehrere der ersten Pergament-Seiten des Buches oft halb von Perlmutter fest zusammen geschlossen waren, auch waren hie und da in der Schrift schimmernde feste Stellen, wie von zerflossenen Perlen. Da sie ihn fragte, was das sei, wiederholte er wieder: „Das will ich Alles erzählen, wenn Du Deine Schwestern siehst." Da schlug er ein Blatt auf und sagte[1]: „Wenn der Abendstern über dem Meere leuchtet und man singt: „Ave maris stella", so müssen die Lieder des Perlengeistes verstummen, und kann man von dem äußersten Felsen ohne Gefahr in das Wasserschloß sehen, wo der Becher von Thule zwischen großen Platten von Bernstein eingewachsen ist; da sind viel Wunder zu schauen, aber wenn man dort die Unglücklichen nicht sieht, so muß man in die Herzkammer der steinernen Trauer gehen und leise die Decke des bitteren Brunnens erheben, wo man in die Kammer der Weinenden blicken kann."[2]

Da schloß er das Buch und gab es der Jungfrau zu halten; sie setzten sich dann vor die Hütte und er lehrte sie das Lied[3]. Als die Jungfrau aber

---

reits abgeschlossen und sich selbst als gestorben. Welches aber die Bedeutung des geheimnißvollen Buches sei, wird im Verlauf mehr ahnen gelassen als ausgedrückt; wir gehen aber kaum fehl, wenn wir die poetische Literatur überhaupt, d. h. die Summe der Werke aller Poeten darunter verstehen, insofern sie Gemeingut geworden sind. Die soll man freilich nicht in die Hände der Jugend als nur mit strengster Auswahl legen. Das eben war, wie später erzählt wird, eine der Hauptversuchungen des schönen Bettlers (Brentano), daß er in diesem Perlmutterbuche lesen lernen wollte. Der Dichter konnte es nämlich sein ganzes Leben hindurch nicht vergessen, wie verhängnißvoll für ihn eine einzige Jugendlectüre gewesen war. „Als ein Knabe von etwa zehn Jahren," schreibt er, „ward ich in Pension bei einem alten, sehr frommen Ex-Jesuiten erzogen; ich entdeckte in dessen Büchersammlung eine deutsche Übersetzung von Tasso's befreitem Jerusalem und las sie heimlich zu meinem großen Unsegen. Die Liebeshändel von Rinaldo und Chlorinde und besonders die schöne Zauberin Armida verwirrten mein ganzes Gemüth und legten einen tiefen, ersten, unzerstörlichen Grund, aus welchem mir viel verderbliche Leidenschaft aufgegangen, so daß mir von damals bis jetzt der Tasso als ein gefährliches Buch für die Jugend erschienen ist" (vgl. Lebensb., I. S. 31; II. S. 547 ff.). Da er das Schreckliche solcher Lectüre an sich erfahren, wurde Clemens im späteren Leben nicht müde, Eltern und Erzieher zu ermahnen, doch ja ihre Pflegebefohlenen vor ähnlichem Unglück zu bewahren. So läßt er auch hier das Buch erst in der Jungfrau Hände legen, nachdem sie versichert hat, des Lesens nicht kundig zu sein. Was Brentano wohl über das heutige Lesen der Jugend sagen möchte?

[1] Wohl richtiger „und las".

[2] Über die verschiedenen dunkeln Ausdrücke und Benennungen dieses Abschnittes vgl. weiter unten.

[3] D. h. das „Ave maris stella". Zwar nicht ohne Bezug auf die Scenerie und zur Herstellung eines poetischen Parallelismus mit der „stella Absinthium" (Apoc. 8, 11), dem Wermuthsstern der Parabel, hat Brentano doch hauptsächlich aus

vor sich niedersah, auf die glänzende Decke des Buches, auf welcher des Himmels Abbild schimmerte, rief sie plötzlich, nachdem sie das Lied ganz richtig nachgesprochen hatte: „Der Abendstern! der Abendstern!“ und blickte gegen Himmel. Zugleich sprang sie auf, und bat den Alten sie hinzuführen, wo sie ihre Schwestern sehen könnte.

Der Alte ging voran und führte sie auf manchen schlüpferigen Pfad, durch Klippen und Felsen, die oft in bunten Farben schimmerten und wie Eis glatt waren und Beide sangen das Lied. Endlich kamen sie in ein altes Gemäuer, auf den äußersten Rand des Felsens gebaut, da hörten sie wie das Lied des Perlengeistes vor ihnen verstummte und blickten durch ein hohes Fenster hinab in den Strudel. Der war ruhig und klar und ergoß zwischen den tausendzackigten Felsen ein mildes Licht.

Da sah sie den Becher von Thule zwischen zwei Bernsteinplatten aufrecht eingeklemmt, doch waren ihre Schwestern nicht zu sehen, nur sah sie den Schleier der ältesten an einer Felsenzacke hängen und es sagte der Schiffer: „so müssen wir sie im bittern Brunnen suchen, welcher eine Kammer des Perlengeistes ist, denn er hat mancherlei Höhlen unter den Felsen [1]. Das Fenster aber ist dasjenige, von welchem der König von Thule vor seinem Tode den Becher hinabwarf, den ihm seine Geliebte gegeben, wie in dem Buch steht. Nun will ich Dich in die steinerne Trauer führen.“

Und sie gingen links immer auf Felsen hin bis zu einer großen Klippe. Da hörten sie Bäche rauschen, und die Jungfrau sprach: „Ach Gott, mir graut, denn ich sehe den Felsen wie ein trauriges Antlitz an dem hellen Himmel abgezeichnet.“ Da sprach der Schiffer: „Sei ruhig, dies ist die steinerne Trauer, ein Felsen, der gleich einer liegenden, weinenden Jungfrau gestaltet ist; aus ihren Augen fließen Quellen die Du rauschen hörst, und hier ist das Gewölbe, ihre Herzkammer.“

Sie gingen in ein kleines Gewölbe und der Schiffer steckte eine Lampe an. Da die Jungfrau aber an den Wänden sich anhaltend voranging, stieß sie mit dem Antlitz an etwas Kaltes und da es Licht ward, sah sie vor sich das Bild einer sitzenden Jungfrau, auf ihrem Schooße lag ein todter Jüngling und Beide waren von einer dichten Masse verschmolzener Perlen überrindet, die aus der Jungfrau Augen wie Tropfsteine niederwuchsen und sich über die Erde verbreitet hatten. „Das ist der schöne Bettler und seine Braut,

---

tieferen Gründen das Lied vom Meeresstern an dieser Stelle verwerthet. Es ist allgemeine Überzeugung der Christen und ein Ergebniß täglicher Erfahrung, daß kein Mittel gegen die Versuchungen, speciell die Leidenschaften der Jugend, so wirksam und erfolgreich ist, als gerade das demüthige Gebet zu der Unbefleckten. Auch in dem anderen Sinne, d. h. dem künstlerischen Verstande der Parabel, bleibt es wahr, daß das Ideal, welches die Kunst vor dem Versumpfen und Ersterben in den Morästen des Materialismus bewahrt, immer das Bild, die Liebe und Verehrung der reinen, jungfräulichen Himmelskönigin bleibt.

[1] Über Zahl und Lage, sowie Entstehungsgeschichte der verschiedenen Grotten siehe weiter unten im Text.

die seinen Leichnam und sich mit ihren Thränen kristallisirt hat[1]. Aber jetzt hilf mir die Decke des Brunnens aufheben und dann setze Dich still an seinen Rand und sehe hinab."

Da hoben sie die Decke des bitteren Brunnens und unter dem Wasser saß eine große Menge Menschen, Männer und Frauen in einem Zirkel, und hatten ein Becken vor sich und weinten. Da sah sie mit unendlichem Jammer auch ihre zwei Schwesterlein sitzen, die waren noch ganz frisch, die andern Gestalten sahen alt aus, viele waren wie Fische mit Schuppen bedeckt und mit wildem Schilfhaar, darunter sah sie auch Herrn Peter von Staufenberg sitzen, den die Meerfei getödtet hatte, und Herrn Regnard von Lusignan und viele Andere; die schauten alle nach ihren Schwesterlein. In der Mitte aber lag ein abscheulicher Wurm auf einer großen Muschel und schlief, aber keiner der Unglücklichen konnte schlafen; denn sie waren mit ihren Haaren in das Gestein gewachsen, und wenn sie mit dem Kopfe nickten, litten sie große Schmerzen.

So sah die Jungfrau lang hinab und weinte mit in ihren Schooß, der Schiffer aber ging hinaus und sah nach dem Gestirn und da er wiederkehrte sprach er: „Jetzt geh hinweg, denn ich muß den Brunnen schließen, weil ich sehe, daß ein Stern über dem Felsen steht, der heißt Wermuth, von dem in der Offenbarung Johannes geschrieben ist, und wenn er senkrecht über dem Brunnen steht, da erwacht der Perlengeist."[2]

Sie schlossen nun den Brunnen und da die Jungfrau in ihren Schooß blickte lag er voll Perlen, die hatte sie geweint. „Ach," sprach sie, „wie kommen diese Perlen in meinen Schooß?" — „Das sind Deine Thränen, die Du aus Mitleid um Deine Schwestern geweint hast; solche Thränen sind köstlicher wie Perlen und dadurch, daß Du mit Deinem Antlitz an das Bild der schönen Bettlerin gerührt, haben sie auch die Gestalt der Perlen erhalten und Du kannst nun immer Perlen weinen und durch Kummer und Elend große weltliche Güter erwerben."[3]

---

[1] Wie sich aus dem weiteren Verlauf der Parabel bis zur Evidenz ergibt, muß an dieser Stelle umgekehrt der Jüngling die Leiche der Braut halten. Es wird nämlich erzählt, wie die Jungfrau vom Strudel verschlungen und vom Bettler als Leiche gefunden wurde.

[2] Die angedeutete Stelle der Offenbarung findet sich 8, 10 f. und lautet: „Und der dritte Engel posaunete, und es fiel vom Himmel ein großer Stern, brennend wie eine Fackel, und er fiel in den dritten Theil der Flüsse und in die Quellen der Wasser. Und der Name des Sternes wird genannt Wermuth (Absinthium), und es ward der dritte Theil der Wasser zu Wermuth, und viele der Menschen starben von den Wassern, weil sie bitter geworden waren." Außer dem Namen des Sternes und seiner Beziehung zu bitteren Brunnen hat übrigens Brentano dem heiligen Texte nichts entnommen.

[3] Die Doppelbedeutung der Thränen an dieser Stelle ist zu bemerken. Einmal meint Brentano damit die Verdienstlichkeit der christlichen Trauer um fremde Schuld und fremdes Elend; dann aber auch die Kunst, welche den Schmerz adelt, idealisirt. Durch Besingung des Kummers und Elendes große weltliche Güter erlangen will der

„Das will ich nicht," sprach das Jungfräulein, „ich will hier bei Dir bleiben, aus den Perlen aber will ich einen Rosenkranz machen und ihn täglich für meine armen Schwestern beten, daß Gott sich ihrer erbarme." Der Schiffer lobte sie und sie gingen nach Hause, es war schon Nacht. Der Mond stand über dem Meere, die Quellen der steinernen Trauer[1] rauschten laut und wehklagend zwischen den Falten ihres Felsenkleides hinab und der Stern Wermuth ergoß einen bittern Glanz zur Erde.

Als sie nach Haus kamen und den Rest der Fische von Mittag gegessen hatten, sprach die Jungfrau: „Nun sage mir die Geschichte des schönen Bettlers und seiner Braut und was mir sonst von der Insel zu wissen gut ist, denn ich will bei Dir wohnen als Deine Tochter und nach Deinem Tode will ich, wie Du, die Menschen hier warnen."

„Es ist gut," sagte der Schiffer, „daß jetzt zwei hier sind, so ist die Insel doch nie ohne einen Schutzengel, wenn ich hinüberfahre zu beten und Fische zu verkaufen. Daneben in der Kammer ist ein starkes Netz, in welchem eine Matte liegt, an der Decke ausgespannt, darin kannst Du schlafen; oben an dem Dache aber ist eine Klappe, die Du öffnen kannst, wenn Du schlaflos liegst, von da aus kannst du die Sterne sehen und freudiger beten." Dann setzte er sich hin, schlug das Buch auf und las theils, theils erzählte er folgende Geschichte. Die Jungfrau aber zog sich mehrere ihrer langen blonden Haare aus, drehte sie in einen Faden und reihte ihre Thränen zu einem Rosenkranz.

„Liebe Tochter," sprach der alte Fischer, „was von dem Ursprung der Insel, von der Entstehung der Felsen und vielen wunderbaren andern Geschichten in diesem Buche steht, wage ich Dir nicht zu erzählen, nur wenn Du erst lange hier gewohnt hast und in Gebet und Tugend stark geworden bist. Denn Du mußt wissen, der schöne Bettler selbst ist durch die Lieder die es enthält, in seiner Tugend wankend geworden und in Sünde gestorben. Was aber darin steht, sind die Lieder des Perlengeistes, die einige starke Seelen, welche in früheren Zeiten hier gewohnt, ihm abgehorcht und in das Buch geschrieben haben, um durch den Inhalt derselben die Unglücklichen von ihrem Untergange abzuhalten[2]. Sie erzählen theils die Geschichte des Perlengeistes von der Sündfluth, theils die der Unglücklichen, die in seine

---

Weltschmerzdichter; das aber ist eine Profanation der Kunst, vor der jedes edle Herz zurückschreckt. So auch hier die Jungfrau.

[1] Man vergesse nicht, daß die steinerne Trauer eine Persönlichkeit und nicht eine Abstraction ist. Ihre Geschichte weiter unten.

[2] Dieses Ablauschen und Verzeichnen war die Arbeit der alten Mönche, welche uns die Meisterwerke des classischen Heidenthums überliefert haben. Sie waren „die starken Männer", welche sich dieser gefährlichen Arbeit zum Heile der Menschheit unterzogen, nicht weil der Inhalt jener Meisterwerke für sie ein Ideal gewesen, sondern weil auch er in seiner Unvollkommenheit ein παιδαγωγὸς εἰς Χριστόν war. Keinenfalls aber übte auf die alten Pioniere der Literatur die classische Form jenen Zauber, der nachher im Verlauf der Renaissance so verderblich wurde und der schließlich auch den Inhalt zugleich als Ideal betrachten ließ.

Gefangenschaft gefallen sind und das ewige Leben um zeitliche Lust hingegeben haben. Du sahst sie im Brunnen sitzen und oft kürzen sie sich die jammervolle Zeit mit Erzählung ihrer Schuld. Der Perlengeist ist aber der Geist der weltlichen Eitelkeit und Liebe, der irdischen Freude und der sie begleitenden Trauer[1]. Alle Menschen, die das Ewige und den Geist über der Zeit und dem Leibe vergaßen, werden der immerwährenden Trauer hingegeben, und die da unten sitzen, müssen nur weinen und immer weinen, daß das Meer bitter werde, und so ernähren sie alles Gewürm und Ungeheuer des Meeres und sitzen in der Bitterkeit ihrer Thränen. Aber in aller Trauer ist etwas Göttliches, denn sie ist ein Streit gegen das, was der geistlichen oder leiblichen Vollkommenheit wehe thut und so gibt es mancherlei Thränen, jene welche in der Strafe um den Schmerz fließen, sind bitter und gesalzen; also weinen die Unglücklichen die Du sahest."

Da brach die Jungfrau abermals in Thränen aus und die Thränen rollten auf den Tisch. „Ach, so ist denn keine Rettung für meine armen Schwestern!"

Der Schiffer fuhr fort und sagte: „Die Thränen aber eines liebevollen Mitleids sind köstlich und verwandeln sich in Perlen, wie du siehst. Nun will ich Dir aber sagen, welche die köstlichsten Thränen sind; es sind die Thränen der Andacht, welche fließen um das Leiden des Herrn, um die eigne Vollkommenheit, um die Sünde der Welt und um das Lamm, welches sie getragen. Diese Thränen werden von der Sonne aufgeküßt und morgens stehen sie als Perlen des Thaus segnend auf den Auen, sie mehren die Gnade des Herrn und seinen Segen.

„Nun will ich Dir aber noch sagen, daß wohl eine Rettung für die Unglücklichen ist, denn wie alle Trauer etwas Göttliches in sich hat, so hatten[2] auch ihre Thränen eine Perle in sich, aber sie müssen oft gar lange weinen, bis sie diese Perlen weinen; wenn sie sich endlich selbst vergessen, wenn sie ihren Schmerz gering halten für ihre Thorheit und durch die Leiden ihrer Gesellen gerührt werden, dann hört ihre Empfindung auf und sie verwandeln sich in harte Muscheln in denen eine Perle fest verschlossen ist, und dies ist ihre Thräne des Mitleids. Nun bleibt mir noch Dir zu sagen, wie Unrecht es ist, selbst den Thränen der edleren Trauer sich übermäßig zu überlassen, da diese Trauer doch immer ein Opfer ist, welches wir der Zeitlichkeit und ihrem Geschicke bringen und nicht ganz göttlichen Ausgangs und Eingangs; so liegt auch in den Perlen noch etwas Weltliches und kann manches Böse dadurch entstehen, denn sie werden oft der Schmuck eitler Frauen und buhlerischer Jungfrauen, sie sind eine Zierde irdischer Kronen und haben hohen Preis in dem Auge niedriger Wucherer, die der Herr aus dem Tempel geworfen hat.

---

[1] Herrlicher, als es hier geschieht, kann der Geist des Heidenthums, insofern er nicht mehr die Uroffenbarung zum Ausdruck bringt, nicht geschildert werden. Das ist das Summarium von Hellas und Rom.

[2] So in der Copie, wird aber wahrscheinlich „haben" oder vielleicht „halten" heißen.

So machen sie die Sünde, — oft aber auch werden sie zur Zierde heiliger Gewänder und Gefäße, zum Schmucke der Reliquien und der von frommer Kunst gebildeten Kreuze und Marienbilder gebraucht und so mehren sie die Andacht. Also hat der Herr diese Früchte der Weltlichkeit wieder der Freiheit der Menschen übergeben, denn er ist gerecht; und darum schließen die Muscheln sich so fest um die Perlen und geben sie nur wenn man sie anbricht und tödtet, weil sie lieber sterben wollen als von Neuem Böses stiften; da die seine Strafe, unendlichen Schmerz, fürchten, leiden sie seine Folge, die Vernichtung, und gehen über in die Materie. So sind sie aus einem Ebenbilde Gottes zurückgegangen in den wahren Stoff, weil sie sich von dem Schöpfer zur Creatur gewendet haben [1].

„Von der steinernen Trauer aber will ich Dir Folgendes erzählen: sie war, ehe der Herr in seinem Zorne von der Erde die Menschen und Thiere vertilgt hat, eine herrliche Königin [2], ließ aber solchen Stolz in sich erwachsen, daß sie ihre Schönheit der göttlichen gleichpries, und ließ sich und ihren Kindern Opfer bringen; da trafen die Blitze Gottes ihre Kinder und sie begannen in unsäglichem Jammer zu weinen. Eine ihrer Töchter hatte sich früher einem bösen Geiste des Meeres verbunden, denn die Menschen hatten in Blindheit und Laster ihr göttliches Ziel aus den Augen verloren und alle Geschöpfe hatten sich untereinander verwirrt.

„Da die unglückliche Königin alle ihre Kinder verloren hatte, lag sie weinend am Meere und flehte nach dieser ihrer Tochter, aber sie kehrte nicht zu ihr zurück, denn sie fürchtete die Blitze des Herrn. Da aber bald hierauf die Erde von der Wasserflut gereinigt wurde, da war das ganze menschliche Geschlecht wieder in die [3] Erde und das Gestirn [4] aufgelöst und als Berge, Klippen und Quellen waren sie dem neuen Geschlechte unter wunderbaren Gestalten als warnende Bilder zurückgeblieben; so auch ist dieser Fels in Gestalt eines weinenden Weibes hervorgekommen. Ihre Tochter [5] aber wühlte unter den Steinen zu ihr herauf und hatte den bitteren Brunnen unter dem Gewölbe in ihrer Herzkammer gebildet; sie aber liegt da als ein ewiges Denkmal weltlichen Stolzes und weltlichen Elends und aus ihren Augen rinnen zwei Quellen, die in's Meer fließen. Der Perlengeist aber ist ein Nachkomme dieser Königstochter und des sündlichen Geschlechts der irdischen Lust, gegen die wir ewig kämpfen müssen, um als Sieger das ewige Leben zu erringen, denn nach dem Falle der ersten Menschen ist Kampf das Loos Aller, denn der Herr sprach: „Du sollst dein Brod im Schweiße deines Angesichtes gewinnen." Er [6] erscheint aber bald als ein Weib, bald als ein Jüngling und zieht durch seine liebliche Musik die Menschen zu sich hinab

---

[1] Hier haben wir es im letzten Abschnitt, „da die seine Strafe" u. s. w., mit einer lückenhaften oder sonst defecten Abschrift zu thun, welche wohl schwerlich einer irgendwie erträglichen Deutung fähig ist.

[2] Vgl. die Sage von der Niobe.

[3] Im Manuscript steht „der".

[4] Muß offenbar heißen: „Gestein".

[5] Die Braut des Meergeistes.

[6] D. h. der Perlengeist.

in's Verderben; oft auch hat er sich als eine liebliche Jungfrau in heimliche Ehe auf Erden begeben und edle Männer mit weltlicher Liebe und Treue und großen Glücksgütern von dem rechten Wege scheinheilig[1] geführt.

„Wenn sich ihr Gatte aber gesammelt und zu wissen begehrt wer sie sei, hat sie denselben verlassen und seinen baldigen Tod verursacht; so sitzt Herr Raimund von Poitou, Herr Peter Dinnering von Stauffenberg im bitteren Brunnen, von dem Perlengeiste als Melusine betrogen. Auch ein armer Schiffer[2] weint da unten, den sie hinabgelockt mit schönen Lügen; und den König von Thule, der vor langer Zeit hier ein Schloß gehabt, kannst du auch im Brunnen sehen und sein Lied singen hören. Er hat lange mit einer schönen, unbekannten Jungfrau in unordentlicher Liebe gelebt; da er aber in sie gedrungen ihren Namen zu nennen, ist sie vor Gram gestorben und gab ihm einen goldenen Becher, den er nun über alles liebte, und so hat sie ihn noch nach ihrem Verschwinden bis an sein Ende verstrickt[3].

„Da er nun sterben wollte, mußte er hieher wo er sie zuerst gefunden und warf vor seinem Tode den goldenen Becher hinunter in die Flut wo Du ihn gesehen; er selbst aber ließ sich in ein Felsengrab legen, das nicht mehr gefunden wird, da es der Geist unterwühlt hat.

„Und nun will ich von dem schönen Bettler sagen. Drüben am Ufer lebte einst ein armer Schiffer; er war sehr arm doch arbeitsam und lebte vergnügt, hatte nur einen Kummer und das war sein Sohn. Dieser war ein wunderschöner Jüngling, auch fromm und tugendsam, aber er wollte nie mit seinem Vater fischen; er warf ihm sogar die gefangenen Fische oft wieder in's Wasser, und wenn ihn der Vater darum strafte, so sagte er: Das will ich gerne leiden, wenn nur die armen Fische wieder glücklich sind. So bezeigte er ein seltsames Mitleid gegen alle Thiere und wollte überhaupt kein Gewerbe ergreifen; er hütete die Schafe auf den Hügeln, am liebsten aber die Gänse am Meer, denn wenn er ein Schaf dem Fleischer abliefern sollte, so weinte er wie ein Kind und einmal da er wußte, morgen würden viele seiner wollichten Freunde zum Tode geführt werden, führte er während der Nacht die ganze Heerde auf ein einsames Gebirg um sie zu retten, so daß man ihn dieses Amtes entsetzen mußte.

„Der Vater hielt ihm seine Thorheit mit harten Worten vor und bat ihn, die Schwäne, Gänse und Enten am Meeresstrande mit mehr Menschen=

---

[1] Bekanntlich zog sich das Wasserweib gewöhnlich an einem Samstag, dem Tag der Jungfrau, vorgeblich zum Gebet zurück, z. B. bei Kretschmer (Volkslieder, II. Nr. 7) sagt Melusine zum Grafen von Lützelburg:

> „Nur aber an dem Saterstag (Samstag),
> Dann schließ' ich mich in's Schlafgemach,
> Damit ich drinnen beten mag" 2c.

[2] Der bekannte „Fischer" von Göthe.

[3] Hier soll also der Becher dieselbe Rolle spielen, wie in der Karlssage der Ring der Fastrada; in beiden Fällen bedeutet er die Anhänglichkeit an eine unerlaubte Leidenschaft.

verstand zu hüten, und mit Vergnügen übernahm er sein neues Amt, denn er liebte sehr im Meere herum zu schwimmen und das that er nun mit seinen Freunden um die Wette. Aber da sein Vater nun sah, daß er immer im Wasser lag, bat er ihn herzlich nie darin zu schwimmen ohne Gott vorher anzurufen, denn, sagte er, ich bin einst in großes Unglück dadurch gerathen.

„Der Jüngling war so schön, daß man ihn nicht ohne große Liebe ansehen konnte und wer ihn sah, der dankte Gott für seinen Anblick und bedauerte nur, daß er sich zu keinem Geschäfte schicken wollte. Er aber bekümmerte sich um Nichts, war stolz und nahm kein Geschenk an; auch war er eigentlich nicht faul, denn er war in beständiger Arbeit mit seinen Gedanken, nur that er nichts von dem, was man so unter den Leuten Arbeiten nennt. Er flocht sich ein künstliches Schilfhaus, schnitt sich Flöten und blies so auf die lieblichste Art; oft lag er ganze Nächte unter freiem Himmel und sah die Sterne an, deren stiller Glanz und Wandel ihn erfreute. Auch erfand er reizende Lieder und sang sie mit entzückender Stimme. Kräuter, Steine und Muscheln betrachtete er mit großer Aufmerksamkeit und machte sich wundersame Gedanken darüber und legte sie oft in geordnete Bilder, wie er die Sterne am Himmel sah.

„So war er bereits 18 Jahre alt geworden und konnte noch nicht lesen und schreiben, aber seine Religion hatte er sehr gut im Gedächtniß und im Herzen, denn wenn er am Meere saß, vor Tagesanbruch, kam ein alter Einsiedler von der Insel nach einer Kapelle gefahren, wo Du mich heute fandest, mit dem hatte er Freundschaft geschlossen und dieser unterrichtete ihn mündlich in Allem, wenn sie in der Kapelle gebetet hatten.

„Sein Vater aber war gar alt und fühlte sein Stündlein nahen. Da rief er seinen Sohn an sein Lager, um mit ihm nochmals vor seinem Ende herzlich zu reden." — Hier unterbrach sich der Schiffer und sagte zu der Jungfrau, welche gar aufmerksam zuhörte: „Komm mit mir an's Fenster."

Da zeigte er ihr, nach der Meerseite hinaus in der Ferne ein Licht und sprach: „Sieh', dort wo das Licht scheint, liegt auf einer Insel ein Schloß, das gehörte einst mein, dort wohnte mein Weib und meine Tochter!" Dabei flossen ihm einige Thränen aus den Augen, die auch Perlen waren. Darauf machte er den Laden zu und gab der Jungfrau die Perlen mit den Worten: „Reihe diese Perlen auch in den Rosenkranz und bete sie immer zum Heile meiner Seele, wenn ich nicht mehr bin. — Ich habe lange nicht da hinaus gesehen, lange nicht von den Meinigen geredet, und will es auch nie mehr thun, wenn ich dir die Geschichte erzählt habe." Dann fuhr er fort.

„Ich kannte den alten Fischer wohl; er fuhr mich oft nach dem Schlosse zurück, wenn ich auf dem festen Lande gewesen war, und da ich einst Frau und Kind gesegnet hatte, um eine Fahrt in's heilige Land zu thun, kam ich Morgens zu seiner Hütte, auch von ihm Abschied zu nehmen und ihn zu bitten, manchmal die Meinigen in meiner Abwesenheit zum Guten zu ermahnen. Als ich aber hereintrat, wollte der Alte gerade sterben und der schöne Bettler kniete vor seinem Lager.

„Der Vater unterbrach seine Ermahnungen an seinen Sohn, der kein

Wort redete, und nahm im wahren Sinn Abschied von mir. Dann fuhr er in seiner Rede an seinen Sohn fort und sprach ihm besonders wegen seines Müßiggangs in die Seele und vor Allem stellte er ihm seine Schönheit vor und die Gefahr die er laufe in weltlicher Liebe zu Grunde zu gehen. O, mein Sohn, verweile nie ohne Geschäft, zu bloßer Lust in den Wellen dieses Meeres, denn dort drüben wohnt in den Klippen eine Sirene, die weltliche Lust und Liebe, die Dich hinabziehen kann mit ihrem süßen Gesang in den Strudel der ewigen Trauer.

„Da begann der Sohn und sprach mit einer wunderbaren Begeisterung und mit einer rührenden Weisheit, zu meiner und des Vaters Verwunderung, denn wir hatten ihn, wie alle Welt, für einen thörichten Menschen gehalten: „Theurer Vater, sprach er, Ihr brechet das Siegel meiner Lippen, denn Ihr brechet mein Herz. O, fasset die wenigen Minuten Eures Lebens Euch mit Eurem Gotte auszusöhnen und nehmet den einzigen Dank den ich Euch für all' Eure Liebe geben kann, nehmet die Versicherung mit in Euer Grab, daß Euer Sohn nicht als eine Beute seiner Thorheit zurückbleibt, denn erfahret aus meinen Worten, daß ich gedacht habe und in der Seele gearbeitet, obgleich Ihr und das Volk mich nur den müßigen Thoren nanntet." Und nun begann er auf eine so erquickliche Weise seinem sterbenden Vater von der Ewigkeit, von Gott und dessen Barmherzigkeit zu reden, daß der Alte und ich in Thränen zerflossen. Er aber war ernst und freudig wie ein Engel, und da er seinen Vater gar sehr bewegte, sprach dieser: ‚O mein Gott, wie herrlich ist Dein Todesengel!' Dann ward der Alte unruhig und schien etwas Schweres auf dem Herzen zu haben, aber die Sprache fehlte ihm; da ergriff sein Sohn ein Saitenspiel, das er sich selbst über eine Muschel gespannt hatte und sang ein wunderbares beruhigendes Lied, daß sein Vater ruhig sterben möchte. Dieser sah ihn nochmals sehr wehmüthig an, und stammelte das Wort: „Sirene". Der Sohn küßte ihn und weinte nicht. Da umarmte ich diesen Menschen und fragte ihn ob er mich auf meiner Reise begleiten wolle. Er sprach aber: „gestern hätte ich es gethan, doch jetzt will ich beten." Als ich ihm einen Beutel mit Geld geben wollte, sprach er unmuthig: „Soll ich hier bei dem Tode für mein Leben sorgen?" Und als ich sagte: „Morgen willst Du aber leben?" da sprach er stolz: „Ich will betteln!" und verließ mich, worauf ich das Geld in den Kasten seines Vaters legte, damit er es als sein Erbe ansehen möchte, und mich nach dem Hafen begab, wo mich die Schiffer längst erwarteten.

„Da sein Vater begraben wurde, gingen viele arme Leute, seine ehemaligen Freunde und Standesgenossen mit dem Zuge, und der Sohn hielt eine Rede an seinem Grabe, die alle die alten Leute in Verwunderung setzte. Nachher lud er sie sämmtlich in seine Hütte ein und verschenkte das wenige Geräthe was sein Vater zurückgelassen hatte und bat sie, des Verstorbenen dabei zu gedenken; auch sogar die Thüren und Fenster waren vor seiner Freigebigkeit nicht sicher; und nachdem nichts Bewegliches mehr übrig war begab er sich an das Meer und stürzte sich fröhlich hinein. Noch sahen die Beschenkten mit stummer Verwunderung ihm nach wie er fortschwamm, als

hinter ihnen die Hütte in Flammen aufging, denn er hatte Feuer in das Strohdach gelegt. Dann kehrten sie in die Stadt zurück und erzählten wie der müßige Thor sich ertränkt habe. Mit leichter Mühe gelangte der rasche Schwimmer auf diesen Felsen zu seinem Freunde dem Einsiedler, aber in den Wellen gedachte er ernstlich der Ermahnung seines Vaters und betete ernstlich daß er nicht in den Strudel kommen möge. Nun verließ er die Insel nicht mehr und genoß einige Jahre den Unterricht des Einsiedlers, niemals aber ließ ihn dieser an jenen Rand der Klippe, wo sich der Geist aufhält, weil er ihn noch nicht für stark genug hielt dessen Lieder zu ertragen.

„Während dieser Zeit schwamm er oft hinüber an's feste Land, für sich und den Einsiedler zu betteln, aber nie kam er vor die Hütten Jener, an welche er seine Habe verschenkt hatte. Er begehrte auch nie mit demüthigem Flehen, sondern mit einer so edlen Ruhe, daß ihm Jedermann gern gab; ja, man erwartete ihn, man ging ihm entgegen, seiner großen Schönheit wegen, und nun hieß er allgemein der schöne Bettler. Der Einsiedler ging nun nicht mehr nach dem festen Lande in die Kapelle; denn der schöne Bettler richtete ihm ein Kreuz und einen Altar in einer Grotte auf, die ich Dir morgen zeigen will. Da er diesen Betort fertig hatte, fehlte ihm nur noch ein Kelch, denn der Einsiedler war ein Priester. Und da derselbe ihm von dem Becher von Thule gesprochen hatte, so konnte der Jüngling der Versuchung nicht widerstehen, als der Alte entschlafen war, sich hin nach den Ruinen zu begeben zu denen ich Dich geführt habe, um zu sehen, ob er den Becher nicht erhalten könne[1]. Kaum aber hatte er sich dem alten Fenster genähert, und zwar mit seinem Saitenspiele in der Hand, als vor ihm ein wunderschönes Weib aus der Flut tauchte, und mit allen Zaubermächten des Gesanges und der Geberde ihn berücken wollte; er aber ließ sich nicht stören, sondern begann mit seiner nicht minder herrlichen Kunst ihren Liedern und ihrem Begehren Hohn zu singen. Da begann der Geist gar kläglich zu thun, und mit rührenden Geberden ihn anzureden: „Was begehrst Du von mir daß Du mich verspottest?" Da erwiederte der schöne Bettler: „Ich begehre den Becher, der hier unten liegt." [2]

Da sprach der Geist: „Gibst Du mir den Ring dafür, den Du am Finger trägst, so sollst Du den Becher haben."

Der schöne Bettler wollte den Ring nicht geben, denn sein Vater hatte

---

[1] Sinnbildlich that dieß auch die christliche Cultur durch Benützung der heidnischen Geistesschätze. Durch ein unkluges, stolzes und ohne Gebet unternommenes Wagniß derselben Art kamen wir auf der anderen Seite zum Humanismus und modernen Heidenthum.

[2] Daß Brentano die Bedeutung der einzelnen Gegenstände beständig ändert, darf bei dem in der Vorbemerkung Gesagten nicht Wunder nehmen. Hier verstehen wir unter dem Becher von Thule die deutsche Volkspoesie, welche von dem durch Neu-Heidenthum verführten König, d. h. den Gebildeten der Nation, einst war verworfen worden und versteckt und versunken in den Wogen ruhte, bis die Romantiker sie wieder aufsuchten und dem Heiligen dienstbar machen wollten.

ihn getragen. Er sagte dies. „O mein Sohn," erwiederte der Geist, „willst Du Deiner Mutter den Trauring nicht wiedergeben?"

„Wenn dem so ist," sprach er da, „so sei verflucht die Minute die ich ihn länger am Finger trage, gib den Becher, hier ist der Ring!"

Er warf ihn hinab, aber der Geist verfluchte ihn und gab ihm den Becher nicht. Da erzürnte der Bettler und faßte eine ganze Wand der Ruine in seinem Zorne und stieß sie hinab auf das Gespenst, daß das Wasser in die Höhe schlug. Mit großem Unwillen kehrte er nun zurück, und trocknete sich die Wangen ab, denn die Wellen hatten ihn bespritzt. Plötzlich aber blieb er stehen und dachte daran, daß sein Vater ihm nie von seiner Mutter geredet, daß er ihn immer so geheimnißvoll vor jenem Strudel gewarnt, daß er noch sterbend ihm das Wort: „Sirene!" zugerufen. Da ward er sehr traurig und ging in die Grotte an den Altar und betete unter heftigen Thränen für seinen Vater und flehte zu Gott um Stärke, gegen die Lockungen seiner Mutter zu kämpfen [1].

„Nach einem Jahre starb der Einsiedler und der Bettler begrub ihn in die Kapelle. Nun begann der Zurückgebliebene eine ganz neue Ordnung. Der Einsiedler hatte die Art, wie noch ich sie habe, unglückliche Verirrte zu warnen, und die Gewohnheit, wenn er ein Schifflein oder einen Schwimmer nahen sah, demselben entgegenzufahren um sie zurückzulenken; der Jüngling dagegen setzte sich mit seinem Saitenspiele an's Ufer und vernichtete mit unaussprechlicher Kunst die lockenden Lieder der Sirene und man könnte sagen, daß wo die Thorheit der Verirrten zu groß war um das Rechte zu erwählen, er dieselben zum Guten nöthigte; auch vermied er nicht dem Wassergeiste zu begegnen, ja er war so voll stolzer Zuversicht, daß er ihm rief und mit ihm sprach, ja ihn wohl gar durch seine Gesänge selbst zu bekehren suchte.

„So lebte der Bettler lange und stiftete viel Gutes, aber es entstand in seiner Seele eine unendliche Wißbegierde, den ganzen Ursprung des Bösen zu erforschen um es gründlich bekämpfen zu können und dabei fühlte er nicht, daß er von der Demuth schon weit entfernt war [2].

„Er begab sich nun oft in die Herzkammer der steinernen Trauer, deckte den bitteren Brunnen auf und lauschte auf die Gesänge der Verlore-

---

[1] Die heidnische Literatur ist in gewissem Sinne die Mutter der christlichen, d. h. was die Form betrifft. Wir können diese Stelle jedoch ebenso allgemein fassen und sagen: In einem jeden Menschen ist ein doppeltes Leben, ein doppelter Trieb, nach oben zum Vater — nach unten zur Erde, zur Sinnlichkeit, zur Sünde, von der unsere verdorbene Natur wie von einer Mutter stammt.

[2] Wie herrlich wird hier der Fall des Bettlers, der gleichsam dem Einsiedler in seinem apostolischen Berufe gefolgt war, zuerst mit einer falschen Zuversicht, dann aber mit der unlauteren Wißbegier eingeleitet! So läßt G. Sand in ihrem „Spiridion" den Pater Alexis um seinen Glauben kommen durch Lesung aller Häretiker, „um der Wahrheit auf den Grund zu kommen". So fielen und verdarben so manche und Anfangs tüchtige Kämpen der Wahrheit, wie es besonders der Freund Sands, der stolze Lamennais, war.

nen, ja er meißelte sich in den Felsen dort ein geräumiges Lager, wo er ganze Nächte lag und lauschte, statt daß er sie früher in dem Netze, welches ich Dir heute als Schlafstelle anwies, verschlummert und dem Gesange der Sphären zugehört hatte. Als er sein Lager dort erweitern wollte, fand er das Buch in einer Öffnung des Felsens verschlossen. Freudig lief er damit nach der Hütte, betrachtete die schimmernden Decken und da er es öffnete bedauerte er zum Erstenmale nicht lesen zu können.

„Viele Blätter, mit den heidnischen[1] Sternbildern bezeichnet, welche mit wunderbaren, schimmernden Farben ausgeführt waren, zogen ihn besonders an; dann fand er zwischen dem Geschriebenen unzählige Bilder von mancherlei Geschichten, Könige, Ritter und Jungfrauen von so fremder Gestalt und Tracht und in so lieblich bedeutsamen Stellungen, daß er den ganzen Tag über dem Buche saß, als ihm plötzlich einfiel, daß er noch gar nicht auf der Wache gewesen sei[2]; er verschloß daher sein Buch so sorgsam er konnte und eilte nach der Ruine. Kaum war er dort angekommen, als der Wassergeist sehr bestürzt und traurig erschien und ihn fragte, ob er ihm nicht ein Buch entwendet habe? „Ja," sagte der Bettler, „ich habe ein Buch gefunden, welches wahrscheinlich der Einsiedler zurückließ, und Du, Lügengeist, Dir gerne zueignen möchtest."

„Ach," klagte die Sirene, „dies Buch ist das edelste Kleinod das ich besaß, es ist die Chronik meines ganzen Stammes, und steht darin meine Natur und mein Kalender, alle meine Kunst und Wissenschaft, die Geschichte aller Jener, die sich mir ergeben, meine Lieder und der Geburtstag meiner Kinder." — „Wenn ich das Blatt finde worauf das letzte steht, sprach der Bettler zornig, so will ich es zerreißen und Dir wiedergeben."

„Der Geist flehte noch lange, der Bettler aber sprach: „Ich nehme das Buch für meinen Ring, den Du mir abgeschwätzt hast; ich will Deine Geschichte studieren und Dir dann Anmerkungen dazu machen und ein Register, das Dich so peinigen soll, daß die ganze Geschichte zu Ende kommt." Und damit entfernte er sich. Nun lächelte der Geist für sich, denn die Schlinge zu des Bettlers Veroerben war gelegt.

„Da er nach Haus kam, schlug er gleich das Buch wieder auf und sein Verlangen darin lesen zu können wuchs ungemein; doch wer sollte es ihn lehren? Nach der Stadt wagte er mit diesem Schatze nicht zu gehen, weil er fürchtete, er möge ihm geraubt werden, er warf also seine Augen nach jenem Inselschlosse, wo er vorher nie gewesen war. Er nahm sein Saitenspiel mit und schwamm hinüber. Die Jungfrau des Schlosses befand sich in einem Garten. Der schöne Bettler ging ruhig auf sie zu; seine Schönheit hatte die Jungfrau betroffen, sie hatte nie einen Mann gesehen außer ihrem Vater, der abwesend war, und einigen Dienern. Sie fragte ihn, was er wolle; er bettelte Brod und Obst. Sie eilte es ihm zu bringen und bebte wenn sie ihn anschaute. Dann fragte sie ihn über seine Heimath und warum

---

[1] Das Adjectiv „heidnisch" scheint hier nicht umsonst zu stehen.

[2] Mit der Vernachlässigung der Standespflichten nimmt Gefahr und Sünde zu.

er bettele. Er sprach aber nur wenig und bat sie ihm zu sagen, ob Niemand auf der Insel wohne, der ihn lesen und schreiben lehren könne. Die Jungfrau sprach: „Hier ist Niemand der es kann als ich, aber ob ich es lehren kann, weiß ich nicht."

„Der Bettler antwortete: „Hier kann es mir auch nicht helfen, denn ich kann das Buch nicht mitbringen das ich lesen möchte." Und nun beschrieb er ihr das Buch, — da gerieth die Jungfrau in ein seltsames Entzücken, und als er ihr einige Lieder sang, die sein Vater immer gesungen hatte, mußte er weinen, und als sie sah daß er Perlen weinte, wurde sie ganz wie bezaubert für ihn.

„Er aber bat sie, ihn doch lesen und schreiben zu lehren, sie solle nachdenken, wie das zu machen sei, morgen werde er wieder kommen — und so stürzte er sich in das Meer und kehrte zurück.

Für die Jungfrau war nun alle Ruhe verloren; sie konnte nicht leben und nicht sterben, so heftig hatte das Wesen des schönen Bettlers sie entzündet und als er am folgenden Tage wiederkam, versprach sie durch die Wellen ihm zu folgen, wenn er harren wolle bis ihre Mutter zu Bette sei. Der Bettler harrte, die Jungfrau traf einige Vorkehrungen und schwamm mit dem Jüngling hinüber. Kaum war sie in seiner Hütte und kaum hatte er ein prasselndes Feuer angezündet, als er sogleich auch das Buch aufschlug und ihren Unterricht begehrte. Die unglückliche Jungfrau konnte noch kaum von ihrem ganzen Beginnen, von ihrer Leidenschaft, von ihrem Verbrechen an ihrer Mutter zu Sinnen kommen, als sie ihn schon unterrichten mußte. Er lernte mit unendlichem Fleiße und sie lehrte ihn die Buchstaben kennen. Dann mußte sie ihm noch eine Geschichte aus dem Buche lesen. Er dankte ihr, bewirthete sie so gut als er konnte und führte sie wieder hinab an das Ufer und durch die Wellen zurück. Da sagte sie ihm, daß er sie so oft holen könne, als er eine Flamme an der Gegend des Ufers gewahr werde, wo sie heute gelandet; aber ihre Liebe hatte sie nicht gewagt ihm zu gestehen.

„Am folgenden Morgen stand der Jüngling früh auf und beging den ersten Mord, er schnitzte einen Bogen und schoß einen Seevogel, um eine Feder zum Schreiben zu haben; mit dem Blute des Vogels begann er die Buchstaben die er kannte, nachzumalen [1]. Abends, sobald es dunkel wurde, sah er nach der Flamme und holte seine Lehrerin; sie kam ihm schon in den Wellen entgegen, und da sie bemerkte, daß er still für sich redete, fragte sie ihn warum er das thue?

„In diesem Gewässer, sprach er, dürfe man nicht sein ohne zu beten. Da sagte sie: „Ach, Lieber, wenn Du nicht betetest, dann glaubte ich Du wärest der Wassergeist selbst."

„Sie lasen wiederum; die Geschichten waren wunderbar süß und gif-

---

[1] Auch die natürlichen Tugenden verlieren sich bisweilen ganz auffallend, ja verkehren sich nicht selten in ihr Gegentheil, sobald einmal der Mensch von einer Leidenschaft sich hat erfassen lassen. Besonders gern folgt eine Verbitterung des ganzen Charakters dem bewußten Abfall von der Wahrheit.

tig[1]; dem Bettler waren sie nicht gefährlich, denn er war lauter Nachsinnen, aber die Jungfrau lehrte ihn eignes Verderben[2].

„Bald kam sie allein geschwommen, wenn er ihr eine Lampe am Ufer aufrichtete und der Bettler konnte bereits lesen und schrieb nun auch seine eigenen Gesänge in das Buch; auch malte er sich die Sternbilder anders und nach seiner Weise.

„Die Liebe der unglücklichen Jungfrau stieg mit jedem Tage wo sie ihn wiedersah, aber sie wagte nie es ihm zu sagen, da es ihm so fern schien, ihre Neigung auch nur zu vermuthen. Da sie nun einst zu ihm kam und ihn nicht in der Hütte fand, schrieb sie das Geständniß ihrer Liebe in das Buch und zwar in Form einer Weissagung, daß eine Jungfrau von hohem Stande mit Lebensgefahr ihn lieben und an dieser Liebe sterben werde, wenn er sich ihrer nicht erbarmte, und sie kehrte darauf allein zurück. Aus Schüchternheit hatte sie diese Worte an eine Stelle geschrieben, wo er sie nicht sogleich bemerkte; den folgenden Tag steckte er seine Lampe aus, die Sirene aber bereitete einen Nebel um die Insel und die Jungfrau konnte das Licht nicht sehen und war sehr traurig nicht gerufen zu sein.

„Als sie nun den folgenden Tag auch nicht kam, schwamm er hinüber, aber an dem Ufer fand er viele Menschen beschäftigt im Wasser zu suchen und da er fragte, hörte er den Jammer der Menschen daß die Jungfrau des Schlosses vermißt werde und man fürchte, daß sie ertrunken sei.

„Wie ein Pfeil kehrte er zu den Klippen zurück, suchte rings am Strande und fand sie zu den Füßen der steinernen Trauer mit gefaltenen Händen todt von der Flut ausgeworfen. Er trug sie in die Felsenkammer und ergriff alle Mittel sie zu beleben, endlich fiel ihm ein, daß in dem Buche mancherlei Arzneien stünden; er eilte nach Haus und suchte, und fand das Geständniß ihrer Liebe. Er nahm das Buch und eilte wieder zu ihr in die Höhle und nachdem er ihre Hand auf die Stelle gelegt, flossen als Betheuerung einige Perlenthränen aus ihren Augen. Eine unermeßliche Trauer ergriff ihn, da hörte er im bitteren Brunnen singen:

Eile, eile hin nach Thule,
Suche auf des Meeres Grund
Jenen Becher! Deine Buhle
Trinkt sich nur aus ihm gesund.

Er eilte nun hin nach dem Strudel und war auf dem Punkte sich hinabzustürzen, als sich ihm der Geist zeigte: „Willst Du mir mein Buch noch nicht wiedergeben?" sprach er hohnlächelnd. „O hätte ich es nie genommen!" erwiederte der Jüngling, „gib mir den Becher, daß ich die Jungfrau wieder zum Leben bringe."

„Ja," sagte der Geist, „wenn Du mit ihr zu mir herabkommen willst,

---

[1] Wer denkt hier nicht an die Scene der beiden Lesenden im Inferno des Dante?

[2] Muß vielleicht heißen: „lernte ihr eigenes Verderben".

so will ich Dich als meinen Sohn aufnehmen. Beuge Dich nieder, daß ich Dir den Becher gebe."

„Der Jüngling beugte sich und der Geist schlug ihm mit dem Becher so heftig an die Stirne, daß sein Blut niederträufelte. Er taumelte zurück und da er zu der Leiche der Jungfrau kam, nahm er dieselbe auf seinen Schooß und weinte, und auf der Jungfrau lag das Buch aufgeschlagen, wo sie hingeschrieben hatte daß sie ihn liebte und wie er so auf das Buch niederweinte, sah er Zeilen zwischen den anderen erscheinen, da stand sein ganzes Geschick geschrieben und daß der Geist ein falsches Licht im Meere gemacht habe, nach welchem die Jungfrau geschwommen und ertrunken; da weinte er immer mehr und ritzte sich die Adern auf und schrieb ein kurzes Lied von seinem Untergang, warnte vor dem Geiste, und weinte immer in unsäglicher Betrübniß bis er in der Herzkammer der steinernen Trauer sich und seine Geliebte also in Thränen verhärtet hatte, wie Du gesehen.

„So ist die Geschichte des schönen Bettlers und — meiner Tochter.

„Da ich als Pilger aus dem heiligen Land zurückkam, fand ich mein Weib todt, sie war aus Kummer über meine Tochter gestorben. Das Schloß war in den Händen meiner Verwandten und so gab ich mich auch nicht zu erkennen, sondern zog mich auf die Insel zurück, um hier meine Tage zu beschließen. Erst nachdem ich lange hier gewohnt entdeckte ich die beiden Unglücklichen [also ergossen haben, wie Du an den schimmernden Stellen siehst]." [1]

Da ward der alte Schiffer gar still; die Jungfrau aber begann den Rosenkranz den sie vollendet hatte, laut und von Herzensgrund zu beten und er antwortete ihrem Gebete.

So lebten sie eine lange Zeit miteinander und täglich ging die Jungfrau an den bitteren Brunnen und sah ihre Schwestern und betete und weinte so lange, bis sie einen großen Schatz von Perlen hatte, den gab sie dem Schiffer und bat ihn ein Kloster auf dem Felsen bauen zu lassen. Als das Kloster fertig war, zu Ehren der büßenden Magdalena auf dem einen Felsen, ward die Jungfrau Äbtissin darin, auf dem andern erbaute der Fischer ein Mönchskloster zu Ehren der schmerzhaften Maria, und so lag der Strudel des Perlengeistes zwischen diesen beiden christlichen Castellen und alle Männer und Frauen dieser Klöster sind Gerettete aus dem Strudel der Welt und leben noch fromm, indeß ihre Stifter längst im Rufe der Heiligkeit zu Gott gegangen sind. Da sie aber starben, befahlen sie, daß man ihre Leichname in die Herzkammer der steinernen Trauer tragen und nachdem sie dort einige Tage gestanden, beerdigen solle.

Unter großer Trauer trugen die Mönche den alten Schiffer und die Nonnen die Jungfrau in die Grotte und knieten davor nieder mit Beten und Singen bis zur Nacht, da nur ein Einziger zurückblieb am Eingang zu wachen. Um die zwölfte Stunde hörte dieser ein wunderbares Geräusch und sah die Grotte von Menschen erfüllt; er sah die zwei thörichten Jungfrauen aus dem

[1] Hier scheint ebenfalls eine Lücke in der Copie zu sein.

Brunnen steigen und bei der Leiche ihrer Schwester niederknieen. Die Geliebte des schönen Bettlers stand auf und kniete vor ihrem Vater nieder; auch der Jüngling erhob sich und schlug dreimal in sein Saitenspiel, da stiegen aus dem Brunnen Raimund von Poitiers und der Stauffenberger; sie trugen den König von Thule auf ihren Schultern, der einen langen, silbernen Bart hatte; dann folgte ein Schiffer und unzählige Andere, wie sie in dem Buche abgebildet zu sehen sind. Sie versammelten sich Alle und redeten kein Wort und bewegten sich wenig, nur der Bettler schlug heftige Schläge in die Saiten; da rührte es sich gewaltig in den Felsenadern der steinernen Trauer, sie wollte sich aufrichten, das Gewölbe zerbrach, der Bettler zog voran, die Geister ergriffen die Leichen der Verstorbenen und so zogen sie durch die Öffnung des Felsens hinaus um die Insel herum und dann fort über die Wellen hin, wo sich eine Wolke in der Gestalt eines Schiffes niedergelassen hatte, das sie bestiegen und verschwanden [1].

Indeß war ein Stern senkrecht über den bitteren Bronnen gekommen und schien durch die Öffnung gerade hinunter; er brannte wie eine Fackel und fiel in den Brunnen hinab und sein Name ist Wermuth; da ward der Brunnen und das Meer also bitter, daß der Geist mit Wehklagen aus diesen Gegenden entfloh [2].

---

[1] Wie sich eigentlich der Dichter den Untergang jener Personen gedacht, ist nicht recht klar. Nach ihren Vergehen, d. h. dem frevelhaften Sichhingeben an den Perlengeist, sollte man an eine ewige Strafe denken; Brentano scheint aber bloß eine Art Fegfeuer angenommen zu haben, aus welchem noch Erlösung möglich war. Nun, die Geschichte ist ja bloß poetische Parabel.

[2] Hiermit ist die Parabel zu einem Abschluß gekommen, welcher der Überschrift sehr wenig entspricht. Nicht der Untergang irdischer Liebe ist uns in der Hauptsache erzählt, sondern der Kampf und Untergang des Perlengeistes. — Bei der Durchsicht unserer Bemerkungen, die eher Gedanken zum Text als Erklärung des Textes waren, wird wohl Mancher an das:

„Im Commentiren seid nur recht munter,
Legt ihr nichts aus, so legt ihr was unter",

gedacht haben. Allein, wenn wir auch den Strohhalm nicht aufheben zur Bekräftigung, daß wir stets das Rechte getroffen, so möchten wir doch nicht Unrecht haben, wenn wir glauben, daß Brentano bei seiner Phantasiefülle und Gedankenmenge nicht selten die passendsten und unpassendsten Kleinigkeiten und Arabesken in seinen Dichtungen benützte, um sie zu symbolischen, oft geradezu räthselhaften Trägern seiner Ideen oder plötzlichen Einfälle zu machen.

Recensionen.

Johannes Murmellius. Sein Leben und seine Werke. Nebst einem ausführlichen bibliographischen Verzeichniß sämmtlicher Schriften und einer Auswahl von Gedichten. Von Dr. **D. Reichling,** Gymnasiallehrer in Heiligenstadt. Herausgegeben mit Unterstützung der Görres-Gesellschaft. 8°. XIX u. 184 S. Freiburg, Herder, 1880. Preis: *M.* 3; für Vereinsmitglieder *M.* 2.

Geboren 1480 zu Roermond als das einzige Kind eines braven, schlichten Mannes, kam Johannes Murmellius etwa um das Jahr 1493 in die Lateinschule des Alexander Hegius zu Deventer und gewann hier die Grundlagen jener echt christlichen und humanistischen Bildung, welche ihn befähigen sollte, den wohlthätigen Einfluß des großen westphälischen Pädagogen in dessen Heimath selbst zu segensreicher Entwicklung zu bringen. 1496 siedelte er nach Köln über, um dort Philosophie zu studiren; am 14. März 1500 promovirte er daselbst als Licentiat der schönen Künste. Noch im selben Jahre erhielt er eine Anstellung als Lehrer an der Domschule zu Münster, einem dreiklassigen Gymnasium, das als kirchliche Lehranstalt unter dem Patronat des Domcapitels stand. Dem Einfluß des Domherrn Rudolph von Langen scheint es zuzuschreiben zu sein, daß der junge Humanist gleich als Conrector die nächste Stelle neben dem Rector T. Kemner bekam. Langen verrechnete sich nicht, wenn er von ihm Großes erwartete. Dank der Thätigkeit des Murmellius gelangte die Domschule bald zu solchem Ansehen, daß ihr nicht bloß von ganz Westphalen, sondern weit vom Oberrhein und von der Ostsee Schüler zuströmten und sie bald die berühmte Schule von Deventer in den Schatten stellte. Sein Verdienst liegt hauptsächlich darin, mit weiser Mäßigung, aber kräftiger Energie die bisherigen mittelalterlichen Lehrbücher durch bessere ersetzt und einem Humanismus Bahn gebrochen zu haben, der einerseits die klassische Formschönheit und Bildung der Alten zu Ehren brachte, andererseits dem religiös-sittlichen Gehalt der christlichen Bildung nicht untreu ward.

Nachdem Murmellius acht Jahre als Lehrer, Pädagoge, Herausgeber von Klassikern und Schulbüchern auf's Verdienstvollste an der Domschule gewirkt hatte, führte ein Gedicht an den Philosophie-Professor Bernard (Fabri?) in Hamm ein tiefes Zerwürfniß zwischen Murmellius und dem Rector Kemner herbei. Murmellius geißelte den Hochmuth und Eigendünkel gewisser Schulmeister und spielte nicht undeutlich auf Kemners Lehrbücher an:

„Hic compendia se dedisse credit,
Cum dispendia sint scholasticorum.“

Das war eher herb als witzig und mußte um so mehr verletzen, als Murmellius die Lehrbücher Kemners früher sehr gelobt hatte. Die beiden Schulmänner geriethen in heftige Fehde. Murmellius verließ (wahrscheinlich an Ostern 1508) die Anstalt und ging als Rector an die Ludgeri-Schule zu Münster über, wo er seine literarisch-pädagogische Thätigkeit fortsetzte. Es scheint indeß, daß einige Jahre später der unheilvolle Streit sich beilegte. Auf das Betreiben des Murmellius berief Kemner den Kölner Gelehrten Cäsarius nach Münster, um Vorlesungen über griechische Sprache zu halten und hiermit den griechischen Unterricht an der Domschule zu begründen. Um dieselbe Zeit erweiterte sich die Domschule zu einem sechsklassigen Gymnasium. Als lateinischer Dichter von Spalatin anerkannt, von Hutten in Versen gefeiert, hatte Murmellius als Schulmann und Gelehrter solchen Ruf, daß er bis 1513 schon 400 Briefe von Gelehrten aus den verschiedensten Ländern erhalten hatte. In diesem Jahre siedelte er nach Alkmaar im nördlichen Holland über, um dort als Rector die Leitung der latynsche oder hooge schole zu übernehmen. Unter ihm und Bartholomäus von Köln erlangte diese Schule ihre höchste Blüthe. Über 900 Schüler widmeten sich dort alljährlich dem Studium. Aber diese schöne Blüthezeit dauerte nicht lange. Schon vier Jahre später machten Krieg und Plünderung derselben ein Ende. Des größten Theils seiner Habe beraubt, floh Murmellius mit seiner jungen Frau und einem unmündigen Kinde erst nach Zwolle, dann nach Deventer, wo er am 2. October 1517, erst 37 Jahre alt, in Dürftigkeit starb. Sein einziger Sohn, Johannes, wurde Priester, trat aber später zum Protestantismus über und wurde General-Superintendent zu Öhringen in der Grafschaft Hohenlohe.

Die Schriften des Murmellius zerfallen in drei Klassen: 1) Schulausgaben und Erklärungen lateinischer Schriftsteller, und zwar sowohl Classiker (so Cicero's Cato Major, Persius' Satiren, Auszüge aus Tibull, Properz, Ovid, Juvenal), als auch christlicher Autoren, welche jenen als heilsame Beigabe und Correctiv dienen sollten (so des Boethius Trostbüchlein, Briefe des hl. Hieronymus, Gedichte des Aurel. Prudentius u. A.); 2) Unterrichtsbücher, im Ganzen etwa 25, von welchen einige, wie sein Pappa (ein Übungsbuch für den ersten Latein-Unterricht), die Schrift De verborum compositis, in zahlreichen Auflagen sich durch viele Generationen hin in deutschen und holländischen Schulen erhielten; 3) lateinische Gedichte, etwa 160 in sieben Bändchen, vorwiegend didactisch und satirisch. Während der Ruf dieser artigen, manchmal schwungvollen Dichtungen die Ära des Humanismus nicht überdauerte, hielt sich die Chrestomathie aus Tibull, Properz und Ovid (in 77 Auflagen zu etwa 1000 Exemplaren) bis zum Ausgang des vorigen Jahrhunderts als ein vielbeliebtes Schullesebuch, seine metrischen Tabellen aber erschienen bis um die Mitte des 17. Jahrhunderts in 63 Ausgaben.

Herr Dr. Reichling hat das anspruchslose Leben des hochverdienten niederdeutschen Schulmannes mit immensem Forscherfleiß aus den Monumenten zahlreicher deutscher und holländischer Bibliotheken zusammengetragen,

klar gruppirt, anziehend ausgeführt und mit einem sorgfältigen bibliographischen Verzeichniß versehen. Sein Buch bereichert die Geschichte des Humanismus und der Pädagogik um ein zuverlässiges und quellenmäßig ausgeführtes Kapitel, erweitert das bereits von Andern dargestellte Bild der Schule von Deventer und ihrer culturgeschichtlichen Bedeutung und verstärkt nicht wenig den von Msgr. Janssen in seiner Geschichte des deutschen Volkes gegebenen Nachweis, daß die sogen. Reformation nicht die Sonne humanistischer Bildung aus katholischer Nacht emporsteigen ließ, sondern ein ihr vorausgegangenes treffliches System christlich-humanistischer Schulbildung theilweise zerstört, theilweise in seiner blühenden Entwicklung gehemmt und verdorben hat.

A. Baumgartner S. J.

The History of Esarhaddon (son of Sennacherib), king of Assyria B. C. 681—668, translated from the Cuneiform Inscriptions upon Cylinders and Tablets in the British Museum Collection together with Original Texts, a grammatical analysis of each word, explanations of the ideographs by extracts from the bi-lingual syllabaries and list of eponyms etc. by *Ernest A. Budge* M. R. A. S., Member of the Society of Biblical Archaeology. 8⁰. 163 p. London, Trübner & Co, 1880. Preis: 10 *sh.*

Den ersten Rang unter den assyrischen Keilinschriften werden stets die Annalen der Könige behaupten, die uns die Wiederherstellung der Geschichte des assyrischen Reiches ermöglichen; sie erstrecken sich nahezu auf fünf Jahrhunderte in einer Zeit, da die Assyrier häufig mit den Völkern West-Asiens und mit den Juden in Berührung traten. Dieß ist der Hauptgrund, weßhalb die assyriologischen Studien von Anfang an die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zogen, weit mehr als die Entdeckungen in Ägypten, und selbst die kleinen Beiträge, welche einiges Licht auf die assyrische Geschichte warfen, wurden mit großem Beifall aufgenommen. Als vor nicht ganz 20 Jahren Sir Henry Rawlinson zum ersten Male den sogen. Eponym-Kanon entdeckte, da wurde zuerst eine sichere Grundlage für die assyrische Chronologie gelegt; man hatte nämlich in ununterbrochener Reihe die Namen der assyrischen Beamten, nach denen jedes Jahr von 893 v. Chr. bis ungefähr 650 v. Chr. benannt wurde, und wonach mehrere historische Thatsachen und alle Verträge datirt sind. Da mehr als sechs verschiedene Abschriften dieser Liste aus der zweiten Hälfte des siebenten Jahrh. v. Chr. vorhanden sind, wiewohl in Fragmenten, so läßt sich die ganze Reihe mit Sicherheit herstellen. Von da an war es möglich, eine wirkliche Geschichte Assyriens zu schreiben nach den Angaben der Monumente, und die historischen Thatsachen lieferten die großen Inschriften von Tiglath-pileser dem Ersten, Assur-naßir-abal, Salmanassar, Tiglath-pileser dem Zweiten, Sargon, Sennacherib, Esarhaddon und Assur-bani-abal. Die übrigen assyrischen Könige hinterließen verhältnißmäßig nur

kurze Inschriften mit Angabe der Genealogie oder mit kurzer Erwähnung von Tempelbauten. Diese hauptsächlichsten historischen Inschriften bildeten die Grundlage vieler Abhandlungen in gelehrten Zeitschriften und in getrennten Werken in den letzten 30 Jahren, und je mehr das Studium der assyrischen Sprache und Alterthümer an Sicherheit gewinnt durch wiederholte Vergleichung der Texte und der zweisprachigen Inschriften, desto wünschenswerther ist eine Wiederbearbeitung dieser historischen Texte mit einer philologisch genauen Erklärung der einzelnen Wörter. So hat gewiß Dr. Lotz der Wissenschaft einen Dienst geleistet im vorigen Jahre durch seine Wiederherausgabe der Inschriften von Tiglath-pileser dem Ersten mit einem philologischen Commentar, wiewohl dieselbe Inschrift schon im Jahre 1857 von den vier besten Assyriologen der Zeit übersetzt wurde und seitdem schon oft wieder abgedruckt worden ist. Freilich wäre es gut, wenn Jeder, der eine solche Arbeit übernimmt, auch wirklich im Stande wäre, die Originalinschriften auf den Thontafeln zu lesen, damit er desto leichter die Schwierigkeiten der ersten Entzifferer würdigen könnte und selbst mehr gegen etwaige Fehler geschützt wäre.

Die Inschriften von Tiglath-pileser dem Zweiten sind am besten von Dr. Eberhard Schrader bearbeitet worden, aber in zerstreuten Zeitschriften und in Büchern unter verschiedenen Titeln, so daß eine vollständige Sammlung derselben auch jetzt noch von Werth wäre. Dr. Oppert und Menant haben vorzüglich an den Inschriften von Sargon gearbeitet vor nahezu 20 Jahren, und wiewohl ihre Arbeiten für jene Zeit bahnbrechend waren, so wäre doch jetzt eine kritische und vollständige Sammlung dieser Texte mit einem philologischen Commentar noch sehr erwünscht, da seitdem die assyrische Grammatik und das Wörterbuch durch das Studium der zweisprachigen Inschriften sehr an Sicherheit und Reichthum gewonnen hat. Georg Smith war sicher der fähigste Mann, correcte assyrische Texte zu liefern, da er als Assistent im Britischen Museum stets gezwungen war, die Originalinschriften zu handhaben, und weil er in jedem zweifelhaften Falle leicht die Originalien vergleichen konnte. Deßhalb ist auch seine Ausgabe der Annalen von Assurbani-abal jetzt noch werthvoll, wiewohl er in vielen Fällen Mangel an philologischer Genauigkeit verräth. Eine Wiederherausgabe dieser Texte und anderer neu entdeckter mit einem wissenschaftlichen Commentar nach den jetzigen Kenntnissen würde sicher mit Freuden aufgenommen werden. Derselbe Assyriologe bereitete auch auf ähnliche Weise die Annalen von Sennacherib vor, doch wurde er zu früh von dieser Welt abberufen, als daß er sie hätte vollenden können, und Professor Sayce, der die Herausgabe weiter besorgte, wagte es nicht, Änderungen vorzunehmen, so daß dieses Werk dem vorigen bedeutend nachsteht. Die übrigen historischen Texte sind bis jetzt erst in populären Übersetzungen oder Übersetzungsversuchen bekannt in zerstreuten Artikeln in Zeitschriften oder in historischen Werken, oder in der englischen Sammlung „Records of the Past“ u. s. w., und Gelehrte, welche die nöthigen philologischen Kenntnisse besitzen, haben noch ein weites Gebiet, die Annalen der assyrischen Könige zu erklären.

E. A. Budge beabsichtigte nun in dem Werke, das uns vorliegt, den Plan von Georg Smith weiter zu führen und die Geschichte Assyriens nach den Denkmälern zu vervollständigen, so daß jetzt dem weiteren Publikum die Geschichte von der Blütheperiode Assyriens (705 v. Chr. bis ungefähr 626 v. Chr.) zugänglich ist im assyrischen Text mit Interlinear-Übersetzung, nämlich die Geschichte vom Vater (Sennacherib, 705—681 v. Chr.), vom Sohn (Esarhaddon, 681—668 v. Chr.) und vom Enkel (Assur-bani-abal, 668 bis ungefähr 626 v. Chr.). Es ist nur schade, daß dieses neue Werk nicht in demselben Formate publicirt ist, wie die beiden andern; sie würden für eine Bibliothek eine schöne Sammlung bilden. Der Verfasser sagt in der Vorrede, „daß er alle wichtigsten historischen Texte benutzt habe, und daß jede Zeile derselben sorgfältig mit den Originalen auf den Thontafeln und den Cylindern im Britischen Museum verglichen worden sei. Man könne aber nicht erwarten, daß in einem so kleinen Buche jede Notiz, die von Esarhaddon handle und sich in Verträgen oder andern Thontafeln finden möchte, hier mitgetheilt sei. Zuerst würde das eine genaue und sorgfältige Prüfung jeder Thontafel und jedes Fragmentes in der Sammlung des Britischen Museums erfordern, was allein viele, viele Monate in Anspruch nehmen würde, eine mühevolle und schwierige Arbeit, die nur der richtig beurtheilen wird, der den Zustand der Inschriften auf den Thontafeln kennt. Zweitens, selbst wenn diese Arbeit geleistet wäre, so würde nur wenig Aussicht sein, das Werk in den Buchhandel zu bringen. Diese beiden Gründe zusammen erklären zur Genüge, weßhalb der Text und die Übersetzung einer Thontafel ausgelassen wurde, die eine Ansprache an Esarhaddon enthält, sowie eine andere, die einen Bericht gibt über die Bauten von Esarhaddon, bezeichnet K 3053 im Britischen Museum". Ungeachtet dieser Gründe hätte der Verfasser doch wenigstens einige unpublicirte Texte von der Sammlung des Britischen Museums geben sollen, um dadurch seine Befähigung an den Tag zu legen, daß er assyrische Texte correct publiciren könne. Im geringsten Falle hätte er eine Liste der existirenden Texte mittheilen sollen, da es unmöglich ist, eine Geschichte zu schreiben, ohne die einschlägigen vorhandenen Documente zu kennen. Er drückt dem Mr. Pinches, Assistenten im Britischen Museum, seinen Dank aus für Abschriften und Vergleichung der betreffenden Texte (ob der Verfasser vielleicht nicht im Stande war, dieselben selbst zu vergleichen?), und wir möchten glauben, er hätte von demselben auch die höchstwichtige Thontafel K 3053 erhalten können. Dieselbe enthält nämlich ein vollständiges Verzeichniß der Tempel in Assyrien und Babylonien, welche Esarhaddon während seiner Regierung bauen und wiederherstellen ließ, und sie zeigt, mit welcher Sorgfalt sich der König in jener Zeit um die Religion bekümmerte. In dieser Hinsicht ist jene Thontafel von großer Bedeutung und sie kann an Wichtigkeit der bekannten großen Inschrift von Nebukadnezar an die Seite gestellt werden. Außer diesen beiden Inschriften und einigen wenigen Verträgen von der Zeit von Esarhaddon befindet sich noch im Britischen Museum eine ganze Sammlung von Inschriften, die sich auf Esarhaddon beziehen, und von denen der verstorbene Georg Smith glaubte, sie enthalten eine Anspielung

auf den Untergang des assyrischen Reiches. Leider sind die meisten dieser Inschriften sehr fragmentarisch und ungemein schwierig zu copiren. In einer „Geschichte von Esarhaddon" jedoch sollten solche Documente wenigstens erwähnt werden, da eine bloße interlineare Übersetzung von einigen Inschriften den Titel des Buches nicht rechtfertigen.

Der Verfasser fährt dann in der Vorrede fort: „Theile dieser Texte, welche die Geschichte Esarhaddons enthalten, sind schon früher übersetzt worden von meinem Freunde Dr. Julius Oppert, Professor des Arabischen an der Universität von Frankreich (sic! Dr. Oppert ist nur Professor des Assyrischen am Collége de France in Paris), dem gründlichen Gelehrten und ersten Entzifferer des Assyrischen in Frankreich." In Wirklichkeit jedoch ist in diesem neuen Werke kein einziger Text, der noch nicht wäre veröffentlicht worden und auch selbst in das Englische schon mehrere Male übersetzt, wie von Fox Talbot, Georg Smith und andern in den „Records of the Past", in den Verhandlungen der Gesellschaft der biblischen Archäologie und sonst in andern Zeitschriften. Somit ist nur die Anordnung und die Transscribirung der Texte das Werk des Herausgebers. Hätte derselbe wenigstens einige Bemerkungen über die Auffindung dieser Texte, und über die Werke, welche darüber schon veröffentlicht worden sind, beigefügt, sowie eine kurze Beschreibung der Überreste der Bauten Esarhaddons gegeben, so wäre er von selbst gezwungen gewesen, die Angaben der Texte mit den wirklich vorhandenen Alterthümern zu vergleichen, und seine Übersetzung hätte bedeutend an Werth und Sicherheit gewonnen. Leider vernachlässigen die meisten neueren Assyriologen diese Seite ihrer Studien viel zu sehr, und das ist wohl ein Hauptgrund, weßhalb ernstere Philologen und Archäologen die Resultate ihrer Studien ziemlich mißachten. Das Studium der assyrischen Keilschriften ist wesentlich ein archäologisches Studium und kann nicht ohne arge Fehlgriffe auf reine Philologie oder oberflächliche Übersetzungsversuche beschränkt werden.

Nach einer kurzen Angabe der Genealogie und des Regierungsantrittes von Esarhaddon, sowie seiner Titel und der hauptsächlichsten Ereignisse aus der Zeit seiner Regierung, enthält das Buch den Theil des Eponym-Kanon, der sich auf die Zeit von Esarhaddon bezieht (nur ein Auszug von dem Werke von Georg Smith und Friedrich Delitzsch). Dann folgt das sogen. „Testament von Sennacherib", eine kleine Inschrift, die schon Professor Sayce in den Records of the Past, vol. 1. p. 138, übersetzt hat, in der Sennacherib für seinen Sohn Esarhaddon einige kleine Geschenke bestimmt. Den Hauptbestandtheil des Buches bildet der Text, die Transscription und Übersetzung der zwei Cylinder, die schon unter Anderen Fox Talbot öfters übersetzt hat, zuletzt in den Records of the Past, vol. 3. p. 101 sq., und ist eingetheilt in die Abschnitte: Die Schlacht Esarhaddons bei Khani-rabbat gegen seinen Bruder; Der Krieg gegen Nabu-zir-napisti-esir, den Sohn von Merodach-baladan, König von Babylon; Feldzug gegen Abdi-Milkutti, König von Sidon, und Sanduari, König von Sizu; Feldzug gegen die Cimmerier und gegen Cilicien; Der arabische Krieg, der medische Krieg, die Bauten Esarhaddons und der Bau seines Palastes. Als Anhang sind die Namen der Könige gegeben, welche in West-Asien von Esarhaddon unterworfen wurden, und der Könige, welche derselbe in Ägypten einsetzte, nach den Annalen von Assur-bani-abal. Diese Texte geben uns einigen Einblick in die politische

Geschichte Assyriens von jener Zeit, und sie sind um so werthvoller, als sie die einzigen Denkmäler jener Zeit sind, welche uns diese historischen Thatsachen berichten.

Wenn wir die große Schwierigkeit erwägen, welche der Druck von Keilschrifttexten darbietet, so dürfen wir nicht staunen, eine Seite Druckfehler für 60 Seiten Keilschrifttext zu finden; doch diese Liste ist noch lange nicht vollständig. So finden wir das Determinativ-Zeichen für das Land Sumeri durchwegs falsch gedruckt (p. 16, 3. — 18, 4. — 32, 1), und es scheint selbst, daß der Herausgeber den Unterschied dieses Zeichens *(ku)* von dem gewöhnlichen Determinativ-Zeichen für Länder *(ki)* nicht bemerkt hat. Außerdem finden wir auf einer Seite (p. 18) l. 6 *se* für *mat*, l. 8 die beiden Zeichen falsch für die Wörter *sakkanakku* und *Babilu*, l. 9 das Zeichen für *ú*, und, falsch; alle diese Fehler auf einer Seite entgingen der Correctur. Andere Druckfehler mag man leichter verzeihen, wie p. 116, 14 die Verwechslung der beiden Zeichen *ba* und *alu*, p. 28, 4 *ad* für *çi*, p. 64, 59 *ul* für *alpu*, p. 78, 12 *si* für *su*; in dem Zeichen für *Nabu* ist ein Strich ausgelassen (p. 32, 5 und p. 100, 19); Sylben sind ausgelassen: *ra* (p. 78, 16), *ni* (p. 127, 96); ein zusammengesetztes Zeichen ist in zwei getheilt und in verschiedene Zeilen gesetzt (p. 84, 48), und derselbe Fehler findet sich auch p. 34, 11. An letzterer Stelle scheint der Herausgeber das gewöhnliche Zeichen für *s'ukh* nicht erkannt zu haben, denn er liest das häufige Wort *as'-s'ukh*, ich zerstörte, als *as'-s'ur-su* und schreibt zur Erklärung im Wörterbuche: 1st sing. masc. aor. Niph. vom hebräischen *ās'ar*, gefangen nehmen (sic!), anstatt 1st sing. imperf. Kal vom hebräischen *nās'ach*. Solche Fehler sollten in einer kritischen Textausgabe nicht vorkommen. Eine größere Nachlässigkeit zeigt sich in der Umschreibung des assyrischen Textes mit lateinischen Buchstaben. Hier finden wir *s* (das hebräische Schin) und *s'* (hebräisches Samech) oft verwechselt, wie *Sin, cis's'ati, mas'ac* (p. 35, 20), anstatt *S'in, cissati, masac*, und selbst für das Assyrische unmögliche Verbindungen von Consonanten sind zugelassen, wie p. 65, 56 *ina-khats-zu* (sic!) für *im-khats-tsu*, Buchstaben sind eingeschaltet, wie p. 25, 21 *e-mu-v-ru-va* für *e-mu-ru-ma* u. s. w. Der Verfasser beabsichtigte, die sogenannten Monogramme oder die Fremdwörter aus der sumerischen Sprache mit großen Buchstaben zu drucken, wahrscheinlich mit der sumerischen Aussprache, doch hat er dabei durchaus kein System befolgt; so finden wir dasselbe Wort bald mit großen, bald mit kleinen Buchstaben ganz willkürlich, z. B. p. 15, 3 *khuratsi*, p. 59, 22 KHURATSU (Gold); p. 31, 19 *cacc(i)*, p. 43, 9 CACCI (Waffen); manchmal ist die sumerische Aussprache gegeben, wie p. 27, 7 D.P., GU-ZA (Thron, p. 59, 21 *cus's'u* für dasselbe Zeichen die assyrische Aussprache), in derselben Zeile aber *AB-i-ya* (meines Vaters) die assyrische Aussprache; zuweilen ist selbst nur die eine Hälfte eines Wortes mit großen Buchstaben, wie p. 29, 13 D.P., *su-par-SAKI-ya* (mein Heerführer) u. s. w. Solch willkürlicher Wechsel in der Transscription muß jeden Anfänger in diesen Studien abschrecken, wenn das Buch wirklich für Anfänger bestimmt ist, denn jeder wird wohl denken, daß irgend ein verborgener Grund vorhanden ist für diese scheinbare Unregelmäßigkeit, und manche werden wünschen, in einer Anmerkung eine Erklärung derselben zu finden, die leider nicht gegeben wird, noch gegeben werden kann. Andere Unregelmäßigkeiten in der Transscription sind vielleicht nur Druckfehler, so der häufige Wechsel von *n* und *u* (*au-khu-s'u-nu* p. 57, 9 für *an-khu-s'u-nu*) u. s. w. u. s. w. Man mag bedauern, daß der Herausgeber nicht das mehr wissenschaftliche System der Transscription befolgt hat, welches jetzt die deutschen Assyriologen gewöhnlich anwenden, nämlich einen einfachen Buchstaben zu setzen für den entsprechenden einfachen im hebräischen Alphabete, denn die Umschreibung *dh* für hebr. Teth, *ts* für Zade, *v* für Mem entstellt leicht ein sonst

echt semitisches Wort und mag auf falsche Ableitungen führen. Das Zeichen, welches der Herausgeber stets mit *ah* umschreibt, hat sicher in den gewöhnlichen assyrischen Wörtern keinen inhärirenden Vocal (p. 49, 42 *Na-bi-ah* anstatt *na-bi-h* oder *na-bi-'*).

Es würde uns zu weit führen, wenn wir auf alle diese Fehler weiter eingehen wollten; doch können wir nicht unterlassen, einen sonderbaren auf p. 109, 26 zu erwähnen. Am Ende einer Liste von Namen ist gesagt: „Im Ganzen 22 Könige vom Lande der Chatti (= Syrien)"; im assyrischen Texte haben wir dafür ein Monogramm, das, wenn es richtig publicirt ist [1], napcharis gelesen werden muß, wie aus Parallelstellen folgt. Nun, dieses Zeichen finden wir hier mit großen Buchstaben transscribirt als das lateinische IN SUMMA und übersetzt mit altogether, und dieses lateinische Wort ist selbst in das assyrische Vocabular am Ende des Werkes als assyrisch aufgenommen. Andere Umschreibungen zeigen, daß der Herausgeber weder die Ableitung noch die Bedeutung der betreffenden Wörter verstand, die er vorgibt, sicher zu übersetzen: so z. B. ist das Zeichen *ka* (das sunnu, Zahn, ist) umschrieben als *karni* (p. 15, 2) und *karan* (p. 35, 20, Horn) und übersetzt als Elfenbein, ebenso der Name für eine Holzart *ku* ist gegeben als D.P. SUBTU (p. 35, 20 vom hebr. schebeth, Sitz) chair wood oder Sesselholz (!); p. 21, 1 *u-s'ar-rid*, ich ließ herabsteigen, eine unmögliche Ableitung vom hebr. *jârad*, anstatt *u-sar-sid* vom arab. *raschada*. Pag. 75, 45 finden wir das gewöhnliche Wort für Heiligthum, Tempel, *es-rit*, als Zahlwort, zehn, übersetzt, was selbst im Zusammenhang einen Unsinn gibt. Esarhaddon sagt nämlich daselbst: „Einen Tempel für die Schätze von Assyrien und das Land Akkad ließ ich machen und ihn mit Silber und Gold ausschmücken, so daß er glänzte wie das Tageslicht"; dafür erhalten wir hier die Übersetzung: „Ten strongholds of the land of Assyria and the land of Accad I caused to be made and (with) silver (and) gold I decorated, and I made brilliant as the day (light)." Daß zehn Festungen mit Gold und Silber ausgeschmückt worden seien, scheint an und für sich schon sehr unglaublich, und selbst Fox Talbot hat schon vor Jahren eine bessere Übersetzung dieser Stelle geliefert. Das sehr häufige Wort für Palast ist hier immer *e-gal* anstatt *e-kal* geschrieben, wiewohl es oft genug in den Syllabaren erklärt wird, ebenso *sari*, König, statt *sarri;* die Formen der Zeitwörter finden wir noch immer hier mit *y* geschrieben, z. B. *yu-tar-ru* (p. 83, 43) anstatt *u-tar-ru*, wiewohl kein *y* im assyrischen Texte steht, noch auch stehen kann. Am Anfange der assyrischen Studien glaubten einige Gelehrte die alten assyrischen Schreiber corrigiren zu müssen, doch hat man endlich in letzterer Zeit diese Anmaßung aufgegeben. Wenn wir die verschiedenen Schreibweisen und Varianten in den Inschriften von Assur-nazir-abal vergleichen, so möchten wir geneigt sein, zu zweifeln, ob die alten Assyrier überhaupt den Buchstaben *y* (das hebr. Jod) als Consonanten vor Vocalen zuließen, obwohl das entsprechende Zeichen sehr häufig dafür geschrieben steht. Die assyrischen Zahlwörter sind sehr wohl und mit aller Sicherheit bekannt, wenn sie mit Zahlzeichen geschrieben sind, aber ihre assyrische Aussprache ist noch nicht für alle gefunden; jedenfalls sind wir berechtigt, ähnliche Wörter wie im Hebräischen, Syrischen und Arabischen zu erwarten, so viel wir aus den bekannten Formen schließen können. Es ist daher überraschend für einen Kenner der semitischen Spra-

[1] Eine nachträgliche Vergleichung des Originals zeigt, daß dieses sonderbare Zeichen nur ein Schreibfehler des Copisten ist. Es steht daselbst einfach das bekannte Zeichen *su-nigin*. Selbst in die sonst genaue Ausgabe der „Assyrischen Lesestücke" von Friedrich Delitzsch hat dieses nicht existirende Zeichen seinen Weg gefunden.

chen, auf p. 83, 32 die Länge des Palastes, den Esarhaddon baute, „95½ große Ellen", so assyrisch ausgedrückt zu finden: SUSSU + SILASĀ + KHAMSA bar-u rab-tiv", mit der Übersetzung: „ninety five great bar-u".

Wir haben schon Gelegenheit gehabt, in der Untersuchung über die Genauigkeit des Textes und der Umschreibung einige Beispiele der Übersetzung zu sehen. Da die Übersetzung in diesem Werke nur eine interlineare ist, so kann man im Voraus nicht erwarten, daß sie selbst in den an sich klaren Stellen die Klarheit des Originals wiedergibt, da der Geist der beiden Sprachen zu verschieden ist; gewöhnliche Leser können daher leicht eine solche Übersetzung mißverstehen, und in vielen Fällen werden sie die Schuld auf die Unklarheit des Originaltextes schieben. Es wäre wohl vorzuziehen, etwas freiere Übersetzungen nach dem Sinne zu liefern und für Jedermann verständlich, die schwierigeren Constructionen könnten dann stets in Anmerkungen erläutert werden. Ein Beispiel möge genügen; Esarhaddon beschreibt den Bau seines Palastes also: „Die Pfosten aus Cypressenholz, wohl zusammengefügt, ließ ich umwinden mit Bändern von Silber und Bronze, daran fügte ich die Thore, und rechts und links ließ ich ihren Verschluß hüten durch geflügelte Stiere und Kolosse (diese Statuen sind noch jetzt im Britischen Museum zu sehen, und sie sind oft abgebildet in Werken über assyrische Kunst), welche nach ihrer Bestimmung den feindlichen Angriff abwehren, die Schätze bewachen und den Wandel (das Leben) des Königs, ihres Gründers, beglücken sollen." Dieses stimmt vollständig überein mit dem, was uns Henry Layard von seinen Ausgrabungen berichtet (A popular account of Discoveries at Niniveh, London 1851, p. 344): „An den Haupteingängen zu den Gemächern waren riesige geflügelte Stiere und Löwen mit Menschenköpfen angebracht. Die kleineren Thore waren bewacht von kolossalen Figuren von Gottheiten oder Priestern. Es waren keine Überreste von den Thüren oder Thoren mehr vorhanden, aber metallene Thürangeln wurden entdeckt, und die Löcher für die Riegel waren noch an vielen Steinplatten erhalten. Die Priester von Babylon ‚befestigten ihre Tempel mit Thüren, Schlössern und Riegeln, damit ihre Götter nicht von Räubern gestohlen würden' (Baruch 6, 18), und die ehernen Thore von Babylon werden von den alten Geschichtschreibern oft erwähnt." Nun, obige Stelle finden wir in diesem Werke so übersetzt: „Doors of Sherbin wood, of which their foundation (is) good, a band of silver and copper I bound (on them), and I hung (sic!) in its (?) gates bulls and colossi, who according to their fixed command, against (sic! das Hauptwort ir-ti, Angriff, als Präposition betrachtet und so im Wörterbuche erklärt) the wicked they turn (themselves); they protect the footsteps, making peace (te be upon) the path of the King, their creator (who made them). (Positions) to the right hand and left I caused to take (occupy) the avenue of them." Es ist unmöglich, so etwas in das Deutsche zu übersetzen, und eine solche Übersetzung muß nothwendig auf den Leser den Eindruck machen, daß der Übersetzer die Stelle nicht verstand. Stellen wie obige sollten mit den nöthigen archäologischen Anmerkungen versehen sein, welche sie nach den bildlichen Dar-

stellungen auf Sculpturen oder nach den Berichten der Ausgrabungen oder nach den Angaben der alten Geschichtschreiber erläutern. In vielen Fällen geben auch Parallelstellen aus den Inschriften sehr klaren Aufschluß. Jeder Assyriologe, der solche Hilfsmittel der Erklärung vernachlässigt, ist allen möglichen Fehlgriffen ausgesetzt, und alle seine Übersetzungen verdienen keinen Glauben, wenn er auch in der einen oder andern Hinsicht sehr sorgfältig sein mag.

Die grammatische Erklärung der einzelnen Worte, die auf dem Titel versprochen ist, ist vollständig auf das Vocabular am Ende des Werkes beschränkt. Nach dem Ergebnisse und dem heutigen Stande der assyrischen Studien sollte dieser Theil den kritischen Apparat und die wissenschaftliche Begründung der Übersetzung enthalten. Doch wie findet sich der Leser da enttäuscht! Dieses „Vocabulary“ ist kein Inhaltsverzeichniß, weil alle Citate zu den Stellen vollständig fehlen; es ist kein Wörterbuch, weil zu keinem Worte die Bedeutung gegeben ist, sondern nur eine Liste von Wörtern mit Angabe, ob das betreffende Wort ein Hauptwort oder Zeitwort, Singular oder Plural u. s. w. ist; nur gelegentlich ist nebenan auch ein hebräisches Wort zur Vergleichung angefügt. Somit ist diese „grammatische Analyse“ vollständig nutzlos für Jeden, weil ein Anfänger in diesen Studien in jeder elementaren assyrischen Grammatik eine bessere und richtigere Erklärung finden wird. Kenner der semitischen Sprachen jedoch werden über die vielen neuen Entdeckungen ganz überrascht sein, die sie in diesen wenigen Zeilen finden werden. Es scheint, der Verfasser habe nicht einmal in einem hebräischen Wörterbuche nachgeschlagen für die Wörter, die er mit den assyrischen vergleicht, sonst wäre es unbegreiflich, wie er z. B. vergleichen könnte: *abil* subs. sing. masc. cons. (der Sohn), hebr. *hebel* (Hauch, Eitelkeit); *arca* prep. (nach), hebr. *ārák* (lang sein); *ascun* 1. sing. aor. Kal (ich machte), hebr. *schākán* (wohnen, ruhen); *babani* subs. pl. (Thore), hebr. *bābāh* (Augapfel); *cips'i* subs. pl. masc. von *cips'u* (footstep [?], wohl Schätze), hebr. *kabas'* (waschen); *ellat-s'u* subs. pl. masc. (sein Heer), hebr. *chîl* (Geburtswehen), und so fort. Selbst die Analyse der assyrischen Wörter zeigt, daß der Verfasser mit den semitischen Sprachen wenig vertraut ist, die doch bei allen Assyriologen vorausgesetzt werden sollen; so erhalten wir z. B. folgende Erklärungen in diesem Wörterbuche: *atsbiru* 1. sing. perf. Kal; *azcura* 1. sing. obj. aor. Kal; *atgul 1.* sing. masc. aor. Kal; hier setzt der Verfasser (wie in vielen anderen Erklärungen) voraus, daß in einer semitischen Sprache ein Geschlechtsunterschied in der ersten Person des Zeitwortes möglich ist; so etwas war bis jetzt unerhört. Dieselbe Zeitform ist bald erklärt als perf., dann als aor., dann als obj. aor., dann als fut. (p. 141, *inakhu*), dann als pres. (l. c. *inambû*), dann als telic. obj. aor. (p. 142, *isadha*). Eine solche Analyse assyrischer Wörter erregt mit Recht Zweifel an der Kenntniß des Verfassers und ist sicher nicht begründet in einer der existirenden assyrischen oder semitischen Grammatiken. Zum Schlusse können wir sagen, daß ein Vocabular zu den Inschriften von Esarhaddon, das für Fachgelehrte sehr nützlich wäre, noch vollständig zu schreiben ist, bis wir endlich ein vollständiges Wörterbuch der assyrischen Sprache erhalten, das uns befähigen wird, die Übersetzungen aus den Überresten dieser alten Literatur mit Sicherheit zu controlliren.

Wenn dieses Werk bestimmt ist, Anfänger in das Studium der assyrischen Alterthümer einzuführen, so bedauern wir, daß es noch so vieler Verbesserungen und Zusätze bedarf, um es auf die heutige Höhe der assyrischen Studien zu

erheben, und gewiß hat es nicht die Höhe der Wissenschaft erreicht, von der ein Recensent in der Times, 27. January, sagte: „Viele Texte waren dunkel und zweifelhaft zur Zeit des Todes von Mr. Smith, doch durch kritisches Studium sind sie jetzt fast so klar wie eine Seite der hebräischen heiligen Schrift.“ Leider ist noch viel zu dieser Klarheit erforderlich, und so lange Übersetzungen geliefert werden wie im obigen Werke, werden wir sie nie erreichen. Es ist daher wohl gut, solche Übersetzungen nicht auf guten Glauben hinzunehmen, und jede Mühe, die Resultate der Assyriologie mit der heiligen Schrift zu vereinbaren, ist einfach verloren, so lange man von solchen Übersetzungen abhängig ist.

J. N. Straßmaier S. J.

Geist des hl. Franziskus Seraphikus, dargestellt in Lebensbildern aus der Geschichte des Kapuziner-Ordens von P. **Augustin Maria Jlg**, Priester der bayerischen Kapuziner-Ordensprovinz. Erster Theil. 8°. 362 S. Augsburg 1876. Preis: *M.* 4.

Zweiter Theil: St.-Franziskus-Rosen. 8°. 478 S. Augsburg 1879. Preis: *M.* 4.80.

Wir hatten gehofft, das vorliegende Werk nach der Herausgabe des von dem Verfasser beabsichtigten dritten Bandes besprechen zu können. Leider hat aber inzwischen der Tod den Arbeiten P. Jlgs ein viel zu frühes Ziel gesteckt. Er starb zu Alt-Ötting den 25. Februar d. J. Ob wir nun einen dritten Band dieser schönen Lebensbilder aus den hinterlassenen Schriften erwarten dürfen, ist uns nicht bekannt. Wünschen wollen wir es, denn die vorliegenden Blätter, welche eiserner Fleiß und begeisterte Liebe zu seinem Orden einer langwierigen Krankheit abtrotzten, sind ganz gewiß ein erwünschter Beitrag zu unserer deutschen Erbauungsliteratur.

Treffend kennzeichnete P. Augustin sein Werk in dem Titel des zweiten Theiles: „St.-Franziskus-Rosen.“ Sie sind in der That ein reicher Strauß der schönsten Rosen, bald schneeweiß, bald purpurfarben, erblüht aus dem vom hl. Franziskus gepflanzten Dornstrauch strenger Armuth und Abtödtung, und süßer Wohlgeruch der Heiligkeit strömt von ihnen aus. Gewiß wird diese geistliche Blüthengabe manches Herz erfreuen und in eindringlicher Weise zur Nachahmung antreiben, dem alten Spruche gemäß: „Worte bewegen wohl, Beispiele aber reißen mit sich fort.“ Man versteht die Wuth der Hölle und ihrer Helfershelfer gegen die kirchlichen Orden, wenn man beim Lesen eines Buches, wie des vorliegenden, einen Einblick oder wenigstens eine Ahnung des Segens erhält, den jeder vom Geiste seines Stifters wahrhaft belebte Orden rund um sich verbreitet. Diese unabsehbare Reihe von Leben in Unschuld und Buße, diese Riesensumme von Werken der Abtödtung in jedem Sinne des Wortes, diese tausend und tausend Stunden der glühendsten Andacht, des inbrünstigsten Gebetes, diese zahllosen Opfer der hingebendsten

Nächstenliebe, geistlicher und leiblicher Barmherzigkeit; wie oft mag das Alles dem Arme der zürnenden Gerechtigkeit Gottes Einhalt gethan haben, welche Ströme der Gnaden hat es auf die Kirche Gottes, die streitende sowohl als die leidende, herabgefleht?

P. Ilg hat seine Lebensbilder so zu wählen verstanden, daß sie zugleich eine ziemlich vollständige Geschichte des ehrwürdigen Kapuziner-Ordens bilden. Freilich läßt das weder die Reihenfolge noch die Überschriften der Kapitel auf den ersten Blick erkennen; die letztern sind, beinahe wie es in Novellen zu geschehen pflegt, so gewählt, daß sie möglichst wenig von dem Inhalte verrathen. Um daher die Fülle des Stoffes, welche der hochw. Verfasser in den zwei vorliegenden Bänden bietet, besser darzulegen, wollen wir uns die Mühe nicht verdrießen lassen, den Inhalt der einzelnen Kapitel anzugeben und sie nach demselben zu gruppiren.

Die Gründungsgeschichte des Kapuziner-Ordens ist überaus merkwürdig. Dieselbe wird uns in den ersten neun Kapiteln des ersten Theiles skizzirt. Zunächst die Hauptpersonen, von denen sie ausging: Br. Matthäus von Bassi, „der Einsiedler im Taubenschlage" (I. 9), der den ersten Anstoß gab, sich dann aber zurückzog und im Taubenschlage des Markusthurmes von Venedig heiligmäßig starb, und der greise P. Franziskus von Cartozetto, „der Klausner von St. Jakob" (I. 1). Das strenge Leben der ersten Mitglieder der neuen Reform schildern die Kapitel: „Die ersten Kapuzinerklöster" (I. 2), „Das Generalkapitel bei Wasser und Brod" (I. 3), und namentlich wird die Liebe zur vollkommensten Armuth gefeiert, welche deßhalb mit Recht „Die Kapuzinerbraut" (I. 4) genannt wird. „P. Bernardin von Asti" (I. 5) zeichnet das Lebensbild des ersten Ordensgenerals, und „Sturm und Ungewitter" (I. 7) schildert die Wirren, welche namentlich durch den unseligen Apostaten Bernardin Ochino über den jungen Orden hereinbrachen. Durch Paul III. war derselbe 1537 auf Italien beschränkt worden, erst Gregor XIII. hob 1573 diese Beschränkung auf. „Die seltsamen Maurer von Paris" (I. 11) schildern nun die Einführung der Kapuziner in Frankreich, „Der Kaplan von Altdorf" (I. 13) erzählt ihre Ankunft in der Schweiz; „Die Geißlerprocession zu Antwerpen" (I. 15) ihr erstes Auftreten in den Niederlanden. Reiche Beiträge über ihre Einführung in Süddeutschland gibt „Ein gesühnter Charfreitag" (II. 1). — Die Stiftung der Kapuzinerinnen und das Leben durch Tugend besonders hervorragender Frauen bringen die Kapitel „Die Kapuzinerinnen" (I. 17), „Die Rose von Béziers" (I. 19) und „Die Gottesbraut von Città di Castello" (I. 36).

Den bei Weitem größten Theil des Buches bilden die eigentlichen Biographien. „Wolf und Lamm" (I. 8) erzählen von dem eifrigen Büßer Petrus von Mazzara und dem unschuldigen Br. Johann B. von Faenza; ein Seitenstück dazu: „Zwei Wege in's Paradies" (II. 17), schildert das Leben Bernhards von Offida, der lieben Unschuld selbst, und Bernhards von Carleone, „des Haudegens Siciliens", wie ihn der Verfasser nennt. Dann zieht eine lange Reihe jener reinen und demüthigen Seelen an uns vorüber, die sich vor Allem die Einfalt der Tauben erwählten und deren

Demuth und Reinheit mit ihrer Armuth und Abtödtung um die Palme ringt: „Bruder Veit" (I. 16), der gottselige Sicilianer, und Br. Joseph, sein Ebenbild, der „Zweiundsechzig Jahre im Orden" (I. 18) lebte; der heilige Br. Felix, „Der Bruder mit dem Jesuskinde" (I. 34), und sein getreuer Nachfolger Johannes Chrysostomus Schank aus Pruntrut, der wegen seiner innigen Verehrung des Jesukindleins mit Recht „Ein Christkind" (II. 13) genannt wird; Br. Crispin, „Der Ministrant unserer lieben Frau" (II. 22); Br. Hieronymus von Carleone, „Ein zweiter Juniperus" (II. 20) an heiliger Einfalt; Br. Seraphim, „Der Seraph von Ascoli" (II. 2); P. Johannes von Maurienne, berühmt durch seltene Abtödtung und Lostrennung von der Welt, „Der lebendige Todte" (II. 6), dessen Leichnam 200 Jahre unverwest blieb, bis ihn die Ungeheuer der französischen Revolution vernichteten; der selige P. Joseph von Leonissa, dessen wunderbares Leben die Überschrift „Gekreuzigt" (II. 10) wohl verdient; „Der Bruder in Tirol" (I. 24), Fra Tomaso da Bergamo, dessen glühende Frömmigkeit und Briefe voll himmlischen Feuers die Liebe zu Gott neu entflammen, namentlich am Hofe Leopold' V. von Tirol und in München; der selige Lorenz von Brindisi: „Der heilige General" (I. 20); P. Hieronymus von Narni, „Der Prediger im Vatikan" (II. 14), der unter den Päpsten Paul V., Gregor XV., Urban VIII. von der höchsten Stelle aus mit apostolischem Freimuthe das Evangelium verkündete; drei edle Convertiten: „Der schottische Convertit" (I. 22), Graf Georg Lasley, der als P. Archangelus Großes vollbrachte; sein Anverwandter Graf Forbes, der, „Ein neuer St. Alexius" (II. 3), seiner edeln und schönen Braut entsagt und im Bettlergewande entflieht, und der englische Edelmann „Benedict von Canfeld" (II. 9), dessen Lebensbild zugleich, wie so manches der bereits angeführten, als Rahmen für eine ganze Schaar durch Tugend und Verdienst ausgezeichneter Männer dient. „St. Franziskus in Valenzia" (II. 11) bringt das Leben des P. Franz von Sevilla und einer Reihe spanischer Kapuziner; sehr interessant sind die Lebensbilder des Herzogs Alfons' III. von Modena, der im rauhen Gewande des hl. Franziskus als „Barfüßiger Herzog" (II, 16) ein Leben der Buße und des Seeleneifers führte, und des Herzogs von Joyeuse, des „Ausgesprungenen Kapuziners" (II. 7), der nach dem Tode seines Vaters und ältesten Bruders mit Gutheißung Clemens' VIII. in den Johanniterorden übertrat, als Gouverneur von Toulouse gegen die Hugenotten kämpfte, später aber das Kleid der Kapuziner wieder anlegte und als P. Angelus sein Leben in Armuth und Demuth beschloß. Mit besonderer Liebe wird das Leben und der Tod des heiligen Martyrers Fidelis von Sigmaringen in dem schönen Kapitel: „Ein deutscher Heiliger" (I. 35), erzählt.

Auch von Diplomaten, die aus den armen Kapuzinerklöstern hervorgingen, weiß P. Ilg zu melden. An erster Stelle tritt uns P. Hyacinth von Casale als „Diplomat und Ordensmann" (I. 23) entgegen. Wir treffen ihn 1613 auf dem Reichstage zu Regensburg, dann bewirkt er als päpstlicher Legat für Deutschland die Transferirung der Kurwürde auf Bayern, reist nach Spanien, eilt vom Madrider Hofe nach Prag und Wien, geht 1624 nach

Brüssel, von dort an den Hof Ludwig' XIII. und findet zwischenhinein noch Muße zu eifrigem apostolischem Wirken auf den Kanzeln Italiens und zu schriftstellerischer Thätigkeit. Fast gleichzeitig entfaltet P. Valerianus, „Der lange Mönch" (I. 25), namentlich in Böhmen und Polen eine große kirchenpolitische Thätigkeit. 1621 ging er als Gesandter nach Paris, wo er seinem Ordensbruder, dem bekannten Père Joseph, gegenübertrat. Auch als Controversist war er hochgefeiert: auf einer Disputation in Danzig besiegte und bekehrte er (1636) den Protestanten Nigrinus und gewann 1651 den Landgrafen Ernst von Hessen der katholischen Kirche. Offen gestanden, nicht so sympathisch ist uns der ebengenannte Père Joseph, so hochberühmt er als Diplomat und rechte Hand Richelieu's auch sein mag. Wir begreifen recht wohl, weßhalb die Ordensannalen ihn übergingen. Doch wollen wir dem Herausgeber nicht verdenken, daß er bei seinen Mittheilungen „Aus dem Todendtüchlein von Tours" (II. 12) auch die guten Seiten des Mannes erwähnt, dessen Politik die katholische Kirche in Deutschland so überaus schwer schädigte. Mit Befriedigung lesen wir daher, wie der Ordensmann persönlich ein uneigennütziges, strenges Leben führte, wie er den Hugenotten gegenübertrat, viel für die Missionen wirkte und endlich eines bußfertigen Todes starb. Die politische Thätigkeit Père Josephs bleibt aber darum doch ein trauriges Beispiel, welches so recht zeigt, wie weit sich ein verblendeter Patriotismus verirren kann.

Als Schriftsteller bringt uns der „Goldene Himmelschlüssel" (I. 28) den hochverdienten P. Martin von Cochem, der unter den volksthümlichen Verfassern ascetischer Schriften für alle Zeiten einen hervorragenden Platz einnehmen wird, und den P. Procopius von Templin, „den Sänger von Maria Hilf" (II. 18), der als Dichter und wohl mehr noch als Prediger unter seinen Zeitgenossen zur Ehre Gottes wirkte.

Von hohem Interesse sind die Bilder aus den „Türkenkriegen" (I. 12) und aus dem „dreißigjährigen Kriege" (I. 21). Rettend, helfend, leidend treten uns da muthige Kapuziner, namentlich in Bayern und Süddeutschland, entgegen. Und was der gute alte Senior P. Max von Deggendorf in den „Plaudereien eines alten Kapuziners" (II. 15) alles zu erzählen weiß von den ersten Vätern, die den Orden nach Deutschland verpflanzten, von den unruhigen Zeitläufen, vom General Wrangel und den Schweden in Bregenz! „Der schwarze Tod" (II. 14) gibt ein Bild von der furchtbaren Pest in Mailand und Venedig vom Jahre 1630, und von Paris im Jahre 1580, und von dem Heldenmuthe, mit dem die Kapuziner sich dem Krankendienste weihten. Überhaupt ist die heroische Krankenpflege ein leuchtender Edelstein in der Verdienstkrone des Kapuzinerordens; schon der erste Gelehrte, der ihm beitrat, der Niederländer Franziskus Titelmann, erwarb sich den Namen „Der gelehrte Krankenwärter" (I. 6). Einen Begriff von der Wohlthätigkeit der armen Kapuziner mag die Notiz geben, daß die bayerische Ordensprovinz in einem einzigen Jahre bei einer Theuerung 42 588 sechspfündige Laibe Brod und über 300 000 Portionen kräftiger Suppe austheilte. Wie sehr würde auch heutzutage mancherorts die nothleidende Bevölkerung eine ähnliche Unterstützung segnen!

In der Missionsthätigkeit nehmen die ehrw. Väter Kapuziner eine hervorragende Stelle ein, und zwar sowohl in der Geschichte der Volksmissionen, als der Heidenmission. Proben aus der ersteren enthält das Lebensbild des P. Markus von Aviano. Dieser „wunderbare Prediger" (I. 27) versammelte im Jahre 1680 zu München, Linz, Bamberg, Eichstädt ungeheure Volksmassen um seine Kanzel und bewirkte unter den Zuhörern, die doch seine italienische Predigt gar nicht verstehen konnten, zahllose Bekehrungen. Ebenso wirkte er in Frankreich und Flandern. „Ein gesühnter Charfreitag" (II. 1) erzählt von einem andern apostolischen Manne, der durch ein Leben der Buße und des Seeleneifers als Sühne für einen Jugendfrevel Schaaren von Seelen Gott gewann. „Die Menschenfischer am Genfersee" (II. 4) und der „Ausflug in's Wallis" (II. 5) berichten von der Bekehrung von Chablais und von den Kämpfen mit den Calvinisten in Wallis. „Volksmissionen" (I. 26) schildern die Thätigkeit des ehrw. Joseph von Carabantes in Spanien, leiten aber zugleich zu den Missionen unter den Heiden über, indem der soeben genannte heiligmäßige Kapuziner als wunderthätiger Glaubensbote in Venezuela wirkte. „Die bärtigen Propheten auf Maranhao" (II. 8) erzählen den Versuch einer Missionsgründung in Brasilien. „Zu den Sarazenen" (I. 10) führen uns die beiden Johannes von Metymna und von Apulien, welche muthig die Marterkrone suchen und finden. Die Mission in Syrien schildert „Nach den Cedern des Libanon" (II. 19); und „Sonnverbrannt und Erfroren" (II. 21) erzählt von muthigen Glaubensboten in Persien, Ägypten, Abessinien, im Kaukasus, am Orinoco, in Canada. Bei Weitem am ausführlichsten erhalten wir die Geschichte der alten Mission am Kongo; sie wird in den Kapiteln „In's Mohrenland" (I. 29), „Das Hospiz von San Salvador" (I. 30), „Die vierzehn Nothhelfer" (I, 31), „Ein schweres Apostolat" (I. 32), „Die Königin der Jagen" (I. 33) ziemlich erschöpfend behandelt.

Und so hätten wir unsere Leser auf den reichen Inhalt der beiden vorliegenden Bände aufmerksam gemacht. Was nun die Darstellung selbst betrifft, so ist dieselbe überaus frisch und lebendig, ja vielleicht etwas zu blühend und farbenprächtig. Der Verfasser liebte, zahlreiche Naturschilderungen einzuflechten, die an sich schön sind und meisterhaft durchgeführt, die wir in jeder Novelle ungetheilt bewundern würden, die uns aber gerade deßhalb zu dem Gegenstande, dem sie hier als Schmuck beigegeben sind, nicht immer passend scheinen. Wir glauben, daß hierin dem gegenwärtigen Geschmacke zu viel nachgegeben wurde, obschon wir von der andern Seite gerne einräumen, daß diese Schilderungen manchen Lesern gefallen werden. Der einfache, treuherzige, schlichte Ton der Legende hätte uns besser gefallen und würde jedenfalls mit dem Inhalte mehr im Einklange gewesen sein. Doch das ist ja nur eine kleine Geschmacksverschiedenheit, welche das Lob, das wir aus vollem Herzen diesen ebenso erbaulichen als interessanten Lebensbildern spenden, durchaus nicht schwächen soll. Vielleicht dürfen wir erwarten, daß ein Ordensbruder des hingeschiedenen Verfassers den dritten Theil dieser Lebensbilder veröffentliche, und daß, durch den Vorgang P. Ilgs ermuthigt, andere Schrift

steller mit gleichem Geschicke uns mit Sammlungen von Lebensbildern auch aus andern Orden erfreuen. Nie war eine geschickte Vertheidigung der Orden mehr am Platze, als heutzutage, und es gibt keine beredtere Apologie der Orden, als die wahrheitsgetreue Erzählung dessen, was Ordensleute zur Ehre Gottes und zum Heile der Menschheit arbeiteten und duldeten.

Jos. Spillmann S. J.

Canisius-Broschüren:

1. **Die Staatserziehung ist im Princip verwerflich.** Den Freunden der christlichen Jugendbildung gewidmet von Dr. **Friedrich Justus Knecht.** Gr. 8°. 37 S. Freiburg, Herder, 1880. Preis: 40 *Pf.*
2. **Die Staatserziehung ist in ihren Folgen verderblich.** Von demselben. 98 S. Preis: *M.* 1.
3. **Die Lösung der Schulfrage und der Canisius-Verein.** Den Katholiken Deutschlands gewidmet. Von demselben. 68 S. Preis: 80 *Pf.*

In keinem Lande der Welt sind die Katholiken zur Wahrung ihrer Interessen so wohl geschult und organisirt, als bei uns in Deutschland. Wir haben eine geschlossene Phalanx politischer Vertreter in Landtag und Reichstag, welche an Einigkeit, Entschiedenheit und Gewandtheit von keiner katholischen Vertretung der Welt erreicht wird; wir haben unsere Centrumsvereine und katholischen Casinos durch das ganze Land hin; wir haben unsere akademischen, kaufmännischen und industriellen Vereine, unsere Arbeiter-, Gesellen- und Lehrlingsvereine; wir haben den Görres-, Pius-, Bonifacius- und Borromäus-Verein und die Vincenz-Vereine; unsere katholische Presse ist allerorts in voller Blüthe.

Nur in Bezug auf den allerwichtigsten Gegenstand waren wir bisher völlig ungenügend organisirt. In Bezug auf diesen schien uns die Bedeutung vereinter Kraft gar nicht zum Bewußtsein kommen zu wollen. Wir meinen das Unterrichtswesen. Wohl hatten wir auch auf diesem Gebiete einige Vereine, aber dieselben wandten sich entweder nicht an alle Klassen der Gesellschaft (Müttervereine), oder waren nur von untergeordneter, localer Bedeutung. Woher diese befremdliche Erscheinung? An der Überzeugung, daß die Schulfrage die wichtigste und brennendste aller Tagesfragen ist, von der die christliche Zukunft unseres Volkes abhängt, hat es gewiß Niemand gefehlt. Wer wüßte auch nicht, daß die äußerste Spitze der ganzen Maigesetzgebung gegen das katholische Erziehungswesen — mit Einschluß der Heranbildung des Klerus — gerichtet ist! Fürst Bismarck hat uns ja selbst einmal im Abgeordnetenhaus (16. April 1875) mit dankenswerther Offenheit gestanden, daß die Staatsregierung, wenn einmal mit Rom Friede geschlossen sei, die weitere Aggression gegen die katholische Kirche ruhig der Schulbildung überlassen könne. — Woher also unser bisheriges unbegreifliches Phlegma auf dem Gebiete des Unterrichtswesens? Als Grund dieser Erscheinung

dürfen wir wohl unsere althergebrachten Traditionen und Anschauungen bezeichnen. Wir waren seit Langem so daran gewöhnt, die Schule als die ausschließliche Domäne des Staates anzusehen, daß es trotz Culturkampf und Verfolgung lange Zeit brauchte, bis wir nur die Unterrichtsfreiheit offen auszusprechen und als ein Recht der Eltern und der Kirche zu fordern wagten. Noch viel länger sollte es dauern, bis sich die zersplitterten katholischen Kräfte vereinigten, um in gemeinsamer Thätigkeit unsere großen Interessen auf dem Gebiete des Unterrichts und der Erziehung zu wahren. Diese organisatorische Aufgabe übernahm endlich der vor zwei Jahren mit päpstlicher Genehmigung von hervorragenden Männern des katholischen Deutschland unter dem Vorsitz des hochverdienten Grafen Felix von Loë gestiftete „Canisiusverein zum Schutz der religiösen Erziehung der Jugend". Der Canisiusverein will vor Allem durch gemeinsames Gebet unter der Anrufung des seligen Petrus Canisius für den Schutz der christlichen Erziehung der Jugend wirken; sodann aber auch durch gemeinsame Thätigkeit die Jugend von unchristlichen Schulen fernhalten und im Geiste der Kirche zu unterrichten und zu erziehen suchen. Die Mitglieder verpflichten sich, an dem Zweck des Vereines nach Maßgabe ihrer Verhältnisse mitzuarbeiten und täglich das Vereinsgebet zu verrichten [1]. Mitglied des Vereins wird jeder Katholik (ohne Unterschied des Geschlechtes, Alters und Standes), welcher die genannten Verpflichtungen übernimmt. Da zum Beitritt nur der einmalige Beitrag von drei Pfennigen erfordert wird, so kann auch der ärmste Katholik Mitglied des Vereins werden und an der Aufgabe desselben mitwirken [2].

Obwohl der Canisiusverein noch so jung ist, so hat er doch schon einen glänzenden Aufschwung genommen. Schon im März dieses Jahres zählte er 75 000 Mitglieder. Viele deutsche Bischöfe und mehrere katholische Generalversammlungen haben ihn auf's Dringendste empfohlen. So ist gegründete Aussicht, daß der Canisiusverein immer herrlicher sich entfalte und bei allen Katholiken die freudigste Aufnahme finde. Vergessen wir doch das viribus unitis nicht. Oder sollen wir hinter den Liberalen zurückbleiben? Vor einem Monat (19. bis 21. April) hielt die von dem Freimaurer Jean Macé gegründete und noch heute unter seinem Vorsitz stehende Unterrichtsliga auf dem Trocadéro zu Paris einen großartigen Congreß ab, an dem auch liberale Schulmänner aus Belgien, Ungarn, Italien und Spanien theilnahmen. Der Zweck des Congresses war, die Liga neu zu organisiren, und zwar in föderativer Form, nämlich als einen großen Bund aller, auch der weiblichen Gesellschaften für Volksbildung. Ein gemeinschaftliches Central-

---

[1] Dasselbe lautet: „Seliger Petrus Canisius, sei der Beschützer der in ihrem Glauben und in ihren Sitten gefährdeten Jugend!" (Dazu ein Vaterunser und Ave Maria.) Papst Leo XIII. hat für die jedesmalige Verrichtung dieses Vereinsgebetes einen Ablaß von 100 Tagen bewilligt.

[2] Weitere Aufschlüsse über Zweck und Einrichtung des Canisius-Vereins gibt die dritte der oben angezeigten Broschüren S. 58 ff.

organ wurde gegründet, um für die Ideen des Vereines zu wirken. Jährlich sollen die Delegirten der einzelnen Gesellschaften zu einem Congreß zusammentreten, um die gemeinsamen Angelegenheiten zu berathen und einen Generalrath von 30 Mitgliedern zu ernennen, bezw. zu einem Drittel zu erneuern. An der letzten Sitzung des dießjährigen Congresses nahm Gambetta selbst Theil, um, wie ein liberales Blatt sich ausdrückte, durch die Macht seines Wortes und das Einsetzen seiner Persönlichkeit dem Werke die öffentliche Weihe zu geben. Und welches ist nun der Zweck dieses liberalen Unterrichtsvereins? Auf seinem Banner stehen die Worte: „Freiheit und Krieg der Unwissenheit wie der Intoleranz!“ Zu gut deutsch: „Nieder mit dem Klerikalismus!“ Man weiß, was das heißt im Munde des Logenmeisters Gambetta und seiner maurerischen Gesinnungsgenossen. In seiner Congreßrede betonte der Kammerpräsident unter Anderem auch, zur Volksaufklärung genüge der Unterricht nicht, man müsse auch die Erziehung in die Hand nehmen, und da nur die Frau dem Kinde die Erziehung zu geben vermöge, so müsse man auch die Frauen von jetzt an gewinnen. „Sie werden uns sicherlich nicht fehlen,“ fügte er bei, „wenngleich es nöthig sein dürfte, noch manche Reformen unserer Gesetzgebung einzuführen (hört!), um die Frauen dem Einflusse des Klerikalismus zu entreißen. Laßt uns darum nicht aufhören, zu lehren und zu unterrichten, und mit dem sterbenden Göthe: ‚Licht, mehr Licht!‘ zu rufen.“ — Also eine Liga, die schon im Jahre 1872 so mächtig war, daß sie für die Petitionen zu Gunsten des obligatorischen und unentgeltlichen Unterrichts 850 000 Unterschriften zusammenbrachte, und deren Thätigkeit man mit Recht die Ferry'schen Unterrichtsgesetze zuschreibt, soll jetzt zu einem neuen, noch großartigern Feldzuge gegen die christlichen Schulen mobil gemacht werden. Auch in Belgien besteht ein liberaler „Unterrichtsbund“, der seine Mitglieder zu vielen Tausenden zählt, und dem Unterrichtsminister van Humbeek in seiner Todtengräberarbeit gegen die katholische Kirche getreulich Dienste leistet. Ähnliche liberale Vereine mit ausgesprochen antichristlichen Tendenzen besitzt auch Deutschland.

Angesichts dieser Thatsachen ist es wohl Zeit, daß wir Katholiken uns ermannen, unsere Reihen schließen und Mann an Mann mit vereinten Kräften die Jugend der Familie und der Kirche erhalten oder wiedererobern. Oder sollten wir es dulden, daß die Mächte der Finsterniß mehr Eifer entfalten zum Verderben, als wir zum zeitlichen und ewigen Heile der Jugend?

Zu den Mitteln, mit denen der Canisiusverein die Lösung seiner Aufgabe zu erreichen strebt, gehört in erster Linie auch die Belehrung. Nach allen Seiten hin will er die Schul- und Erziehungsfrage vom katholischen Standpunkte aus durch Herausgabe einer Reihe zwangloser Broschüren in gemeinverständlicher Weise beleuchten. Die drei obengenannten sind die bis jetzt erschienenen. Alle haben den durch andere pädagogischen Schriften schon rühmlich bekannten Dr. Fr. J. Knecht zum Verfasser. Die erste Broschüre behandelt in gediegener, bündiger und doch nicht abstract gelehrter Weise die Principienfrage, und weist nach, daß der Anspruch des modernen Staates auf das Unterrichts- und Erziehungsmonopol nicht nur völlig unberechtigt

ist, sondern auch eine unerträgliche, geistige Knechtung der Völker begründet und folgerichtig zum Socialismus führen muß. — Nach dem Grundsatz: „An den Früchten erkennt man den Baum", zeigt die zweite Broschüre an den Wirkungen der Staatserziehung deren Verwerflichkeit. Die staatliche Allregiererei auf dem Gebiete der Erziehung wirkt verhängnißvoll in Bezug auf Bildung und Charakter, ganz besonders aber in Bezug auf Sitte und Religiosität. Alle aufgestellten Behauptungen werden durch statistische Angaben und competente Zeugnisse erhärtet. Gelungen ist namentlich die Schilderung der unausstehlichen Sklaverei, welche das staatliche Schulmonopol über uns schon verhängt hat. Unsere liberalen Worthelden schreien Mordio, wenn es sich um das Tabaksmonopol oder irgend ein anderes Monopol handelt. Aber gegen das Unterrichtsmonopol mit seiner Tyrannei haben sie nicht das Geringste einzuwenden. — Die dritte Broschüre endlich liefert den Nachweis des unveräußerlichen Rechtes der Eltern und der Kirche auf die Erziehung der Jugend, und zeigt zugleich, welche Lösung der Schulfrage die Katholiken anzustreben haben. Vor Allem müssen wir, so führt der gelehrte Verfasser aus, um jeden Preis uns Unterrichtsfreiheit zu erobern suchen. Damit würden die schlimmsten Mißstände des heutigen staatlichen Erziehungssystems von selbst beseitigt. Doch als endgiltige Lösung der Schulfrage will Dr. Knecht die Unterrichtsfreiheit nicht angesehen wissen. Das Ideal des Unterrichtswesens erheischt nach ihm, daß der Staat die Hand ganz von der Schule fernhalte, in der Weise, wie dieß in England der Fall ist, wo es keine Staatsschulen, nicht einmal staatliche Universitäten gibt. Daß uns England gerade das Ideal des Unterrichtswesens in einem christlichen Staat biete, wird vielleicht nicht Jeder zugeben. Aber in Ländern mit confessionell gemischter Bevölkerung ist kaum etwas Besseres für uns zu erhoffen. Darin hat der Verfasser sicher Recht, daß in einem Lande, wo es Staatsschulen gibt, die bloße Schulfreiheit den billigen Forderungen der Katholiken nicht gerecht wird. Es ist eine Ungerechtigkeit gegen die katholischen Eltern, wenn der Staat mit den allgemeinen Steuern, zu denen auch die Katholiken beitragen, kirchenfeindliche Schulen errichtet, denen die Eltern ihre Kinder ohne Verletzung ihrer heiligsten Pflicht nicht anvertrauen dürfen. Es ist ferner eine Ungerechtigkeit, daß die Eltern gezwungen werden, neben den allgemeinen Steuern für die Staatsschulen noch mit schweren Opfern Privatschulen zu errichten. Endlich ist in einem Land mit Staatsschulen den Privatschulen die Concurrenz in ungebührlicher Weise erschwert. Denn wie sollen Privatanstalten, die nur auf die Schulgelder der Kinder angewiesen sind, es mit Anstalten aufnehmen, denen der Staat alle Mittel reichlich zur Verfügung stellt? Daß trotzdem die katholischen Schulen in Belgien und Frankreich die Concurrenz auf's Glänzendste bestanden haben, beweist, über welch' mächtige moralische Kräfte die Kirche auf dem Gebiete des Unterrichts und der Erziehung verfügt. Im Vertrauen auf diese Kräfte wollen wir vor der Hand mit der Forderung der Unterrichtsfreiheit uns begnügen, wenn sie auch lange nicht Alles ist, was wir billigerweise verlangen dürfen. Die Behauptung: Die Kinder gehören erst durch die Eltern der Kirche (Brosch. III. S. 1), ist, wenigstens in Bezug

auf getaufte Kinder, sehr mißverständlich. Wenn sodann der Verfasser meint (Brosch. I. S. 12 ff.), das Princip der Staatserziehung sei mit den „von allen christlichen Confessionen anerkannten Grundlehren des Christenthums unverträglich", so möchte dieß nicht leicht zu beweisen sein. Ist nicht das Staatskirchenthum, wonach der Monarch zugleich die Stelle des obersten Landesbischofes einnimmt, eine echt protestantische Forderung? Sprach ja noch jüngst Herr Stöcker von der freien (!) Kirche unter staatlicher Controle. Es will uns nicht einleuchten, daß die christlichen Grundlehren in dieser Fassung, wenigstens in einem ganz protestantischen Staate, der Staatserziehung widersprechen.

Nach den gegebenen Andeutungen ist das hohe Interesse, das die drei neuen Broschüren über die Schulfrage bieten, von selbst klar, und es bedarf wohl kaum noch der Bemerkung, daß wir denselben im Dienste der guten Sache die weiteste Verbreitung wünschen. Dieselbe glauben wir nicht wirksamer befördern zu können, als wenn wir die Urtheile deutscher Bischöfe veröffentlichen, welche die neueste „Schulcorrespondenz des Canisiusvereins" gebracht hat.

Der erste dieser Kirchenfürsten schreibt: „Die Broschüren sind unübertrefflich; wenn man doch in jedes katholische Haus ein Exemplar bringen könnte. Ich werde keine Gelegenheit vorübergehen lassen, wo ich sie empfehlen kann."

Der zweite: „Euer W. danke ich verbindlichst für die gefällige Übersendung der beiden Canisius-Broschüren. Sie sind vortrefflich, ebenso zweckmäßig als interessant und sehr gut geschrieben."

„Die Broschüren," äußert der dritte Bischof, „haben mir nach Form und Inhalt äußerst gut gefallen und kann ich, indem ich dem geehrten Herrn Verfasser aufrichtig Glück zu diesem Schriftchen wünsche und mit Spannung dem Erscheinen des dritten Heftchens entgegensehe, meine Überzeugung nur dahin aussprechen, daß dieselben dem erstrebten Zwecke in jeder Beziehung dienlich sind."

Der vierte, ein greiser Oberhirt, urtheilt: „Es war ein überaus glücklicher Gedanke, nächst der Sorge für das Vereinsgebet und dessen Verbreitung in sehr weite Kreise auch durch Druckschriften den wichtigen Vereinszweck zu fördern. Die beiden ersten Broschüren des Herrn Pfarrer Dr. Knecht enthalten treffliche Beweise, wie verwerflich im Grundsatze und verderblich in den Folgen die Staatserziehung ist."

V. C.

Empfehlenswerthe Schriften.

(Kurze Mittheilungen der Redaction.)

Konrad von Hostaden, Erzbischof von Köln (1238—1261). Von Dr. Hermann Cardauns. 8°. XI u. 164 S. Köln, Bachem, 1880. Preis: *M.* 3.60.

Die mit großem Fleiß und ausgebreiteter Erudition aus den Quellen selbst gearbeitete Monographie hält sich streng in den Grenzen des Provincial-Geschichtlichen. Da sie indeß den größten deutschen Staatsmann des Interregnums betrifft, so ist ihr Interesse keineswegs auf diesen engen Kreis gebannt, vielmehr muß sie als ein höchst werthvoller Beitrag zur allgemeinen deutschen Geschichte betrachtet werden. Sie bringt viel Licht in einen Zeitraum, der wegen seiner politischen Verworrenheit dem Forscher sowohl wie dem Geschichtschreiber nicht unerhebliche Schwierigkeiten bereitet. Der bunte, complicirte Stoff ist nach den Haupteigenschaften gruppirt, in welchen der Erzbischof Konrad handelnd in die Geschichte eingriff: 1) als Reichsfürst, 2) als Landesfürst über den ansehnlichsten Theil des Niederrheins, 3) als Fürst der Stadt Köln und 4) als Kirchenfürst. Sehr erfreulich ist das Bild nicht, das sich in den ersten drei Abschnitten entrollt — es ist eben das Bild der inneren Zerfahrenheit, Verwirrung und Auflösung, welche die verkehrte Politik der Hohenstaufen über Deutschland heraufbeschworen und welche darin ihren Gipfelpunkt erreicht, daß die angesehensten Wahlfürsten des Reiches, unter ihnen Konrad von Hostaden, die Kaiserkrone zugleich an mehrere Ausländer gegen klingende Münze verschachern, während kein einziges gemeinsames Ziel, keine große Action nach Außen die unter sich hadernden Stände mehr vereint. Als Landesfürst weiß Konrad hieraus allerdings Vortheil zu ziehen, mehrt den Besitzstand seines Landes sowohl durch kluge Politik als glückliche militärische Operationen, erhöht die Wehrhaftigkeit des so erweiterten Territoriums und gewinnt durch den Sturz des Bürgerregiments eine Herrschaft über die Stadt Köln, wie sie vor und nach ihm kein Erzbischof besessen; aber die eigentlich kirchliche Thätigkeit des Erzbischofs tritt bei diesem ausgebreiteten staatsmännischen Wirken sehr in den Hintergrund. Letzteres begünstigte indeß immerhin das freie Aufblühen kirchlicher Institute und Genossenschaften, wissenschaftlichen Strebens und künstlerischer Leistungen. Konrad hob die rechtliche Stellung der Geistlichkeit, förderte den Gottesdienst, gründete die ganz in geistlichen Händen ruhende Kölner Kanzlei. War er auch nicht Gründer des Doms noch directer Förderer der zahlreichen rheinischen Kirchenbauten, die in sein Pontificat fallen, so leistete die Macht, das Ansehen und die Wohlhabenheit, welche Köln unter ihm erlangte, dieser regen kirchlichen Bauthätigkeit unzweifelhaft mächtigen Vorschub. Die genauen Daten, welche Herr Dr. Cardauns in dieser letzten Abtheilung der Schrift über den Kölner Dombau mittheilt und welche mehrere weitverbreitete Ungenauigkeiten und Irrungen verbessern, machen die Schrift zu einer sehr passenden Festschrift auf die Vollendung des Domes. Während die gründliche Kritik derselben Einiges hinweggräumt, was den Anfängen des Dombaues ein gewisses poetisches Relief gab, tröstet sie uns mit dem Gedanken, daß der Dombau, während der trübsten politischen Wirren unternommen, schon in seinen Anfängen nicht auf Fürstengunst gegründet war, sondern auf den Glauben und Opfersinn des katholischen Klerus und Volkes.

Christlich-sociale Blätter, kathol. Central-Organ, redigirt von A. Bongartz in Rollinghausen. Alle 14 Tage ein Heft von 2 Bogen gr. 8⁰. Preis: halbjährlich *M.* 3.

Wir haben bereits im Eingange des Jahres 1880 die vorstehende Zeitschrift, die einzige in ihrer Art im deutschen Reiche, unsern Lesern empfohlen und glauben mit bestem Gewissen die Empfehlung auch jetzt erneuern zu dürfen. Soll die Zeitschrift, welche der brennendsten Frage der Gegenwart, der socialen, geweiht ist, ihrem wichtigen Berufe auch künftig gerecht werden, so muß das katholische Publikum sich derselben eifrigst annehmen, da die Kosten eines derartigen Unternehmens bedeutend größer sind, als die der Tagespresse. Wir glauben uns besonders an den katholischen Adel Deutschlands, der so viel Verständniß für die Social-Reform hat, wenden zu dürfen, damit er in seinen Kreisen für weite Verbreitung der „Christlich-socialen Blätter" wirke und so zur Blüthe derselben desto mehr beitrage, je weniger der Klerus in seiner heutigen Lage für diesen Zweck leisten kann.

Monatsschrift für Gesellschafts-Wissenschaft, für volkswirthschaftliche und verwandte Fragen. Von Frhr. C. v. Vogelsang. Gr. 8⁰. Preis: vierteljährlich *M.* 3.

Was für das deutsche Reich die „Christlich-socialen Blätter" sind, ist für Österreich die treffliche „Monatsschrift für Gesellschafts-Wissenschaft". Damit wollen wir freilich nicht sagen, daß diese letztere bloß für Österreich berechnet sei. Sie hat nämlich mit dem Beginn des gegenwärtigen (dritten) Jahrganges ihr Programm dahin erweitert, daß jetzt die gesammte sociale Frage in den Bereich desselben gehört. Da sie jedoch naturgemäß besonders österreichische Verhältnisse berücksichtigt, so wird wohl eine Concurrenz zwischen ihr und den „Christlich-socialen Blättern" nicht zu befürchten sein. Es freut uns, daß die „Monatsschrift für Gesellschafts-Wissenschaft" nach wie vor der heute so wichtigen Agrarfrage ihre besondere Aufmerksamkeit zuwendet und außerdem fortlaufende Berichte über die neuesten literarischen Erscheinungen auf dem Gebiet der Socialwissenschaften bringt. Wir empfehlen darum auch diese Zeitschrift auf das Wärmste unsern Lesern.

Arbeiterwohl. Organ des Verbandes katholischer Industrieller und Arbeiterfreunde. Redigirt von General-Secretär Franz Hitze. Erster Jahrgang. Erstes Quartal. 8⁰. 60 S. Köln, J. P. Bachem. Preis complet: *M.* 3.

Das „Arbeiterwohl" sucht seinen Leserkreis unter den Industriellen und Arbeiterfreunden, d. h. unter denjenigen, welche eine leitende sociale Stellung einnehmen. Es will sie zusammenschaaren, sie für die praktische Bethätigung an der Lösung der Arbeiterfrage begeistern, belehren und zu diesem Zweck mit den schon bestehenden Wohlfahrts-Anstalten bekannt machen. Gewiß ein herrlicher Zweck! Wer möchte einem solchen Unternehmen nicht die besten Segenswünsche auf den Weg mitgeben? Wir begrüßen das Erscheinen des „Arbeiterwohl" um so freudiger, als der Verband katholischer Arbeiterfreunde, dessen Organ es ist, uns berufen scheint, einen Zweig socialer Thätigkeit in Deutschland zur Blüthe zu bringen, in welchem wir, trotz unserer sonstigen hervorragenden Leistungen auf dem socialen Gebiete, bis heute noch von Frankreich übertroffen werden. Der Name des schon durch andere Schriften auf dem socialen Gebiet rühmlichst bekannten Redacteurs, sowie die Namen der Vorstandsmit-

glieder (z. B. Domcapitular Moufang, Frhr. v. Hertling, A. Bongartz ꝛc.) sichern dem Unternehmen einen günstigen Erfolg. Auch die vorliegenden drei größeren, trefflichen Arbeiten (ein Aufruf an die Arbeiterfreunde und Industriellen des katholischen Deutschland, eine Studie über das Ethische in der Fabrikordnung und eine eingehende Belehrung über die Arbeiterkasse) berechtigen zu den besten Erwartungen in Bezug auf das „Arbeiterwohl". Was wir namentlich an dem neuen Unternehmen mit Freuden hervorheben, ist die entschieden katholische Grundlage, welche man ihm gegeben. Nur unter der frei entfalteten Fahne des katholischen Glaubens läßt sich wirksam und auf die Dauer die christliche Charitas zu einem neuen großen Eroberungszuge organisiren.

Für das **heilige Jubiläum** empfehlen wir folgende Schriften:

Jubiläums-Büchlein für das von Sr. Heiligkeit Papst Leo XIII. verkündete außerordentliche Jubiläum. Nebst Betrachtungen und Belehrungen zur Vorbereitung auf die Jubiläumsbeichte. Von Dr. J. B. Heinrich, Domdecan in Mainz. Mit kirchlicher Approbation. 16°. 48 S. Mainz, Kirchheim, 1881. Preis: 12 *Pf.*

Jubiläums-Büchlein, enthaltend Unterricht und Gebete für das vom heiligen Vater Leo XIII. angeordnete außerordentliche Jubiläum. Von W. Cramer, Domcapitular und Regens in Münster. Mit Erlaubniß geistlicher Obrigkeit. 16°. 48 S. Dülmen, Laumann, 1881. Preis: 15 *Pf.*

Jubiläums-Büchlein. Unterricht und Gebete zur Gewinnung des von Sr. Heiligkeit Papst Leo XIII. für die Zeit vom 19. März bis 1. November 1881 verliehenen Jubiläums-Ablasses. Von einem Priester der Erzdiöcese Freiburg. Mit Approbation des hochw. Capitels-Vicariats Freiburg. 16°. X u. 94 S. Freiburg, Herder, 1881. Preis: 25 *Pf.*

Miscellen.

Einige Chronometer der Geologie. Wie der Astronom die kosmischen Entfernungen nicht mit Fußen und Meilen abmißt, sondern daran den Durchmesser der Erdbahn als ein mehr proportionirtes Maß anlegt; so waren auch die Geologen von jeher eifrig bemüht, für die Länge der nach Jahr und Tag unmeßbaren Epochen der Erdbildung einen entsprechenden geologischen Maßstab zu construiren. Früher glaubte man nach dem Vorgange Gustav Bischofs aus der Dicke der Steinkohlenlager die ungefähre Zeit herausrechnen zu können, welche zu ihrer Entstehung nöthig war, und dann hiermit ein Maß zur Abschätzung der Bildungsdauer aller Schwemmgebilde, der sogen. „Sedimentärgesteine", zu gewinnen. Wiederum mußten die Beispiele der in

historischer Zeit erfolgten Hebung und Senkung einzelner Berge und Länder Anhaltspunkte liefern zur Bestimmung der Dauer während des Aufsteigens der gesammten Continente und ihrer Gebirgsketten. Sodann führte ein vergleichendes Studium der jetzt noch vor unseren Augen sich vollziehenden Austiefung der Flußbette und der erodirenden Wirkung der Meeresbrandung zur Berechnung der erforderlichen Zeit für die in grauer Vorzeit ausgeführte Thalbildung und Küstenveränderung. Bald indessen überzeugte man sich von der Unsicherheit der Grundlagen, auf denen die meisten dieser und ähnlicher Meßoperationen ruhten. Sie wurden deßhalb als werthlos fallen gelassen. Nur sehr wenige geologische Thatsachen erfreuen sich heute noch des Vorzuges, als Zeitmesser zugelassen zu werden. Dieselben sind: das stetige Zurückschreiten der Niagarafälle, das beständige Aufsteigen Skandinaviens, die jährlichen Delta-Absätze des Nils und des Mississippi und endlich das constante Korallenwachsthum um viele der oceanischen Inseln [1].

Dr. Th. Kjerulf, Professor der Geologie und Mineralogie an der Universität Christiania, welcher schon im Jahre 1868 vor der Versammlung der nordischen Naturforscher feierlich Protest erhoben [2] gegen die hohen Zahlen, welche man für die Hebung Skandinaviens angesetzt, hat sich neuerdings der dankenswerthen Arbeit unterzogen, die oben erwähnten, jetzt noch giltigen Chronometer genau zu revidiren. Dabei stellte sich dann ganz klar und entschieden heraus, daß die drei ersten „einleuchtendsten, lehrreichsten und daher auch berühmtesten" derselben schadhaft sind und fortan auch nichts mehr taugen können [3]. Die Korallenbildung, welche er nicht in den Bereich seiner Erwägungen gezogen, würde ganz gewiß bei ähnlicher Prüfung nicht besser weggekommen sein. Ist ja durch die neuesten Tiefseeforschungen die bisherige Erklärung der Korallenbauten überhaupt in Frage gestellt worden.

Die Wichtigkeit des Themas dürfte es zweckmäßig erscheinen lassen, auch an diesem Orte aus der sehr lesenswerthen Broschüre das Eine oder das Andere hervorzuheben. Bezüglich Skandinaviens wird mit Benützung einer reichen und detaillirten Localkenntniß dieses für den Geologen so classischen Bodens schlagend nachgewiesen, daß die bisherigen Deductionen in völliger Mißkennung der wahren Thatsachen ihren Grund haben. Der an's Abenteuerliche streifenden Annahme Lyells gegenüber, Norwegen und Schweden sei vor der Eiszeit erst unter das Meer versunken und dann bis zur heutigen Höhe allmählich und gleichmäßig daraus wieder aufgestiegen, stellt Kjerulf fest, daß für den ganzen Zeitraum seit Anfang der sogen. „Eiszeit" bis heute

---

[1] Vgl. H. Credner, Elemente der Geologie. 4. Aufl. 1878. S. 271 ff. Manual of Geology by James D. Dana. 2. edit. 1876. p. 590 and 591.

[2] S. Zeitschrift der deutschen geologischen Gesellschaft, Bd. XXII. S. 1 ff.

[3] Im 352. und 353. Heft der Sammlung gemeinverständlicher, wissenschaftlicher Vorträge, herausgegeben von R. Virchow und F. v. Holtzendorf, wurde die in norwegischer Sprache veröffentlichte Arbeit Kjerulfs unter dem Titel: „Einige Chronometer der Geologie", durch Dr. R. Lehmann in's Deutsche übertragen. Was die ganze Sammlung dieser Vorträge betrifft, so können wir sie keineswegs empfehlen.

in Wirklichkeit sich nichts Anderes aus den Beobachtungen ableiten lasse, als eine Hebung im Betrage von 600 Fuß (norwegisch). Hatte Lyell für die ganze Hebungsbewegung eine Zeit von 480 000 oder in „runder Zahl" 500 000 Jahre nöthig befunden, so gebraucht Kjerulf, unter Beibehaltung der Voraussetzungen Lyells über die Schnelligkeit und Gleichmäßigkeit der Bewegung, nur noch 24 000 Jahre. Diese Voraussetzungen sind aber wieder falsch und zwar alle nach derselben Seite hin. Denn einmal sind die Beobachtungen, denen zufolge die jetzige mittlere Hebung 2½ Fuß im Jahrhundert betragen soll, schon von Keilhau, ebenfalls einem norwegischen Forscher, für unrichtig erklärt worden. Zweitens leitet Kjerulf aus vielen Beobachtungen an Muschelbänken, Terrassen und Strandlinien die Schlußfolgerung ab, daß die Hebung nicht eine gleichförmige war, sondern daß ruckweise schnelle Verschiebungen mit einem langsamen, stetigen Steigen abgewechselt haben. Hierdurch wird aber selbstverständlich nicht allein die Hebungsdauer um sehr Vieles verkürzt, sondern wird auch jeder Berechnung derselben die sichere Basis entzogen.

Mit größerer Ausführlichkeit werden die Verhältnisse des vielbesprochenen Nildeltas nach allen Seiten hin discutirt und die Mängel bloßgelegt, welche zu den kolossalen Zahlen von 12 000 und 30 000 Jahren geführt haben, seit denen nicht nur der Nil Schlamm-Massen seinem Delta-Dreieck zugefluthet, sondern auch schon Menschen an den Ufern des heiligen Stromes Ziegel gestrichen und Töpfe gebrannt haben sollen. Kjerulf faßt das Endergebniß in folgende Worte zusammen: „Die Füllung des Nildelta's auf einer Fläche von dem Scheitelpunkt bis gegen den Küstenwall hin und in einer Tiefe von 10 m ist eine Arbeit, welche nach den Bestimmungen des Nilwachsthums in verticaler Richtung und der jährlichen Schlammführung des Nils als in einer Zeit von zwischen 4000 und 6000 Jahren ausgeführt angesehen werden kann." Er fügt dann bedeutsam hinzu: „Die ägyptischen Priester hatten allerdings eine andere Zeitrechnung, sie führen eine große Zahl von Jahrtausenden für die Dynastien ihrer Götter und Halbgötter und für das Alter ihrer Königreiche auf und gewinnen dadurch Zeit für eine Abstammung von oben her. Wenn man uns nun so eindringlich von Neuem dieselben ägyptischen Zahlen bietet, so scheint man Zeit gewinnen zu wollen für eine nicht minder glänzende Abstammung — von unten."

Schon mehr als 20 Jahre vorher war Professor Dr. O. Fraas zu derselben Überzeugung gekommen, nachdem er eine Reise durch das Nilthal zu dem Zwecke unternommen, „diese wissenschaftliche Instanz zu prüfen, die unläugbar von höchster Wichtigkeit wäre und zu keiner Zeit auf den Laien ihren Eindruck verfehlt hat"[1]. Vernichtend ist drittens das Verdict, welches Kjerulf über die Zahlen-Ungeheuer fällt, die man aus den Absätzen des Mississippi-Deltas herausgerechnet. Bekanntlich hatte Dr. Dowler für das Alter eines in denselben gefundenen Menschenschädels die Zahl von 50 000 Jahren be-

[1] Vgl. dessen Buch „Vor der Sündfluth", 1866, S. 470, und das größere Werk „Aus dem Orient", 1867.

rechnet. Wohl auf denselben Fund bezieht sich die mehr „exacte" Zahl von 51 900 Jahren, welche K. Vogt für das Menschenalter am Mississippi ansetzt, während er dem Delta desselben ein Alter von 126 000 Jahren zutheilt. Lyell hielt das Mississippi-Delta für ganz besonders geeignet für zuverlässige Zeitmaßbestimmung und gab ihm in runder Zahl 100 000 Jahre. Der nordamerikanische Mensch ist ihm aber noch älter. Wie bescheiden nimmt sich dagegen die Zahl von 4000 Jahren aus, welche Kjerulf für das Alter des Deltas annimmt! Dieselbe wurde nicht von ihm, sondern von Humphrey, einem der Ingenieure gefunden, welche mit der officiellen Untersuchung des Mississippi-Deltas in den Jahren 1851—1861 betraut worden waren. Der Gang der Rechnung wird im Einzelnen mitgetheilt und dann das Resultat durch die Ergebnisse einer im Jahre 1867 von der Smithsonian Institution veranlaßten wissenschaftlichen Expedition bestätigt, welche geognostische Untersuchungen im Staate Louisiana, im Delta und im Thale des Mississippi zum Zwecke hatten.

Den höchsten chronometrischen Werth dürfte man immer noch der Niagarawirkung zugeschrieben haben. Die berühmten Wasserfälle dieses Flusses fressen nämlich die Gesteinsbänke, über welche sie schäumend zur Tiefe stürzen, immer mehr aus. In Folge davon rücken sie selbst unter Bildung einer tiefen, steilwandigen Schlucht jedes Jahr weiter gegen den Ontariosee zurück. Aus langjähriger Beobachtung hat man die mittlere Schnelligkeit dieses Zurückweichens abgeleitet und mit deren Hilfe die Zeit bestimmt, welche der Niagara gebraucht, um die 1200 m lange Schlucht auszutiefen, durch welche er heute unterhalb der Fälle bis Queenstown fließt. Diese Zeit beträgt Lyell zufolge, dem die übrigen Autoren gefolgt sind, 36 000 oder „wahrscheinlicher mehr" Jahre. Aus dem Vorkommen gewisser Muscheln in den obersten Schichten auf beiden Seiten der Schlucht schließt man dann weiter, daß die ganze Austiefung der Schlucht der „Jetztzeit" angehöre, also in die Zeit nach dem Auftreten des Menschen auf der Erde falle. — Schade, daß auch hier das Grundprincip Lyells, auf dem seine Messung fußt, durch die Thatsachen selbst widerlegt wird. Er geht nämlich davon aus, daß der Niagara auch in allen früheren Zeiten in derselben Weise wie heute sein Zerstörungswerk verrichtet habe, weil ein Grund zur Annahme einer veränderten Arbeitsweise nicht vorliege. Aus den Angaben Kjerulfs ist nun aber zunächst ersichtlich, daß auch heute die Austiefung in verschiedenen Zeiten mit sehr verschiedener Schnelligkeit voranschreite und die grundgelegten Mittelwerthe von Lyells Berechnung kein Zutrauen verdienen. Wenn man aber auch deren Richtigkeit unangefochten gelten lassen will, so können sie doch nichts beweisen, weil durch greifbare Argumente, durch Moränenreste, Terrassen und Strandlinien unwiderlegbar sich darthun läßt, daß die Niagara-Arbeit früher aus einem andern Grunde um Vieles schneller ausgeführt worden ist. Das Niveau der Seen, aus denen seine Wasser kommen, stand beträchtlich höher, der Niagara hatte deßhalb eine vollere Wassermasse, die Erosionskraft wurde hierdurch sehr verschärft, die Arbeit ging rascher vor sich und die Zeit ward kürzer. Aber damit nicht genug. Selbst dieselbe Kraft, welche gegenwär-

tig im Niagara thätig ist, wirkte früher mehr als doppelt so rasch. Denn dieselbe Masse thätigen Wassers muß in einer engen Rinne kräftiger arbeiten, als in einer weiten. Nun läßt sich aber beweisen, daß die Breite der Rinne dort, wo die Kraft jetzt thätig ist, 2900 Fuß beträgt, die Breite der Rinne dagegen, wo die Kraft früher arbeitete, nur zwischen 800 und 1200 Fuß schwankte.

Obige Auseinandersetzungen zeigen in eclatanter Weise wieder einmal den verschiedenen Werth der Thatsachen. „Thatsachen beweisen" nur dann, wenn sie selbst wahr, wenn sie richtig, voll und allseitig erkannt und gewürdigt werden. Wenn sie aber halb, ungenau und unrichtig erfaßt, einseitig gedeutet und zum Träger subjectiver, vorgefaßter Meinungen gemacht werden, bieten sie leider eine gefährliche Handhabe zur Bekräftigung des Irrthums, besonders Laien gegenüber. Lyell, der sich rühmt, die halbe Welt besucht und sich durch eigene Anschauung von den Verhältnissen überzeugt zu haben, hat schon vor 50 Jahren auf Grund von Thatsachen obige Chronometer in die Geologie eingeführt. Ohne Zweifel werden sie trotz ihrer Beleuchtung durch Kjerulf auch noch ferner in populären Tendenzwerken für das hohe Alter des Menschen Zeugniß ablegen müssen. Denn viele von Denen, die mit der modernen Wissenschaft brüsten, sind der göttlichen Offenbarung feind, und weil die lange Dauer der früheren Epochen unseres Planeten der Schrift nicht widerspricht, suchen sie zum Wenigsten das Alter der letzten Periode und des Menschengeschlechtes so heraufzuschrauben, daß sie einen Widerspruch mit der Bibel herausklauben.

Berichtigung.

S. 437, Z. 8: „ihr" statt „ihm".

S. 438, Z. 21: „14." statt „15."

S. 439, Z. 20, und S. 445, Z. 3 v. u.: „Johann Busch" statt „Hermann Busch".



